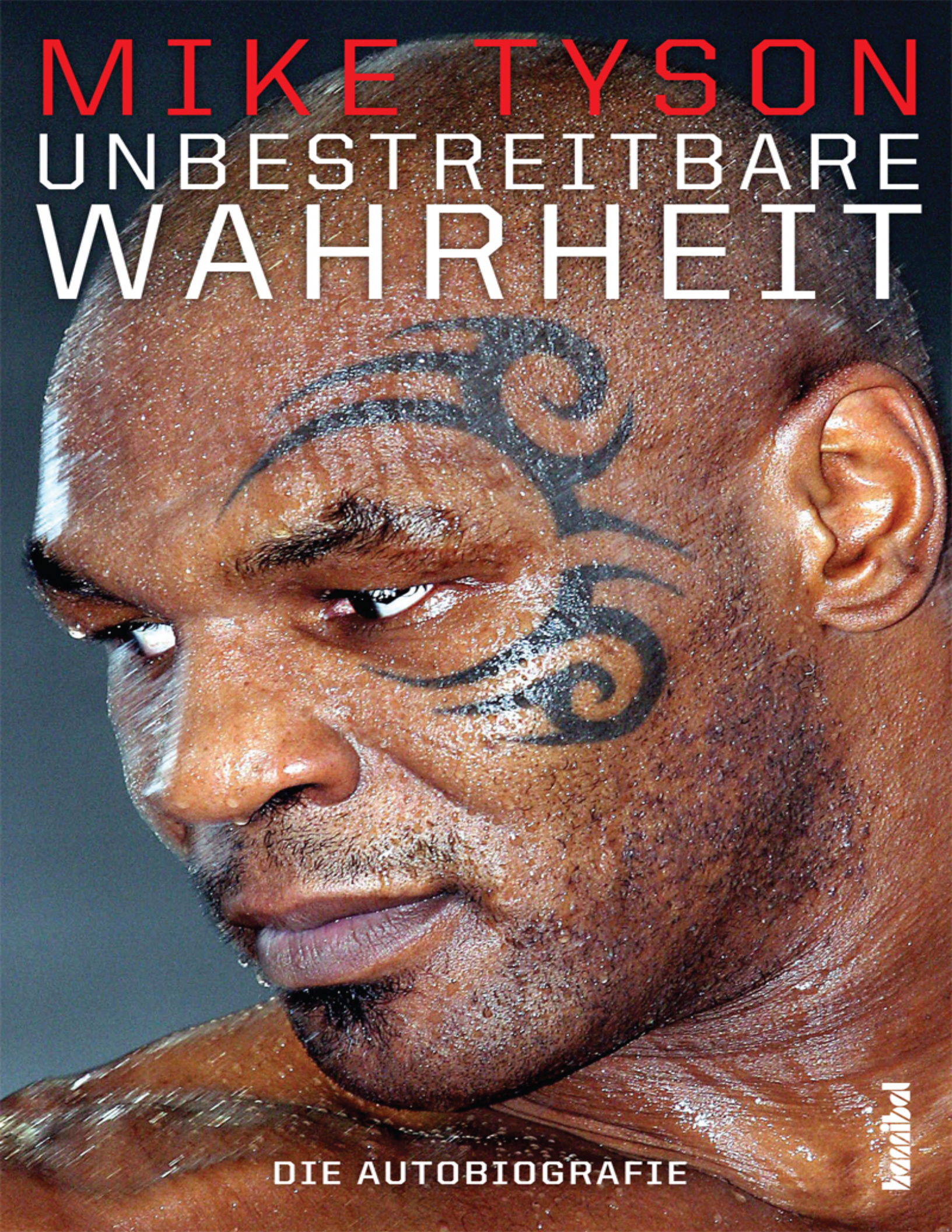
MIKE TYSON

UNBESTREITBARE WAHRHEIT



DIE AUTOBIOGRAFIE

Knaur

MIKE TYSON

UNBESTREITBARE WAHRHEIT
DIE AUTOBIOGRAFIE

MIT LARRY SLOMAN

Aus dem Englischen übersetzt von
Michael Bayer, Karlheinz Dürr,
Antoinette Gittinger und Enrico Heinemann

hannibal

www.hannibal-verlag.de

Impressum

Die Autoren: Mike Tyson mit Larry Sloman
Deutsche Erstausgabe 2014

Titel der Originalausgabe:
„Undisputed Truth“
©2013 by Tyrannic Literary Company LLC
ISBN 978-0-399-16128-5 (hardback) by Blue Rider Press, an imprint of Penguin Group (USA) LLC, 375 Hudson Street, New York, New York 10014

Coverdesign: www.bw-works.com/www.buchsatz.com
Coverabbildung: Karen Bleier/AFP/picturedesk.com
Layout und Satz: Thomas Auer, www.buchsatz.com
Übersetzung: Michael Bayer, Karlheinz Dürr, Antoinette Gittinger, Enrico Heinemann
Lektorat: Hollow Skai
Korrektorat: Dr. Matthias Auer

© by Hannibal

Hannibal Verlag, ein Imprint der KOCH International GmbH, A-6604 Höfen
www.hannibal-verlag.de
ISBN 978-3-85445-442-7
Auch als Hardcover erhältlich mit der ISBN 978-3-85445-441-0

Hinweis für den Leser:
Kein Teil dieses Buchs darf in irgendeiner Form (Druck, Fotokopie, digitale Kopie oder einem anderen Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlags reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet werden. Der Autor hat sich mit größter Sorgfalt darum bemüht, nur zutreffende Informationen in dieses Buch aufzunehmen. Es kann jedoch keinerlei Gewähr dafür übernommen werden, dass die Informationen in diesem Buch vollständig, wirksam und zutreffend sind. Der Verlag und der Autor übernehmen weder die Garantie noch die juristische Verantwortung oder irgendeine Haftung für Schäden jeglicher Art, die durch den Gebrauch von in diesem Buch enthaltenen Informationen verursacht werden können. Alle durch dieses Buch berührten

Urheberrechte, sonstigen Schutzrechte und in diesem Buch erwähnten oder in Bezug genommenen Rechte hinsichtlich Eigennamen oder der Bezeichnung von Produkten und handelnden Personen stehen deren jeweiligen Inhabern zu.

Inhalt

Widmung

Prolog

Kapitel 1

Kapitel 2

Kapitel 3

Kapitel 4

Kapitel 5

Kapitel 6

Kapitel 7

Bildstrecke 1

Kapitel 8

Kapitel 9

Kapitel 10

Kapitel 11

Kapitel 12

Kapitel 13

Bildstrecke 2

Kapitel 14

Kapitel 15

Kapitel 16

Epilog

Und noch ein Nachwort

Danksagung

Bildnachweise

Über die Autoren

Das könnte Sie interessieren

Widmung

Ich widme dieses Buch allen von der Gesellschaft Ausgestoßenen, jedem, der jemals ausgegrenzt, an den Rand gedrängt, ruhiggestellt, in den Schmutz getreten und fälschlicherweise angeklagt wurde und niemals Liebe erfahren durfte.

Prolog

Die sechs Wochen zwischen meiner Verurteilung wegen Vergewaltigung und der Verkündung des Strafmaßes verbrachte ich hauptsächlich damit, dass ich herumreiste und mich von meinen diversen Freundinnen sehr romantisch verabschiedete. Und wenn ich nicht mit ihnen zu Gange war, hatte ich alle Hände voll zu tun, all die Frauen abzuwehren, die mich anbaggerten: „Also ich werde bestimmt nicht sagen, dass du mich vergewaltigt hast. Du kannst mit mir kommen und uns filmen.“ Später begriff ich, dass sie mir damit vermitteln wollten: „Wir wissen, dass du es nicht getan hast.“ Aber ich fasste es nicht so auf und wies sie rüde zurück. Sie versuchten mich etwas aufzumuntern, ich wehrte sie jedoch ab, aus Schmerz. Ich war einfach ein ungehobelter, durchgeknallter, verbitterter Kerl, der noch viel an sich arbeiten musste.

Aber mein Ärger war zum Teil verständlich. Ich war ein junger Mann von 25 Jahren, den für ein Verbrechen, das er nicht begangen hatte, 60 Jahre Knast erwarteten. Lassen Sie mich hier wiederholen, was ich vor dem Voruntersuchungsgericht, während des Prozesses, bei meiner Urteilsverkündung, meiner Straferlass-Anhörung und nach der Entlassung aus dem Gefängnis sagte, und was ich weiterhin sagen werde, bis man mich unter die Erde bringt: „Ich habe Desiree Washington nicht vergewaltigt.“ Sie weiß es, Gott weiß es, und sie muss für den Rest ihrer Tage mit den Folgen ihrer Falschaussage leben.

Mein Promoter Don King versicherte mir immer wieder, dass man die Anschuldigungen fallenlassen werde. Er erklärte mir, er arbeite hinter den Kulissen, damit dieser Fall abgeschlossen werde. Außerdem habe er Vince Fuller engagiert, den besten Anwalt, den man zu einem Honorar von einer Million Dollar bekommen könne. Vince war zufällig Dons Steueranwalt. Und Don schuldete ihm wahrscheinlich Geld. Aber ich wusste von Anfang an, dass ich keine Gerechtigkeit erfahren würde. Mein Fall wurde nicht in New York oder Los Angeles verhandelt, sondern in Indianapolis, Indiana,

historisch gesehen eine der Hochburgen des Ku-Klux-Klan. Meine Richterin, Patricia Gifford, war eine ehemalige Anklägerin im Bereich Sexualverbrechen und bekannt als „The Hanging Judge“, die Scharfrichterin. Ich war von einer Jury aus „Peers“, nämlich ihresgleichen, für schuldig befunden worden, unter denen sich nur zwei Schwarze befanden. Ein anderes schwarzes Jurymitglied war nach einem Feuerausbruch in dem Hotel, in dem die Jury untergebracht war, von der Richterin freigestellt worden – wegen seiner „mentalen Verfassung“, die darin bestand, dass ihm das Essen, das ihm serviert wurde, nicht schmeckte.

In meiner Welt gab es keine Peers. Ich war der jüngste Schwergewichts-Weltmeister in der Geschichte des Boxens. Ich war ein Titan, die Reinkarnation Alexanders des Großen. Ich war impulsiv, meine Abwehr war unüberwindbar, und ich war unbezähmbar. Es ist erstaunlich, wie ein geringes Selbstbewusstsein und ein riesiges Ego dich zu dem Trugschluss verleiten können, der Größte zu sein. Aber jetzt musste dieser Gott unter den Sterblichen seinen schwarzen Arsch erneut ins Gericht bewegen, um die Verkündung des Strafmaßes anzuhören.

Ich hoffte immer noch auf das Eingreifen der Götter. Calvin, ein guter Freund aus Chicago, erzählte mir von einer Frau, die Voodoo beherrsche und einen Zauber aussprechen könne, um mir damit das Gefängnis zu ersparen.

„Du pisst in einen Krug, legst fünf Hundertdollarscheine hinein, stellst den Krug drei Tage lang unters Bett und bringst ihn ihr dann, und sie wird darüber für dich beten“, erklärte mir Calvin.

„Und die Hellseherin nimmt dann die vollgepissten Hunderter aus dem Krug, spült sie ab und geht damit shoppen. Würde es dir etwas ausmachen, wenn dir jemand einen Hundertdollarschein schenken würde, auf den er gepisst hat?“, fragte ich Calvin. Ich war dafür bekannt, mit Geld um mich zu werfen, aber das ging sogar mir zu weit.

Dann versuchten ein paar Freunde, mich mit einem Voodoo-Priester bekanntzumachen, brachten aber einen Typen mit, der einen Anzug trug. Er sah nicht einmal wie ein Voodoo-Typ aus einem Drugstore aus. Dieser

Arsch hätte abgerissen aussehen müssen oder ein Dashiki, ein westafrikanisches Gewand für Männer, tragen sollen. Ich wusste, an der Sache war nichts dran. Der Kerl hatte nicht einmal eine Zeremonie geplant. Er schrieb lediglich irgendeinen Unsinn auf einen Zettel und versuchte, mir irgendeinen Mist zu verkaufen, worauf ich aber nicht reinfiel. Ich sollte in einem seltsamen Öl baden, beten und ein Spezialwasser trinken. Aber ich zog den verdammten Hennessy vor und wollte ihn nicht mit Wasser verdünnen.

Ich war auch bereit, einen Santería-Priester irgendeinen Zaubertrick machen zu lassen. Eines Abends gingen wir mit einer Taube und einem Ei zum Gerichtsgebäude. Als der Vogel freigelassen wurde, ließ ich das Ei fallen und brüllte: „Wir sind frei!“ Ein paar Tage später zog ich meinen grauen Nadelstreifenanzug an und begab mich zum Gericht.

Nach der Urteilsverkündung verfassten meine Verteidiger ein Vorverurteilungs-Memorandum. Es war ein beeindruckendes Dokument. Dr. Jerome Miller, der Leiter des Augustus Institute in Virginia und einer der führenden Experten des Landes für erwachsene Sexualtäter, hatte mich untersucht und war zu dem Schluss gekommen, dass ich „ein sensibler und bedächtiger junger Mann sei, dessen Probleme nicht pathologischer Art seien, sondern eher das Ergebnis von Entwicklungsdefiziten.“ Er war davon überzeugt, dass meine Langzeitprognose bei regelmäßiger Psychotherapie recht gut sein würde. Und er kam zu dem Schluss: „Eine Freiheitsstrafe wird den Prozess nur weiter hinausschieben, ihn vermutlich behindern. Ich würde dringend empfehlen, dass weitere Optionen, die eine abschreckende Wirkung haben, aber zugleich auch eine Therapie ins Auge fassen, in Erwägung gezogen werden.“ Natürlich nahmen die Bewährungshelfer diesen letzten Absatz nicht mit in ihre Unterlagen auf. Dafür waren sie eifrig darauf bedacht, die Meinung des Staatsanwalts zu notieren: „Eine Beurteilung dieses Vergehens und des Straftäters lässt den Chefermittler dieses Falls, einen erfahrenen Kriminalbeamten für Sexualverbrechen, folgern, dass der Angeklagte wohl auch in Zukunft ein ähnliches Verbrechen begehen könnte.“

Meine Anwälte bereiteten einen Anhang vor, der 48 Zeugenaussagen über meinen Charakter enthielt, und zwar von so unterschiedlichen Leuten wie dem Rektor meiner Highschool, meinem Sozialarbeiter in Upstate New York, Sugar Ray Robinsons Witwe, meiner Adoptivmutter Camille, meinem Box-Hypnotherapeuten und sechs meiner Freundinnen (und ihrer Mütter), die alle rührende Berichte schrieben, in denen sie schilderten, dass ich mich ihnen gegenüber als perfekter Gentleman verhalten hätte. Eine meiner ersten Freundinnen aus Catskill schrieb dem Richter sogar: „Ich wartete drei Jahre, bevor ich Sex mit Mr. Tyson hatte. Kein einziges Mal hat er mich zu etwas gezwungen. Deshalb liebe ich ihn, denn er liebt und respektiert die Frauen."

Aber natürlich wäre Don nicht Don gewesen, wenn er nicht wieder einmal alles übertrieben hätte. King veranlasste Reverend William F. Crockett, den Imperial First Ceremonial Master of the Ancient Egyptian Arabic Order Nobles Mystic Shrine of North and South America, einen Brief für mich zu verfassen. Der Reverend schrieb: „Ich flehe Sie an, ihm das Gefängnis zu ersparen. Auch wenn ich seit dem Prozess nicht mehr mit Mike gesprochen habe, weiß ich aus sicherer Quelle, dass er keine Obszönitäten mehr von sich gibt, täglich die Bibel liest, betet und trainiert." Natürlich war das alles Schwachsinn. Er kannte mich nicht einmal.

Don schrieb dem Richter einen persönlichen herzzerreißenden Brief. Man hätte denken können, dass ich eine Krebsbehandlung hinter mir, einen Friedensplan für den Mittleren Osten entworfen und sechs Kätzchen gesund gepflegt hatte. Er erwähnte meine Arbeit bei der Make-A-Wish-Foundation, wo ich kranke Kinder besucht hatte. Er informierte Richterin Gifford, dass wir jedes Mal an Thanksgiving 40.000 Truthähne an Arme verschenkten. Er schilderte zudem unsere Treffen mit Simon Wiesenthal, die solch tiefen Eindruck bei mir hinterlassen hätten, dass ich eine große Summe Geld gespendet habe, um seiner Organisation zu helfen, Nazi-Kriegsverbrecher zu jagen. Vermutlich hatte Don vergessen, dass der Klan die Juden genauso hasste wie die Schwarzen.

Don erging sich auf acht Seiten mit beredten Lobhudeleien über mich. „Es ist für einen Menschen seines Alters höchst ungewöhnlich, sich Gedanken um seine Mitmenschen zu machen, so viel Engagement und Hingabe zu zeigen. Das sind gottähnliche Eigenschaften, edle Qualitäten der Liebe, des Gebens und der Selbstlosigkeit. Er ist ein Kind Gottes, einer der liebenswürdigsten, sensibelsten, fürsorglichsten, liebevollsten und verständnisvollsten Menschen, die ich in meiner 20-jährigen Erfahrung mit Boxern je kennengelernt habe.“ Mist, Don hätte anstelle meines Anwalts das Schlussplädoyer halten sollen. Aber John Solberg, Dons PR-Mann, brachte die Sache auf den Punkt, als er Richterin Gifford schrieb: „Mike Tyson ist kein Mistkerl.“

Vielleicht war ich kein Mistkerl, aber auf alle Fälle ein arrogantes Arschloch. Während des Prozesses führte ich mich im Gerichtssaal so arrogant auf, dass man mir nie und nimmer eine Chance geben würde. Selbst im Augenblick meiner tiefsten Niederlage war ich kein demütiger Mensch. All das, was man über mich in dem Bericht geschrieben hatte, dass ich Geld und Truthähne verschenke, mich um Menschen kümmere, mich um die Schwachen und Kranken sorge, tat ich, weil ich ein demütiger Mensch sein wollte, aber nicht, weil ich es war. Ich wünschte mir so verzweifelt, demütig zu sein, aber ich besaß keinen Funken Demut.

Ausgerüstet mit all den Aussagen über meinen Charakter, erschienen wir am 26. März 1992 im Gerichtssaal vor Richterin Patricia Gifford zur Verkündung des Strafmaßes. Zeugen waren erlaubt, und Vince Fuller eröffnete den Prozess, indem er Lloyd Bridges, den geschäftsführenden Direktor des Riverside Residential Center in Indianapolis in den Zeugenstand rief. Meine Anwälte argumentierten, dass ich nicht ins Gefängnis wandern, sondern meine Strafe ausgesetzt werden sollte, und ich während meiner Bewährung in einem Rehabilitationszentrum untergebracht werden solle, wo ich meine Therapie mit gemeinnütziger Arbeit verbinden könne. Bridges, ein Geistlicher, leitete gerade ein solches Programm und bezeugte, dass ich sicherlich ein erstklassiger Kandidat für seine Einrichtung sei.

Aber die stellvertretende Staatsanwältin brachte Bridges dazu, einzugestehen, dass vor Kurzem vier Fluchtversuche aus seiner Einrichtung stattgefunden hatten. Und als er auch noch zugab, dass er mich in meinem Haus in Ohio interviewt habe und wir sein Flugticket bezahlt hätten, war die Sache gegessen. Es ging jetzt nur noch darum, wie viele Jahre mir die Scharfrichterin aufbrummen würde.

Fuller trat in den Zeugenstand. Es wurde Zeit, dass er seine Million-Dollar-Magie ins Spiel brachte. Stattdessen verzapfte er seinen üblichen Mist. „Man hat Tyson jede Menge angedichtet. Die Presse hat ihn verleumdet. Es vergeht kein Tag, an dem sie nicht auf seinen Schwächen herumhackt. Das ist nicht der Tyson, den ich kenne. Der Tyson, den ich kenne, ist ein empfindsamer, bedächtiger und verantwortungsbewusster Mann. Vielleicht wirkt er im Ring Angst einflößend, aber das ist sofort vorbei, wenn er ihn verlässt.“ Nun, das reichte bei Weitem nicht an Don Kings Übertreibungen heran, aber es war nicht übel. Fuller hatte mich während des gesamten Prozesses als wildes Tier und unausstehlichen Menschen geschildert, der nur auf sexuelle Befriedigung aus sei.

Dann wechselte Fuller das Thema, kam auf meine von Armut geprägte Kindheit und meine Adoption durch den legendären Boxtrainer Cus D’Amato zu sprechen.

„Aber das Ganze entbehrt nicht einer gewissen Tragik“, intonierte er. „D’Amato hatte nichts anderes als das Boxen im Sinn. Tyson, der Mensch, war für Cus D’Amato zweitrangig, weil er in erster Linie seine Boxqualitäten nutzen wollte.“ Camille, Cus’ langjährige Gefährtin, war außer sich. Es war, als beflecke Fuller Cus’ Andenken und pisse auf das Grab meines Mentors. Doch Fuller war nicht zu bremsen, redete immer weiter, redete an diesem Tag genauso zusammenhanglos wie während der gesamten Verhandlung.

Nun war ich an der Reihe, mich an das Gericht zu wenden. Ich erhob mich und trat hinter das Podium. Ich war wirklich nicht gut vorbereitet, hatte nicht einmal irgendwelche Notizen dabei. Aber ich hielt das Papier des verdammten Voodoo-Typen in der Hand. Und ich wusste auf jeden Fall

eins: Ich würde mich für das, was sich in jener Nacht in meinem Hotelzimmer abgespielt hatte, nicht entschuldigen. Ich entschuldigte mich bei der Presse, dem Gericht und den anderen Kandidatinnen des Schönheitswettbewerbs Miss Black America, bei dem ich Desiree kennengelernt hatte, aber nicht für mein Handeln in meinem Hotelzimmer.

„Mein Verhalten war unmöglich, das will ich nicht abstreiten, aber ich habe niemanden vergewaltigt. Ich habe nicht einmal versucht, jemanden zu vergewaltigen. Tut mir leid.“ Dann konzentrierte ich mich wieder auf Greg Garrison, den Ankläger oder in meinem Fall Verfolger.

„Ich habe kein Privatleben mehr. Man hat mir wehgetan. Es war alles ein einziger großer Traum. Ich stehe nicht hier, um Sie um Gnade anzuflehen, Ma’am. Ich rechne mit dem Schlimmsten. Ich bin gekreuzigt worden. Ich bin weltweit gedemütigt worden, wurde gesellschaftlich diffamiert. Aber ich bin dankbar für jegliche Unterstützung, die mir zuteilwurde. Ich bin bereit für alles, was Sie mir auferlegen.“

Ich lehnte mich hinter dem Anwaltstisch in meinem Stuhl zurück, und die Richterin stellte mir ein paar Fragen dazu, ob ich mich als Vorbild für Kinder sehe. „Man hat mir nie beigebracht, wie ich mit meiner Popularität umgehen soll, ich erkläre den Kids nicht, dass es gut ist, Mike Tyson zu sein. Die Eltern geben bessere Vorbilder ab.“

Jetzt war die Staatsanwaltschaft an der Reihe. Statt des Rednecks Greg Garrison, der während der Verhandlung gegen mich gewettert hatte, trat jetzt sein Vorgesetzter Jeffrey Modisett, der Ankläger von Marion County, auf. Zehn Minuten lang erging er sich darin, dass Männer mit Geld und Ruhm keine Sonderprivilegien genießen sollten. Dann las er aus einem Brief von Desiree Washington vor: „In den frühen Morgenstunden des 19. Juli 1991 erfolgte ein Übergriff auf meinen Körper und meinen Geist. Ich war körperlich so geschwächt, dass mein Innerstes in Stücke brach. Das, was mich 18 Jahre lang ausmachte, ist jetzt kalt und leer. Ich weiß nicht, wie meine Zukunft aussehen wird. Ich weiß nur eins: Jeder Tag seit meiner Vergewaltigung war ein Kampf, wieder Vertrauen zu gewinnen, mein Lächeln wiederzufinden und die Desiree Lynn Washington zu finden, die

mir und den Menschen, die mich lieben, am 19. Juli 1991 genommen wurde. Wenn ich mich über die Schmerzen ärgerte, die mein Angreifer mir verursacht hatte, verlieh Gott mir die Weisheit, zu erkennen, dass er psychisch krank ist. Obwohl mir oft die Tränen kommen, wenn ich im Spiegel den Schmerz in meinen Augen sehe, bin ich dennoch in der Lage, Mitleid mit meinem Vergewaltiger zu haben. Es war und ist nach wie vor mein Wunsch, dass er geheilt wird."

Modisett legte den Brief beiseite. „Vom Tag seiner Verurteilung bis heute hat Tyson es immer noch nicht kapiert. Die Welt verfolgt jetzt, ob es Gerechtigkeit gibt. Es liegt in seiner Verantwortung, sein Problem einzugestehen. Dieser kranke Mann benötigt Heilung. Mike Tyson, der Vergewaltiger, darf nicht mehr frei herumlaufen." Und dann empfahl er mir zu meiner Heilung eine acht- bis zehnjährige Gefängnisstrafe.

Dann wurde Jim Voyles das Wort erteilt, um für mich zu sprechen. Voyles war der Anwalt, den Fuller als zusätzlichen Verteidiger engagiert hatte. Er war ein großartiger Kerl, mitfühlend, klug und amüsant. Er war der einzige meiner Anwälte, zu dem ich eine Beziehung herstellte. Außerdem war er ein Freund von Richterin Gifford und ein bodenständiger Kerl, der Verbindungen zur Jury von Indianapolis hatte. „Engagieren wir ihn", erklärte ich Don zu Beginn meines Prozesses. Voyles hätte bestimmt einiges für mich herausgeholt. Aber Don und Fuller hielten ihn zum Narren. Sie ließen ihm keinerlei Handlungsfreiheit, machten ihn mundtot. Auch Jim war enttäuscht. Einem Freund gegenüber beschrieb er seine Rolle so: „Ich bin einer der weltweit bestbezahlten Bleistiftträger." Doch jetzt konnte er endlich sein Plädoyer vor Gericht halten. Er plädierte leidenschaftlich für eine Wiedereingliederung in die Gesellschaft statt einer Gefängnisstrafe, stieß aber auf taube Ohren. Richterin Gifford war bereit, ihr Urteil zu fällen.

Sie machte mir zunächst Komplimente für meine gemeinnützige Arbeit, meinen Umgang mit Kindern und meine Bereitschaft, mein „Vermögen" zu „teilen". Doch dann erging sie sich in einer Tirade über „Vergewaltigung während eines Dates" und betonte, dass sie diesen Begriff hasste: „So wie er gebraucht wird, scheint er zu implizieren, dass es in Ordnung ist zu tun,

was man will, wenn man eine Frau kennt oder sich mit ihr trifft. Allerdings definiert das Gesetz klar, was eine Vergewaltigung ist. Es erwähnt nie etwas darüber, ob der Angeklagte oder das Opfer in Beziehung zueinander stehen. Auch wenn die Vergewaltigung während eines Dates stattfindet, ändert dies nichts an der Tatsache, dass es sich um eine Vergewaltigung handelt."

Meine Gedanken schweiften ab. Das hatte wirklich nichts mit mir zu tun. Wir hatten kein Date gehabt, sondern uns zu einem One-Night-Stand mit Hindernissen getroffen, wie der Comedian Bill Bellamy sagen würde. Das war's. Dann wandte ich meine Aufmerksamkeit wieder der Richterin zu.

„Aufgrund seiner Einstellung besteht die Gefahr, dass er es wieder tut", sagte die Richterin klar und deutlich und starrte mich an. „Sie haben keine Vorstrafen und sind mit vielen Talenten ausgestattet. Aber Sie sind gestrauchelt." Dann schwieg sie.

„In Anklagepunkt 1 verurteile ich Sie zu zehn Jahren", sagte sie. „Verdammte Hexe", murmelte ich vor mich hin und fühlte mich wie benommen. Das war der Vergewaltigungspunkt. Verdammt, vielleicht hätte ich das spezielle Voodoo-Wasser trinken sollen, dachte ich.

„In Anklagepunkt 2 verurteile ich Sie zu zehn Jahren." Don King und meine Freunde im Gerichtssaal rangen lautstark um Luft. Dieser Anklagepunkt war für die Benutzung meiner Finger. Fünf Jahre für jeden Finger.

„In Anklagepunkt 3 verurteile ich Sie zu zehn Jahren." Das war für den Einsatz meiner Zunge. Zwanzig Minuten lang. Vermutlich war das ein Weltrekord im Rahmen einer Vergewaltigung.

„Die Strafen können gleichzeitig verbüßt werden", fuhr sie fort. „Außerdem belege ich Sie mit der Höchststrafe von 30.000 Dollar. Ich erlasse vier von diesen Jahren und setze vier Jahre auf Bewährung aus. In dieser Zeit unterziehen Sie sich einer psychoanalytischen Behandlung bei Dr. Jerome Miller und verrichten 100 Stunden gemeinnützige Arbeit im Bereich Jugendkriminalität."

Fuller sprang jetzt hoch und plädierte dafür, dass ich gegen Kaution frei gelassen werde, während Alan Dershowitz, der berühmte Verteidiger, meine

Berufung vorbereitete. Dershowitz befand sich im Gerichtssaal und verfolgte die Verkündung des Strafmaßes. Nachdem Fuller sein Plädoyer beendet hatte, trat Garrison, der ungehobelte Cowboy, auf den Plan. Viele behaupteten später, ich sei das Opfer von Rassismus gewesen. Aber ich glaube, Typen wie Modisett und Garrison taten eher so zum Schein. Letztlich kümmerte sie das Ergebnis der Verhandlung wenig; sie waren einfach scharf darauf, ihre Namen in den Schlagzeilen wiederzufinden. Garrison spielte sich auf und behauptete, ich sei ein „schuldiger, brutaler Vergewaltiger, der vermutlich zum Wiederholungstäter werden wird. Wenn man den Angeklagten nicht hinter Gitter bringt, spielt man die Schwere des Verbrechens herunter, wertet die Vollstreckung von Gesetzen ab, gefährdet andere Unschuldige und ermöglicht es einem Schuldigen, seinen Lebensstil fortzusetzen.“

Die Richterin pflichtete ihm bei. Keine Kaution. Was bedeutete, dass ich auf direktem Weg ins Gefängnis wandern würde. Sie wollte gerade den Hammer nehmen, um die Sitzung zu beenden, als plötzlich Unruhe im Saal entstand. Dershowitz war aufgesprungen, hatte sich seinen Aktenkoffer geschnappt und war aus dem Gerichtssaal geeilt, wobei er murmelte: „Ich werde dafür sorgen, dass Gerechtigkeit geschieht.“ Einen Moment lang herrschte Verwirrung, aber dann ließ die Richterin den Hammer auf den Tisch fallen. Die Verhandlung war vorbei. Der County Sheriff kam auf mich zu, um mich in Gewahrsam zu nehmen. Ich erhob mich, nahm meine Armbanduhr ab, löste meinen Gürtel und reichte alles, zusammen mit meiner Aktentasche, Fuller. Zwei Freundinnen von mir, die in der ersten Zuschauerreihe saßen, weinten hemmungslos. „Mike, wir lieben dich“, schluchzten sie. Camille stand auf und kam auf mich zu. Wir umarmten uns zum Abschied. Dann führte der Sheriff Jim Voyles und mich durch die Hintertür aus dem Gerichtssaal.

Man brachte mich nach unten, durchsuchte mich und nahm meine Fingerabdrücke. Vor dem Gerichtssaal wartete ein Mob von Reportern und umringte das Auto, das mich zum Gefängnis bringen sollte.

„Wenn wir aufbrechen, achte darauf, dass dein Mantel deine Handschellen bedeckt“, riet mir Voyles. Meinte er das wirklich ernst? Langsam wich die Benommenheit, und Wut wallte in mir auf. Sollte ich mich schämen, mit Handschellen gesehen zu werden? Die sind mein Ehrenabzeichen. Wenn ich die Handschellen verberge, bin ich ein Schwächling. Jim glaubte, wenn ich meine Handschellen verbarg, würde ich keine Scham empfinden, aber genau das hätte mich mit Scham erfüllt. Man musste mich damit sehen. Scheiß drauf, es sollte ruhig jeder sehen, dass ich welche umhatte. Ich würde jetzt auf eine Schule für Krieger gehen.

Wir verließen das Gerichtsgebäude und bahnten uns den Weg zum Polizeiauto. Stolz hielt ich meine Handschellen hoch. Und ich grinste, als wollte ich sagen: „Glaubt ihr diesen Scheiß wirklich?“ Dieses Bild von mir war dann überall auf der Welt auf den Titelseiten zu sehen. Ich stieg in das Polizeiauto, und Jim quetschte sich neben mich auf den Rücksitz.

„Nun, mein Junge, jetzt sind nur noch wir beide übrig“, scherzte ich.

Man fuhr mich in das „Diagnostic Center“, wo festgelegt wurde, in welche Art von Gefängnis ich gesteckt würde. Ich musste mich nackt ausziehen, vorbeugen und einer Leibesvisitation unterziehen. Dann gab man mir einen pyjamaähnlichen Anzug und ein paar Slipper und chauffierte mich zum Indiana Youth Center in Plainfield, einem Gefängnis für Straftäter der Stufe zwei und drei. Als ich am Ziel angelangt war, kochte ich vor Wut. Ich würde diesen Mistkerlen zeigen, wie man sich im Gefängnis verhielt. Auf meine Art. Es ist seltsam, aber ich erkannte erst spät, dass diese kleine weiße Richterin, die mich ins Gefängnis steckte, mir vielleicht das Leben gerettet hat.

Wir lagen mit den Puma Boys im Clinch. Ich lebte in Brownsville, Brooklyn, und diese Jungs stammten aus meiner Nachbarschaft. Damals hatte ich mich jedoch einer Gang der Rutland Road angeschlossen, den Cats aus dem nahe gelegenen Crown Heights, einer Bande von Typen aus der Karibik. Wir waren eine Bande von Einbrechern. Einige unserer Gangsterfreunde hatten einen heftigen Streit mit den Puma Boys, also begaben wir uns zum Park, um sie zu unterstützen. Gewöhnlich hatten wir mit Waffen nichts im Sinn, aber es ging um unsere Freunde, also stahlen wir ein paar, einen .357 Magnum Revolver und ein langes Gewehr mit Bajonett aus dem Ersten Weltkrieg. Wenn man einen Bruch machte, wusste man nie, was man vorfand.

Wir marschierten also ungeniert mit unseren Gewehren durch die Straßen, doch niemand hielt uns auf, kein einziger Bulle war unterwegs. Wir hatten nicht einmal einen Beutel, um das große Gewehr zu verstauen, also wechselten wir uns alle paar Blocks einfach mit dem Tragen ab.

„Da drüben rennt er ja“, rief mein Freund Haitian Ron. „Der Kerl mit den roten Pumas und dem roten Halseinsatz.“ Ron hatte den Typen, hinter dem wir her waren, erspäht. Als wir losrannten, teilte sich die riesige

Menschenmenge im Park wie das Rote Meer vor Moses. Das war sehr vernünftig, weil einer meiner Freunde das Feuer eröffnete. Als die Schüsse fielen, kam es zu einem Gedränge.

Als wir weitergingen, sah ich, dass einer der Puma Boys zwischen den auf der Straße geparkten Autos in Deckung gegangen war. Ich hatte das M1-Gewehr, schnellte herum und sah, wie der lange Kerl die Pistole direkt auf mich gerichtet hielt.

„Was zum Teufel machst du da?“, raunzte er mich an. Es war mein älterer Bruder Rodney. „Verpiss dich!“

Ich lief dann einfach aus dem Park und nach Hause. Ich war damals zehn Jahre alt.

★ ★ ★

Ich sage oft, ich sei das schwarze Schaf der Familie gewesen, aber wenn ich darüber nachdenke, war ich den größten Teil meiner Kindheit über sehr sanftmütig. Ich kam am 30. Juni 1966 im Cumberland Hospital im Fort Greene-Bezirk von Brooklyn, New York, zur Welt. Meine frühesten Erinnerungen drehen sich um Aufenthalte in der Klinik – ich hatte ständig Lungenprobleme. Einmal tauchte ich den Daumen in irgendeinen Rohrreiniger und steckte ihn dann in den Mund. Man brachte mich im Eiltempo in die Klinik. Weiter erinnere ich mich noch, wie mir meine Patentante ein Spielzeuggewehr schenkte, das ich aber sofort demolierte.

Über meine Familie weiß ich nicht sehr viel. Meine Mutter Lorna Mae war New Yorkerin, wurde aber in Virginia geboren. Mein Bruder ist mal dorthin gefahren, um sich die Gegend anzugucken, in der meine Mutter aufgewachsen ist, aber da gab es nichts außer Wohnwagensiedlungen. Ich bin also ein echter Trailer-Park-Nigga. Meine Großmutter Bertha und meine Großtante arbeiteten in den Dreißigern für eine Weiße, zu einer Zeit, in der die meisten Weißen keine Schwarzen mehr für sich arbeiten ließen. Bertha und ihre Schwester waren so dankbar, dass sie beide ihre Töchter Lorna

tauften – nach der weißen Lady. Mit dem Geld, das Bertha bei ihr verdiente, schickte sie ihre Kinder aufs College.

Das K.o.-Gen habe ich vermutlich von meiner Großmutter geerbt. Die Cousine meiner Mutter erzählte mir mal, dass der Mann in der Familie, für die sie arbeitete, seine Frau schlug, was Berta gar nicht gefallen habe. Und sie war eine kräftige Frau.

„Lassen Sie sie in Ruhe“, warnte sie ihn.

Er fasste es als Scherz auf, doch sie versetzte ihm einen Kinnhaken und beförderte ihn zu Boden. Als er Bertha am nächsten Tag sah, fragte er: „Wie geht es Ihnen, Miss Price?“ Und ab da vergriff er sich nie wieder an seiner Frau und wurde ein anderer Mensch.

Meine Mom war allgemein beliebt. Als ich geboren wurde, arbeitete sie als Gefängnisaufseherin im Women’s House of Detention in Manhattan, bereitete sich aber nebenher auf den Lehrerberuf vor. Sie war drei Jahre lang aufs College gegangen, bevor sie meinen Vater kennenlernte. Als er krank wurde, musste sie aber abgehen, um ihn pflegen zu können. Trotz ihrer guten Ausbildung besaß sie jedoch keinen guten Geschmack, was Männer betraf.

Über die Familie meines Vaters weiß ich sehr wenig. Im Grunde kannte ich ihn eigentlich gar nicht, das heißt den Mann, den man als meinen Vater ausgab. Auf meiner Geburtsurkunde stand, mein Vater sei Percel Tyson. Nur haben mein Bruder, meine Schwester und ich diesen Kerl nie gesehen. Uns allen wurde erklärt, unser biologischer Vater sei Jimmy „Curlee“ Kirkpatrick Jr. Doch er trat kaum in Erscheinung. Später hörte ich Gerüchte, Curlee sei ein Zuhälter und erpresse Frauen. Doch dann bezeichnete er sich plötzlich als Diakon der Kirche. Deswegen sage ich jedes Mal, wenn ich höre, dass sich jemand als Reverend bezeichnet, „Reverend Zuhälter“. Wenn man genau darüber nachdenkt, stellt man fest, dass diese religiösen Typen das Charisma eines Zuhälters haben. Sie könnten jeden in die Kirche locken und dazu bringen zu tun, was immer sie von ihm verlangen. Für mich sind sie also immer „Bischof Zuhälter“ oder „Reverend Ike, Zuhälter“.

Curlee besuchte uns immer dort, wo wir gerade wohnten. Er und meine Mutter sprachen nie miteinander, er drückte lediglich auf die Hupe, und wir gingen hinunter zu seinem Auto, stiegen in seinen Cadillac und dachten, wir machen einen Ausflug nach Coney Island oder zum Brighton Beach, doch er fuhr einfach ein paar Minuten mit uns durch die Gegend und brachte uns dann nach Hause zurück, steckte uns etwas Geld zu, verpasste meiner Schwester einen Kuss und schüttelte meinem Bruder und mir die Hand – und das war's. Vielleicht würde ich ihn ein anderes Mal wiedersehen.

Meine erste Wohngegend war Bedford-Stuyvesant in Brooklyn, damals ein anständiges Wohnviertel der Arbeiterklasse. Jeder kannte jeden. Es lief alles recht normal. Aber Ruhe gab es keine. Jeden Freitag und Samstag herrschte im Haus ein Tumult wie in Las Vegas. Meine Mom lud all ihre Freundinnen, von denen viele im horizontalen Gewerbe arbeiteten, zum Kartenspielen ein. Sie schickte dann ihren Freund Eddie los, Schnaps zu besorgen, und sie kippten den Alkohol nur so hinunter. Den Gewinn jedes vierten Spiels musste die Gewinnerin in den Topf werfen, und der gehörte Mom. Dann bereitete meine Mutter Hähnchenflügel zu. Mein Bruder erinnert sich, dass in unserem Haus außer den Nutten auch Gangster, Detektive, ja, die unterschiedlichsten Menschen verkehrten.

Wenn meine Mutter Geld hatte, verprasste sie es. Sie liebte Gesellschaft und lud immer ein paar Freundinnen und auch diverse Männer zu sich ein. Und alle ließen sich volllaufen bis zum Abwinken. Sie selbst rauchte kein Marihuana, aber alle ihre Freunde, die sie mit dem Stoff versorgte, taten es. Sie selbst rauchte lediglich Zigaretten. Die Freundinnen meiner Mutter waren Prostituierte oder zumindest Frauen, die für Geld mit Männern schliefen. Sie lieferten ihre Kids bei uns ab, wenn sie sich mit Männern trafen. Wenn sie ihre Kinder dann bei uns abholten, kam es vor, dass sie Blut auf der Kleidung hatten. Meine Mom half ihnen, sich zu säubern. Als ich eines Tages nach Hause kam, fand ich ein weißes Baby vor. „Was soll denn dieser Scheiß?", dachte ich. Aber so war mein Leben.

Mein Bruder Rodney war fünf Jahre älter als ich, sodass wir wenig gemeinsam hatten. Er ist ein seltsamer Kerl! Wir sind Schwarze aus dem

Ghetto, und er war wie ein Wissenschaftler, hatte jede Menge Teströhrchen und experimentierte ständig herum. Er besaß sogar eine Münzsammlung, nach dem Motto: „Wenn es die Weißen haben, steht es mir auch zu.“

Einmal ging er ins Chemielabor im Pratt Institute, einem College der Umgebung, und holte sich ein paar Chemikalien zum Experimentieren. Als er ein paar Tage später außer Haus war, schlich ich in sein Zimmer und füllte seine Teströhrchen mit Wasser. Das gesamte Fenster zum Hinterhof flog in die Luft. Daraufhin musste er ein Schloss an seiner Tür anbringen lassen.

Ich hatte viel Streit mit ihm, aber es war die typische Geschichte zwischen einem älteren und einem jüngeren Bruder. Doch eines Tages verwundete ich ihn mit einem Rasiermesser. Er hatte mich wegen irgendwas verprügelt und war dann schlafen gegangen. Zusammen mit meiner Schwester Denise sah ich mir im Fernsehen immer eine dieser Arztserien an. Gerade wurde eine Operation gezeigt. „Das könnten wir nachmachen, und Rodney könnte der Patient sein. Ich bin der Arzt und du die Krankenschwester“, erklärte ich meiner Schwester. Also rollten wir seinen linken Ärmel hoch und los ging’s. „Skalpell“, befahl ich, und meine Schwester reichte mir ein Rasiermesser. Ich machte einen kleinen Schnitt, und er fing an zu bluten. „Schwester, wir brauchen Alkohol“, sagte ich. Sie reichte ihn mir, und ich träufelte ihn auf seine Wunde. Er wachte brüllend auf und jagte uns durchs Haus. Ich versteckte mich hinter meiner Mutter. Noch heute hat er Narben von meinen Schnitten.

Aber wir verlebten auch gute Zeiten miteinander. Einmal ging ich mit meinem Bruder die Atlantic Avenue hinunter, und er sagte: „Komm, lass uns zur Donuts-Fabrik gehen.“ Ein paar Tage zuvor hatte er dort ein paar Donuts gestohlen, und ich glaube, er wollte mir zeigen, dass er es erneut tun konnte. Also schlenderten wir dorthin; das Tor stand offen. Er ging hinein und schnappte sich ein paar Donuts-Schachteln, aber plötzlich schloss sich das Tor. Er konnte nicht mehr raus, und die Wachmänner setzten sich in Bewegung. Also gab er mir die Donuts, und ich rannte damit heim. Meine Schwester und ich setzten uns auf die Veranda und stopften die Donuts in

uns hinein; unsere Gesichter waren weiß vom Puderzucker. Unsere Mom stand daneben und unterhielt sich mit der Nachbarin.

„Mein Sohn Rodney hat den Test für die Brooklyn Tech mit Bravour bestanden“, prahlte sie. „Er ist der beste Schüler seiner Klasse, wirklich ein Überflieger.“

Just in diesem Moment fuhr ein Polizeiauto vor, mit Rodney auf dem Rücksitz. Die Polizei wollte ihn rauslassen, aber er hörte, wie unsere Mutter von ihrem guten Sohn schwärmte und bat die Polizisten, weiterzufahren. Man brachte ihn direkt nach Spofford, in ein Jugendgefängnis. Meine Schwester und ich verputzten fröhlich sämtliche Donuts.

Den Großteil meiner Zeit verbrachte ich mit meiner Schwester Denise. Sie war zwei Jahre älter als ich und in der Nachbarschaft sehr beliebt. War sie dein Freund, dann war sie dein bester Freund. Aber war sie dein Feind, dann war es besser, sich aus dem Staub zu machen. Wir machten Lehmkuchen, schauten uns im Fernsehen Wrestling und Karatefilme an und begleiteten unsere Mutter zum Einkaufen. Es war ein behagliches Leben, aber dann wurde plötzlich von heute auf morgen alles anders. Ich war gerade sieben Jahre alt.

Die Wirtschaft brach ein, meine Mom verlor ihren Job, und wir wurden aus unserer hübschen Wohnung in Bed-Stuy geworfen. Ein paar Männer kreuzten auf und stellten einfach unsere Möbel und den sonstigen Kram auf den Gehsteig. Wir drei Kinder mussten uns auf die Möbel setzen und darauf achten, dass niemand sie wegnahm, während meine Mutter sich auf die Suche nach einer Bleibe für uns begab. Als ich so dasaß, kamen ein paar Nachbarkinder und fragten: „Mike, weshalb stehen eure Möbel hier draußen?“ Wir erklärten ihnen einfach, dass wir umzögen. Daraufhin brachten uns ein paar freundliche Nachbarn etwas zu essen.

Schließlich landeten wir in Brownsville. Was für ein Unterschied zu unserer vorherigen Wohngegend! Hier waren die Menschen viel lauter, viel aggressiver. Es war eine grauenhafte, brutale Umgebung. Meine Mutter war diese Art von aggressiven Schwarzen nicht gewohnt und daher eingeschüchtert, ebenso mein Bruder und meine Schwester. Hier war alles

feindselig, es gab überhaupt keine ruhigen Momente. Ständig fuhren Polizeiautos mit ihren Sirenen vorbei, pausenlos waren Krankenwagen unterwegs, um jemanden abzuholen, und immer wieder hörte man Schüsse, oder jemand wurde erstochen oder Fenster zersplitterten. Eines Tages wurden mein Bruder und ich sogar direkt vor unserem Haus ausgeraubt. Wir beobachteten diese Jungs, die einfach wild herumschossen. Es war wie in einem alten Film mit Edward G. Robinson. Wir wollten uns das Ganze ansehen und sagten: „Wow, das ist also das wahre Leben."

Die gesamte Umgebung war auch eine Brutstätte sexueller Ausschweifung. Alle waren völlig schamlos. Sogar auf der Straße hörte man: „Blas mir einen" oder „Leck meine Muschi". Hier herrschte eine völlig andere Lebensweise als in meinem alten Viertel. Eines Tages zerrte mich ein Junge von der Straße, schob mich in ein verlassenes Gebäude und versuchte, sich an mir zu schaffen zu machen. Auf den Straßen fühlte ich mich nie richtig sicher. Ja, wir waren nicht einmal mehr in unserer Wohnung sicher. In Brownsville gab es keine Partys mehr. Meine Mutter schloss wohl ein paar Freundschaften, aber es war nicht mehr so wie in Bed Stuy. Sie fing an zu trinken, trank immer mehr und bekam auch keinen neuen Job mehr. Also stand ich stundenlang mit ihr im Sozialamt an. Es waren endlose Warteschlangen. Als wir nach Stunden endlich vor dem Schalter standen, war es fünf Uhr, und wir lasen: „Geschlossen". Es war wie in einem Film.

Auch in Brownsville wurden wir rausgeschmissen, und nicht nur einmal. Ab und zu hatten wir eine anständige Wohnung in einer ordentlichen Wohngegend, wenn uns Freunde meiner Mutter oder einer ihrer Liebhaber aufnahmen. Doch im Allgemeinen wurden die Verhältnisse bei jedem Umzug schlechter. Erst waren wir arm, dann sehr arm und schließlich bettelarm. Am Ende lebten wir in Abbruchhäusern, ohne Heizung, Wasser oder Strom. Im Winter schliefen wir alle im selben Bett, um uns gegenseitig zu wärmen. Dort blieben wir, bis irgendein Kerl uns rauswarf. Meine Mutter ging dann los, um eine andere Bleibe für uns zu suchen, was oft

bedeutete, dass sie mit jemandem schlief, aus dem sie sich nicht viel machte. So liefen die Dinge damals.

Sie wollte uns das Obdachlosenheim ersparen, also bezogen wir das nächste abbruchreife Haus. Es war traumatisch, aber was konnten wir tun? Was ich von meiner Mutter gelernt habe, hasse ich an mir: Ich schreckte vor nichts zurück, um zu überleben.

Ich erinnere mich noch genau, wie Sozialarbeiter in unsere Wohnung kamen und nach Männern unter dem Bett suchten. Im Sommer bekamen wir kostenloses Frühstück und Essen. Ich erklärte, dass wir zehn Kinder seien, sodass man uns größere Portionen gab. Ich fühlte mich dabei, als wäre ich gerade in den Krieg gezogen und hätte eine Prämie erhalten. Man ist so stolz, dass man was zu essen im Haus hat. Können Sie sich diesen Schwachsinn vorstellen? Sie öffnen den Kühlschrank und sehen das verdammte Fleischwurst-Sandwich, die Orange und die kleine Milchpackung. 20 davon. Ich lud ein paar Leute ein und fragte: „Bruder, brauchst du was zu essen? Hast du Hunger? Wir haben Essen.“ Wir taten so, als hätten wir hart verdientes Geld dafür bezahlt. Dabei war alles umsonst.

Als ich klein war, war ich ein Mamakind, schlief immer bei meiner Mutter im Bett. Meine Schwester und mein Bruder hatten ihr eigenes Zimmer, aber ich schlief bei meiner Mutter, bis ich 15 war. Einmal schlief meine Mutter mit einem Mann, während ich danebenlag. Sie dachte wohl, dass ich schlafen würde. Ich bin mir sicher, dass dies nicht ohne Wirkung auf mich blieb, aber die Dinge waren eben so, wie sie waren. Als ihr Freund Eddie Kelvison auf der Bildfläche erschien, wurde ich auf die Couch verfrachtet. Die Liebesbeziehung zu ihm tat meiner Mutter nicht gut. Vermutlich waren deshalb meine eigenen Beziehungen so seltsam. Sie ließen sich volllaufen, stritten und vögelten miteinander, zerstritten sich, begannen wieder zu trinken, zu streiten und zu vögeln. Sie liebten sich wirklich, auch wenn es eine echt kranke Liebe war.

Eddie war ein kleiner, gedrungener Typ aus South Carolina, der als Vorarbeiter in einer Waschmaschinenfabrik arbeitete. Er war in der Schule

nicht sehr weit gekommen, und als mein Bruder und meine Schwester in die 4. Klasse kamen, konnte er ihnen bei den Hausaufgaben nicht mehr helfen. Eddie war ein sehr dominanter Typ und meine Mutter eine sehr dominante Frau, sodass ständig die Hölle los war. Immer war irgendein Streit im Gange, und die Bullen tauchten auf und rieten: „He, Kumpel, geh doch einfach mal um den Block.“ Manchmal wurden wir alle in den Streit mit hineingezogen. Eines Tages hatten meine Mutter und Eddie einen heftigen Streit, der sogar in eine Schlägerei ausartete. Ich versuchte, Eddie zurückzuhalten, doch er versetzte mir einen Schlag in den Magen, und ich ging in die Knie und dachte: „Oh Gott, das kann doch nicht wahr sein!“ Ich war doch noch ein Kind. Das ist der Grund, weshalb ich später nie die Hand gegen meine eigenen Kids erhob. Ich wollte nicht, dass sie mich als Monster in Erinnerung behielten. Doch damals fand man nichts dabei, ein Kind zu schlagen, das kümmerte niemanden. Heutzutage gilt es hingegen als Verbrechen, und man wandert ins Gefängnis.

Eddie und meine Mutter stritten sich über alles – andere Männer oder Frauen, Geld, die Kontrolle. Eddie war kein Engel. Wenn meine Mutter Freundinnen bei sich hatte und alle betrunken waren und Mom umkippte, vögelte er ihre Freundinnen. Und dann ging der Streit erst richtig los. Es ging brutal zu, und die beiden gingen mit allen möglichen Gegenständen aufeinander los und fluchten: „Fick dich doch ins Knie, du Hurensohn“ und „Du schwarze Schlampe, besorg’s mir endlich …“ Und wir schrien: „Mommy, hör auf, nein!“ Als ich 17 war, lagen sie mal wieder im Streit, und Eddie schlug ihr ihren Goldzahn aus. Meine Mutter setzte einen großen Topf Wasser auf und befahl meinem Bruder und meiner Schwester, unter die Decke zu kriechen. Aber ich war so gebannt von dem Wrestling-Programm im Fernsehen, dass ich nicht hörte, was sie sagte. Meine Mutter war so raffiniert, dass sie an uns vorbeiging, ohne dass etwas passierte. Als sie dann wieder ins Zimmer kam, hatten meine Geschwister sich bereits unter der Decke verkrochen. Eddie saß direkt neben mir. Dann machte es wumm, und der Topf mit dem siedend heißen Wasser landete an Eddies

Kopf. Etwas von dem Wasser spritzte zu mir rüber. Es fühlte sich an wie ein Riesengewicht.

„Ahhhhhhhh!“ Eddie rannte schreiend zur Tür hinaus, in die Diele, ich direkt hinter ihm her. Er drehte sich um und fasste nach mir: „Oh Gott, mein Junge, hat dich diese Hexe auch getroffen?“

„Verdammt, die alte Hexe hat mich getroffen, ah, sie hat mich getroffen!“ Wir brachten ihn ins Zimmer zurück und zogen ihm das Hemd aus. Sein Hals, sein Rücken und eine Gesichtshälfte waren übersät mit großen Blasen. Er sah aus wie ein Reptil. Wir legten ihn auf den Boden, vor die kleine Klimaanlage vor dem Fenster. Meine Schwester setzte sich neben ihn, nahm ein Streichholz, sterilisierte eine Nadel und öffnete die Blasen eine nach der anderen. Meine Schwester und ich weinten beide, und ich gab ihm etwas Alkohol, um seine Schmerzen zu lindern.

Aber in der Erinnerung sehe ich Mom meistens als Opfer. Schließlich hat Eddie sie ja auch verprügelt. Die Frauenbewegung würde ihre Reaktion bestimmt großartig finden, aber ich dachte: „Wie kann man einem Partner, mit dem man zusammenlebt, so etwas antun?“ Ich erkannte, dass meine Mom keineswegs eine Mutter Teresa war. Das war eine ernste Geschichte, und doch blieb er bei ihr. Nachdem sie ihm das angetan hatte, ging er sogar los, um ihr etwas Alkohol zu besorgen, er hat sie gewissermaßen dafür belohnt. Das ist wohl auch der Grund, warum ich sexuell so fehlgesteuert bin.

Das war also mein Umfeld, in dem ich aufwuchs. Menschen, die sich liebten, schlugen sich den Schädel ein und bluteten wie die Schweine. Sie liebten sich zwar, stachen aber aufeinander ein. Verdammte Scheiße, ich hatte in dem Haus eine Höllenangst vor meiner Familie, denn ich wuchs mit taffen Frauen auf, Frauen, die mit Männern kämpften. Also dachte ich, dass es kein Tabu ist, mit einer Frau zu kämpfen, da die Frauen, die ich kannte, keine Skrupel hatten, einen zu töten. Man musste gegen sie kämpfen, denn andernfalls würden sie einen aufschlitzen oder erschießen. Oder sie würden ein paar Männer anschleppen, die dich ebenfalls verprügelten, weil sie dich für wertlos hielten.

Ich hatte Angst im Haus, aber ich hatte auch Angst, aus dem Haus zu gehen. Ich ging jetzt in die öffentliche Schule, und das war ein Albtraum. Ich war ein dickliches Kind, sehr schüchtern, fast wie ein Mädchen, und beim Sprechen lispelte ich, sodass die Kids mich „Little Fairy Boy“ nannten, da ich immer mit meiner Schwester rumhing. Doch meine Mutter hatte mir geraten, mich an Denise zu halten, da sie älter war als ich und sie mich im Auge behalten sollte. Man nannte mich auch „Dirty Ike“ oder „Schmutziger Wichser“, da ich zum damaligen Zeitpunkt noch keine Beziehung zur Hygiene hatte. Wir hatten kein fließend warmes Wasser zum Duschen. Und wenn das Gas abgestellt war, konnten wir auch kein Wasser warm machen. Meine Mutter versuchte, mich für Hygiene empfänglich zu machen, aber es war vergebliche Liebesmüh. Sie pflegte einen Eimer mit heißem Wasser zu füllen, nahm ein Stück Seife und wusch mich. Aber als kleiner Junge machst du dir den Teufel aus Hygiene. Schließlich lernte ich sie auf der Straße, von den anderen Kids. Sie erzählten mir von Brut und Paco Rabanne und Pierre Cardin.

Meine Schule war nur ein paar Schritte von unserer Wohnung entfernt. Manchmal konnte meine Mutter mich nicht zur Schule begleiten, da sie am Abend zuvor zu viel getrunken hatte. Wenn ich allein war, traktierten mich die Kids mit Schlägen und Fußtritten. Damit wollten sie mir wohl zu verstehen geben: „Verpiss dich, du widerlicher Wichser!“ Ich wurde permanent beschimpft. Man schlug mir ins Gesicht, und ich rannte davon. In der Schule wurden wir von Kids schikaniert, zu Hause von anderen mit Waffen bedroht und ausgeraubt, bis auf den letzten Cent. Es war brutal, dass diese Kids nicht einmal vor unserem eigenen Apartment Halt machten.

Ein Wendepunkt in meinem Leben war das Tragen einer Brille. Meine Mutter brachte mich zum Augenarzt, und es stellte sich heraus, dass ich kurzsichtig war, also ließ sie mir eine Brille anfertigen. Das war richtig übel. Eines Tages kam ich zur Mittagszeit aus der Schule. Ich holte mir in der Cafeteria ein paar Fleischbällchen, die zum Warmhalten in Alufolie verpackt waren. Da sprach mich ein Kerl an: „He, hast du ein paar Cents für mich?“ Ich erwiderte: „Nein.“ Er fing an, meine Taschen zu durchsuchen,

fand aber nichts. Also versuchte er, mir die verdammten Fleischbällchen wegzunehmen. Ich wehrte mich und schrie: „Nein, nein, nein.“ Ich ließ zwar zu, dass die Dreckskerle mein Geld raubten, aber nicht mein Essen. Ich verteidigte meine Fleischbällchen, als wäre ich ein menschliches Schutzschild. Er schlug mir gegen den Kopf, dann riss er mir die Brille herunter und warf sie in den Tank eines Lastwagens. Ich rannte wie der Blitz nach Hause und war froh, dass er wenigstens meine Fleischbällchen nicht bekommen hatte. Ich hätte diese Kerle fertigmachen sollen, aber ich war so ängstlich, weil sie so dreist und frech waren, dass ich glaubte, sie wüssten etwas, das ich nicht wusste. „Schlag mich nicht, lass mich los, hör auf.“ Ich fühle mich auch heute noch als Feigling. Es ist ein unglaubliches Gefühl, sich so hilflos zu fühlen. Das vergisst man sein Leben lang nie. An dem Tag, als mir der Kerl die Brille wegnahm und in den Tank warf, ging ich zum letzten Mal zur Schule. Anschließend ging ich nur noch zur Schule, um zu frühstücken, und verließ sie dann wieder. Ich spazierte ein paar Stunden um den Block herum. Zum Lunch tauchte ich wieder in der Schule auf und haute dann wieder ab. Nach Schulende ging ich nach Hause. Im Frühling 1974 kamen auf der Straße drei Kerle auf mich zu und fingen dann an, an meinen Taschen herumzufummeln. „Haste etwas Geld?“ Ich erklärte ihnen, dass ich kein Geld habe. Sie erwiderten: „Wenn wir aber welches finden, behalten wir es.“ Also untersuchten sie systematisch meine Taschen, fanden aber nichts. Dann sagten sie: „Wohin gehst du? Willst du bei uns mitmachen?“

„Wobei?“

Wir gingen zur Schule, und sie ließen mich den Zaun hochklettern. Ich sollte ihnen ein paar Milchkästen aus Plastik zuwerfen. Dann gingen wir ein paar Blocks weiter, und sie zwangen mich, in ein leerstehendes Haus zu gehen.

„Hm, ich weiß nicht“, zögerte ich. Ich war ein mickriger kleiner Kerl, und sie waren zu dritt. Nun, wir gingen hinein, und dann sagten sie: „Kleiner, geh hoch aufs Dach.“ Ich wusste nicht, ob sie vorhatten, mich zu töten.

Also kletterten wir aufs Dach hoch, und ich sah eine kleine Kiste mit Tauben.

Diese Kerle bauten einen Taubenstall. Ich wurde ihr kleiner Laufbursche. Schon bald fand ich heraus, dass die Tauben oft auf irgendwelchen anderen Dächern landeten, wenn sie sich in einem schlechten Zustand befanden. Ich musste dann gucken, auf welchem Dach sie gelandet waren, einen Weg auskundschaften, um in das Gebäude zu gelangen und die Vögel auf dem Dach aufzuscheuchen. Ich jagte den ganzen Tag den Tauben hinterher, fand das aber recht lustig. Ich war gern mit den Vögeln zusammen und kaufte ihnen sogar in einer Tierhandlung Futter. Diese Jungs waren jedenfalls taff und machten mich zu ihrem Laufburschen. Mein ganzes Leben lang war ich ein Außenseiter gewesen, aber auf dem Dach fühlte ich mich wie zu Hause.

Am nächsten Morgen kehrte ich zu dem Haus zurück. Sie standen auf dem Dach, sahen mich kommen und warfen Ziegelsteine nach mir. „Du Dreckskerl, was tust du hier? Versuchst du, unsere verdammten Vögel zu stehlen?“, rief einer der Jungs. Und ich hatte gedacht, das sei mein neues Zuhause.

„Nein, nein, nein“, versicherte ich ihnen. „Ich wollte nur wissen, ob ich etwas für euch besorgen oder euren Tauben hinterherjagen soll.“

„Meinst du das wirklich ernst?“, sagte er. „Komm rauf, Kleiner.“ Und sie schickten mich Zigaretten kaufen. Sie waren eine Bande skrupelloser Dreckskerle, aber es machte mir nichts aus, ihnen zu helfen, da die Tauben mich begeisterten. Es war wirklich toll zu beobachten, wie etwa 100 Tauben ihre Kreise am Himmel zogen und dann auf einem Dach landeten.

Tauben fliegen zu lassen, war damals in Brooklyn eine Lieblingsbeschäftigung. Jeder, vom Mafiaboss bis zu den kleinen Ghettokids, tat es. Es ist nicht zu beschreiben und geht einem einfach unter die Haut. Ich lernte, mit ihnen umzugehen, erfuhr immer mehr über sie, wurde ein echter Taubenmeister und war stolz, dass ich so gut darin war. Alle ließen ihre Tauben im selben Augenblick fliegen, und der Sinn des Spiels bestand darin, die Tauben einzufangen. Es war wie beim

Pferderennen. Hat man erst mal Feuer gefangen, kommt man nicht mehr los davon. Wo auch immer ich künftig wohnte, jedes Mal baute ich mir einen Taubenstall.

Als wir eines Tages mal wieder auf dem Dach waren und uns um die Tauben kümmerten, kam ein älterer Junge zu uns herauf. Er hieß Barkim und war der Bruder eines der Jungen. Als er feststellte, dass sein Freund nicht da war, trug er uns auf, ihm auszurichten, dass er ihn am Abend in unserem Mietsblock beim Sportcenter zu einem Jam treffen solle. Jams waren wie Teenager-Tanzpartys, aber nicht so ein Scheiß wie die Zeichentrickserie *Archie* mit ihren lauen Teenager-Witzen. Das Sportcenter wurde dann sogar umbenannt in The Sagittarius. Alle Spieler und Gauner würden dorthin gehen, die Jungs, die Brüche machten, die Taschendiebe und Kreditkartenbetrüger. Es war ein bunt zusammengewürfelter Haufen.

An jenem Abend ging also auch ich dorthin. Ich war sieben Jahre alt und hatte keine Ahnung von einer Kleiderordnung. Ich wusste nicht, dass man nach Hause gehen sollte, um zu duschen, die Kleider zu wechseln und den Club zu besuchen. So wie es alle Jungs taten, die mit Tauben zu tun hatten. Also ging ich direkt aus dem Taubenstall zum Sportplatz und trug immer noch meine schmutzige Kleidung voller Taubendreck. Ich dachte, die Jungs wären da und akzeptierten mich als einen der ihren, da ich für sie den verdammten Tauben hinterherjagte.

Als ich hineinging, sagten sie: „Was ist denn das für ein Gestank? Schaut euch den dreckigen, stinkenden Dreckskerl an.“ Alle fingen an zu lachen und mich zu verspotten. Ich wusste nicht, was ich tun sollte, es war ein traumatisches Erlebnis, da alle auf mir herumhackten. Ich weinte und lachte gleichzeitig. Da alle lachten und ich dazugehören wollte, lachte ich also über mich selbst. Ich glaube, Barkim bemerkte, wie ich gekleidet war, und bekam Mitleid mit mir. Er ging auf mich zu und sagte: „He, Kleiner, mach dich vom Acker. Wir treffen uns morgen früh um acht Uhr auf dem Dach.“

Am nächsten Morgen war ich pünktlich dort. Barkim kletterte hoch und hielt mir einen Vortrag: „Du kannst nicht irgendwohin gehen und wie ein verdreckter Penner aussehen. Was zum Teufel soll das, Mann?“ Er redete

sehr schnell, und ich versuchte, jedes Wort zu verstehen. „Junge, wir wollen damit Geld verdienen. Bist du bereit?“ Ich begleitete ihn, und wir brachen in Häuser ein. Er forderte mich auf, durch Fenster zu schlüpfen, die zu eng für ihn waren, und ich öffnete ihm dann von innen die Tür. Als wir im Haus waren, durchwühlte er die Schubladen, brach den Safe auf, räumte aus, was er finden konnte. Wir stahlen Stereoanlagen, Tonbänder, Schmuck, Waffen, Geld. Nach den Raubzügen ging er mit mir in die Stadt, in die Delancey Street, und kaufte mir etwas Hübsches zum Anziehen, Sneakers und einen Lammfellmantel. Am Abend nahm er mich mit zu einem Jam. Viele der Leute, die mich vor Kurzem noch ausgelacht hatten, waren ebenfalls anwesend. Ich trug meinen neuen Mantel und meine Hose aus Leder. Niemand erkannte mich, es war, als wäre ich ein anderer Mensch. Es war unglaublich.

Barkim stellte mich jetzt den Leuten auf der Straße als seinen „Sohn“ vor. Er war lediglich ein paar Jahre älter als ich, aber in der Sprache der Straße wurden die anderen dadurch aufgefordert, mich mit Respekt zu behandeln. Es bedeutete: „Auf der Straße ist das mein Sohn, wir sind eine Familie, wir rauben und stehlen. Er ist mein kleiner Geldmacher, legt euch nicht mit diesem Nigga an.“ Er brachte mir das Rauben und Stehlen bei, erklärte mir, welche Personen ich dafür aussuchen sollte und welchen ich nicht trauen konnte, weil sie mir sofort wieder alles abnehmen würden. Mein Leben erinnerte mich an das von Oliver Twist, der von einem älteren Jungen namens Fagin unterwiesen wurde. Barkim kaufte mir ’ne Menge Klamotten, aber er gab mir nie viel Geld. Wenn er bei einem Raub ein paar Tausender ergatterte, gab er mir 200. Aber für einen Achtjährigen sind 200 Dollar viel Kohle.

Mit der Rutland Road Crew erreichte meine Kriminalität eine andere Stufe. Meistens handelte es sich bei ihnen um Jungs aus der Karibik, aus Crown Heights. Barkim kannte die älteren, The Cats. Ich fing an, mit der RRC rumzuhängen, ihrer Nachwuchsabteilung, und machte bei ihren kleinen Raubzügen mit. Wir gingen gewöhnlich zuerst zur Schule, frühstückten, nahmen dann den Bus oder Zug und waren während der

Unterrichtsstunden mit unseren Raubzügen beschäftigt. So wurde ich also einer von ihnen. Wir waren alle gleich, solange wir die Einnahmen unserer Beutezüge teilten.

Wer dies liest, wird mich als erwachsenen Menschen dafür verurteilen und mich als kriminell bezeichnen, aber all dies spielte sich vor mehr als 35 Jahren ab. Ich war ein kleiner Junge und wollte geliebt und akzeptiert werden, und das wurde ich auf der Straße. Dies war meine einzige Erziehung, und diese Jungs waren meine Lehrer. Die älteren Gangster sagten mir zwar, „du solltest das nicht tun, du solltest lieber zur Schule gehen“, aber wir wollten nicht auf sie hören, auch wenn sie auf der Straße das Sagen hatten. Sie sagten uns, wir sollten in der Schule bleiben, wenn sie irgendwo einbrachen. Aber alle Jungs respektierten mich jetzt, da ich ein kleiner Geldmacher war. Einigen meiner Freunde, die ein bisschen Geld brauchten, griff ich unter die Arme. Ich besorgte uns allen Alkohol und etwas zu essen und fing an, Tauben zu kaufen. Wenn man gute Vögel hatte, wurde man respektiert. Es lief immer gleich ab: schnell auf Raubzug gehen und dann Klamotten kaufen. Ich merkte, wie ich jetzt von allen behandelt wurde, und ich war mit meinem Lammfellmantel und meinen Pumas gut angezogen. Ich besaß einen geilen Skianzug mit einer gelben Schneebrille, hatte aber noch nie in meinem Leben auf einer Skipiste gestanden. Ich konnte den Markennamen Adidas nicht einmal buchstabieren, aber ich wusste, welches Gefühl er mir verlieh.

Einer der Rutland-Jungs brachte mir bei, wie man Schlösser knackte. Hat man einen Schlüssel, der in die Öffnung passt, dreht man ihn hin und her, sodass er den Zylinder runterdrückt und die Tür geöffnet werden kann. Ich war wie im Rausch. O Mann, wenn wir die Türen aufgebrochen hatten, stießen wir auf Silber, Schmuck, Gewehre und Geldbündel. Wir weinten und lachten vor Glück, konnten aber nicht alles mitschleppen. Man kann ja mit all dem Kram nicht einfach durch die Straßen laufen. Also stopften wir es in unsere Schultaschen.

Eines Tages brachen mein Freund Curtis und ich in ein Haus ein. Die Besitzer stammten, genau wie Curtis, aus der Karibik. Plötzlich hörte ich:

„Wer ist da? Bist du’s, Liebling?“ Ich dachte, es sei Curtis, also erwiderte ich: „Ich versuche, eine Waffe und das Geld zu finden. Kümmerst du dich um den Safe?“ Dann erkannte ich, dass es nicht Curtis’ Stimme war. Es war der Kerl, der hier wohnte und auf der Couch lag. Ich eilte zur Tür. „Curtis, diese Scheiße hier klappt nicht. Lass uns verduften, jemand ist im Haus“, sagte ich. Aber Curtis war ein Perfektionist. Er wollte lieber ganze Arbeit leisten und nicht einfach davonrennen. Ich rannte aus dem Haus, so schnell mich meine Füße trugen. Aber Curtis blieb zurück und versuchte, das Sicherheitsschloss zu knacken. Der Besitzer öffnete die Tür, knallte sie ihm gegen den Kopf und schlug ihn eiskalt nieder. Ich dachte lange, er wäre tot. Erst ein Jahr später sah ich ihn wieder. Er lebte, aber sein Gesicht war zerstört, so hart war der Aufprall der Tür gewesen.

Wenn wir Silber gestohlen hatten, brachten wir es zu Sal’s, einem Laden an der Utica und Sterling. Ich war noch klein, aber sie kannten mich, da ich immer mit den älteren Jungs kam. Die Jungs in dem Laden wussten, dass ich gestohlenes Zeug brachte, aber sie konnten mich nicht übers Ohr hauen, denn ich wusste, was der Kram kostete. Auch wenn ich den genauen Preis nicht kannte, wusste ich, was das Zeug wert war. Und ich wusste, was ich wollte.

Manchmal gingen wir, wenn wir unterwegs waren, zur Mittagszeit in eine Schule, in die Cafeteria, schnappten uns ein Tablett, stellten uns an und ließen uns dann das Essen schmecken. Wir hielten Ausschau nach jemandem, den wir beklauen könnten, und entdeckten Jungs, die einen edlen Schulring um den Hals trugen. Wir beendeten unseren Lunch, stellten die Tabletts zurück, schnappten uns den Ring und stürmten hinaus.

Auf der Straße wollten wir immer ordentlich aussehen, denn ein kleines schwarzes Kind auf der Straße, das ungepflegt und schmutzig aussieht, wird schikaniert. Also sahen wir gepflegt und harmlos aus. Wir hatten das gesamte Outfit, Schulranzen und nette kleine Brillen und den typischen Look einer katholischen Schule, eine ordentliche Hose und weiße Hemden.

Nach etwa einem Jahr unternahm ich die Brüche auf eigene Faust. Es war recht lukrativ, aber auf der Straße herumzuhängen und Ausschau nach

Opfern zu halten, war viel aufregender als das Ausrauben von Häusern. Man erleichterte ein paar Ladys um ihren Schmuck, und die Bullen jagten einem hinterher. Wir nannten sie Helden, die kamen und den Tag retteten. Höheres Risiko für weniger Geld.

Manchmal stellte man fest, dass man Konkurrenz hatte. Man stieg in einen Bus, in dem bereits jemand auf der Lauer lag. Vielleicht war man selbst auffällig. So was nannte man „Aufsehen erregen“. Bevor man einstieg, war im Bus alles ruhig, aber dann machte der Busfahrer eine Durchsage.

„Meine Damen und Herren, soeben sind ein paar junge Männer eingestiegen. Passen Sie auf Ihre Handtaschen auf, man wird versuchen, Sie auszurauben.“ Dann stieg man bei der nächsten Haltestelle aus, aber der andere, der unauffällige Dieb, stieg ebenfalls aus und folgte einem.

„Du Arschgesicht, du hast den ganzen Bus in Aufruhr gebracht“, schrie er. Und wenn er älter war als man selbst, versohlte er einem den Arsch und nahm einem das ab, was man bis dahin gestohlen hatte – das Geld und den Schmuck.

Ich fand schwer einen Partner, der mit mir gemeinsam auf Taschendiebstahl gehen wollte, da ich weder so geduldig noch so gut wie die anderen darin war. Ich war nie so glatt, dass ich gesagt hätte: „Ich werde jetzt den Nigga da verarschen, mich langsam von rechts ranschieben und ganz nah dranbleiben.“ Ich war viel besser darin, jemanden zu überrumpeln.

Jeder starke Kerl kann andere überrumpeln. Aber der Kick bestand darin, gerissen zu sein und den anderen auszutricksen. Die meisten Leute würden denken: „Man verfolgt mich, ich werde mich schnell verziehen.“ Aber nicht mit uns. Auch wenn eine Lady den ganzen Tag krampfhaft ihre Geldbörse umklammerte, ließen wir sie nicht aus den Augen, auch wenn sie keine Sekunde die Geldbörse losließ. Wir folgten ihr, zogen uns dann aber zurück. Eins der kleinen Kinder, die immer bei uns waren, beobachtete sie jedoch weiterhin. Ein paar Sekunden lang ließ sie sich ablenken, und der Kleine schnappte sich den Geldbeutel und machte sich aus dem Staub. Und bevor wir wieder auftauchten, hörten wir einen herzzerreißenden Schrei: „Um Himmels willen, mein Geld ist weg!“

Es war verrückt.

Der einfachste Beutegang war das Klauen einer Goldkette, was ich ganz dreist in der U-Bahn tat. Ich setzte mich an einen Platz am Fenster. Zu der Zeit konnte man noch die Fenster öffnen. Ich kurbelte ein paar Fenster herunter, dann hielt die Bahn an und neue Fahrgäste stiegen ein und setzten sich ans Fenster. Ich stieg aus, und sobald sich der Zug langsam wieder in Bewegung setzte, griff ich hinein und schnappte mir ihre Ketten. Sie schrien auf und blickten mich an, aber sie konnten nicht aussteigen. Ich behielt die Kette ein paar Tage lang, versteckte sie gut und verkaufte sie dann, bevor die älteren Jungs sie mir wegnehmen konnten.

Obwohl ich mittlerweile mehr oder weniger dazugehörte, kam ich damals mit den Mädchen nicht so recht klar. Ich mochte Mädchen, aber in dem Alter wusste ich nicht, wie ich es ihnen sagen sollte. Einmal beobachtete ich die Mädchen beim Seilspringen. Ich mochte sie und wollte mit ihnen zusammen springen, also fing ich an, sie zu ärgern. Und plötzlich fingen diese Mädchen aus der 5. Klasse an, mich ohne Vorwarnung zu verprügeln. Ich spielte mit ihnen, aber sie meinten es ernst, und ich wurde überrumpelt. Erst viel zu spät dämmerte es mir, dass ich mich wehren musste. Damals kam jemand und beendete den Spuk, aber sie hatten sich als stärker erwiesen als ich. Ich wollte nicht mit ihnen streiten.

Für meine Mutter und meine Schwester war es keine Überraschung, dass ich klaute und keineswegs gesellschaftsfähige Dinge tat, um Geld heimzubringen. Sie sahen meine hübschen Klamotten, und ich versorgte sie mit Essen – Pizza oder was von Burger King und McDonald’s. Meine Mutter erkannte, was es geschlagen hatte, aber es war bereits zu spät. Sie dachte, ich sei ein Krimineller, ich würde umkommen oder vor die Hunde gehen. Vermutlich hatte sie schon früher Kids wie mich erlebt und ahnte, dass ich jeden bestehlen würde. Ich kannte keinerlei Grenzen und machte vor niemandem Halt.

Meine Mutter zog es vor zu betteln. Sie verwirrte mich ein wenig, da sie zu ehrlich war. Allerdings bettelte sie ständig um Geld, so war sie halt. Ich gab meiner Schwester viel Geld für den Haushalt. Manchmal gab ich

meiner Mutter 100 Dollar oder so, aber ich bekam es nie zurück. In den Augen meiner Mutter war ich nie so viel wert. Wenn ich sagte, „Ma, du schuldest mir Geld“, antwortete sie lediglich: „Und du schuldest mir dein Leben, Junge. Ich zahle dir nichts zurück.“

Nachdem die großen Jungs in der Nachbarschaft wussten, dass ich ein Dieb war, nahmen sie mir das Geld, den Schmuck und meine Schuhe weg, und ich hatte Angst, es meiner Mutter zu sagen. Ich wusste nicht, was ich tun sollte. Sie verprügelten mich, stahlen mir meine Tauben und wussten, wie sie mich einschüchtern konnten. Barkim brachte mir nicht bei, wie man sich wehrte. Er brachte mir lediglich bei, wie man sich gut kleidete und Hygiene betrieb. Wenn mich auf der Straße jemand anschrie oder jagte, nahm ich einfach mein Zeug und machte mich aus dem Staub. Ich wurde weiterhin schikaniert, aber ich wurde jetzt auch mehr respektiert.

Als ich heranwuchs, wollte ich immer im Mittelpunkt stehen. Ich wollte der Kerl sein, der cool daherredete: „Ich bin der größte Dreckskerl weit und breit“, „Ich habe die besten Vögel“. Ich wollte ein richtiger Straßenjunge sein, ein cleverer Bursche, aalglatt und redegewandt, aber ich war zu schüchtern und unbeholfen. Wenn ich versucht hätte, so zu reden, hätte mir jemand was auf die Rübe gegeben und gesagt: „Halt die Schnauze, Nigga!“ Doch als ich in meinen ersten Straßenkampf geriet, bekam ich einen Vorgeschmack davon, wie es war, sich in der Bewunderung der Menge zu sonnen.

Eines Tages ging ich nach Crown Heights und brach mit einem älteren Jungen in ein Haus ein. Wir fanden 2.200 Dollar Bargeld, und er gab mir 600 Dollar. Ich ging in eine Tierhandlung und kaufte für 100 Dollar Vögel. Sie wurden für mich in eine Kiste verpackt, und der Besitzer half mir, sie in die U-Bahn zu verfrachten. Als ich ausstieg, half mir jemand aus meiner Nachbarschaft, die Kiste zu dem Abbruchhaus zu schleppen, wo ich meine Tauben versteckte. Aber dieser Junge erzählte einigen Kids der Umgebung, dass ich all diese Vögel hätte. So tauchte ein Kerl namens Gary Flowers mit ein paar Freunden auf, um meine Tauben zu klauen.

Meine Mutter beobachtete, wie sie sich an den Vögeln zu schaffen machten, und rief mich sofort. Ich rannte zu ihnen und stellte sie zur Rede. Sie sahen mich kommen und ließen von den Tauben ab, nur Gary hatte immer noch einen meiner Vögel unter dem Mantel versteckt. Inzwischen hatte sich eine Menschenmenge um uns versammelt.

„Gib mir meinen Vogel zurück“, protestierte ich.

Gary holte den Vogel unter seinem Mantel hervor.

„Willst du den Vogel? Willst du wirklich den verdammten Vogel?“, fragte er mich. Dann drehte er der Taube den Hals um und warf sie auf mich, so dass mein Gesicht und mein Hemd voller Blut waren.

„Kämpf mit ihm“, drängte einer meiner Freunde. „Hab keine Angst, kämpf einfach mit ihm.“

Zuvor war ich immer viel zu ängstlich gewesen, mit jemandem zu kämpfen. In meiner Gegend wohnte ein älterer Kerl, Wise, der mal in der Police Athletic League geboxt hatte. Er rauchte mit uns Gras, und wenn er high war, fing er mit Schattenboxen an. Ich beobachtete ihn, und er sagte: „Los, mach mit.“ Aber ich hatte nicht einmal den Mut, mit ihm die Boxbewegungen zu trainieren. Ich erinnerte mich jedoch an seinen Boxstil.

Also sagte ich mir, scheiß drauf. Meine Freunde waren schockiert. Ich hatte keine Ahnung, was ich tat, schlug einfach wie wild um mich. Ein Schlag traf ihn, und er ging zu Boden. Wise tänzelte, wenn er Schattenboxen trainierte. Nachdem ich Gary k.o. geschlagen hatte, tänzelte ich ebenfalls. Es schien das Leichteste auf der Welt zu sein. Der ganze Block schaute dabei zu. Alle jubelten und klatschten. Es war ein unbeschreibliches Gefühl, obwohl mein Herz wie wild raste.

„Dieser Nigga hat eine schnelle Faust“, lachte einer der Jungs. Ich probierte den Ali-Shuffle, aber ohne Erfolg. Trotzdem war es ein gutes Gefühl, sich zu verteidigen, und ich mochte es, wie mir alle applaudierten und mich abklatschten. Hinter meiner Schüchternheit verbarg sich vermutlich schon immer ein wilder Entertainer.

Jetzt erntete ich auf der Straße eine ganz neue Art von Respekt. Die Jungs fragten jetzt meine Mutter nicht mehr: „Kann Mike mit uns spielen?“,

sondern: „Kann Mike Tyson mit uns spielen?“

Andere Jungs schleppten ihre Kumpels an, damit sie gegen mich antraten, und schlossen Wetten auf den Ausgang ab. Ich hatte jetzt also eine weitere Einnahmequelle. Sie strömten auch aus anderen Bezirken herbei. Obwohl ich noch ein Kind war, trat ich gegen ältere Jungs an und gewann viel Geld. Selbst wenn ich verlor, sagten die Jungs, die mich geschlagen hatten: „Verdammt, bist du wirklich erst elf?“ So wurde ich allmählich in Brooklyn bekannt. Ich hatte den Ruf, dass ich gegen jeden antrat, auch gegen erwachsene Männer, einfach gegen jeden. Ich begann jetzt, Rachepläne für die Schläge zu schmieden, die ich bei den Schikanen abbekommen hatte. War ich mit ein paar Freunden unterwegs und entdeckte einen der Jungs, die mich vor Jahren verprügelt und schikaniert hatten, verfolgte ich ihn in das Geschäft, das er betrat, drängte ihn hinaus und bearbeitete ihn mit meinen Fäusten. Ich erklärte meinen Freunden nicht, weshalb, sondern sagte nur: „Ich hasse dieses Arschloch da drüben.“ Sie unterstützten mich, zerrissen seine Kleider und verprügelten ihn. Und der Kerl, der meine Brille weggeworfen hatte? Ich verprügelte ihn auf der Straße wie einen räudigen Hund, weil er mich so gedemütigt hatte. Er hatte das vielleicht schon vergessen, aber ich nicht.

Mit meinem neu gewonnenen Selbstbewusstsein, meinem Glauben an meine Fähigkeit, mich selbst verteidigen zu können, eskalierte meine Kriminalität. Ich wurde immer verwegener und fing sogar an, meine Nachbarschaft zu bestehlen. Ich dachte, so mache man es, und kapierte nicht das Gesetz der Straße. Ich dachte, jeder sei Freiwild, da ich anscheinend ja auch für alle Freiwild zu sein schien. Ich wusste nicht, dass man mit bestimmten Leuten nicht spaßen sollte.

Zu der Zeit lebte ich in einem Mietshaus und bestahl jeden, der hier wohnte, aber niemand wusste, dass ich der Dieb war. Einige dieser Leute waren mit meiner Mutter befreundet. Sie lösten ihren Sozialhilfescheck ein, kauften ein paar Spirituosen und besuchten meine Mom, kippten sich einen hinter die Binde und hatten Spaß miteinander. Ich zog mich derweil zurück, kletterte die Feuerleiter hoch, brach in die Wohnung einer der Frauen, die

unten bei Mom waren, ein und stahl alles, was nicht niet- und nagelfest war. Als die Frau dann in ihre Wohnung zurückkehrte, entdeckte sie das Unheil und rannte schreiend zu meiner Mutter: „Lorna, stell dir vor, man hat mir alles gestohlen, sogar die Kindernahrung, einfach alles."

Nachdem sie gegangen war, kam meine Mutter in mein Zimmer.

„Junge, ich weiß, du hast was damit zu tun, oder? Was hast du getan?"

Ich erwiderte: „Mom, das war ich nicht, schau dich doch um." Ich hatte nämlich das gesamte Diebesgut auf dem Dach verstaut und wollte es mir später mit meinen Freunden holen.

„Wie hätte ich das anstellen sollen? Ich war doch in meinem Zimmer und sonst nirgendwo", erklärte ich meiner Mom.

„Nun, wenn du's nicht warst, dann weißt du bestimmt, wer's war, du Dieb", kreischte meine Mutter. „Du bist nichts als ein Dieb. Ich habe mein ganzes Leben lang nichts gestohlen. Ich weiß gar nicht, woher du das hast, du Ganove."

Oh Gott. Können Sie sich vorstellen, dass Ihre eigene Mutter so einen Mist verzapft und Sie für einen Dieb hält? Für meine Familie war ich ein hoffnungsloser Fall, alle dachten, ich würde als Krimineller enden. Niemand sonst in meiner Familie hatte je so etwas getan. Meine Schwester leierte mir ständig vor: „Welcher Vogel fliegt nicht? Der Gefängnisvogel."

Einmal begleitete ich meine Mutter zu ihrer Freundin Via. Vias Mann war einer dieser Kerle, die gern mit ihrem Geld protzten. Er ging schlafen, und ich klaute ihm die Geldbörse aus der Tasche und nahm das Geld. Als er aufwachte, verprügelte er Via brutal, weil er dachte, dass sie das Geld gestohlen hätte. Alle in der Nachbarschaft fingen an, meine Unverfrorenheit zu hassen. Und wenn sie mich nicht hassten, so waren sie neidisch auf mich, sogar die Spieler, denn ich besaß Nerven aus Stahl.

Ich fühlte mich unglaublich. Es war mir gleichgültig, ob jemand, dem ich die Halskette entriss und den ich die Treppe hinunterwarf, sich den Kopf aufschlug, bumm, bumm, bumm. Machte es mir etwas aus? Nein, denn ich wollte diese Halskette um jeden Preis: Mitleid war für mich ein Fremdwort. Warum sollte ich auch welches haben? Mit mir hatte ja auch niemand

Mitleid gehabt. Ich empfand nur dann Mitleid, wenn einer meiner Freunde bei einem Bruch erstochen oder erschossen wurde. Das machte mich traurig.

Aber ich machte einfach weiter, dachte wohl, dass ich nicht getötet würde, dass mir das nicht passieren könnte. Ich konnte einfach nicht aufhören. Ich wusste, dass ich dabei draufgehen konnte, aber das war mir egal. Ich glaubte ohnehin nicht, dass ich jemals 16 werden würde, also was sollte das. Vor Kurzem sagte mein Bruder Rodney zu jemandem, er finde, dass ich der mutigste Kerl sei, den er kenne, aber ich fand mich gar nicht mutig. Ich hatte tapfere Freunde, die wegen ihres Schmucks, ihrer Uhren oder ihres Motorrads erschossen wurden. Sie haben ihre Beute aber nicht aufgegeben, obwohl man sie ihnen entreißen wollte. Diese Jungs genossen in der Nachbarschaft den größten Respekt. Ich weiß nicht, ob ich mutig war, aber ich erlebte auch, wie Menschen Mut bewiesen. Ich fand immer, dass ich eher verrückt als mutig war. Ich schoss auf offener Straße auf Menschen, während meine Mutter aus dem Fenster guckte, und war einfach hirnlos. Rodney hielt es für Mut, aber in Wahrheit war es mangelnde Intelligenz. Ich war ein Extremist.

Jeder, den ich kannte, stand mit beiden Füßen im Leben. Sogar die Jungs, die Jobs hatten, verdienten sich ein Zubrot mit Gaunereien. Sie verkauften Drogen oder stahlen irgendwas. Es war wie eine Science-fiction-Welt, wo die Bullen die bösen Jungs waren und die Diebe und Ganoven die guten. Wenn man niemandem etwas zugefügt hatte, galt man als Spießer, und niemand wollte etwas mit einem zu tun haben. Gehörte man zu den Bösen, war man in Ordnung. Wenn dir jemand in die Quere kam, dann kämpften sie für dich, weil sie wussten, dass du einer von ihnen warst. Es war so geil, dass all diese heruntergekommenen, grinsenden Mistkerle meinen Namen kannten.

★ ★ ★

Alles eskalierte, als ich Bekanntschaft mit der Polizei machte. In Brownsville erschossen zu werden, war nichts Ungewöhnliches. Man war gerade in irgendeiner Gasse mit Glücksspielen beschäftigt, und ein paar Kerle kreuzten auf und schossen aufeinander. Man wusste nie, wann es losging. Andere wiederum fuhren auf ihren Motorrädern vorbei, und bumm, bumm schossen sie auf einen. Wir wussten im Allgemeinen, wo sich gewisse Gangs herumtrieben, und mieden deshalb bestimmte Plätze.

Aber es ist etwas ganz anderes, wenn die Bullen anfangen, auf einen zu schießen. Eines Tages schlenderten ein paar von uns Jungs auf der Amboy Street an einem Juwelierladen vorbei und sahen den Juwelier, der eine Schachtel trug. Ich schnappte sie mir, und wir rannten, so schnell uns die Füße trugen. Als wir kurz vor unserem Wohnblock waren, hörten wir quietschende Reifen und ein paar Undercover-Bullen sprangen aus dem Auto und fingen an, auf uns zu schießen. Ich rannte in ein abbruchreifes Haus, in dem wir immer herumhingen, und ich wusste, ich war gerettet. Ich kannte mich in dem Gebäude genau aus und wusste, wie man hinter den Mauern verschwand, durch ein Loch schlüpfte, auf das Dach hoch kletterte und sich in den Dachsparren versteckte. Und genau das tat ich, ich ging hinauf, spähte durch das Loch und sah, wer unten alles herumlief.

Dann sah ich, wie die Bullen in das Gebäude stürmten. Sie liefen herum, mit gezogenen Pistolen, und einer von ihnen schlüpfte durch ein Loch im Boden.

„Verdammte Scheiße, diese beschissenen Kids verarschen mich, locken mich hier rein“, sagte er. „Ich werde den verdammten Bastarden das Licht ausblasen.“

Ich belauschte das Gespräch dieser weißen Bullen und lachte mir ins Fäustchen. Das Gebäude war zu baufällig, als dass die Bullen es bis zum nächsten Stock geschafft hätten, da die Stufen durchbrachen. Aber es bestand die Gefahr, dass sie hoch blickten und mich zwischen den Dachsparren entdeckten und auf mich schossen. Ich erwog, auf das nächste Dach zu springen, aber das wären immerhin drei Meter gewesen.

Also arbeitete ich mich auf das Dach vor, und mein Freund, der im selben Haus wie ich wohnte, stand auf seinem Dach. Ich robbte auf den Knien voran, wenn ich aufgestanden wäre, hätten mich die Bullen ja sehen können. Aber mein Freund beruhigte mich.

„Mike, entspann dich. Sie sind wieder raus aus dem Gebäude, aber sie sind immer noch auf der Suche nach dir. Da unten stehen jede Menge Polizeiautos“, berichtete er mir.

Ich stand, so mein Gefühl, eine Ewigkeit auf dem Dach und wartete.

„Mike, sie sind weg“, verkündete mein Freund schließlich.

Also ging ich wieder hinunter, blieb aber noch ein paar Minuten im Haus. Meine Freunde suchten den Block ab, um sicher zu sein, dass sich die Bullen nicht irgendwo versteckt hatten.

„Mike, warte noch ein bisschen“, bat mich mein Freund. Schließlich gab er mir Entwarnung. Ich war froh, dass ich meinen Arsch gerettet hatte. Wir hatten all die teuren Uhren, Medaillons, Armbänder, Brillanten und Rubine. Wir brauchten zwei Wochen, um den ganzen Kram loszuwerden, mussten einiges unter der Hand verkaufen und einen Teil in einem anderen Stadtteil verschachern.

Es klingt wie ein Witz, aber zum ersten Mal festgenommen wurde ich wegen einer gestohlenen Kreditkarte. Ich war damals zehn und sah eindeutig zu jung aus, um schon eine Kreditkarte zu besitzen. Also überredeten wir einen älteren Jungen, uns in ein Geschäft zu begleiten und dieses und jenes zu kaufen, auch etwas für sich selber.

Als wir ein anderes Mal in einem Laden in der Belmont Street versuchten, die Karte einzusetzen, sahen wir aber für eine Kreditkarte einfach zu jung aus. Wir stapelten die Klamotten und Sneakers an der Kasse und reichten der Kassiererin die Kreditkarte. Sie bat uns, einen Moment zu warten, und tätigte einen Anruf. Sie schnitt dann die Karte durch, und innerhalb von Sekunden tauchten die Bullen auf und verhafteten uns.

Sie brachten mich zur Polizeiwache in unserem Viertel. Meine Mutter hatte kein Telefon, also holten sie sie mit dem Polizeiauto ab und brachten sie dorthin. Als sie reinkam, schrie sie mich an und schlug wie wild auf

mich ein. Als ich zwölf war, wurde das zur Routine. Wegen dieser Festnahmen musste ich bei Gericht erscheinen, aber ich wurde nicht verurteilt, weil ich minderjährig war.

Ich hasste es, wenn meine Mutter auf dem Revier aufkreuzte und auf mich einschlug. Ich kauerte mich in einer Ecke zusammen und versuchte, mich zu schützen, wenn sie mich attackierte. Anschließend betrank sie sich mit ihren Freundinnen und erzählte ihnen, wie sie den Teufel aus mir herausgeprügelt habe. Das war wirklich traumatisierender Scheiß. Bis heute muss ich den Blick abwenden, wenn ich in eine Zimmerecke schaue, da ich an all die Schläge erinnert werde, die meine Mutter mir verpasst hat.

Sie schlug mich sogar, wenn ich nichts falsch gemacht hatte. Einmal, als ich elf war, machte ich ein Würfelspiel mit einem Jungen, der etwa 18 war. Ich hatte an jenem Tag ein glückliches Händchen, und meine Freunde schlossen Wetten ab, dass meine Zahlen fallen würden. Ich fing mit 200 Dollar an, aber meine Zahl fiel sechsmal hintereinander. Ich hatte 600 Dollar von ihm gewonnen.

„Noch eine Runde. Ich setze meine Uhr ein“, sagte er.

Bumm, schon wieder fiel meine Zahl.

„Spiel ist Spiel“, sagte ich. „Gib mir deine Uhr.“

„Tatsache ist, ich gebe dir gar nichts“, sagte er und versuchte, sich das Geld zu schnappen, das ich von ihm gewonnen hatte. Ich fing an, nach ihm zu beißen, schlug ihn mit einem Stein, und wir fingen an zu ringen. Ein paar Freundinnen meiner Mutter sahen den Aufruhr und rannten zu unserer Wohnung.

„Dein Sohn kämpft mit einem Erwachsenen“, erklärte eine von ihnen.

Meine Mutter kam angestürmt. Alle anderen Erwachsenen ließen uns kämpfen, weil sie ihr Geld wollten. Wenn dieser Kerl nicht zahlte, würde es sonst auch niemand tun. Ich war mitten drin im Ringkampf mit diesem Kerl, als meine Mutter mich ansprang, meine Hände packte, mir eine schmierte und mich zu Boden warf.

„Warum kämpfst du mit diesem Mann?“, brüllte sie. „Was hast du diesem Mann getan? Tut mir leid, Sir“, erklärte sie ihm.

„Er hat versucht, sein Geld zurückzunehmen“, protestierte ich.

Meine Mutter nahm das Geld, gab es dem Mann und schlug mir ins Gesicht.

„Tut mir leid, Sir“, wiederholte sie.

„Ich werde dich umbringen, du Scheißkerl“, brüllte ich, als sie mich wegzerrte.

Allerdings verdiente ich jeden Schlag, den ich bekam. Ich wollte zu den coolen Kids gehören, den 15-Jährigen, die Schmuck, Geld und Freundinnen hatten. Zu der Zeit mochte ich die Mädchen nicht besonders, aber ich mochte schicke Klamotten und Aufmerksamkeit.

Meine Mutter resignierte jetzt. Sie war geachtet und konnte sich gut ausdrücken, ihre anderen Kinder waren lernfähig und verträglich, und dann war da noch ich. Ich war der Einzige, der weder lesen noch schreiben konnte. Ich kapierte das Zeug einfach nicht.

„Warum kannst du das nicht?“, fragte sie mich. „Was stimmt nicht mit dir?“

Sie nahm an, ich sei geistig zurückgeblieben. Als Baby hatte sie mich zu all den Institutionen auf der Lee Avenue geschleppt, und ich wurde psychologischen Tests unterzogen. Als Kind hielt ich laute Selbstgespräche. Ich glaube, das war in den Siebzigern nicht normal. Nachdem ich auffällig geworden und im System drin war, musste ich auf die dem Gericht unterstellte Special Ed-Schule für Geistesgestörte. Die Special Ed war wie ein Gefängnis. Man lebte die ganze Zeit hinter verschlossenen Türen. Die ganzen asozialen Kids und die verdammten Spinner wurden dort einfach zusammengepfercht. Man sollte das tun, was einem aufgetragen wurde, aber ich ließ mir das nicht gefallen, fing mit allen Streit an und spuckte ihnen ins Gesicht. Man gab uns Jetons, mit denen wir zur Schule und wieder nach Hause fahren konnten, und ich klaute den Kids ihre Jetons und spielte damit. Ich schreckte auch nicht davor zurück, die Lehrer zu bestehlen, und am nächsten Tag kam ich mit dem neuen Outfit zur Schule, das ich mir von ihrem Geld gekauft hatte. Ich baute einfach jede Menge Scheiße.

Man fand, ich sei hyperaktiv, also verabreichte man mir Thorazin. Ritalin wurde ausgelassen, und man griff gleich nach dem großen T, das man in den Siebzigern kleinen bösen schwarzen Scheißkerlen wie mir verabreichte. Mit Thorazin ist man auf einem Trip. Man sitzt da, starrt vor sich hin, kann sich aber nicht bewegen, kann nichts tun. Alles ist toll, man kann alles hören, ist aber irgendwie zugedröhnt, wie ein Zombie. Man bittet nicht um Essen, es wird einem zur rechten Zeit gebracht. Vielleicht wird man gefragt: „Musst du zur Toilette?“, und man antwortet: „Oh ja, dringend.“ Man weiß nicht einmal, wann man pinkeln muss.

Als ich diesen Mist nahm, schickte man mich aus der Schule heim. Ich sollte zu Hause bleiben, mich entspannen und mir die Zeichentrickserie *Rocky and His Friends* anschauen. Meine Mutter fand, dass etwas nicht mit ihrem Baby stimmte, aber ich war lediglich ein verdammt knallhartes Kind. Man schätzte mich falsch ein und machte mich vermutlich noch ein wenig abgefuckter als ich sowieso schon war, aber ich nahm das nie jemandem persönlich übel. Ich dachte immer, ich hätte es verdient, dass mir etwas Schlimmes widerfuhr, weil irgendwas mit mir nicht stimmte.

Neben den Zombies und verrückten Kids schickte man die Kriminellen in die Special Ed-Schulen, so lernten sich die Leute aus den verschiedenen Bezirken kennen. Wir fuhren zum Times Square und trafen all die Jungs von unserer Schule, alle in Lammfellmänteln, modischen Klamotten und mit Geld in der Tasche. Sie taten alle das Gleiche.

1977 lungerte ich am Times Square herum, als ich ein paar Jungs aus meinem alten Wohnviertel in Bed Stuy entdeckte. Wir unterhielten uns, und einer von ihnen schnappte sich die Geldbörse einer Nutte. Sie geriet außer sich und schüttete mir einen Becher heißen Kaffee ins Gesicht. In dem Augenblick tauchten die Bullen auf, und mein Freund Bub und ich gaben Fersengeld. Wir rannten in ein nicht jugendfreies Kino, doch die Nutte kreuzte kurz danach mit den Bullen auf.„Das sind sie“, sagte sie und deutete auf Bub und mich. „Ich? Ich habe nichts damit zu tun“, protestierte ich, aber die Bullen führten uns hinaus und schubsten uns auf den Rücksitz des Polizeiwagens.

Und diese verrückte Lady gab nicht auf. Sie fasste durch das Fenster und zerkratzte mir mit ihren langen Nuttennägeln das Gesicht. Man fuhr uns zu der Wache im Stadtzentrum. Als wir wegfuhren, sah ich, wie uns die Typen aus Bed Stuy, die all diesen Scheiß angestellt hatten, von der Straße aus nachschauten. Ich war bereits viele Male festgenommen worden, und so war ich an das Ritual gewöhnt. Doch auf der Wache studierte man mein Strafregister; ich hatte entschieden zu viele Verhaftungen aufzuweisen. Somit wurde ich ohne Umschweife nach Spofford gebracht, ein Jugendgefängnis im Hunts-Point-Viertel der Bronx. Ich hatte Horrorgeschichten über Spofford gehört – wie Menschen von anderen Insassen oder von den Wärtern verprügelt wurden, also war ich nicht gerade begeistert von der Aussicht, dort zu landen. Ich bekam Kleider und eine Einzelzelle und legte mich schlafen. Am nächsten Morgen ergriff mich Panik, ich hatte keine Ahnung, was mich hier erwarten würde. Aber als ich die Cafeteria betrat, wo es Frühstück gab, war es wie ein Klassentreffen. Ich entdeckte meinen Freund Curtis, mit dem ich einen Bruch gemacht hatte und der vom Besitzer verprügelt worden war. Dann sah ich all meine verschiedenen Partner von Raubzügen.

„Entspann dich“, sprach ich zu mir selbst. „All deine Jungs sind hier.“

Nach diesem ersten Mal ging ich in Spofford ein und aus, als wäre es ein Spaziergang. Spofford wurde für mich zur Zweitwohnung. Bei einem meiner Aufenthalte dort sahen wir uns im Versammlungsraum einen Film an mit dem Titel *Der Größte*. Er handelte von Muhammad Ali. Danach klatschten wir alle, trauten aber dann unseren Augen nicht, als Ali höchstpersönlich auf die Bühne trat. Er sah in Wirklichkeit größer aus. Er brauchte noch nicht einmal den Mund zu öffnen – sobald er in Erscheinung trat, dachte ich: „Ich will dieser Typ sein.“ Er unterhielt sich mit uns, und es war sehr inspirierend. Ich hatte keine Vorstellung, was ich mit meinem Leben anstellen wollte, aber ich wusste, ich wollte so sein wie er. Es ist seltsam, aber heute sagen die Menschen so etwas nicht mehr. Wenn sie einen großen Boxer sehen, sagen sie vielleicht: „Ich will Boxer werden.“ Aber niemand sagt: „Ich will sein wie er.“ Es gibt nicht viele Alis. In

diesem Augenblick beschloss ich, berühmt zu werden. Ich wusste nicht, was ich dafür tun musste, aber ich beschloss, die Menschen sollten mich so kämpfen sehen, genauso wie Ali.

Ganz so einfach war es dann aber doch nicht. Ich kam jetzt nicht aus Spofford raus und krempelte mein Leben nicht total um. Ich war immer noch eine kleine Kanalratte.

Meine Lage zu Hause verschlechterte sich immer mehr. Nach all diesen Festnahmen und Spezialschulen und Medikamenten hatte meine Mutter jegliche Hoffnung, was mich betraf, aufgegeben.

Ich erlebte nie, dass meine Mutter mit mir glücklich oder stolz auf mich war. Ich bekam nie die Chance, mit ihr zu reden oder mehr über sie zu erfahren. „Beruflich“ hatte dies keine Folgen für mich, aber emotional und psychisch war es vernichtend für mich. Wenn ich mit meinen Freunden zusammen war und deren Mütter vorbeischauten, bekamen sie einen Kuss von ihnen. Ich wurde von meiner Mutter nie geküsst. Da mich meine Mutter bis zum 15. Lebensjahr in ihrem Bett schlafen ließ, hätte man annehmen können, sie würde mich mögen, dabei war sie die ganze Zeit nur betrunken.

Da ich jetzt im Justizvollzugssystem eingebettet war, beschloss das Gericht, mich in eine Wohngruppe zu stecken, um mich auf den rechten Weg zu bringen. Man nahm einen Haufen fertiger Kids, missbrauchter Kids, böser Kids und Psychokids und steckte sie in irgendein Heim, dessen Personal von der Regierung dafür bezahlt wurde, uns hereinzulegen. Dort herrschte ein regelrechtes Gedränge. Ich hielt es da nie länger als zwei Tage aus und lief immer wieder weg. Einmal steckte man mich in ein Heim in Brentwood, Long Island. Ich rief zu Hause an, quengelte und jammerte meiner Mutter vor, dass ich kein Gras habe. Also beauftragte sie Rodney, mir welches zu besorgen. Sie war immer eine Vermittlerin.

Schließlich wurde ich nach Mount Loretto geschickt, einer Einrichtung auf Staten Island. Aber nichts und niemand konnte andere Menschen aus uns machen. Jetzt bestahlen wir halt die Jungs auf der Staten-Island-Fähre. Allerdings weiß man nie, wen man bestiehlt. Manchmal raubt man den

Falschen aus, einen widerlichen Dreckskerl, der dann sein Geld zurückverlangt und alle verrückt macht.

„Wer hat mir mein verdammtes Geld geklaut?“, schrie er.

Er fing an, auf jeden einzuprügeln, sämtliche Passagiere mussten diesen Dreckskerl überwältigen. Mein Freund war derjenige, der ihn beklaut hatte, und der Kerl versetzte ihm einen Tritt in den Arsch, aber er wusste nicht, dass er der Täter war. Wir gingen von Bord und lachten uns ins Fäustchen, weil wir das Geld hatten. Sogar mein Freund lachte unter Tränen, denn er hatte immer noch Schmerzen. Hätte dieser Kerl gewusst, dass wir das Geld haben, hätte er uns vom Schiff geworfen. Wenn ich darüber nachdenke, was für ein Leben ich führte, wird mir heiß und kalt. Oh Gott, er hätte uns tatsächlich umgebracht, denn er war der Typ dafür.

Anfang 1978 wurde ich aus der Einrichtung auf Staten Island entlassen und kehrte nach Brownsville zurück. Immer wieder erfuhr ich, dass Freunde von mir wegen Banalitäten wie Schmuckraub oder wegen ein paar 100 Dollar getötet wurden. Das machte mich doch etwas nachdenklich, dennoch hörte ich nicht auf, Brüche zu machen und zu stehlen. Ich beobachtete die älteren Jungs, die meine Vorbilder waren, erlebte ihren Aufstieg, aber auch, wie sie auf der Straße lagen. Ich beobachtete, wie sie gnadenlos verprügelt wurden, denn diese Jungs waren ständig damit beschäftigt, andere zu beklauen. Aber sie hörten nie damit auf, es lag ihnen im Blut.

Mein Umfeld wurde immer bedrohlicher, und ich wurde immer mehr gehasst. Ich war gerade elf und schlenderte manchmal durch unsere Gegend, nur auf mich bedacht, und die Hausbesitzer oder Geschäftsinhaber entdeckten mich und warfen mit Steinen nach mir.

„Du verdammter dreckiger Dieb“, brüllten sie.

Sie sahen mich in meinen schicken Klamotten und wussten, dass ich der Nigga war, der sie bestahl. Eines Tages kam ich an einem Gebäude vorbei und blieb stehen, um mich mit einem Freund zu unterhalten, als ein Kerl namens Nicky mit einer Schrotflinte und ein Freund von ihm mit einer

Pistole aus dem Haus stürmten. Sein Freund richtete die Pistole auf meinen Kopf und Nicky die Schrotflinte auf meinen Penis.

„Hör zu, du dreckiger kleiner Nigga, wenn ich höre, dass du wieder auf diesem verdammten Dach warst, blase ich dir das Licht aus. Und wenn ich dich je wieder hier sehe, schieß ich dir die Eier ab“, drohte er mir.

Ich hatte keine Ahnung, wer zum Teufel dieser Kerl war, aber anscheinend kannte er mich. Können Sie sich vorstellen, dass man mit einem Kind so spricht und es so behandelt?

Ein paar Monate vor meinem 13. Geburtstag, wurde ich erneut wegen des Besitzes von Diebesgut festgenommen. Inzwischen wusste man nicht mehr, wo man mich hinschicken sollte, da man alle Institutionen um New York City herum ausprobiert hatte. Ich weiß nicht, welchen wissenschaftlichen Diagnosetest sie anwandten, doch man beschloss, mich zur Tryon School for Boys zu schicken, einer Einrichtung im Hinterland von New York, etwa eine Stunde nordwestlich von Albany. Das war eine Einrichtung für jugendliche Straftäter.

Meine Mutter war froh, dass ich aus New York verschwand, denn zu der Zeit kreuzten jede Menge erwachsener Männer bei uns auf und suchten nach mir.

„Dein Bruder ist Abschaum, ich werde ihn umbringen“, erklärten sie meiner Schwester.

„Er ist doch noch ein Kind“, protestierte diese. „Er hat Ihnen ja nicht die Frau oder so weggenommen.“

Stellen Sie sich vor, erwachsene Männer kommen zu Ihnen nach Hause und suchen nach Ihnen, obwohl Sie erst 12 sind. Ist das nicht Scheiße? Kann man es meiner Mutter verübeln, dass sie in Bezug auf mich jegliche Hoffnung aufgegeben hatte?

Die Tatsache, dass man mich in eine staatliche Besserungsanstalt schickte, war keineswegs cool, denn dort war ich mit den großen Jungs zusammen. Sie waren weitaus abgefuckter als die Jungs in Spofford. Aber Tyron war gar nicht so übel. Es gab hier jede Menge Cottages, und man konnte draußen herumspazieren, Basketball spielen und in die Sporthalle gehen. Ich jedoch bekam mal wieder sofort Schwierigkeiten. Ich war die ganze Zeit über schlecht gelaunt und einfach mies drauf, war streitsüchtig und band jedem auf die Nase, dass ich aus Brooklyn stamme und keine Lust habe, mich mit irgendeinem Bullshit abzugeben.

Eines Tages spazierte ich zu einer Unterrichtsstunde, als mir ein fremder Kerl begegnete. Er gab sich ganz taff, als ob er ein Killer wäre. Als er an mir vorbeiging, sah er, dass ich meine Mütze in der Hand hielt. Im Vorbeigehen zerrte er daran. Ich kannte ihn nicht, aber er zollte mir keinen Respekt. Als ich im Unterricht saß, grübelte ich volle 45 Minuten darüber nach, wie ich diesem Kerl dafür, dass er an meiner Mütze herumgezerrt hatte, den Garaus machen könnte. Als der Unterricht zu Ende war, ging ich hinaus und entdeckte ihn und seine Freunde an der Tür.

Den Kerl kaufe ich mir, dachte ich, und trat auf ihn zu. Er hatte die Hände in den Taschen vergraben und sah mich an, als könne er kein Wässerchen trüben. Deshalb griff ich ihn nicht besonders heftig an.

Man legte mir dann Handschellen an und schickte mich nach Elmwood, einem abgeriegelten Cottage für unverbesserliche Kids. Elmwood war das Letzte, und die Wärter waren echte Schläger. Die Typen von Elmwood sah man nur in Handschellen und in Begleitung von zwei Männern.

An den Wochenenden verschwanden alle Kids von Elmwood, die sich einwandfrei verhalten hatten, für ein paar Stunden. Sie kehrten mit gebrochenen Nasen, kaputten Zähnen, geplatzten Lippen und gebrochenen Rippen heim – sie waren in einem erbärmlichen Zustand. Ich nahm an, sie seien vom diensthabenden Personal so vermöbelt worden, zu der Zeit kam niemand auf die Idee, sich an die Gesundheitsbehörde oder den Sozialdienst zu wenden. Aber je intensiver ich mich mit diesen schlimm zugerichteten Kids unterhielt, desto bewusster wurde mir, dass sie keineswegs unglücklich waren.

„Verdammt, fast hätten wir ihn drangekriegt“, lachten sie. Ich hatte keine Ahnung, was sie meinten, und dann klärten sie mich auf. Sie kämpften gegen Mr. Stewart, einen der Gefängnisberater. Bobby Stewart war ein robuster Ire, ungefähr 77 Kilo schwer, ein ehemaliger Profiboxer und Amateurmeister.

Als ich im Loch saß, erzählte man mir, dass ein ehemaliger Box-Champion den Kids beibringe, wie man kämpfe. Die Mitarbeiter, die mir von ihm erzählten, waren sehr nett zu mir, und so wollte ich ihn kennenlernen, weil ich glaubte, er wäre es auch. Ein paar Wochen später, als ich wieder in meinem Zimmer war, klopfte es laut und kräftig an die Tür. Ich öffnete, und Mr. Stewart stand vor mir.

„Hi, Arschloch, du willst mich sprechen?“, brummte er.

„Ich will Boxer werden“, erwiderte ich.

„Das wollen die anderen Jungs auch. Aber sie haben nicht den Mumm, daran zu arbeiten“, erwiderte er. „Wenn du dein Strafregister in Ordnung

bringst, dich nicht wie ein Arschloch aufführst und etwas mehr Respekt zeigst, arbeite ich vielleicht mit dir.“

Ich gab mir wirklich alle Mühe. Was schulische Leistungen betraf, war ich weit und breit die größte Niete, aber für einen ehrenvollen Platz auf der Liste sagte ich jetzt brav „Ja, Sir“ und „Nein, Ma’am“ und benahm mich wie ein Musterschüler, um mit Stewart trainieren zu dürfen. Ich benötigte einen Monat, um genug Pluspunkte zu sammeln, um boxen zu dürfen. Alle Kids versammelten sich, um zu sehen, ob es mir gelang, ihn zu besiegen. Ich war überaus zuversichtlich, dass ich ihn besiegen würde, und dann würden alle vor mir kriechen.

Sofort fing ich an, wild auf ihn einzuschlagen, ihn mit Hieben zu traktieren, und er ging in Deckung. Ich bearbeitete ihn mit Schlägen und Hieben. Doch plötzlich schlüpfte er an mir vorbei und rammte mir seine rechte Faust in den Magen.

Booosh, uggghh. Mir kam mein gesamtes Essen der letzten beiden Jahre hoch.

Zu der Zeit hatte ich noch keine Ahnung vom Boxen. Heute weiß ich, dass man ein paar Sekunden lang keine Luft bekommt und außer Gefecht gesetzt ist, wenn man einen Fausthieb in den Magen bekommt. Aber das legt sich, was ich damals noch nicht wusste. Ich dachte allen Ernstes, ich würde nie wieder atmen können und sterben. Ich versuchte verzweifelt, Luft zu holen, aber ich konnte lediglich kotzen. Es war grauenhaft.

„Steh auf und hör auf damit!“, bellte er.

Nachdem alle gegangen waren, näherte ich mich ihm in aller Demut. „Entschuldigen Sie, Sir, können Sie mir bitte beibringen, wie ich das richtig mache?“, fragte ich. Ich malte mir aus, dass ich irgendeinem Dreckskerl einen solchen Fausthieb in den Magen verpassen würde, wenn ich wieder in Brownsville wäre. Dieser würde dann zu Boden gehen, und ich hätte ihn besiegt. Genau das ging mir im Kopf rum.

Irgendwie mochte mich Mister Stewart, denn nach unserer zweiten Sitzung sagte er zu mir: „Willst du das wirklich ernsthaft betreiben?“ Also fingen wir an, regelmäßig zu trainieren. Nach unserem Training übte ich

später in meinem Zimmer die ganze Nacht lang Schattenboxen. Ich wurde immer besser. Damals wusste ich es noch nicht, aber während einer unserer Sparring-Sessions verpasste ich Bobby einen Schlag, der ihm die Nase brach und ihn fast k.o. geschlagen hätte. Er pausierte eine Woche lang, um seine Nase ausheilen zu lassen.

Nach ein paar Monaten Training rief ich meine Mutter an und reichte ihm den Hörer. „Sag's ihr, bitte", drängte ich ihn. Ich wollte, dass er ihr erzählte, wie gut ich mich schlug. Ich wollte einfach, dass sie wusste, dass ich etwas auf die Beine stellte. Ich dachte mir, sie glaube mir eher, wenn ein Weißer es ihr sagt. Aber sie erklärte ihm lediglich, dass sie kaum glauben könne, dass ich mich geändert hätte, und fand, ich sei unverbesserlich.

Kurz danach kam Bobby zu mir, denn er hatte eine Idee. „Ich will dich mit dem legendären Boxtrainer Cus D'Amato zusammenbringen. Er kann dich ein Stück weiterbringen."

„Was zum Teufel geht hier vor?", fragte ich. Damals war Bobby Stewart der Einzige, dem ich traute. Und nun wollte er mich an jemand anderen weiterreichen?

„Vertrau diesem Mann", erklärte er mir.

An einem Wochenende im März 1980 fuhren Bobby und ich nach Catskill, New York. Cus' Trainingshalle war ein umgebauter Versammlungsraum und befand sich über der städtischen Polizeiwache. Da es keine Fenster gab, kam das Licht von ein paar altmodischen Lampen. An den Wänden hingen Poster und Zeitungsausschnitte von erfolgreichen Jungs aus der Umgebung.

Cus sah genauso aus, wie ein hartgesottener Boxtrainer aussehen sollte. Er war klein und stämmig, weißhaarig und strahlte Stärke aus. Aber er blickte sehr ernst und zeigte keinerlei Lächeln.

„Hallo, wie geht's? Ich bin Cus", stellte er sich mit starkem Bronx-Akzent vor. Teddy Atlas, ein jüngerer Trainer, war ebenfalls anwesend.

Bobby und ich gingen in den Ring und begannen mit dem Sparring. Ich ging gleich ins Volle, jagte Bobby durch den Ring. Gewöhnlich absolvierten wir drei Runden, aber mitten in der zweiten Runde versetzte mir Bobby ein

paar rechte Haken auf die Nase, und ich fing an zu bluten. Es tat nicht wirklich weh, doch mein Gesicht war blutverschmiert.

„Das reicht“, meinte Atlas.

„Sir, bitte, lassen Sie mich die Runde beenden und noch eine weitere kämpfen. Das ist unser Ritual“, bettelte ich, denn ich wollte Cus beeindrucken.

Und ich glaube, es gelang mir. Als wir den Ring verließen, sagte Cus zu Bobby: „Er hat das Zeug zu einem Weltmeister im Schwergewichtsboxen.“

Nach dieser Sparring-Session gingen wir zu Cus nach Hause zum Lunch. Er wohnte in einem großen viktorianischen Haus auf einem vier Hektar großen Grundstück. Von der Veranda aus konnte man auf den Hudson River blicken. An der Seite des Hauses wuchsen große Ahornbäume und üppige Rosenbüsche. In meinem ganzen Leben hatte ich noch nie ein solches Haus gesehen.

Wir nahmen Platz, und Cus meinte, er könne kaum glauben, dass ich erst 13 sei. Und dann malte er mir meine Zukunft aus. Er hatte mich ja kaum sechs Minuten kämpfen sehen, aber alles klang ganz überzeugend aus seinem Mund.

„Du hast eine blendende Figur abgegeben“, sagte er. „Du bist ein großer Boxer.“ Und er überschüttete mich mit Komplimenten. „Wenn du auf mich hörst, kann ich aus dir den jüngsten Schwergewichts-Boxer aller Zeiten machen.“

Fuck, wie konnte er einen solchen Scheiß verzapfen? Ich hielt ihn für einen Perversen. In der Welt, aus der ich kam, geben die Leute solchen Bullshit von sich, wenn sie dir einen blasen wollen. Ich wusste nicht, was ich sagen sollte. Noch nie zuvor hatte jemand etwas Nettes über mich gesagt. Ich wollte gern bei dem alten Knaben bleiben, denn er vermittelte mir ein gutes Gefühl. Später erkannte ich, dass das Cus’ Masche war. Man redet einem schwachen Mann ein, stark zu sein, und dieser wird süchtig danach.

Auf der Rückfahrt nach Tyron konnte ich mich kaum beruhigen. Ich saß da mit einem Rosenstrauß von Cus auf dem Schoß. Ich hatte noch nie echte

Rosen gesehen, immer nur im Fernsehen, aber ich wollte unbedingt welche haben, weil sie so exquisit aussahen. Ich hatte ihn gefragt, ob ich welche mitnehmen dürfe, weil ich etwas Schönes mit zurücknehmen wollte. Die Rosen dufteten wunderbar und Cus' Worte klangen mir noch in den Ohren. Es kam mir vor, als ob sich die ganze Welt plötzlich verändert hätte, und in diesem Moment wusste ich, dass aus mir noch was werden würde.

„Ich glaub, er mag dich", sagte Bobby. „Wenn du kein Scheißkerl und kein Arschloch bist, wird es gutgehen." Bobby freute sich offensichtlich für mich.

Ich kehrte in mein Cottage zurück und stellte die Rosen in eine Vase. Cus hatte mir eine riesige Box-Enzyklopädie mitgegeben, die ich mir anschauen sollte, und ich konnte die ganze Nacht kein Auge zutun, denn ich las das Buch in einem Zug durch. Ich erfuhr von Benny Leonard, Harry Greb und Jack Johnson. Das hat mich echt aufgeputscht. Ich wollte sein wie sie, sie schienen sich an keine Regeln zu halten. Sie arbeiteten hart, aber dann gab es auch Phasen, in denen sie es sich gutgehen ließen, und sie wurden wie Götter verehrt.

Ich fing an, jedes Wochenende zum Training zu Cus zu gehen. Erst trainierte ich mit Teddy in der Sporthalle, und dann ging ich zu Cus. Er lebte mit Camille Ewald, einer reizenden Ukrainerin, zusammen. In ihrem Haus wohnten auch noch andere Boxer. Als ich das erste Mal dorthin ging, klaute ich Geld aus Teddys Geldbörse. Solche Gewohnheiten gibt man nicht einfach auf, nur, weil sich etwas Gutes auftut. Ich brauchte schließlich Geld für Gras. Ich hörte, wie Teddy zu Cus sagte: „Er muss es gewesen sein."

„Nein, er war es nicht", widersprach Cus.

Der Boxsport törnte mich an, und nachdem ich bei Cus den ersten Kampf von Leonard gegen Durán im Fernsehen verfolgt hatte, war ich mir sicher, dass ich Boxer werden wollte. Wow, dieser Kampf war unglaublich aufregend, ich war ganz geschafft. Beide waren sehr elegant, aber auch gefährlich wie Raubtiere, und ihre Schläge erfolgten blitzschnell. Ihr Kampf wirkte fast so, als folgte er einer Choreografie. Ich war fasziniert.

Als ich Cus das erste Mal in seinem Haus besuchte, ließ er nicht zu, dass ich boxte. Nach meinem Training mit Teddy setzte sich Cus mit mir zusammen, und wir unterhielten uns. Er redete mit mir über meine Gefühle und Empfindungen und über die Boxpsychologie. Er wollte mein Innerstes erforschen. Wir sprachen viel über die spirituellen Gesichtspunkte des Sports. „Wenn du nicht den geistigen Krieger in dir spürst, wirst du nie ein Kämpfer werden. Mir ist egal, wie groß oder stark du bist“, erklärte er mir. Wir unterhielten uns über ziemlich abstrakte Vorstellungen, doch er drang zu mir durch. Cus sprach meine Sprache. Er war ein Straßenkind wie ich und auch in einem asozialen Milieu aufgewachsen.

Als Erstes sprach Cus mit mir über Angst, und wie man diese überwindet.

„Die Angst ist das größte Lernhindernis, ist aber auch dein bester Freund. Die Angst ist wie Feuer. Wenn du lernst, sie unter Kontrolle zu halten, lässt du sie für dich arbeiten. Wenn du nicht lernst, sie zu kontrollieren, wird sie dich und alles um dich herum zerstören. Du kannst auf einem Hügel einen Schneeball in die Hand nehmen und werfen oder sonst was damit machen, bevor er den Hügel hinunterrollt. Wenn er erst am Rollen ist und immer größer wird, wird er dich zu Tode quetschen. Genauso verhält es sich mit der Angst. Man darf nie zulassen, dass die Angst immer größer wird, man muss sie immer unter Kontrolle haben. Wenn es dir nicht gelingt, wirst du nicht in der Lage sein, dein Ziel zu erreichen oder dein Leben zu retten.“

„Stell dir ein Reh vor, das ein offenes Feld überquert. Als es sich dem Wald nähert, wittert es plötzlich Gefahr, vielleicht befindet sich ein Puma in der Nähe. Wenn das der Fall ist, tritt die natürliche Überlebensstrategie in Aktion, was bedeutet, dass Adrenalin ins Blut ausgeschüttet wird, sodass das Herz schneller schlägt. Dies hat zur Folge, dass der Körper zu außerordentlichen Leistungen an Beweglichkeit und Stärke fähig ist. Normalerweise kann ein Reh vier Meter weit springen, aber durch das Adrenalin schafft es das Drei- oder Vierfache, um der drohenden Gefahr zu entrinnen. Beim Menschen verhält es sich nicht anders. Wenn er Gefahr wittert oder Angst hat, beschleunigt das Adrenalin den Herzschlag und treibt den Menschen zu Höchstleistungen.“

„Mike, glaubst du, du kennst den Unterschied zwischen einem Helden und einem Feigling? Nun, bezüglich ihrer Empfindungen besteht kein Unterschied, sondern in dem, was sie *tun.* Der Held und der Feigling empfinden genau das Gleiche, aber du musst die Disziplin besitzen, das zu tun, was ein Held tut, und darfst nicht wie ein Feigling handeln."

„Mike, dein Verstand ist nicht dein Freund, ich hoffe, du weißt das. Du musst trotzdem mit dem Kopf kämpfen, ihn kontrollieren, richtig einsetzen. Du musst auch deine Emotionen unter Kontrolle halten. Erschöpfung im Ring ist zu 90 Prozent psychologisch bedingt. Sie dient einem Mann, der aufgeben will, als Entschuldigung. Die Nacht vor einem Kampf tust du kein Auge zu. Denk dir nichts dabei, deinem Gegner geht es genauso. Du trittst zum Wiegen an, und er sieht viel größer aus als du, wirkt eiskalt, wird aber innerlich von Angst verzehrt. Deine Fantasie spricht ihm Fähigkeiten zu, die er gar nicht hat. Denk daran: Bewegung löst Spannung. Wenn dann der Gong ertönt und du deinem Gegner entgegentrittst, wirkt dieser plötzlich wie jeder andere auch, denn deine Fantasie ist ausgeschaltet. Der Kampf als solcher ist die einzige Wirklichkeit, die zählt. Du musst lernen, deinen Willen durchzusetzen und das alles unter Kontrolle zu haben."

Ich konnte Cus stundenlang zuhören. Er erklärte mir, wie wichtig es sei, intuitiv und sachlich zu handeln, auf eine entspannte Art, und nicht zuzulassen, dass die Emotionen die Oberhand über die Intuition gewannen. Er berichtete mir, er habe einmal mit dem großen Schriftsteller Norman Mailer darüber gesprochen.

„Cus, ohne es zu wissen, praktizierst du Zen", hatte dieser Cus erklärt und ihm ein Buch mit dem Titel *Zen und die Kunst des Bogenschießens* gegeben. Cus las mir häufig aus dem Buch vor. Er erzählte mir, dass er bei seinem ersten Kampf tatsächlich höchsten emotionalen Abstand erlebt habe. Er trainierte in einer Turnhalle in der Stadt, weil er Profiboxer werden wollte. Er hatte bereits ein oder zwei Wochen mit dem Sandsack trainiert, als der Manager ihn fragte, ob er einen Boxpartner haben wolle. Er trat in den Ring, und sein Herz schlug wie wild. Sein Gegner griff ihn sofort an, und er wurde mit Schlägen traktiert. Seine Nase schwoll an, sein Auge zu,

und er blutete. Sein Gegner fragte ihn, ob er eine zweite Runde machen wolle, und Cus meinte, er werde es versuchen. Er trat in den Ring, und plötzlich war sein Geist von seinem Körper losgelöst. Er beobachtete alles aus der Distanz. Die Schläge, die ihn trafen, fühlten sich an, als kämen sie von weither. Er war sich wohl ihrer bewusst, aber sie schmerzten ihn kaum.

Cus erklärte mir, dass man, um ein großer Boxer zu sein, aus sich selbst heraustreten müsse. Er ließ mich Platz nehmen und sagte: „Transzendiere. Fokussiere. Entspann dich, bis du siehst, wie du dich selbst beobachtest. Sag mir, wenn du so weit bist.“ Das war sehr wichtig für mich. Im Allgemeinen neige ich dazu, zu emotional zu reagieren. Später erkannte ich, dass ich im Ring nur wild um mich schlagen würde, wenn ich mich dort nicht von meinen Gefühlen lösen könnte. Nachher würde ich einem Gegner noch einen harten Faustschlag verpassen, es dann aber mit der Angst zu tun bekommen, wenn er nicht zu Boden ging.

Cus trieb diesen Aus-dem-Körper-herausgehen-Scheiß noch einen Schritt weiter. Er trennte seinen Geist von seinem Körper und blickte dann in die Zukunft. „Alles wird ruhig, und ich befinde mich außerhalb meines Körpers und beobachte mich“, berichtete er. „Ich bin’s, aber bin’s auch wieder nicht, als ob mein Geist und mein Körper nicht miteinander verbunden wären. Vor meinem inneren Auge sehe ich, wie ein Film abläuft. Ich kann das alles wirklich sehen, kann einen Boxer am Anfang des Kampfes sehen und genau beobachten, wie er reagieren wird. Wenn das passiert, kann ich sehen, wie ein Typ boxt, und ich weiß alles über ihn, was man wissen muss, ich kann sogar seine Gedanken lesen. Es ist ein Gefühl, als sei ich dieser Typ, denn ich bin in seinen Körper geschlüpft.“

Er behauptete sogar, er könne mittels seines Geists Ereignisse kontrollieren. Cus hatte Rocky Graziano trainiert, als der noch Amateur war.

Einmal war Cus in Rockys Ecke, und Rocky erlitt eine Schlappe. Nachdem Rocky zweimal zu Boden gegangen war, kehrte er in die Ecke zurück und wollte aufgeben. Aber Cush drängte ihn, zur nächsten Runde anzutreten, und bevor Rocky aufgeben konnte, setzte Cus all seine

Willenskraft ein, um Rockys Arm dazu zu bringen, einen Schlag zu landen, und es funktionierte, der Gegner ging zu Boden, und der Ringrichter beendete den Kampf. Das war also das Schwergewicht, das mich trainierte.

Cus glaubte fest an diese Einheit von Geist und Körper. Wenn man Schwergewichtsweltmeister im Boxen werden wollte, musste man anfangen, das Leben eines Schwergewichtschampions zu führen. Damals war ich erst 14, und noch ganz unten. Ständig trainieren, denken wie ein römischer Gladiator, sich geistig in einem ständigen Kriegszustand befinden, aber nach außen hin ruhig und entspannt wirken – darauf kam es an.

Cus war auch groß in Sachen Eigenmotivation. Er besaß ein Buch des französischen Apothekers und Psychologen Emile Coué: *Autosuggestion: Wie man die Herrschaft über sich selbst gewinnt.* Coué erklärte seinen Patienten, sich immer wieder vorzusagen: „Ich werde jeden Tag in jeder Beziehung besser und besser“ – immer wieder. Cus hatte an einem Auge den grauen Star, wiederholte sich diesen Satz immer wieder und behauptete, dies funktioniere.

Cus wollte, dass wir die Eigenmotivation unserer jeweiligen Situation anpassten. Also ließ er mich formulieren: „Ich bin der beste Boxer der Welt. Niemand kann mich schlagen. Der beste Boxer der Welt. Niemand kann mich schlagen“ – immer und immer wieder. Ich tat es gern und hörte mich gern über mich reden.

Das Ziel all dieser Techniken bestand darin, dem Boxer Selbstvertrauen einzuflößen. Aber um dieses Selbstvertrauen zu bekommen, musste man sich selbst testen und durfte sich nicht verstecken. Dieses Gefühl entsteht nicht durch Osmose und kommt nicht aus der Luft. Es entsteht, wenn man konsequent dieses Bild im Kopf visualisiert, um das Selbstvertrauen aufzubauen, das man anstrebt.

In den ersten Wochen mit Cus machte er mich mit all diesen Dingen vertraut und erläuterte mir seinen Plan. Er übertrug mir eine Aufgabe. Ich sollte der jüngste Box-Schwergewichtschampion der Welt werden. Damals hatte ich noch keine Ahnung, aber nach einer von vier langen

Unterhaltungen vertraute Cus Camille an: „Camille, das ist der Boxer, auf den ich mein Leben lang gewartet habe.“

Ich stand kurz davor, nach Brooklyn zurückgebracht zu werden. Da tauchte Bobby Stewart bei mir auf.

„Ich will nicht, dass du nach Brooklyn zurückkehrst, denn ich habe Angst, du könntest etwas Dummes anstellen, getötet oder wieder eingebuchtet werden. Willst du zu Cus ziehen?“

Ich hatte auch keine Lust, zurückzukehren, und sehnte mich nach einer Veränderung in meinem Leben. Es gefiel mir, wie diese Leute redeten und mir ein gutes Gefühl gaben, mir vermittelten, Teil der Gesellschaft zu sein. Also teilte ich meiner Mutter mit, dass ich bei Cus wohnen wolle.

„Ma, ich will bei ihm wohnen und trainieren. Ich will Boxer werden, ich kann der Beste der Welt werden.“ Cus hatte mich mit all seinem Gesülze über den Geist völlig heiß gemacht, wie groß ich werden würde, wie ich mich Tag für Tag in jeder Beziehung verbessern würde. Dieser ganze Bullshit über Selbsthilfe. Meine Mom war wenig begeistert, doch sie erteilte mir schriftlich die Erlaubnis. Vielleicht dachte sie auch, als Mutter versagt zu haben.

Also zog ich bei Cus, Camille und den anderen Boxern ein. Ich erfuhr immer mehr über Cus, da wir nach dem Training immer lange Gespräche führten. Er mochte es, wenn ich ihm all die abgefuckten Geschichten über mein Leben erzählte. Er strahlte dann wie ein Christbaum: „Erzähl mir mehr.“ Ich war der ideale Kerl für seinen Plan – zerrüttete Familienverhältnisse, ungeliebt, bettelarm. Ich war taff und stark, aber auch hinterhältig, und trotzdem ein ungeschliffener Diamant. Cus wollte, dass ich meine Defizite akzeptierte. Er vermittelte mir nicht das Gefühl, dass ich mich wegen meines Backgrounds schämen müsste oder weniger wert war. Ihm gefiel es, dass ich eine große Begeisterungsfähigkeit besaß, ein Begriff, den mir Cus beibrachte.

Da Cus ebenfalls eine schwere Kindheit gehabt hatte, konnte er sich gut in mich hineinversetzen. Seine Mutter war sehr jung gestorben. Als kleines Kind hatte er bei einem Straßenkampf die Sehkraft auf einem Auge

eingebüßt. Als er ein junger Mann war, war sein Vater in seinen Armen gestorben. Und ein Bulle hatte seinen Lieblingsbruder erschossen.

Cus hatte in seinem Leben nur ein Jahr lang einen geregelten Job. Dann kündigte er, weil er Streit mit seinen Kollegen bekam. Aber er verbrachte viel Zeit damit, den Leuten in seiner Nachbarschaft zu helfen und ihre Probleme zu lösen – fast wie ein inoffizieller Sozialarbeiter. Es machte ihm viel Freude, anderen zu helfen. Cus trug auch dazu bei, dass die korrupten Politiker in seinem Bezirk abgesetzt wurden, als LaGuardia, ein Reformer, sich als Bürgermeister von New York bewarb. Er stellte sich einem der korrupten Kerle, der eine Waffe auf ihn gerichtet hatte, entgegen und war ohne Furcht.

Aber er war auch verbittert.

„Mein Leben lang habe ich mich für den kleinen Mann eingesetzt“, sagte Cus. „Weil ich mich immer für die Benachteiligten einsetzte, bekam ich viel Ärger. Einige der Menschen, denen ich geholfen habe, verdienten es nicht. Nur sehr wenige Leute sind es überhaupt wert, gerettet zu werden.“

Cus war völlig „farbenblind“. Der beste Freund seines Vaters war ein Schwarzer gewesen. Als er bei der Army im Süden stationiert war, führte er ein Boxteam. Wenn sie auf Reisen waren, wurden seine schwarzen Boxer in den Hotels abgewiesen, also übernachtete er mit ihnen in den Parks.

Er war auch ein überzeugter Sozialist und schwärmte für Che, Fidel und die Rosenbergs. Er hatte mir vom Fall Rosenberg berichtet, und ich zog ihn damit auf.

„Aber Cus, das war nicht richtig, sie waren schuldig“, sagte ich.

„Oh ja“, brüllte er. „Du hast gut reden, aber wenn die Sklaverei wieder eingeführt wird, überlegst du auch nicht, wer schuldig war oder nicht, denn genau das haben sie vor. Kapiert?“

Sein größter Feind war Ronald Reagan. Wenn Reagan einen Fernsehauftritt hatte, schrie Cus aus Leibeskräften: „LÜGNER, LÜGNER, LÜGNER!!!“ Cus war ein Fanatiker, faselte immer davon, wer sterben sollte. „Ein Mann stirbt genau so, wie er gelebt hat“, erklärte er mir.

Eines Tages sagte Cus: „Wenn du viel Geld verdienst, könntest du wirklich jedem helfen, der dir am Herzen liegt. Du könntest auch die Kirchen der Schwarzen unterstützen.“ Er fand, die Kirchen der Schwarzen seien der beste Ausgangspunkt für deren soziales Netzwerk. Er verehrte Martin Luther King. Cus half ständig irgendwelchen Leuten und verschenkte mit der Zeit sein gesamtes Geld.

„Geld ist etwas, das man mit vollen Händen ausgibt“, erklärte er mir. „Geld bedeutet Sicherheit, und für mich bedeutet Sicherheit Tod, also kümmerte ich mich nie um Geld. Alles, was mir etwas bedeutet, kann ich nicht mit Geld erwerben. Geld hat mich noch nie beeindruckt. Zu viel Geld befindet sich in den falschen Händen – eine Verbindung, die nicht gesund ist. Eigentlich gehe ich nicht leichtsinnig mit Geld um. Ich habe es Menschen in Not geschenkt, und das war keine Verschwendung.“

Er hielt auch nichts davon, unter einer konservativen Regierung Steuern zu zahlen. Als er 200.000 Dollar besaß, erklärte er sich gegenüber dem Finanzamt für insolvent.

Wie Cus zum Boxen kam, ist ein großes Geheimnis. Er tauchte irgendwann aus dem Nichts auf und erklärte: „Ich bin Boxtrainer.“ Keiner kannte ihn. Er hatte keine Ahnung von Verträgen und Boxern, doch er behauptete, Manager zu sein. Er begann damit, einen vielversprechenden jungen Schwergewichtsboxer namens Floyd Patterson zu managen und zu trainieren. Auch er stammte aus ärmlichen Verhältnissen in Brooklyn. Damals wurde der Boxsport vom IBC, dem International Boxing Club, beherrscht. Dieser bestand aus reichen Unternehmern, in deren Händen die Vermarktung der Meisterschaftskämpfe lag. Cus sorgte dafür, dass Floyd die Meisterschaft gewann, und dann flickte er dem IBC am Zeug, was bedeutete, er ging gegen den Mob an, weil Frankie Carbo, ein Mitglied der Familie Lucchese, mit dem IBC paktierte. Cus trug dazu bei, den IBC zu Fall zu bringen, und Carbo landete wegen Verschwörung, Erpressung und unerlaubter Betriebsführung im Gefängnis.

Cus’ Herz wurde gebrochen, als Roy Cohn, ein konservativer Anwalt, Patterson abwarb, indem er den frisch konvertierten katholischen Boxer mit

einem Dinner mit New Yorks Kardinal Spellman lockte. Nie wieder betrat Cus daraufhin eine katholische Kirche. Er schien jetzt überhaupt zunehmend paranoid zu werden und behauptete, jemand habe versucht, ihn vor die U-Bahn zu stoßen. Er besuchte auch keine Bars mehr, weil er Angst hatte, jemand könnte ihm etwas in den Drink tun. Er ließ die Taschen seiner Mäntel zunähen, damit ihm niemand Drogen in die Taschen schmuggeln konnte, um ihn reinzulegen. Schließlich zog er ins Hinterland von New York City, nach Catskills.

Auch im Haus verhielt er sich paranoid. Niemand durfte sein Zimmer betreten, und er arrangierte ein paar Streichhölzer so, dass er feststellen konnte, ob jemand in seiner Abwesenheit in seinem Zimmer war. Wenn er mich in der Nähe seines Zimmers entdeckte, sagte er: „Was tust du denn hier oben?“

„Cus, ich wohne hier oben“, antwortete ich.

Einmal waren Tom, Frankie und zwei weitere Boxer, die im Haus wohnten, ausgegangen. Cus vertraute niemandem von uns die Hausschlüssel an, da er Angst hatte, wir könnten sie verlieren und ein Fremder so ins Haus gelangen. Als wir heimkamen und an die Tür klopften, öffnete uns niemand. Ich schaute durchs Fenster: Cus war in seinem Lieblingssessel eingeschlafen, und der Fernseher lief auf vollen Touren, weil er schlecht hörte. Tom meinte, wir sollten in dem Moment ans Fenster klopfen, wenn die Werbung kam und ein paar Sekunden Stille herrschte. Genau in diesem Augenblick klopften wir dann alle ans Fenster und brüllten „Cus, Cus!“ In einer Tausendstel Sekunde vollzog Cus eine 180-Grad-Drehung, ließ sich auf den Boden fallen, stützte sich mit der linken Hand ab und war bereit, mit der rechten Hand hochzuschnellen, um den Eindringling niederzuschlagen. Wir bogen uns vor Lachen.

Einmal ging einer der Sparringspartner, die in Cus’ Haus wohnten, abends aus, um die Nacht in der Stadt zu verbringen. Tom und ich wachten am nächsten Morgen früh auf und gingen hinunter zum Frühstück. Wir warfen einen Blick ins Wohnzimmer, und Cus lag auf dem Boden und robbte, mit dem Gewehr in der Hand, ganz stilecht vorwärts. Der Typ war nach Hause

gekommen und hatte ans Fenster geklopft, aber Cus nahm vermutlich an, irgendein IBC-Mitglied sei hinter ihm her. Tom und ich stiegen über ihn, um uns in der Küche ein Müsli zu genehmigen.

Es gibt unzählige solcher Storys über Cus. Er war einfach einmalig und eine schillernde Persönlichkeit. Aber die beste Beschreibung von Cus hörte ich in einem Interview, das der große Schriftsteller Gay Talese einem jungen Mann, Paul Zuckerman, gab, der Recherchen über Cus anstellte, um eine Biografie über ihn zu schreiben.

„Er war ein römischer Krieger, der 2.000 Jahre zu spät zur Welt kam. Krieger lieben den Krieg, brauchen den Krieg, in dieser Atmosphäre fühlen sie sich am wohlsten. In Friedenszeiten halten sie sich für ruhelose und nutzlose Objekte. Sie machen gern viel Wirbel. Cus, wie auch Patterson, fühlten sich lebendig, wenn Verwirrung, Intrigen, Kampfstimmung herrschten. Dann war er voll gefordert, seine Nervenenden und sein Gehirn waren voll in Aktion, und wenn alles in Bewegung war, dann war er zufrieden. Wenn dies nicht zutraf, musste er eine entsprechende Atmosphäre schaffen oder alles dramatisieren, musste das Feuer schüren, um sich lebendig zu fühlen. Das gab ihm einen Kick. Er war ein Aktionist, benötigte Action."

Cus war ein General, und ich war sein Soldat. Und wir waren bereit, in den Krieg zu ziehen.

★ ★ ★

Ich war ein nutzloser Nigga, bei dem nicht mal Thorazin wirkte, und galt als geistig zurückgeblieben, und da kam dieser alte Mann, ein Weißer, und verpasste mir ein Ego. Einmal sagte Cus zu mir: „Mike, wenn du bei einem Psychiater im Sprechzimmer sitzt, und er fragt dich: ‚Hören Sie Stimmen?', antwortest du ihm: ‚Nein.' Aber die Stimmen flüstern dir zu, Nein zu sagen, ist es nicht so?" Cus war ein tiefsinniger Mensch. Niemand hat mir je deutlicher zu Bewusstsein gebracht, dass ich ein Schwarzer bin. Er war so hartgesotten und sprach mit mir, wie es ein verbitterter Schwarzer getan

hätte. „Mike, sie glauben, sie seien besser als du“, sagte er. Wenn er jemanden mit einem Fiat oder einem Rolls Royce sah, warf er mir einen Blick zu und sagte: „Den könntest du auch haben. Es ist nicht das Schwierigste im Leben, reich zu werden. Du bist diesen Leuten überlegen. Sie können nie und nimmer das tun, wozu du fähig bist. Du hast es im Blut. Meinst du, ich würde dir das sagen, wenn du’s nicht im Blut hättest? Vermutlich könnte ich dich zu einem besseren Boxer machen, aber ich könnte keinen Boxweltmeister aus dir machen.“

Wow. Ich hatte immer angenommen, ich sei Scheiße, weil mir das meine Mutter immer wieder vorgeleiert hatte. Nie fand jemand ein gutes Wort für mich oder über mich. Und da kam dieser Kerl und sagte: „Ich wette mit dir, dass du einen Oscar gewinnen könntest, wenn du es versuchen würdest. Du wärst als Schauspieler bestimmt genauso gut wie als Boxer. Willst du Rennfahrer werden? Ich wette, du wärst der Beste der Welt, denn du bist cleverer und taffer als die anderen Jungs in dieser Branche. Du könntest überall Erfolg haben. Du darfst dir nie sagen, ich kann das nicht. Ich kann nicht, gibt’s nicht.“

Wenn ich mutlos war, was häufig der Fall war, munterte mich Cus damit auf, mir eine exotische Welt voller Schätze vorzustellen. Alles, was er mir erzählte, war so fremd für mich, aber es gefiel mir.

„Du brauchst nur auf mich zu hören“, sagte er. „Menschen königlicher Abstammung werden deinen Namen kennen. Junge, hörst du mir auch zu? Die ganze Welt wird erfahren, wer du bist. Der Name deiner Familie wird in aller Munde sein. Man wird deine Mutter, deine Familie, deine Kinder respektieren. Wenn du einen Raum betrittst, werden die Leute aufstehen und dir Beifall spenden.“

Cus würde mich nicht im Stich lassen. Wenn ich mutlos war und am liebsten aufgegeben hätte, gab er mir neuen Mut. Cus predigte immer: „Meine Aufgabe besteht darin, die Schäden, die dein wahres Talent daran hindern, sich zu entfalten und dein Potenzial zu verwirklichen, Schicht für Schicht abzutragen.“ Er vollzog diesen Schälungsprozess an mir, und es tat weh. Ich schrie: „Lass mich allein. Aarggh!“ Er quälte meinen Geist. Er

beobachtete mich beim Training mit einem älteren Jungen, und ich bildete mir ein, ich sei müde, und schlug deshalb nicht zurück. Mein Kontrahent drangsalierte mich. Später redete Cus mit mir darüber, konfrontierte mich mit meinen Ängsten. Er war ein Perfektionist. Ich trainierte am Sandsack alle möglichen Schläge, und Cus stand da und beobachtete mich.

„Es ist gut, aber es ist nicht perfekt“, murmelte er in seinem breiten Bronx-Slang.

Cus wünschte sich den gemeinsten Boxer, den Gott je erschaffen hatte, jemanden, der seine Gegner zu Tode erschreckte, noch bevor diese in den Ring stiegen. Er brachte mir bei, mich innerhalb und außerhalb des Rings wild und brutal zu verhalten. Zu der Zeit brauchte ich das. Ich war so unsicher, so ängstlich. Als kleines Kind war ich von Menschen traumatisiert worden, die immer auf mir herumhackten. Ich hasste diese Demütigung, schikaniert zu werden. Dieses Gefühl lässt einen den Rest des Lebens nicht mehr los. Sie werden es nie vergessen, sowas vergisst man nie, denn dies hinterlässt ein übles Gefühl der Hoffnungslosigkeit. Deshalb vermittelte ich diesen Leuten immer den Eindruck, dass ich ein gemeiner, wilder Scheißkerl sei.

Aber Cus vermittelte mir das Selbstvertrauen, dass ich mir keine Sorgen machen müsse, je wieder schikaniert zu werden. Ich wusste, niemand würde sich je wieder physisch mit mir anlegen.

Cus war viel mehr für mich als nur ein Boxtrainer. Er brachte mir so viel Wertvolles bei. Er war wie ein Guru und sagte immer Dinge, die mich zum Nachdenken brachten:

„Egal, was jemand sagt, egal, welche Entschuldigung oder Erklärung dieser vorbringt, das, was er letztlich tut, entspricht dem, was er eigentlich schon immer tun wollte.“

„Nun, ich bin kein Gott, ich entdecke nur und decke auf. Meine Aufgabe besteht darin, den Funken zu entzünden, das Feuer zu schüren, bis es lichterloh brennt.“

Selbst in den banalsten Situationen verhielt er sich weise. Camille war immer darauf bedacht, dass die Jungs im Haus ihre Aufgaben erfüllten. Ich

hasste Hausarbeit und war ganz auf mein Boxtraining konzentriert. Eines Tages sagte Cus zu mir: „Du weißt, Camille will unbedingt, dass du bei der Hausarbeit hilfst. Wenn du sie machen würdest, müsste ich mir weniger Gedanken machen. Es könnte mir egal sein, aber das trägt auch dazu bei, dich zu einem besseren Boxer zu machen."

„Wie soll ich ein besserer Boxer werden, wenn ich den Müll raustragen muss?", spottete ich.

„Etwas zu tun, was man hasst, ist eine gute Vorbereitung für jemanden, der nach Größe strebt."

Danach musste Camille mich nie wieder an meine Pflichten im Haushalt erinnern.

Eines Tages rief mich Cus in das Zimmer, in dem er sich gerade aufhielt.

„Hast du Angst vor Weißen?", fragte er unvermittelt. „Gehörst zu der Sorte? Hast du Angst vor Schnauzern und Bärten? Ich kannte schwarze Boxer, die Angst davor hatten, weiße Kontrahenten zu schlagen. Du gehörst besser nicht dazu."

Es war seltsam. Cus sagte mir freiweg, ich solle mich nicht einschüchtern lassen, aber die Art, wie er mir das vermittelte, schüchterte mich ein.

Cus war immer tiefernst und lächelte nie. Aber er behandelte mich nicht wie einen Teenager, sondern vermittelte mir immer das Gefühl, dass wir eine Aufgabe zu erfüllen hatten. Er setzte mir ein Ziel. Ich trainierte Tag für Tag und dachte über diese verdammte Aufgabe nach. Noch nie zuvor hatte ich in meinem Leben so empfunden. Eine Ausnahme bildeten lediglich meine Überlegungen zum Stehlen.

Manchmal geschahen auch Dinge, die unser Ziel greifbar erscheinen ließen. Einmal kam Wilfredo Benitez, um in Catskill zu trainieren. Ich war einfach überwältigt, denn ich war ein Fan von ihm. Ich hatte einen Kampf von ihm im Fernsehen gesehen; es lohnte sich, ihn anzuschauen. Er wirkte wie radargesteuert, verteilte seine Schläge mit geschlossenen Augen. Ein wahrer Meister! Und er hatte seinen Weltmeisterschaftsgürtel dabei. Tom Patti, einer von Cus' anderen Boxern, war auch da. Benitez zog eine kleine

Schachtel heraus, in der der Gürtel aufbewahrt wurde, und ich durfte ihn berühren. Ich hatte das Gefühl, den Heiligen Gral zu sehen.

„Mann o Mann, Tommy, schau dir das an, es ist der Mann mit dem Gürtel“, sagte ich. „Ich muss auch einen haben und werde hart dafür trainieren. Wenn ich ihn gewinne, werde ich den Gürtel nie wieder abnehmen.“

Ich war sehr gern mit Benitez zusammen. Er inspirierte mich und weckte in mir den Wunsch, noch engagierter und hingebungsvoller zu werden.

Dank Cus kam ich auch mit Ali ins Gespräch. Im Oktober 1980 fuhren wir alle nach Albany, um eine Übertragung von Ali, die nur auf einem Privatkanal lief, anzuschauen. Er versuchte, seinen Titel von Larry Holmes zurückzugewinnen. Ali wurde von ihm aufs Übelste vermöbelt. Cus war fuchsteufelswild, noch nie hatte ich ihn so wütend erlebt. Nach dem Kampf verzog er keine Miene, da er Interviews geben und Hände schütteln musste. Aber als wir im Auto saßen, konnte man seine negative Energie geradezu fühlen. Auf der 45 Minuten langen Heimfahrt wechselten wir kein Wort.

Am nächsten Morgen war Alis Berater Gene Kilroy am Telefon und verband Ali mit Cus.

„Wie hast du dich von diesem Penner besiegen lassen? Er ist ein Penner, Muhammad, wirklich. Warum hast du dich von diesem Dreckskerl so vermöbeln lassen?“

Ich lauschte Cus’ Gespräch, und jedes Mal, wenn er „Penner“ sagte, ging es mir durch Mark und Bein. Ich fing an zu weinen. Das war ein schlimmer Tag in meinem Leben.

Dann machte Cus ein mentales Experiment mit mir.

Ich hörte, wie er sagte: „Hier wohnt ein schwarzer Junge, und er wird Schwergewichtsweltmeister. Er heißt Mike Tyson. Bitte, Muhammad, rede mit ihm. Sag ihm, er soll auf mich hören.“

Cus reichte mir den Hörer.

„Tut mir leid, was mit Ihnen passiert ist“, sagte ich. Ich war ein kleines Arschloch.

„Ich war krank“, erklärte Ali mir. „Ich nahm Medikamente, die mich schwächten, und deshalb konnte Holmes mich schlagen. Ich erhole mich aber und trete erneut gegen ihn an, und dann besiege ich ihn.“

„Machen Sie sich keine Sorgen, Champ“, sagte ich. „Wenn ich groß bin, schlage ich ihn für Sie.“

Viele Leute meinen, Ali sei mein Lieblingsboxer gewesen. Aber in Wahrheit war es Roberto Durán. Ali bewunderte ich, weil er gut aussah und redegewandt war. Und ich war klein und hässlich und hatte eine Sprachstörung. Als ich Durán boxen sah, war er noch ein Straßenjunge. Seinen Gegnern gab er zu verstehen: „Du Dreckskerl, blas mir einen. Nächstes Mal landest du in der verdammten Leichenhalle.“ Nachdem er Leonard in ihrem ersten Kampf geschlagen hatte, begab er sich zu Benitez’ Platz und sagte: „Fuck. Du hast weder den Mumm noch die Eier, mich zu besiegen.“

„Mann, dieser Kerl ist wie ich“, dachte ich. Genau das wollte ich tun. Er schämt sich nicht, dass er so ist, wie er ist. Mit ihm war ich auf einer Wellenlänge. Als meine Karriere in Schwung kam und man anfing, über mich zu reden, wurde ich voller Bewunderung als Wilder gelobt. Ich wusste, wenn man als Tier bezeichnet wurde, war dies das höchste Lob, das man einheimsen konnte.

Als ich wieder in der Stadt war, ging ich in Victor’s Café, weil ich gehört hatte, dort würden Aufnahmen von Durán hängen. Ich setzte mich an einen Einzeltisch, betrachtete Duráns Fotos an der Wand und malte mir meinen Traum aus.

Ich war traurig, als Durán bei dem No-Más-Kampf gegen Leonard aufgab. Cus und ich schauten uns den Fight in Albany an, und ich war so außer mir, dass ich zu heulen anfing. Aber Cus hatte es gewusst.

„Er wird es kein zweites Mal schaffen“, hatte er vorausgesagt.

★ ★ ★

Als ich in Cus' Haus zog, war ich bereits fester Bestandteil seiner Pläne. Jeden Tag hatte ich ein hartes Training vor mir. Ich besaß nie das Privileg, Boxen als Sport oder als Freizeitvergnügen zu genießen. Cus war ziemlich extrem, aber ich war es ja auch. Ich wollte damals unbedingt Achilles sein. Ich war der Typ, über den man spottete: „Gib ja dem Nigga kein Seil, sonst will er gleich Cowboy spielen." Ich war einer, der keine Hoffnung hatte. Aber wenn man mir auch nur einen Schimmer Hoffnung in Aussicht stellte, dann Gnade dir Gott, denn ich hebe ab.

Gewöhnlich musste Cus die Boxer morgens wecken. Doch zu der Zeit kam ich schon vom Joggen zurück. Cus wollte den Tisch fürs Frühstück decken, aber ich hatte es bereits erledigt. Er wurde wütend. „Wer hat meinen Tisch gedeckt?", bellte er. Er war bestürzt, dass ich schneller gewesen war als er. Dann machte mir Cus das Frühstück. Er warf eine ganze Packung Speck, ungefähr 20 Scheiben, in die Bratpfanne und briet die Spiegeleier in diesem Fett. Ich trank keinen Kaffee, aber Tee. Jeden Morgen vollzog er dieses Ritual, auch wenn er wütend auf mich war.

Wir beide erkannten, dass wir den Wettlauf mit der Zeit aufgenommen hatten. Cus war in den Siebzigern und kein junger Spund mehr, also bemühte er sich, all sein Wissen in mich hineinzustopfen. Saug den ganzen Scheiß in dich auf. Wenn du es in dich einsaugst, verinnerlichst du es, sofern du kein völliger Idiot bist. Ich wurde immer erfahrener im Boxsport, aber meine Reife, mein Gehirn hielten nicht Schritt mit meinen boxerischen Fähigkeiten. Es war nicht so, als ginge ich zur Schule und würde meinen Charakter formen, um ein nützliches Mitglied der Gesellschaft zu werden. Nein, ich tat es, um Weltmeister im Schwergewichtsboxen zu werden; dessen war sich Cus voll und ganz bewusst.

„Wenn ich nur mehr Zeit mit dir hätte", sagte er. Doch dann fuhr er fort: „Ich bin jetzt seit 60 Jahren im Kampfsport und habe noch nie jemanden erlebt, der so viel Interesse zeigt wie du. Du redest ununterbrochen übers Boxen."

Ich war auch extrem. Wenn wir eingeschneit waren, trainierte Cus mich im Haus. Nachts blieb ich stundenlang auf und trainierte Schattenboxen.

Mein Leben hing vom Erfolg ab. Würde ich keinen Erfolg haben, wäre ich lediglich ein nutzloses Stück Scheiße. Außerdem tat ich es auch für Cus. Er hatte ein hartes Leben hinter sich, mit vielen Enttäuschungen. Ich war also hier, um das Ego und den Stolz dieses alten Italieners zu verteidigen. Für was zum Teufel hielt ich mich?

Wenn ich nicht beim Training war, sah ich mir mindestens zehn Stunden am Tag alte Boxfilme an, oben in meinem Zimmer, die ganze Nacht hindurch. Das war mein Wochenendvergnügen. Ich drehte die Lautstärke auf, sodass man es im ganzen Haus hörte. Cus kam dann hoch in mein Zimmer und fragte: „Was zum Teufel tust du da?“

„Ich sehe mir Filme an“, erwiderte ich.

„He, du musst jetzt schlafen gehen. Alle wollen jetzt hier schlafen“, sagte er. Dann ging er wieder die Treppe hinunter, und ich hörte ihn murmeln: „Noch nie habe ich so ein Kind erlebt. Schaut sich die ganze Nacht Filme an und weckt damit das ganze verdammte Haus auf.“

Manchmal sahen wir uns die Filme gemeinsam an, und Cus gab mir Tipps, wie ich Dempsey, Jeffries und Louis schlagen könnte.

Ich war so aufs Boxen fixiert, dass ich manchmal sogar mit meinen Boxhandschuhen ins Bett ging. Ich war ein Tier und träumte, dass Mike Tyson ein großer Boxer wäre. Für dieses Ziel opferte ich alles. Keine Frauen, kein Essen. Ich hatte eine Essstörung, bekam regelrechte Fressattacken. Und zudem befand ich mich in der Pubertät. Ich bekam Akne, meine Hormone spielten verrückt, ich wollte ständig Eis essen, aber ich durfte mein Ziel, Weltmeister zu werden, nicht aus den Augen verlieren. Ich redete mit Cus über Mädchen, und er tat das Thema ab, erklärte mir, dass ich alle Frauen der Welt haben würde.

Einmal war ich etwas trübsinnig.

„Cus, werde ich denn nie Spaß mit einem Mädchen haben?“

Cus schickte jemanden los, um etwas zu besorgen. Er kam mit einem dieser Miniatur-Baseballschläger zurück und zeigte ihn mir. „Es werden dich so viele Mädchen umschwärmen, dass du das hier brauchst, um sie abzuwehren.“

Also konzentrierte ich mich auf mein Training und holte mir ab und zu einen runter. Ich stellte mir vor, wenn ich Weltmeister wäre, hätte ich jede Menge Geld und könnte mir so viele Tussis besorgen, wie ich Lust hatte.

Cus hatte einige ungewöhnliche und unorthodoxe Techniken auf Lager. Einige machten sich über seinen Stil lustig, aber nur deshalb, weil sie ihn nicht wirklich begriffen. Sie bezeichneten ihn als Guckguck-Stil. Er war stark auf die Abwehr ausgerichtet. Man hielt beide Fäuste vors Gesicht, immer bereit, zurückzuschlagen. Hände und Ellbogen bewegten sich im selben Rhythmus. Und wenn der Gegner zum Angriff überging, blockte man mit den Fäusten den Schlag ab und konterte mit einem Gegenschlag.

Cus' Angriff begann mit einer guten Abwehr. Er fand, es sei für seine Boxer von größter Bedeutung, keinen Schlag abzubekommen. Um zu lernen, wie man Fausthieben auswich, verwendete er einen Slipbag, einen Segeltuchsack, der mit Sand gefüllt war und um den ein Seil gewunden war. Man musste ihm ausweichen und vermeiden, dass er einen am Kopf traf. Ich wurde richtig gut darin.

Dann verwendete er etwas, das „The Willie" genannt wurde, nach dem Boxer Willie Pastrano. Es war eine Segeltuchmatratze in einem Rahmen, auf die ein Oberkörper skizziert war. Der Körper war in verschiedene Zonen aufgeteilt, und jede Zone war mit einer Zahl gekennzeichnet. Die ungeraden Zahlen galten für Schläge mit der linken Hand und die geraden Zahlen für Schläge mit der rechten. Dann spielte Cus eine Kassette ab, auf der er verschiedene Zahlensequenzen aufgenommen hatte. Also hörte man „fünf, vier" und versetzte dem Körper sofort einen linken Haken und einen rechten Uppercut gegen das Kinn. Die Idee, die dahinterstand, war: Je häufiger man diese Aktionen als Reaktion auf die Zahlen wiederholte, desto instinktiver und roboterhafter würde man sie ausführen und müsste nicht mehr darüber nachdenken. Nach einer Weile würde man die Schläge mit geschlossenen Augen verteilen.

Cus war der Meinung, dass die Boxer deshalb von der Rechten getroffen wurden, weil sie unbeweglich waren und ihre Fäuste zu tief hielten. Also lehrte er mich, eine U-förmige Bewegung einzubauen und die Arme nicht

nur auf und ab zu bewegen. Er hielt mich ständig in Bewegung, seitwärts, vorwärts, seitwärts, vorwärts. Cus meinte, man erziele mit den Schlägen die höchste Wirkung, wenn man einen Doppelschlag setzen könne. Je mehr man dies verinnerlichte, desto höher die Chance, dass dies in einem K.o. enden würde.

Auch wenn Cus die Abwehr sehr wichtig fand, wusste er genau, dass defensive Boxer langweilig sein können.

„Boxen ist Unterhaltung. Wenn ein Boxer erfolgreich sein will, darf er nicht nur gewinnen, sondern muss den Sieg auf unterhaltsame Weise erringen. Er muss Schläge mit bösen Absichten verteilen“, pflegte Cus immer zu sagen. Er sah mich als aggressiven Counter-Puncher, der seine Gegner zwang, zuzuschlagen oder zu laufen. Cus versuchte immer, den Kontrahenten im Ring zu manipulieren. Wenn man ständig ihren Schlägen auswich, wurden sie frustriert und verloren ihr Selbstvertrauen. Und dann waren sie fällig. Weich dem Schlag aus und kontere. Beweg dich und schlag gleichzeitig zu. Erzwinge den Ausgang. Er vertrat die Meinung, kurz angesetzte Schläge könnten wirkungsvoller sein als lange.

Cus heuerte die besten Sparringspartner für mich an. Mein Lieblingspartner war Marvin Stinson, ein ehemaliger Olympiasieger. Er war Holmes’ bester Sparringspartner gewesen, und Cus brachte ihn dann mit mir zusammen. Er war ein fantastischer Mentor für mich, instruierte mich über das Geheimnis der Bewegung und das Verteilen von Schlägen.

Als wir mit unserem ersten Training fertig waren, nahm er mich zur Seite und gab mir seine Laufhandschuhe, da es morgens, wenn ich joggte, immer so kalt war. Er hatte bemerkt, dass ich keine besaß.

Meine Sparring-Sessions waren der totale Krieg. Bevor wir gegeneinander antraten, nahm Cus mich zur Seite: „Hör zu, du nimmst das nicht auf die leichte Schulter, du gehst da raus und gibst dein Bestes“, sagte er. „Du machst alles so, wie du es gelernt hast, und das in voller Geschwindigkeit. Ich will, dass du dem Kerl alle Rippen brichst.“

Die Rippen brechen? Beim Sparring? Er wollte, dass ich auf die Kerle, gegen die ich antreten würde, vorbereitet war und wollte sicherlich, dass ich

ihnen bei einem echten Kampf die Rippen brach. Wenn Cus einen guten Sparringspartner für mich fand, behandelte er ihn besonders zuvorkommend, da er wusste, dass die Arbeit mit ihnen mir guttun würde. Er bezahlte die Sparringspartner immer sehr großzügig.

Aber das war keine Garantie, dass sie bleiben würden. Häufig kam ein Sparringspartner in Cus' Haus, mit der Absicht, drei Wochen zu bleiben. Aber dann konnte es passieren, dass wir nach der ersten Trainingseinheit nach Hause gingen und sie sich aus dem Staub gemacht hatten. Manche verdufteten so schnell, weil ich die Scheiße aus ihnen rausgeprügelt hatte, dass sie sich nicht mal die Mühe machten, ihr Gepäck mitzunehmen. Wenn dies geschah, gingen Tom und ich schnurstracks in ihr Zimmer und durchwühlten ihre Kleider, Schuhe und ihren Schmuck. Wenn wir Glück hatten, fanden wir Gras oder zumindest Schuhe, die uns passten.

Manchmal schleppte Cus etablierte Boxer an, die mit mir trainieren sollten. Ich war 16, als er Frank Bruno nach Catskill brachte. Bruno war damals 22. Wir trainierten zwei Runden.

Bevor ich mit einem etablierten Boxer trainierte, nahm Cus diesen zur Seite.

„Hör zu, er ist noch ein Junge, aber mach es ihm nicht zu leicht. Gib dein Bestes", sagte er ihm.

„Okay, Cus", erwiderte dieser. „Ich arbeite mit dem Jungen."

„He, hör mir gut zu. Arbeite nicht mit ihm, sondern gib dein Bestes."

Wir kämpften, um Menschen zu verletzen, nicht nur, um zu gewinnen. Wir unterhielten uns stundenlang über das Verletzen von Menschen. Das bläute Cus mir ein. „Mike, der Champ wird von dir hören", sagte Cus zu mir. „Er wird dich beobachten." Aber auch die anderen hörten von uns, die Trainer, die Manager, die Promoter und der gesamte Boxbetrieb. Cus war wieder an Bord.

Ich sah mir nicht nur die alten Filme an, sondern verschlang auch alles, was ich über diese großen Boxer in die Finger bekam. Kurz nachdem ich bei Cus eingezogen war, las ich in besagter Box-Enzyklopädie, die er mir gegeben hatte, und fing an zu lachen, als ich las, dass ein Champ seinen

Titel nur ein Jahr lang behalten hatte. Cus blickte mich mit seinen alten durchdringenden Augen an und sagte: „Den Meistertitel ein Jahr zu halten, ist mehr wert, als ein Leben lang unbedeutend zu sein.“

Als ich anfing, das Leben der großen alten Boxer zu studieren, erkannte ich viel Ähnlichkeit zu dem, was Cus predigte. Sie waren alle üble Drecksäcke. Dempsey, Mickey, Walker, sogar Joe Louis waren miese Kerle, auch wenn der taffe Louis ein introvertierter Mensch war. Ich richtete mich darauf ab, böse zu sein. Wenn ich zur Schule ging, war ich böse und fauchte jeden an. Tief in meinem Inneren wusste ich, dass ich böse sein musste, denn wenn ich versagte, würde Cus mich fallenlassen und ich würde verhungern.

Cus hatte mir ein Buch zum Lesen gegeben, *In This Corner*. Ich konnte es nicht aus der Hand legen. Ich sah, wie diese Boxer mit ihren Emotionen umgingen, wie sie sich auf die Kämpfe vorbereiteten. Dieses Buch vermittelte mir tiefe Einblicke in die Psychologie des Menschen. Es faszinierte mich, wie hart die Boxer damals gearbeitet hatten, wie hungrig sie waren. Ich las, dass John L. Sullivan trainierte, indem er fünf Meilen joggte und dann diese Strecke zurücklief und 20 Sparringsrunden absolvierte. Ezzard Charles trainierte, indem er nur drei bis vier Meilen pro Tag joggte und sechs Runden boxte. Ich dachte: Verdammt, Sullivan trainierte in den 1880ern härter als der Typ in den 1950ern. Ich fing also an, die zwölf Meilen bis zur Sporthalle zu Fuß zu gehen, absolvierte mein Sparring und ging dann wieder zu Fuß zurück nach Hause. Ich fing an, den Typen der alten Schule nachzueifern, da sie richtig cool waren. Und sie hatten eine lange Karriere hinter sich.

Ich machte Cus verrückt, weil ich ihn ständig nach diesen alten Boxkämpfen ausfragte. Ich weiß, er liebte es, übers Boxen zu reden, aber manchmal übertrieb ich es wohl auch. Ich las alle Bücher übers Boxen, die Cus hatte. Wenn wir also beim Essen saßen, und Cus den anderen Jungs die Boxgeschichte näher brachte und nach einem Namen oder einem Datum suchte, beendete ich den Satz für ihn.

„Dieser Junge weiß alles“, sagte er. „Man könnte meinen, er sei dabei gewesen.“

Ich nahm die Boxgeschichte so ernst, weil ich so viel von den alten Boxern lernte. Was musste ich tun, um so zu sein? Was konnte dieser oder jener Boxer Besonderes? Cus klärte mich darüber auf, wie böse und gemein sie außerhalb des Rings waren. Aber wenn sie im Ring standen, waren sie entspannt und ruhig. Ich war ganz aufgeregt, wenn Cus über diese Jungs redete, und erkannte, dass er sie sehr schätzte. Ich wünschte mir, dass jemand so über mich sprach. Ich wünschte mir so sehr, Teil dieser Welt zu sein, schaute mir die Kämpfe im Fernsehen an und sah, wie die Boxer mit verzerrter Miene ihre Schläge austeilten und dass ihre Körper sehr muskulös waren. Ich wünschte mir, es würde sich um mein Gesicht und meinen muskulösen Körper handeln.

Wir unterhielten uns über die Boxsportgrößen. Ich schwärmte für Jack Johnson. Was für ein mutiger Kerl. Er war tatsächlich der erste Junge, der stolz darauf war, schwarz zu sein. Und ich mochte seine Überheblichkeit. Er wurde um die Jahrhundertwende wegen eines Strafzettels von der Polizei angehalten und sollte zehn Dollar bezahlen. Er gab dem Polizisten 20 Dollar und sagte: „Nehmen Sie das, denn ich werde auf dem Rückweg nochmal hier vorbeikommen.“

Er war ein Meister der Manipulation. Wenn er trainierte, umwickelte er seinen Penis, bevor er seine Boxerhosen anzog, um ihn größer und die Weißen minderwertiger erscheinen zu lassen. Während der Boxkämpfe demütigte er seine Gegner. Er war ein richtiger Maulheld. „Ich gebe dir 10.000 Dollar, wenn es dir gelingt, meine Lippe aufzureißen“, sagte er. Während einer Runde lachte er seinem Kontrahenten ins Gesicht, sprach mit seiner Frau und erklärte ihr, wie sehr er sie liebe, während er dem Kerl, gegen den er antrat, die Seele aus dem Leib prügelte. Gern hätte ich mit ihm herumgehangen. Er beherrschte mehrere Sprachen und feierte mit den königlichen Familien von Russland und England.

Dempsey war der erste Ein-Million-Dollar-Champ. Er führte Showbusiness und Glamour in den Boxsport ein. Ich fühlte mich ihm am

meisten verbunden, weil er ein sehr unsicherer Junge war. Er hatte immer Angst, überwand sie aber stets, um sein Ziel zu erreichen.

Cus' Favorit war Henry Armstrong. Der griff seinen Gegner konstant an und zermürbte ihn. „Konstanter Angriff, keine Unterbrechung", erklärte Cus mir. „Armstrong bewegt immer seinen Kopf und hat eine gute Abwehr. Brich den Willen des Gegners, zerstöre seinen Kampfgeist, lass all seine verdammten Anstrengungen ins Leere laufen."

All seine verdammten Anstrengungen ins Leere laufen lassen? Wow! Dann starrte Cus mich an.

„Wenn du auf mich hörst, dann gehörst du bald zu den Göttern. Schau, wie interessiert du bist und wie du über all diese alten Boxer sprichst. Der einzige Grund, weshalb die Menschen von diesen Jungs erfahren, ist der, dass du ihr Andenken lebendig hältst. Du wirst alle diese Boxer überstrahlen. Als Junge habe ich mal Jack Dempsey gesehen. Ich habe diese Boxer kennengelernt und ihnen die Hand geschüttelt. Sie können dir aber nicht das Wasser reichen. Du bist ein Riese, ein Koloss unter den Männern."

Ich verschlang diesen Scheiß. Aber all das Gerede über Engagement, Disziplin und harte Arbeit reichte nicht aus, mich davon abzuhalten, nach Brooklyn zurückzukehren und wieder zu klauen und Leute auszurauben. Ich spielte ein doppeltes Spiel. In Catskill mimte ich den Chorknaben und in Brooklyn den Teufel.

Dem Himmel sei Dank, dass ich nie festgenommen wurde. Das hätte Cus das Herz gebrochen.

★ ★ ★

Cus verstand es, mir ein gutes Gefühl zu vermitteln, ein Gefühl, als könnte ich die Welt erobern. Aber er wusste auch, wie er mir das Gefühl vermitteln konnte, ein Stück Scheiße zu sein. Manchmal sagte er zu mir: „Du lässt deinen Verstand die Oberhand gewinnen." Das war sein ungeschriebener Geheimkode, um zu sagen: „Du bist ein scheiß Schwächling. Du besitzt

nicht genug Disziplin, um einer der Großen zu werden.“ Die großen Boxer konnten den besten Kampf ihres Lebens abliefern, auch wenn gerade ihr Kind entführt oder ihre Mutter umgebracht wurde. Die Großen sind emotional völlig eigenständig. Auch Sänger und Schauspieler sind so, nicht nur die Boxer. Wie ich gelesen habe, waren einige der legendärsten Künstler fähig, eine rekordverdächtige Performance hinzulegen, auch wenn sie high von irgendwas waren. Manchmal konnten sie nicht mal mehr gehen und fuhren direkt von der Bühne in die Klinik, aber sie besaßen extrem viel Disziplin und Entschlossenheit. Ich wollte einer dieser Boxer und Performer werden.

Vom ersten Tag an, als ich bei Cus einzog, fing er an, mich entsprechend zu bearbeiten und zu testen, wie weit er mich ohne ersichtlichen Grund drangsalieren konnte. Zum Beispiel tauchte er in meinem Zimmer auf und fragte: „Was hast du heute in der Schule gemacht? Nun, du musst ja wohl was gemacht haben, denn du warst den ganzen Tag in der Schule. Was hast du gelernt? Wo sind deine Hausaufgaben? Hast du welche auf?“

Die anderen Jungs behaupteten immer, Cus bevorzuge mich, aber sie wussten nicht, wie er mit mir redete, wenn wir allein waren.

Ich hatte immer Gewichtsprobleme. In meiner Vorstellung war ich ein fettes Schwein, auch wenn die anderen bei meinem Anblick nicht auf den Gedanken kamen. Wenn ich trainierte, schmierte ich mir Abolene, ein Mittel zum Fettabbau, auf die Haut und trug ein bis zwei Wochen lang einen Saunaanzug, den ich lediglich abends zum Baden auszog. Damit konnte ich noch ein paar Pfunde zum Schmelzen bringen. Dann ging ich zu Bett. Am nächsten Morgen streifte ich ihn wieder über, ging zum Joggen und trug ihn den ganzen Tag. Mein Gewicht war ebenfalls ein Punkt, der Cus Anlass zum Kritteln gab.

„Dein Arsch wird immer fetter“, sagte er. „Du verlierst wohl das Interesse, oder? Du willst das alles wohl nicht mehr mitmachen, denn es ist zu anstrengend für dich, nicht wahr, Mike? Du hast dir wohl vorgestellt, dass wir hier oben Spielchen machen, oder? Hast gedacht, du bist wieder in Brownsville, rennst herum und treibst deine Spielchen?“ Stellen Sie sich

vor, Sie müssten sich das anhören. Und zwar genau in dem Augenblick, wenn Sie sich ein Eis gönnen, was Sie sich sowieso nur am Wochenende zugestanden, müssten Sie das über sich ergehen lassen. „Nicht viele Kids können das tun, was wir hier machen, deshalb ist es etwas ganz Besonderes. Ich hatte wirklich angenommen, du könntest es“, fuhr er fort.

Teilweise tadelte mich Cus, und ich hatte keinen Schimmer, weshalb. Er nahm mich auseinander und machte mich nieder. „Mit deinem kindischen Getue und Verhalten wirst du nie den Gipfel erreichen, nach dem wir streben.“ Manchmal, wenn Cus mich mal wieder niedergemacht hatte, konnte ich nicht anders als verzweifelt zu schreien: „Ihr könnt mir alle gestohlen bleiben. Aggh!“

Ich konzentrierte mich dann auf die positiven Dinge, die er zu mir sagte, und erklärte ihm: „Ich werde alles daransetzen zu gewinnen. Ich würde mein Leben opfern, um Champion zu werden, das darfst du mir ruhig glauben, Cus.“ Und statt zu erwidern: „Mike, du schaffst es“, musste er mir unbedingt noch einen Seitenhieb versetzen: „Überleg dir genau, worum du bittest, du könntest es bekommen.“

Er krittelte auch an meinen Klamotten herum. An Feiertagen kamen manchmal Gäste, Camilles Schwester oder andere Besucher. Ich schlüpfte in eine hübsche Hose, ein Hemd mit Weste und band mir eine Krawatte um. Ich saß ganz entspannt da, und die Damen bemerkten: „Mike, du siehst gut aus.“ Und dann kam Cus herein.

„Wie bist *du* denn herausgeputzt? Deine Hose ist so eng, dass sich deine Eier und dein Arsch abzeichnen. Was ist los mit dir?“

Camille wollte mich verteidigen, aber Cus fiel ihr ins Wort.

„Verschone mich mit deiner Meinung. Camil-lee, bitte. Dieser Aufzug ist unmöglich.“

Aber Cus bedachte mich nie mit Schimpfworten wie „Hurensohn“. Er nannte mich lediglich faule Tomate oder Penner. Das hieß in der Boxersprache, dass ich ein schmutziger, versiffter Nigga sei. Ich heulte jedes Mal wie ein Baby. Er wusste, dass ich am Boden zerstört war, wenn er das zu mir sagte.

Ich empfing von ihm so viele unterschiedliche Botschaften, dass ich unsicher wurde, wie er mich in Wirklichkeit als Boxer einschätzte. Einmal, als Tom Patti und ich gerade aus der Sporthalle kamen, verspätete sich Cus einen Moment. Ich schlüpfte auf den Rücksitz und versteckte mich.

„Sag Cus, ich sei zu Fuß heimgegangen. Und wenn er einsteigt, frag ihn bitte, wie er eigentlich zu mir steht.“ Tom war dazu bereit. Dann stieg Cus ein.

„Wo zum Teufel steckt Mike?“, fragte er.

„Ich glaube, er bleibt in der Stadt“, erwiderte Tom.

„Okay, dann fahren wir. Er wird später nachkommen.“ Also fuhren wir los. Ich lag auf dem Rücksitz und flüsterte mit Tom, da Cus halb taub war und schlecht hörte.

„Hör zu, Tom, frag Cus, ob er findet, dass ich harte Schläge verpasse“, sagte ich.

„He, Cus, findest du, dass Mike hart zuschlägt?“, fragte Tom.

„Tut er. Ich will dir mal was sagen: Dieser Junge schlägt so hart zu, dass er eine Ziegelmauer entzweischlagen könnte. Er schlägt nicht nur hart zu, sondern auch effektiv. Er kann sowohl mit der rechten als auch mit der linken Hand den Gegner k.o. schlagen“, sagte Cus.

„Frag Cus, ob er glaubt, ich könne in Zukunft wirklich ein großer Boxer werden“, flüsterte ich.

Tom stellte Cus die Frage.

„Tommy, wenn Mike seine fünf Sinne beisammenhält und sich auf das angestrebte Ziel konzentriert, wird er einer der größten Boxer, wenn nicht gar *der* größte Boxer in der Geschichte des Boxsports.“

Das hörte ich gerne. Inzwischen waren wir bei Cus’ Haus angelangt. Als wir ausstiegen, entdeckte mich Cus auf dem Rücksitz.

„Du hast gewusst, dass er mit uns fuhr?“, wandte er sich an Tom.

Tom spielte den Unschuldigen.

„Versuch nicht, mich zu verschaukeln. Du hast genau gewusst, dass er hinten auf dem Rücksitz lag. Ihr beide seid wirklich nicht auf den Kopf gefallen, das kann ich euch sagen.“

Cus fand es nicht lustig, aber wir schon.

Das Lustige daran war, dass er seine eigenen Emotionen nicht kontrollieren konnte. Cus war einfach ein total verbitterter Mann, der nach Rache sann. Roy Cohn, Kardinal Spellman, diese Männer verfolgten ihn im Schlaf. J. Edgar Hoover? „Oh, wenn ich ihm nur eine Kugel in den Kopf jagen könnte, denn das verdient er.“ Er faselte ständig davon, wie er jemanden umbringen würde, und dabei waren einige der Kerle bereits tot. Aber er hasste sie abgrundtief.

Als ich einmal etwas Nettes über Larry Holmes sagte, geriet Cus außer sich.

„Was glaubst du denn? Er ist ein Nichts. Man muss diesen Mann demontieren. Es ist unser Ziel, ihn auseinanderzunehmen und ihm die Meisterschaft abzunehmen. Er ist nichts für dich.“

Manchmal brüllte Cus bei einem Fernsehauftritt wie ein Tier. Eigentlich wirkte er nicht wie ein bösartiger alter Mann, doch er war es. Wenn man nicht bereit war, sein Sklave zu sein, hasste er einen abgrundtief. Er war immer auf Konfrontation aus. Den größten Teil des Tages hörte man ihn sagen: „Oh, dieser Hundesohn, oh, ich kann es nicht glauben, dieser Kerl aus, du weißt schon, wen ich meine … Was für ein Dreckskerl!“

Die arme Camille sagte dann: „Cus, beruhige dich. Dein Blutdruck steigt.“

Cus herrschte in dem Haus mit eiserner Faust und beherrschte sogar Camille, obwohl es ihr Haus war. Cus besaß keinen Cent. Er hat sich nie richtig um Geld gekümmert und das meiste einfach weggegeben. Camille wollte das Haus verkaufen, weil es so teuer war, es zu unterhalten, doch Cus überredete sie, es zu behalten. Er wies sie darauf hin, dass er eines Tages einen Stall guter Kämpfer haben und dann alles besser werden würde. Er hatte aber schon fast die Hoffnung verloren, als ich des Weges kam.

Ich glaube nicht, dass Cus damit rechnete, in absehbarer Zeit einen Boxweltmeister präsentieren zu können. Die meisten Boxer, die nach Catskill kamen, waren bereits etablierte, die den Mädchen und den Versuchungen der Stadt entfliehen wollten. Außerdem mochte zu der damaligen Zeit keiner seinen Boxstil. Sie fanden ihn überholt. Dann tauchte

ich dort auf, völlig unwissend, jemand, der noch zu formen war. Ich konnte nicht begreifen, warum Cus sich dermaßen über mich freute. Wenn er mich ansah, fing er an, hysterisch zu lachen. Er griff nach dem Hörer und erzählte aller Welt: „Das Wunder ist zum zweiten Mal geschehen. Ich habe einen neuen Champ im Schwergewichtsboxen.“ Dabei hatte ich noch nie einen Amateurkampf ausgetragen. Ich habe keine Ahnung, was ihn bewog, so etwas zu sagen, aber irgendwie scheint er wirklich diesen Weltmeister in mir gesehen zu haben.

Nie werde ich meinen ersten Amateurkampf vergessen. Es war in einer kleinen Halle in der Bronx. Sie gehörte Nelson Cuevas, einem ehemaligen Boxer von Cus. Die Halle war ein Dreckloch. Sie befand sich im zweiten Stock eines Gebäudes direkt neben der Hochbahn. Die Gleise waren so nah, dass man die Hand aus dem Fenster strecken und beinahe die Bahn berühren konnte. Solche Kämpfe nannte man auch „Smoker“, da der Zigarettenrauch so dicht war, dass man kaum den Gegner erkennen konnte, der vor einem stand.

Smokers waren ungenehmigte Wettkämpfe, was im Grunde genommen bedeutete, dass sie illegal waren. Draußen standen keine Sanitäter und Krankenwagen. Wenn die Zuschauer den Kampf nicht mochten, äußerten sie dies nicht durch Buhrufe, sondern verprügelten sich gegenseitig, um dem Boxer zu zeigen, wie man es richtig machte.

Alle waren piekfein gekleidet, ob Gangster oder Drogendealer. Und jeder schloss eine Wette auf die Boxer ab. Ich erinnere mich, wie ich mal einen Typen fragte: „Kaufst du mir ein Würstchen in Blätterteig, wenn ich gewinne?“ Wer gewettet hatte und gewann, kaufte einem gewöhnlich etwas zu essen.

Kurz vor meinem Kampf bekam ich so große Angst, dass ich mich fast aus dem Staub gemacht hätte. Ich dachte an all die Vorbereitungen bei Cus. Selbst nach all dem Training hatte ich immer noch riesigen Bammel, gegen jemanden im Ring anzutreten. Was war, wenn ich versagte und verlor? Auf den Straßen in Brooklyn hatte ich unzählige Male gekämpft, aber dies hier war eine ganz andere Geschichte. Man kennt seinen Gegner nicht und hat nichts gegen ihn. Ich war dort mit Teddy Atlas, meinem Trainer, und ich erklärte ihm, ich würde kurz in den Laden runtergehen. Also ging ich hinunter und setzte mich auf die Treppe, die zur U-Bahn hoch führte. Eine Sekunde lang erwog ich, einfach in die verdammte Bahn einzusteigen und nach Brownsville zu fahren. Aber dann erinnerte ich mich ruckartig an alles, was Cus mir eingebläut hatte, und ich fing an, mich zu entspannen, und mein Ego und mein Stolz gewannen die Oberhand. Also ging ich wieder hinauf, zurück in die Halle.

Ich kämpfte gegen einen hochgewachsenen Puerto Ricaner mit Afro-Look. Er war 18, vier Jahre älter als ich. Zwei Runden lang traktierten wir uns gegenseitig mit harten Schlägen, aber in der dritten traf ich ihn voll, und er fiel gegen das untere Seil. Ich ließ noch einen Schlag folgen, der ihm buchstäblich das Mundstück herausriss, das in die Zuschauermenge geschleudert wurde. Ich hatte ihn k.o. geschlagen und war außer mir vor Begeisterung. Der Ring – das war mein Leben. Ich wusste nicht, wie ich den Sieg feiern sollte. Also trat ich auf ihn, stellte mich auf den flach am Boden liegenden Scheißkerl und riss die Arme hoch.

„Geh sofort von ihm runter, was fällt dir ein, dich auf den Mann zu stellen“, schnauzte mich der Ringrichter an. Cus war in Catskill und erwartete meinen Anruf, damit ich ihm vom Ausgang berichtete. Teddy rief ihn an und berichtete ihm, was geschehen war. Cus war so begeistert, dass er sich am nächsten Morgen von seinem Freund Don, der uns zur Halle gefahren hatte, ein weiteres Mal alles berichten ließ.

Jede Woche kehrte ich dorthin zurück. Man ging in die Umkleidekabine, wo sich einige Kids versammelt hatten, und man erklärte ihnen, wie schwer man war und wie viele Boxkämpfe man bereits ausgetragen hatte.

Gewöhnlich flunkerte ich, machte mich älter als 14. Es gab nicht gerade viele 14-jährige Boxer, also kämpfte ich immer gegen ältere Jungs.

Diese Smokers bedeuteten mir sehr viel, viel mehr als den anderen Kids. Ich war nämlich in der Hölle geboren und jedes Mal, wenn ich einen Kampf gewann, bedeutete dies einen Schritt weg von dieser Hölle. Die anderen Boxer waren nicht so hinterhältig wie ich, und hätte ich nicht diese Smokers gehabt, wäre ich vermutlich in der Gosse zugrunde gegangen.

Sogar Teddy trat bei diesen Kämpfen in Aktion. Eines Abends waren wir in Nelsons Halle und irgendein Kerl schubste Teddy. Teddy verpasste ihm einen Fausthieb ins Gesicht, und Nelson mischte sich ein. Er nahm eine der Trophäen, die seine Halle schmückten, echter Marmor mit einem Boxer aus Zinn auf dem Sockel, und fing an, dem Kerl auf den Schädel zu schlagen. Wären die Bullen aufgekreuzt, hätten sie ihm einen Mordversuch unterstellt. Wo auch immer Teddy auftauchte, lag Streit in der Luft. Ich weiß nicht, ob es daran lag, dass er mich verteidigte oder andere Kerle neidisch waren, weil er den besten Boxer hatte, aber er war nie so klug, auch nur einmal nachzugeben.

Eines Tages fuhren wir nach Ohio, aber Teddy geriet auch dort sogleich wieder in Streit mit anderen Trainern.

Wir fingen an, bei Smokers im gesamten Nordosten anzutreten. Bevor wir losfuhren, nahm mich Cus beiseite.

„Ein paar Freunde von mir werden sich den Kampf ansehen. Ich werde am Telefon sitzen und warten. Ich rechne damit, dass sie wie ein Rohrspatz über deinen Kampf schimpfen werden, wenn sie anrufen“, sagte er. Das vergaß ich nie. „Wie ein Rohrspatz schimpfen.“ Das spornte mich so an, dass ich während der sechsstündigen Fahrt wie aufgezogen war. Ich konnte keine Sekunde stillsitzen. Ich konnte es nicht abwarten, in den Ring zu steigen und die Scheißkerle zu vermöbeln. Einer meiner Gegner kam mit seiner Frau und seinem Baby zum Kampf, und ich zwang ihn eiskalt zu Boden.

Cus kam zu meinem fünften Kampf in einem Smoker in Scranton. Ich trat gegen einen Typen namens Billy O’Rourke im Scranton Catholic Youth

Center an. Billy war 17, und ich behauptete, genau so alt zu sein, denn es war ein offizieller Pro-Card-Kampf für Amateure. Vor dem Kampf ging Cus zu O'Rourke.

„Mein Mann ist ein Killer", sagte Cus. „Ich will nicht, dass du was abbekommst."

Das war bis dahin mein härtester Kampf. In der ersten Runde hatte ich die Oberhand und hielt ihn in Schach, aber dieser irre weiße Psycho kam immer wieder hoch. Nicht nur, dass er ein ums andere Mal wieder aufstand, er legte immer noch einen zu. Je härter ich ihn in die Knie zwang, desto unnachgiebiger stand er wieder auf und verpasste mir seine Haken. In der ersten Runde hatte ich ihn durch meine Schläge in Schach gehalten, aber in der zweiten herrschte der totale Kriegszustand. Wir kämpften jetzt in der dritten Runde, und Teddy wollte nicht riskieren, dass der Kampf in die falsche Richtung lief.

„Hör zu, du erzählst ständig, dass du ein großer Boxer werden willst, wie all die tollen Boxer, und dass du es unbedingt schaffen willst. Jetzt ist der richtige Zeitpunkt. Geh da rein und beweg deinen Kopf, schlag zu." Ich stand auf, stieg in den Ring und zwang in der dritten Runde O'Rourke dreimal zu Boden. Er war blutüberströmt. Am Ende des Kampfes drängte er mich gegen die Seile. Aber ich befreite mich wieder und versetzte ihm einen K.o.-Schlag. Die Zuschauer rasten. Es war der Kampf des Abends.

Cus freute sich über meinen Auftritt, aber meinte auch: „Noch eine Runde, und er hätte dich besiegt."

Im Mai und Juni 1981 strebte ich meine erste Meisterschaft an – die Junior Olympiade. Bisher hatte ich etwa zehn Kämpfe ausgetragen. Zuerst musste man ein lokales Turnier gewinnen, dann ein regionales, und schließlich trat man in Colorado um den nationalen Titel an.

Ich gewann alle meine Vorentscheidungskämpfe, also flog ich mit Teddy nach Colorado. Cus nahm den Zug, weil er unter Flugangst litt. Als ich in die Umkleidekabine trat, erinnerte ich mich, wie meine Boxhelden sich verhalten hatten. Die anderen Kids gingen auf mich zu, streckten die Hand aus, um meine zu schütteln. Aber ich lächelte nur spöttisch und wandte

ihnen den Rücken zu. Ich spielte eine Rolle. Jemand sagte etwas, und ich starrte ihn nur an. Cus sagte immer, man müsse seinen Gegner manipulieren, indem man Chaos und Verwirrung stifte, selbst aber eiskalt bleibe. Ich beschwor solche chaotischen Situationen herauf, dass ein paar der anderen Boxer mich nur ansahen und danach ihren Kampf verloren, damit sie später nicht gegen mich antreten mussten. Ich gewann alle meine Kämpfe durch K.o.-Schläge in der ersten Runde. Die Goldmedaille bekam ich, nachdem ich Joe Cortez in acht Sekunden besiegt hatte, ein Rekord, der, wie ich glaube, bis heute einmalig ist. Ich war auf dem richtigen Weg.

Nachdem ich diese Goldmedaille gewonnen hatte, wurde ich zum Lokalhelden. Cus gefiel die Aufmerksamkeit, die ich erregte. Er liebte das Rampenlicht. Aber ich musste immer wieder daran denken, wie irre das alles war. Ich war gerade einmal 15, und die Hälfte meiner Freunde in Brownsville war tot, ausgelöscht. In Catskill hatte ich nicht viele Freunde. Ich hatte auch kein Interesse an der Schule. Cus und ich hatten unsere Pläne, was wir im Leben erreichen wollten, und so wirkte die Schule auf mich wie eine Ablenkung von diesem Ziel. Es war mir egal, was man mir beibrachte, trotzdem hatte ich das Bedürfnis zu lernen. Cus unterstützte mich dabei, und ich las einige Bücher aus seiner Bibliothek, darunter welche von Oscar Wilde, Charles Darwin, Machiavelli, Tolstoi, Dumas und Adam Smith. Ich las auch ein Buch über Alexander den Großen. Geschichte mochte ich ganz besonders, da sie so viel über das Wesen des Menschen verriet. Und ich lernte auch viel darüber, was diese Männer tief in ihrem Inneren bewegte.

In der Schule hatte ich eigentlich keine größeren Schwierigkeiten, abgesehen davon, dass ich mal ein paar Schüler vermöbelt habe und dafür suspendiert wurde. Einige Schüler machten sich wohl über mich lustig, aber niemand legte sich mit mir an. Cus hatte Mr. Bordick, meinem Rektor an der Junior Highschool, erklärt, dass ich etwas Besonderes sei und mir deshalb Zugeständnisse gemacht werden müssten. Mr. Bordick war ein sehr netter Mann. Wenn es ein Problem gab, ging Cus zu ihm, redete mit seinen typisch italienischen Gesten auf ihn ein, und ich konnte wieder zur Schule

gehen. Um 17 Uhr kam ich aus der Schule und ging erst mal für zwei Stunden in die Sporthalle. Abends las ich Bücher übers Boxen, sah mir Filme an oder unterhielt mich mit Cus. An den Wochenenden stand ich morgens um fünf Uhr auf, joggte ein paar Meilen, frühstückte, legte mich nochmal schlafen und stand gegen Mittag wieder in der Sporthalle. Während der Woche absolvierte ich mein Jogging auf dem Weg zur Schule und auf dem Rückweg.

Ab und zu sorgte mein Mentor, der Kontrollfreak Cus, für Extra-Laufeinheiten. Einmal war ich auf einem Schulball, der um 22 Uhr enden sollte. Ich informierte Cus, dass ich um 23 Uhr zu Hause sei. Nach dem Ball war es noch richtig gemütlich, also rief ich Cus an und erklärte ihm, ich würde vermutlich etwas später heimkommen, weil ich auf ein Taxi warten müsse.

„Nein, mach dich sofort auf die Socken und renn heim, ich kann nicht auf dich warten“, raunzte er mich an. Cus gab uns keine Haustürschlüssel, aus Angst, wir könnten sie verlieren.

Ich trug einen Anzug und hübsche Abendschuhe, aber Cus wollte, dass ich SOFORT losrannte. Meine Freunde wussten bereits, dass ich zu gehen hatte, wenn Cus das wollte.

Einmal war ich mit ein paar Freunden unterwegs, und wir feierten ausgelassen. Dann fuhren sie mich nach Hause. Ich sah durchs Fenster, dass Cus in seinem Sessel eingeschlafen war, während er auf meine Heimkehr wartete.

„Dreht um, nehmt mich mit zu euch. Ich habe keine Lust, mich mit Cus rumzustreiten“, sagte ich. Jedes Mal, wenn ich zu spät nach Hause kam, machte er mich zur Schnecke. Ich versuchte, die Treppe hochzuschleichen, doch sie war alt und knarzte, und ich dachte bei mir: „Scheiße, das ist das Ende.“ Nach einem Kinobesuch, den mir Cus erlaubt hatte, wartete er auf mich, um mich zu verhören.

„Was hast du gemacht? Mit wem warst du zusammen? Wer sind sie? Woher stammen ihre Familien? Wie lautet ihr Nachname? Hast du vergessen, dass du morgen einen Boxkampf hast?“

In der neunten Klasse wollte Cus mich sogar verheiraten. Ich traf mich mit Angie, einem Mädchen aus dem Ort. Cus mochte sie. Man hätte annehmen können, dass er gegen eine Beziehung war, weil diese mich vom Training abhalten würde, aber Cus fand, es wäre gut für mich, wenn ich mich fest binden würde. Ich würde ruhiger werden und könnte mich mehr aufs Boxen konzentrieren. Mit Angie war es aber nichts Ernstes. Ich wollte so großspurig leben wie meine Helden Mickey Walker und Harry Greb. Sie liebten den Alkohol und die Frauen und genossen das Leben in vollen Zügen. Aber Camille, eine wirklich tolle Frau, durchschaute die Absichten von Cus.

„Lass dir nicht von Cus einreden, wen du heiraten sollst“, erklärte sie mir. „Du triffst dich mit so vielen Mädchen, wie du Lust hast, und wählst dann die Beste aus.“

Eines Tages hatte ich in der Schule Streit, und Cus musste antanzen und die Dinge in Ordnung bringen. Als er zurückkam, wollte er mit mir sprechen.

„Wenn du dich weiterhin so aufführst, musst du fort von hier“, sagte er. Ich war am Boden zerstört und fing an zu heulen.

„Bitte, schick mich nicht fort“, schluchzte ich. „Ich will bleiben.“

Mir gefiel die familiäre Atmosphäre wirklich, die Cus mir vermittelte. Und ich liebte ihn abgöttisch. Er war der erste Weiße, der mich nicht nur nicht verurteilte, sondern der denjenigen, der sich abfällig über mich äußerte, windelweich prügeln würde. Niemand war mir so nahe wie dieser Italo. Er drang bis in mein tiefstes Inneres vor. Jedes Mal, nachdem ich mich mit ihm unterhalten hatte, musste ich los und durch Schattenboxen oder Sit-ups Energie verbrennen, so aufgewühlt war ich. Ich lief los und fing an zu heulen, denn ich wollte ihn glücklich machen und beweisen, dass all die positiven Dinge, die er über mich sagte, richtig waren.

Ich glaube, an jenem Tag fühlte sich Cus nicht wohl in seiner Haut, weil er mir gedroht und mich zum Heulen gebracht hatte, denn er umarmte mich. Das war das erste körperliche Zeichen von Zuneigung, das ich je bei ihm erlebt hatte. Aber als ich anfing zu heulen, wusste Cus, dass er mich in der

Hand hatte. Von diesem Augenblick an wurde ich sein Sklave. Hätte er mir befohlen, jemanden umzubringen, ich hätte es getan. Das meine ich total ernst. Alle nahmen an, dass ich bei einem reizenden alten Italiener wohnte, dabei war ich mit einem Scheißkrieger zusammen. Aber ich genoss jede Minute. Ich war glücklich, sein Soldat zu sein, dies gab meinem Leben einen Sinn. Ich war gerne derjenige, der seine Mission erfüllen sollte.

Ich trainierte jetzt noch härter, wenn das überhaupt möglich war. Wenn ich aus der Sporthalle kam, musste ich die Treppe buchstäblich hochkriechen. Ich kämpfte mich zum Bad im dritten Stock hoch. Cus ließ heißes Wasser in die Porzellanwanne einlaufen und tat noch etwas Epsomsalz hinein.

„Bleib so lange darin sitzen, wie du es aushältst“, sagte er. Also setzte ich mich rein, und das heiße Wasser verbrannte mich. Aber am nächsten Morgen ging es meinem Körper sehr viel besser, und ich konnte wieder trainieren. Noch nie in meinem Leben hatte ich mich so großartig gefühlt. Ich war fixiert auf meine Mission, und davon wich ich kein Jota ab – ein Gefühl, das ich niemandem so richtig erklären kann.

Wenn die anderen Boxer aus der Halle gingen, sich mit ihren Freundinnen amüsierten und ihr Leben genossen, kehrten Cus und ich nach Hause zurück und arbeiteten weiter. Wir stellten uns vor, dass wir überall auf der Welt Häuser besitzen würden. Cus sagte: „*Nein* wird ein Fremdwort für dich sein. Du wirst ein *Nein* und alles, was damit zusammenhängt, nicht mehr verstehen.“

Mir erschien es unfair von den übrigen Boxern, nach dem Weltmeistertitel zu greifen, denn ich wurde von diesem Genius, der mich darauf vorbereitete, großgezogen. Jene anderen Kerle wollten Geld scheffeln und ihrer Familie ein schönes Leben bieten. Aber dank Cus wollte ich berühmt werden, und wenn sie es mit ihrem Blut bezahlen mussten. Ich war sehr unsicher, aber ich sehnte mich nach dem Ruhm und wollte, dass die Welt auf mich blickte und mir sagte, ich sähe gut aus. Dabei war ich ein verdammtes stinkendes fettes Kind.

Doch Cus versuchte, mir klar zu machen, dass es sich lohnte, nach dem grünen und goldenen WBC-Gürtel zu streben. Und nicht wegen des Geldes.

Ich wollte von Cus wissen: „Was bedeutet es, der größte Boxer aller Zeiten zu sein? Die meisten dieser Männer sind tot.“

„Hör zu. Sie sind wohl tot, aber wir reden über sie. Das ist die wahre Unsterblichkeit, wenn dein Name bis zum Ende aller Zeiten bekannt ist“, sagte er.

Cus liebte die Dramatik und war wie eine Figur aus *Die drei Musketiere*.

„Wir müssen den richtigen Augenblick abwarten, wie die Krokodile im Schlamm. Wir wissen nicht, wann die Dürre kommt und die Tiere durch die Sahara ziehen müssen. Aber wir warten ab. Monate, Jahre. Aber unsere Zeit wird kommen. Und die Gazellen und Gnus werden das Wasser überqueren. Und wenn sie kommen, werden wir zuschlagen. Hörst du mir zu, mein Sohn? Wir werden so hart zuschlagen, dass die ganze Welt ihre Schreie hören wird.“

Er meinte es todernst, und ich auch. Cus benutzte mich, um wieder in den Boxbetrieb einzusteigen. Und ich wollte unbedingt mit von der Partie sein. Es war wie dieser *Der Graf von Monte Christo*-Scheiß. Wir sannen auf Rache.

Als Cus erkannte, dass ich unbeirrt an seiner Seite stand, war er sehr glücklich. Aber von Zeit zu Zeit bekam er seine Paranoia. Einmal saß ich im Wohnzimmer und war in ein Buch vertieft, als Cus in seinem Morgenrock auf und ab ging, dann aber plötzlich vor mir stehenblieb.

„Du weißt genau, was ich meine. Irgendjemand gibt dir Geld und du gehst einfach weg. Genau das wirst du tun. Das habe ich schon so oft erlebt. Ich habe Zeit investiert und Kämpfer entdeckt, und dann hat man sie mir abgeworben.“

Weggehen? Ich hätte wohl jeden getötet, der sich zwischen uns drängen wollte. Floyd Patterson hatte ihn im Stich gelassen, aber ich war nicht mit ihm zu vergleichen. Ich wollte mit Cus und Camille, meiner neuen Familie, zusammen sein. Kein Scheiß-Leben mehr führen.

„Cus, du bist verrückt“, wiederholte ich, und er ging wieder.

★ ★ ★

Im November 1981 fuhren Teddy, zwei andere Boxer und ich mit dem Auto nach Rhode Island, zu einem weiteren Smoker. Während der Fahrt grübelte ich darüber nach, was ich mit meinem beschissenen Gegner dort anstellen würde. Ich hatte Nietzsche gelesen und hielt mich jetzt für Superman. Ich konnte kaum meinen Namen buchstabieren, aber ich war jetzt Superman. Ich stellte mir bildlich vor, wie ich die Funken sprühen lassen würde und wie mir alle Beifall klatschen würden, wenn ich den Kerl auseinandernahm. In meinem Wahn stellte ich mir vor, wie man mir Blumen in den Ring warf. Ich war erst 15, aber ich trat gegen den örtlichen Champ an, einen Kerl namens Ernie Bennett, der bereits 26 war. Dies war sein letzter Kampf als Amateur, bevor er ins Profilager wechselte.

Wir betraten also die Halle, die voller widerlich dreinschauender Typen war. Ich kam mir vor wie in Brownsville. Aber, verdammte Kacke, es ließ mich kalt, denn ich war voller Energie. Teddy sagte: „Steig auf die Waage." Also zog ich mein Hemd und meine Hose aus; ich trug nur noch Unterwäsche und ließ meine Muskeln spielen. Ich stellte mich also auf die Waage, und alle rannten herbei und standen um uns herum.

„Das ist Tyson. Er ist es wirklich", hörte ich die Zuschauer murmeln. Dann stand ich im Ring und fing an, nervös zu werden. Diese Kerle waren Gangster, die vor nichts zurückschreckten, und ich stammte nicht von hier. Aber ich dachte an all die Filme, die ich mir angeschaut hatte. Jack Johnson hatte ebenfalls im Ring gestanden, umgeben von einer Meute. Ich versetzte mich in seine Lage. Dann hörte ich Flüstern und Pfeifen. „Das ist der Kerl, der bei der Junior Olympiade bereits in der ersten Runde alle Gegner k.o. schlug", hörte ich sie sagen.

Jetzt trugen Cus' Worte Früchte. Ich war die personifizierte Vornehmheit, der große Gladiator, der zum Kampf bereit war.

„He Champ", riefen die Jungs und lächelten. Aber ich sah sie voller Verachtung an, als wollte ich sagen: „Was glotzt ihr so, verpisst euch."

Mein Gewicht betrug etwa 85 Kilogramm.

„Oh, du bist zu schwer", bemerkte Bennetts Trainer. Er war taubstumm, doch man konnte gut erraten, was er meinte.

„Aber wir kämpfen gegen ihn, wir kämpfen gegen jeden“, sagte sein Boxer.

„Ich bin nicht jeder“, grinste ich.

Der Saal war proppenvoll. Es waren mindestens 3.000 Menschen anwesend. Wir stiegen in den Ring, und das ganze Drama dauerte neun Minuten – es war das totale Chaos. Noch heute redet man über diesen Kampf. Die Zuschauer tobten, pfiffen und schrien in einer Tour, sogar in der einminütigen Pause. Wir waren wie zwei Pitbulls. Er war sehr geschmeidig und schwer fassbar, außerdem sehr erfahren. Aber dann versetzte ich ihm einen solchen Schlag, dass es ihn aus dem Ring fegte. Ich machte ihn fertig. Es war der beste Kampf meines Lebens.

Aber dann wurde ihm der Sieg zugesprochen, reiner Betrug. Ich war außer mir und fing an zu heulen. Noch nie zuvor hatte ich einen Kampf verloren. Im Umkleideraum trat der taubstumme Trainer auf mich zu. Ich heulte immer noch Rotz und Wasser.

„Du bist ja noch ein Baby“, sagte er. „Mein Mann hat schon viele Kämpfe hinter sich. Wir haben mit allen Mitteln gegen dich gekämpft, aber du bist besser als mein Boxer. Gib nicht auf. Eines Tages wirst du Champ werden.“

Das konnte mich auch nicht trösten. Ich heulte mir auf der Rückfahrt die Augen aus. Zu Hause musste ich unter die Dusche und dann in die Schule. Aber Teddy hatte wohl Cus angerufen, denn er wartete auf mich. Ich dachte, Cus sei enttäuscht von mir, aber er feixte übers ganze Gesicht.

„Wie ich höre, hast du toll gekämpft. Teddy meinte, der Kerl sei pfiffig und erfahren gewesen“, sagte Cus. „Du brauchst heute nicht zur Schule gehen, du hast heute frei.“

Aber ich wollte unbedingt in die Schule gehen. Mein Gegner hatte mir ein Veilchen verpasst, und ich wollte es zur Schau stellen, denn es bewies ja meinen Mut.

Ich ließ mich von dieser Niederlage nicht entmutigen, trat weiterhin bei Smokers an und schlug jeden meiner Kontrahenten k.o. Cus kam immer häufiger zu den Kämpfen. Er mochte es, wenn ich mich arrogant und herrisch gab. Cus war selbst sehr arrogant. Einmal trat ich gegen einen 24-

Jährigen an, der seit dem 16. Lebensjahr lokaler Meister war. Niemand hatte ihn je besiegt.

Vor dem Kampf suchte uns ein örtlicher Boxfunktionär auf.

„Cus, der Mann, gegen den ihr kämpft, ist ein Riese, er ist stark und furchteinflößend“, sagte er.

Cus zuckte mit keiner Wimper.

„Mein Junge hat die Aufgabe, Riesen, starke und furchteinflößende Männer in ihre Schranken zu weisen.“

Als ich das hörte, tat mein Herz einen Sprung. Ich würde mich in einen Vulkan verwandeln. Ich war so aufgekratzt, dass ich am liebsten gegen die Jungs außerhalb des Rings gekämpft hätte.

Drei Tage vor einem Kampf verzichtete ich aufs Baden. Mich beherrschte nur noch der Gedanke, wie ich meinen Gegner schlagen könnte. Ich hatte keine Ahnung, wer sich hinter meinen Gegnern in den Smokers verbarg. Es gab keine Videos, keine Fernsehauftritte. So stellte ich mir immer vor, dass die Männer, gegen die ich antrat, diejenigen waren, die mich schikaniert hatten, als ich noch klein war. Es war eine Zeit der Vergeltung. Nie wieder würde jemand auf mir herumhacken.

Wenn ich bei einem Kampf den geringsten Hauch von Menschlichkeit zeigte, war Cus wütend auf mich. Wenn ich einem Boxer, der mir nach dem Kampf mit einer sportlichen Geste der Fairness die Hand reichen wollte, entgegenkam und sie schüttelte, rastete Cus aus.

Die einzige Mitleidsgeste, die er nicht kritisierte, war, wenn ich meinem Gegner auf die Beine half, nachdem ich ihn k.o. geschlagen hatte. Dempsey hatte dies immer getan. Er hob seinen besiegten Gegner hoch, schleppte ihn in die Ecke, hielt ihn fest und küsste ihn. Und das direkt, nachdem er versucht hatte, ihn zu vernichten. Also hob ich meinen Kontrahenten auch hoch und gab ihm einen Kuss. „Bist du okay? Ich liebe dich, Bruder.“ Es war demütigend für den anderen.

Cus mochte es nicht, wenn ich meine Knockouts feierte. Kein Abklatschen, keine Tanzschritte.

„Du bist jetzt schon zwei Jahre in diesem Geschäft und verhältst dich so, als seist du überrascht, dass dies passiert?“, bemerkte er.

Für Cus waren meine Gegner Futter. Nahrung. Etwas, das man verschlingen musste, um leben zu können. Wenn ich mich bei einem Kampf gut schlug, belohnte mich Cus. Hübsche Klamotten, Schuhe. Als ich eine meiner Junior-Championships gewonnen hatte, spendierte er mir Goldzähne. Als ich in den Achtzigern meine Goldmedaille gewann, dachten die meisten: „Wow, die Nigger haben jetzt schon Goldzähne.“ Aber Cus mochte es, weil die Boxer vergangener Zeiten alle Goldzähne hatten, als Zeichen ihres Erfolgs.

Man könnte vielleicht annehmen, dass Cus aufgrund all meiner Siege sowie des Junior Championship-Titels wenig Grund zur Kritik gehabt hätte. Aber da würde man ihn schlecht kennen. Vor anderen behandelte er mich immer wie eine Primadonna, aber hinter verschlossenen Türen sah es anders aus. Wenn ich allein mit ihm war, machte er mich nieder.

„Du weißt, deine Faust war zu tief. Bei allem gebührenden Respekt: Wäre dieser Gentleman etwas professioneller gewesen, etwas ruhiger, hätte er dich mit einem Schlag treffen können.“

Und das, nachdem ich den Kerl besiegt hatte. Alle gratulierten mir, weil ich ihn mit einem rechten Haken k.o. geschlagen hatte. Cus sagte nicht, dass mein Gegner mich hätte k.o. schlagen können. Er sagte, er hätte mich treffen können! Mit der Vorstellung, dass mich ein Schlag hätte treffen können, setzte er mir einen Floh ins Ohr, sodass ich den ganzen Tag darüber nachgrübelte. Nach ein paar Tagen kam er erneut auf diesen Bullshit zurück.

„Erinnerst du dich, dass ich dir nach dem Kampf sagte, der Kerl hätte dich …“

Aaaagggh.

Cus war ein Meister der Manipulation, der psychologischen Kriegsführung. Cus glaubte, dass es beim Boxen zu 90 Prozent auf die Psychologie ankäme und nicht auf die Fitness. Der Wille war maßgebend. Als ich 15 war, brachte er mich zu einem Hypnotherapeuten namens John

Halpin, der eine Praxis am Central Park im Westen der Stadt hatte. Ich musste mich dort auf den Boden legen, und er gab mir Anweisungen, wie ich bei der Entspannung vorgehen sollte: „Kopf, Augen, Arme, Beine, alles wird schwer“, sagte er. Als ich unter Hypnose stand, sagte er mir genau das, was Cus wollte. Cus schrieb alles auf ein Stück Papier und John las es laut vor.

„Du bist der größte Boxer der Welt. Ich sage dir das nicht, weil ich versuche, dir etwas vorzugaukeln, was du nicht bist. Ich sage dir das, weil du es tatsächlich schaffen kannst, denn dafür bist du geboren.“

Halpin zeigte uns eine Methode, bei der wir uns jederzeit selbst in Hypnose versetzen konnten. Als wir wieder in Catskill waren, legte ich mich in meinem Zimmer auf den Boden, und Cus setzte sich neben mich. Ich fing an, mich zu entspannen und mich in Hypnose zu versetzen, und Cus redete. Manchmal sagte er dabei nur allgemeine Dinge, zum Beispiel, dass ich der beste Boxer der Welt sei und so; aber manchmal sagte er auch ganz spezielle Dinge.

„Deine Führhand ist wie eine Waffe. Deine Schläge sind wild, voll böser Absichten. Du hast eine großartige Rechte, hast nicht wirklich daran geglaubt, aber jetzt glaubst du daran. Du bist eine von Gott gesandte Geißel. Die Welt wird deinen Namen für alle Zeit kennen.“

Es war wirklich ein scheiß Gelaber, aber ich glaubte daran.

Manchmal weckte Cus mich mitten in der Nacht und leierte mir seine Suggestionen vor. Manchmal brauchte er nicht einmal zu sprechen, ich empfing den ganzen Bullshit durch Telepathie.

Die Hypnose war lediglich ein weiteres Hilfsmittel, mein Selbstvertrauen zu stärken. Die Hypnose wurde mir sehr wichtig, ich sah darin eine Geheimmethode, die mir helfen würde. Manch einer hielt das für verrückt, aber ich glaubte an alles, was Cus mir erzählte. Ich nahm seine Religion an. Cus war mein Gott. Und jetzt redete mir dieser alte weiße Mann ein, ich sei der Beste. Warum sollte ich der beste Boxer aller Zeiten werden?

★ ★ ★

Jetzt, da ich ein Gladiator war und ein Gott unter den Sterblichen, wirkte es etwas erniedrigend, dass ich auf die Highschool gehen musste. Dann, im Herbst 1981, bekam ich an der Catskill High Schwierigkeiten. Einer meiner Lehrer, ein unglaublich ignoranter Prolet, brach mit mir einen Streit vom Zaun und warf dann ein Buch nach mir. Ich stand auf und verprügelte ihn vor der ganzen Klasse. Daraufhin wurde ich von der Schule verwiesen. Cus packte mich, und wir gingen gemeinsam in die Schule und stellten den Lehrer in Anwesenheit des Rektors Mr. Stickler zur Rede. Cus erinnerte mit seiner flammenden Verteidigungsrede an den Bürgerrechtler Clarence Darrow.

„Sie behaupten also, Sie hätten das Buch einfach fallen lassen und es habe Mike zufällig getroffen“, nahm Cus den Lehrer in die Mangel. „Aber wenn Sie, wie Sie behaupten, einfach das Buch fallen ließen, wie konnte es dann durch die Luft fliegen und Mike treffen? Es wäre einfach zu Boden gefallen und hätte niemanden verletzt.“

Cus ging auf und ab, blieb des Öfteren kurz stehen und deutete theatralisch auf meinen Lehrer, als wäre er der Schuldige.

Man einigte sich auf einen Kompromiss: Ich musste so lange nicht mehr zur Schule gehen, solange ich von einem Privatlehrer unterrichtet wurde. Cus traf es schwer, dass ich von der Schule abgehen musste. Er hatte nämlich bereits eine große Abschlussparty für mich geplant. Auf dem Heimweg von der Highschool warf ich Cus einen Blick zu. „Nun denn, ich geh jetzt in die Sporthalle.“

Er erwiderte meinen Blick und sagte lediglich: „Viel Spaß!“

Es näherte sich der Juni des Jahres 1982, und es wurde Zeit für mich, meinen Titel bei der Junior Olympiade zu verteidigen. Inzwischen war mir mein Ruf bestimmt vorausgeeilt. Die Eltern meldeten ihre Kinder vom Wettkampf ab, aus Angst, dass diese gegen mich kämpfen müssten. John Condon, einer der Veranstalter des Golden Gloves-Amateurboxturniers, hatte mich nicht antreten lassen. „Ich habe dich kämpfen sehen. Du bist zu aggressiv, ich kann dich nicht gegen diese Kids kämpfen lassen. Du würdest sie niedermachen.“

Meine zweite Junior Olympiade fing gut an. Wir befanden uns wieder in Colorado, und bei meinen Vorrundenkämpfen hatte ich alle meine Gegner k.o. geschlagen. Es stand die Endrunde an, in der ich meinen Titel verteidigen wollte. Doch dann kam der Druck. Ich sah all die Kameras, und meine Unsicherheiten holten mich wieder ein. All diese Box-Offiziellen fanden große Worte für mich. Ich dachte, das sei wunderbar, aber es würde alles bald vorbei sein, denn ich war schmutzig, dreckig. Trotzdem wollte ich mich zu Brownsville bekennen. Cus hatte mir x-mal vorgeleiert, dass „die Leute in Brownsville meiner Mutter die Einkaufstaschen nach Hause tragen würden“, wenn ich auf ihn hörte.

Ich konnte mit diesem riesigen Druck nicht umgehen. Vor der Endrunde nahm mich Cus zur Seite.

„Mike, das ist die Wirklichkeit. Siehst du all die Menschen?“, und er deutete auf die Ringrichter, Reporter und Boxfunktionäre in der Halle. „Wenn du verlierst, mag man dich nicht mehr. Wenn du nicht sensationell bist, mag man dich auch nicht mehr. Ich war bei allen beliebt. Als ich 50 war, waren alle jungen, schönen Frauen hinter mir her. Jetzt bin ich ein alter Mann, und niemand ist mehr hinter mir her.“

Zehn Minuten vor meinem Kampf brauchte ich nochmal frische Luft. Teddy begleitete mich.

„Mike, entspann dich“, sagte er.

Ich schaffte es nicht und bekam einen hysterischen Weinkrampf. Teddy legte den Arm um mich.

„Es ist doch nur ein Boxkampf unter vielen. In der Sporthalle hast du doch schon bessere Jungs besiegt“, versuchte er, mich zu trösten.

„Ich bin Mike Tyson …“, schluchzte ich, „ … alle mögen mich.“

Ich brachte keinen zusammenhängenden Satz heraus. Ich wollte eigentlich sagen, dass mich niemand mehr mögen würde, wenn ich verlöre. Teddy tröstete mich und riet mir, ich solle mich nicht von meinen Gefühlen beherrschen lassen.

Als ich in den Ring trat, wartete mein Gegner schon auf mich. Es war ein 1,90 Meter großer Weißer namens Kelton Brown. Ich nahm meinen ganzen

Mut zusammen. Wir traten in die Mitte des Rings, um die Belehrung zu hören. Ich starrte ihn derart bösartig an, dass der Ringrichter mich zurückstieß und mir eine Warnung erteilte, noch bevor der Kampf begann. Der Gong ertönte, und ich griff ihn sofort an. Innerhalb einer Minute verpasste ich ihm einen solch meisterhaften Schlag, dass er das Handtuch warf. Ich hatte jetzt zum zweiten Mal den Titel bei der Junior Olympiade gewonnen.

Nach meinem Sieg interviewte mich der Fernsehreporter direkt im Ring.

„Mike, Sie sind sicherlich mit der bisherigen Entwicklung Ihrer Karriere sehr zufrieden?“

„Nun, ja, das bin ich. Ich kämpfe hier gegen Kids und bin genauso alt, aber mehr auf Draht als sie. Ich bin disziplinierter. Ich habe gelernt, mental mit meinen Problemen umzugehen und nicht körperlich. Das ist ein Vorteil, den ich ihnen gegenüber habe.“

„Was für ein Gefühl hatten Sie, nachdem Sie Brown besiegt hatten?“

„Ich stieg in den Ring, um meinen Job zu erledigen. Ich kann nichts Negatives über meinen Gegner sagen. Er hat seine Sache gut gemacht. Er war nur leicht überfordert. Aber ihm gebührt Lob wegen seiner Anstrengungen“, sagte ich.

Als ich nach Osten zurückfuhr, war mein Ziel Brownsville. Alle dort hatten im Fernsehen gesehen, wie ich Kelton Brown k.o. geschlagen hatte. Viele der Jungs, die mich einst schikaniert hatten, sprachen mich auf der Straße an.

„Hi, Mike, brauchst du was? Lass es mich wissen, wenn ich etwas für dich tun kann“, erklärten sie mir.

Einst hatten sie mich mit Fußtritten traktiert, jetzt krochen sie mir in den Arsch.

Aber am meisten interessierte mich die Meinung meiner Mom. Ich wollte meine Begeisterung mit ihr teilen.

„He, Mom, ich bin der größte Boxer der Welt. Es gibt weit und breit keinen Mann, der mich besiegen könnte“, sagte ich.

Meine Mutter wohnte in einem feuchten, baufälligen, heruntergekommenen Mietshaus und starrte mich nur verständnislos an, als ich von mir sprach, als sei ich Gott.

„Erinnerst du dich an Joe Louis? Es gibt *immer* noch einen Besseren, mein Sohn“, sagte sie.

Ich starrte meine Mom verständnislos an.

„Das wird mir nie passieren“, erwiderte ich eiskalt. „Ich bin besser als jeder andere.“

Ich meinte es todernst, weil Cus mich einer Gehirnwäsche unterzogen hatte. Meine Mutter hatte mich noch nie so erlebt. Ich war immer mies und hinterhältig gewesen. Jetzt besaß ich Würde und Stolz. Früher roch ich nach Gras und Alkohol. Nun war mein Körper muskulös, und ich war bereit, die Welt zu erobern.

„Ma, auf der ganzen Welt gibt es keinen Mann, der mich besiegen kann. Du wirst sehen, dein Junge wird Weltmeister werden“, prahlte ich.

„Mein Sohn, du musst erst mal Demut lernen. Du bist nicht demütig.“ Sie schüttelte den Kopf.

Ich zog die Zeitungsausschnitte aus meiner Tasche, auf denen zu sehen war, wie man mir die Goldmedaillen überreichte, und gab sie ihr.

„Da, Mom, lies, was sie über mich schreiben.“

„Ich werde es später lesen“, wehrte sie ab.

Den Rest des Abends sagte sie kein Wort mehr und murmelte lediglich „hm, hm“. Sie sah mich besorgt an, als wollte sie sagen: „Was haben diese Weißen mit dir angestellt?“

Dann kehrte ich nach Catskill zurück und kam mir vor wie auf dem Gipfel der Welt. Dort wurde ich behandelt wie ein verwöhntes Kind der oberen Mittelschicht. Ein paar Monate später berichtete mir Cus, dass meine Mutter krank sei. Ich erfuhr keine Details, aber meine Sozialarbeiterin hatte herausgefunden, dass bei meiner Mutter Krebs im Endstadium diagnostiziert worden war. Am selben Tag, als Cus mich informierte, rief mich auch meine Schwester an.

„Besuch Mommy“, sagte sie, „es geht ihr gar nicht gut.“

Ich hatte meine Mutter ein paar Wochen vor dem Anruf meiner Schwester gesehen. Sie hatte wohl einen leichten Schlaganfall erlitten und ein Augenlid hing schlaff herunter, aber ich wusste nicht, dass sie Krebs hatte. Ich war 16, und Krebs war mir lediglich als Tierkreiszeichen bekannt. Ich wusste, dass etwas nicht stimmte, kam aber nicht auf die Idee, dass es etwas mit dem Tod zu tun haben könnte.

Aber als ich sie in der Klinik besuchte, bekam ich einen Schock. Meine Mutter lag wimmernd im Bett, hatte Krämpfe und war nicht mehr ganz bei sich. Sie bot einen jämmerlichen Anblick. Ihre Augen waren eingefallen, ihre Kopfhaut gespannt, und sie war sehr abgemagert. Ihre Bettdecke war heruntergerutscht und eine ihrer Brüste war unbedeckt. Ich küsste sie und deckte sie wieder zu. Ich wusste nicht, wie ich mich verhalten sollte, denn ich hatte noch nie einen Krebskranken erlebt. Aber ich hatte viele Filme gesehen, also erwartete ich so was zu hören wie: „Nun, ich liebe dich, aber ich muss jetzt gehen, Johnny.“ Ich hoffte, ich hätte die Chance, mit ihr zu reden und mich von ihr zu verabschieden. Aber sie war bewusstlos. Also zog ich mich zurück und besuchte sie nie wieder.

Als ich an jenem Abend nach Hause kam, berichtete ich meiner Schwester, ich hätte Mommy gesehen und sie sehe gut aus. Ich wollte mich einfach nicht mit dem auseinandersetzen, was ich im Krankenhaus gesehen hatte, es war zu schmerzlich. Also machte ich bei einem Raubzug mit. Ich traf Barkim und ein paar andere Ganoven, die ich noch von früher kannte, und wir machten ein paar Brüche.

Eines Nachts, bevor wir zu unserem Raubzug aufbrachen, zeigte ich Barkim ein Fotoalbum, das ich aus Catskill mitgebracht hatte, mit Fotos von Cus, Camille und mir mit den weißen Kids in der Schule.

Barkim konnte nicht genug von diesen Fotos bekommen.

„Mike, das verschlägt mir die Sprache. Piesacken sie dich dort, rufen sie dich Nigga?“

„Nein, sie sind wie meine Familie. Cus würde dich umbringen, wenn du so über mich reden würdest“, erklärte ich ihm.

Barkim schüttelte den Kopf.

„Mike, was tust du denn hier?“, wollte er wissen. „Geh wieder zu deinen Weißen. Verdammt, Mann, sie lieben dich. Kannst du das denn nicht sehen, Nigga? Mann, ich wünschte mir, ich würde ein paar Weiße kennen, die mich so lieben. Kehr zurück. Hier ist kein Platz für dich.“

Ich dachte über seine Worte nach. Jetzt war ich zum zweiten Mal Champion geworden, und ich brach immer noch in Häuser ein, weil man immer wieder zu seinen Wurzeln zurückkehrt. Jeden Abend betrank ich mich, rauchte Crystal, schnupfte Kokain und ging auf wilde Partys. Ich tat alles, um nicht an meine Mutter denken zu müssen.

Meine Schwester redete ständig auf mich ein: „Du bist wegen Mom hergekommen. Lass dich nicht ablenken, du bist nicht zum Vergnügen hier.“

Eines Abends holte Barkim seine Freundin ab, und wir schlenderten zu dritt durch Brownsville. Dabei trafen wir ein paar meiner alten Freunde, die Würfel spielten. Barkim war ebenfalls mit ihnen befreundet, aber er blieb nicht stehen, um mit ihnen zu reden, sondern ging einfach weiter. Aber ich begrüßte meine Freunde, und sie sagten: „Mike, wie geht’s?“, wirkten aber argwöhnisch. „Wir reden später mit dir“, meinten sie.

Ich hatte ein ungutes Gefühl und spürte, dass hier etwas wirklich Übles gespielt wurde, es roch nach Tod oder sonstigem Bullshit.

Später fand ich heraus, dass hier Machtkämpfe im Gange waren, und als ich wieder einen kühlen Kopf hatte, erkannte ich, dass sich alles um Barkim drehte. Er besaß all die Autos, Mädchen, Schmuck und die Waffen, weil er hier das Drogengeschäft beherrschte. Seit ich zu Cus gezogen war, hatte sich die ganze Straßenszene verändert. Drogen waren jetzt im Spiel, Menschen starben, und die Jungs, die ich noch von früher gekannt hatte, waren jetzt die großen Bosse. Jungs, mit denen wir früher rumgehangen hatten, brachten sich jetzt wegen Drogen und Geld gegenseitig um.

Eines Tages kam meine Schwester heim. Als ich sie an der Tür hörte, öffnete ich. Sobald die Tür aufging, versetzte sie mir einen Fausthieb mitten ins Gesicht.

„Warum hast du das getan?“

„Warum hast du mir denn nicht gesagt, dass Mommy gestorben ist“, schluchzte sie.

Ich wagte nicht zu sagen, dass ich nicht mehr in der Klinik war, denn sie hätte mich umgebracht. Es war zu schmerzhaft, weil Mom nur noch ein Schatten ihrer selbst gewesen war. Also sagte ich: „Nun, ich wollte dir nicht weh tun.“ Ich war zu schwach, um das zu verkraften. Meine Schwester war die Stärkste in der Familie. Sie konnte gut mit Tragödien umgehen. Ich schaffte es nicht einmal, mich von Moms Leichnam zu verabschieden. Mein Cousin Eric begleitete meine Schwester.

Die Beerdigung meiner Mom war erbärmlich. Sie hatte etwas Geld gespart für ein Grab in Linden, New Jersey. Nur acht Personen nahmen an der Beerdigung teil – ich, mein Bruder und meine Schwester, mein Vater Jimmy, ihr Freund Eddie und drei Freundinnen meiner Mutter. Ich trug einen Anzug, den ich von gestohlenem Geld gekauft hatte. Wir konnten uns lediglich einen schmalen Pappkartonsarg leisten, für einen Grabstein hatten wir kein Geld. Vor ihrem Grab sagte ich: „Mom, ich verspreche dir, ein guter Mensch zu werden. Ich bin auf dem Weg, der beste Boxer aller Zeiten zu werden, und alle Welt wird meinen Namen kennen. Wenn man Tyson hört, dann denkt man nicht an Tyson Foods oder an die Schauspielerin Cicely Tyson, sondern an Mike Tyson.“ Das hatte mir Cus über unseren Familiennamen erzählt. Bis dahin hatten wir mit Ruhm nur insofern zu tun, dass wir denselben Nachnamen hatten wie Cicely. Meine Mutter mochte Cicely Tyson.

Nach der Beerdigung blieb ich ein paar Wochen in Brownsville und pumpte mich mit Drogen voll. Eines Abends sah ich meine Freunde wieder, mit denen ich ein paar Abende zuvor gewürfelt hatte. Sie verhielten sich recht eigenartig und erzählten mir, dass Barkim umgebracht worden war.

„Nun, man hat ihn erwischt“, erzählte mir einer von ihnen. „Ich dachte, man hätte dich ebenfalls erwischt, denn als ich dich das letzte Mal gesehen hatte, warst du mit ihm unterwegs, und seitdem habe ich dich nicht mehr gesehen.“

Barkims Tod ging mir unter die Haut. Er hatte mich als seinen Sohn ausgegeben und in die Welt der Raubzüge eingeführt. Aber er hatte mich auch beschworen, diese Welt hinter mir zu lassen und zu meiner weißen Familie zurückzukehren. Und nicht nur er sagte das. Alle meine Freunde hier setzten große Hoffnungen auf Cus und mich. Cus eröffnete mir Chancen.

„Mike, halte dich an den weißen Mann. Wir sind nichts, komm nicht mehr zurück. Ich will keinen Bullshit-Nigga hören. Du bist die einzige Hoffnung, die wir haben. Wir werden nirgendwohin gehen, Mike, sondern hier in Brownsville abkratzen. Bevor das passiert, müssen wir aller Welt verkünden, dass wir mit dir zusammen waren und du unser Nigga warst."

Wohin ich auch ging, immer hörte ich Ähnliches. Man nahm das sehr ernst. Für meine Freunde war Brownsville die pure Hölle. Alle wünschten sich, abhauen zu können wie ich. Sie konnten nicht verstehen, warum ich zurückkommen wollte, aber ich kam zurück, um herauszufinden, wer ich wirklich war. Meine beiden Leben waren total unterschiedlich, aber ich fühlte mich aus verschiedenen Gründen in beiden Welten zu Hause.

Eines Tages klopfte es an der Tür. Es war Mrs. Coleman, meine Sozialarbeiterin. Sie war gekommen, damit ich meinen schwarzen Arsch wieder nach Catskill bewegte und nicht mehr Leute ausraubte und in Wohnungen einbrach. Mrs. Coleman war eine wirklich nette Dame, die zwei Stunden lang gefahren war, um von Catskill zu mir zu gelangen. Sie stand ganz auf Cus' Seite und war der Ansicht, dass das Boxen mich auf den rechten Weg brächte. Doch ich erklärte ihr, dass ich nicht dorthin zurückkehren würde. Sie erwiderte, dass sie Papierkram für mich erledigen müsse und die Polizei mich in Gewahrsam nehmen und irgendwo in New York unterbringen würde, wenn ich in Brooklyn bleiben wolle. Damals war ich 16, also wusste ich, dass das Bullshit war. Vom Gesetz her brauchte ich niemanden mehr. Aber ich ging mit ihr zurück nach Catskill. Ich blickte mich ein letztes Mal in der Wohnung um, sah, dass meine Mutter in Armut und Chaos gelebt hatte und jämmerlich gestorben war, und das veränderte meinen Blick darauf, wie ich mein Leben verbringen wollte, grundlegend.

Auch wenn mein Leben kurz sein würde, so sollte es doch wenigstens ruhmreich sein.

Als ich wieder in Catskill war, half mir Cus dabei, über den Tod meiner Mutter hinwegzukommen. Er erzählte mir von dem Todestag seines Vaters. Cus war mit ihm zu Hause gewesen, und sein Vater hatte vor Schmerzen geschrien, aber Cus konnte ihm nicht helfen, weil er nicht wusste, was er tun sollte. Cus half mir, meine Stärke zurückzugewinnen.

Damals gab es einen südafrikanischen Boxer, Charlie Weir, der einer der heißesten Anwärter auf den Titel im Junior-Mittelgewicht war. Er und sein Team kamen nach Catskill, um mit Cus zu trainieren. Damals herrschte in Südafrika noch Apartheid, und Cus erzählte ihnen: „Wir haben einen schwarzen Jungen hier, er gehört zur Familie. Behandelt ihn respektvoll, so wie ihr mich und Camille behandelt."

Das war ehrfurchtgebietend. Noch nie hatte sich jemand so für mich eingesetzt. Charlie und sein Team mussten dafür bezahlen, von Cus trainiert zu werden, und wenn jemand dafür bezahlt, steht er normalerweise im Mittelpunkt. Aber Cus trieb ihnen das schnell aus und sprach auch zu Hause darüber.

„Hör zu, wir sind jetzt deine Familie, okay?", sagte er zu mir. „Und du bist unser Junge. Und du wirst diese Familie mit großem Stolz erfüllen. Mit Stolz und Ruhm."

Wenn wir drei im Esszimmer am Tisch saßen, sagte Cus: „Camille, sieh dir deinen schwarzen Sohn an. Was hältst du von ihm?"

Camille stand dann auf, ging um den Tisch herum und küsste mich.

Aber einen Monat später zerbrach unsere Idylle. Ich war außer mir. Cus hatte Ärger mit meinem Trainer Teddy Atlas. Sie stritten sich über Geld. Teddy hatte vor Kurzem in eine Familie eingeheiratet, die Cus sehr zweifelhaft fand. Teddy brauchte also Geld, und Cus gab ihm nicht viel. Teddy wollte, dass ich ins Profilager überwechsle, sodass er einen Anteil an meinen Einnahmen bekäme, aber zu der Zeit passte dies noch nicht in Cus' Pläne. Also wurde gemunkelt, dass Teddy Cus verlassen und versuchen werde, mich mitzunehmen.

Cus zu verlassen, war undenkbar. Aber ich tat dann etwas, womit Cus Teddy loswerden konnte. Ich kannte Teddys Schwägerinnen schon vor ihm. Wir waren alle zusammen zur Schule gegangen und miteinander befreundet. Die Mädchen flirteten gerne mit mir, aber ich hatte keinen Sex mit ihnen. Eines Tages war ich mit seiner zwölfjährigen Schwägerin unterwegs und fasste ihr an den Arsch. Ich führte nichts Böses im Schild. Ich war 16, trieb meine Spielchen und kniff sie einfach in den Arsch, was ich natürlich nicht hätte tun sollen.

Das war einfach blöd, und ich dachte mir nichts dabei. Ich hatte keine Ahnung, wie man Mädchen behandelte, weil Cus mich die ganze Zeit im Gym auf Trab hielt. Sobald ich die Gelegenheit dazu hatte, entschuldigte ich mich bei ihr. Sie antwortete nicht darauf, aber sie hatte sich wohl sehr unbehaglich gefühlt. Abends fuhr mich dann mein Sparringspartner zur Sporthalle, um dort mit Teddy zu trainieren. Als ich ausstieg, erwartete Teddy mich bereits und sah verärgert aus.

„Mike, komm her, ich muss mit dir reden“, sagte er.

Ich ging zu ihm. Er zog eine Waffe heraus und zielte damit auf meinen Kopf.

„Du Dreckskerl, wenn du noch einmal meine Schwägerin anfasst, dann …“

Er gab einen Warnschuss in die Luft ab und schoss dann knapp an meinem Ohr vorbei. Ich dachte, er hätte mir mein Ohr abgeschossen, aber dann rannte er weg. Und ich hinterher, weil sich das Gym direkt über einer Polizeiwache befand.

Wenn Teddy heute über diesen Vorfall spricht, erweckt er stets den Eindruck, dass ich mich zu Tode erschreckt hätte. Es war aber nicht das erste Mal gewesen, dass mir jemand eine Waffe an den Kopf hielt. Nicht, dass ich ihn aufgefordert hätte: „Komm schon, schieß auf mich, du Dreckskerl.“ Ich war vielmehr nervös, und es dauerte eine Weile, bis ich wieder richtig hören konnte. Aber das war ein beschissenes Gefühl. Teddy bedeutete mir sehr viel. Ich war aber auch angepisst und hätte gerne einigen Leuten verklickert, dass ich ihn mir vorknöpfen würde. Aber ich hätte nie

etwas unternommen, um Teddy zu schaden. Er hat mir beigebracht, wie man boxt, und war von Anfang an dabei.

Camille war wütend auf Teddy. Sie wollte Cus bewegen, eine Anklage gegen ihn zu erwirken, damit er festgenommen würde, aber Cus brachte es nicht fertig. Er wusste, dass Teddy wegen einer anderen Sache Bewährung hatte und direkt ins Kittchen wandern würde. So zog Teddy schließlich mit seiner Familie zurück in die Stadt.

All das war meine Schuld. Es tat mir so leid, dass dies alles so übel gelaufen war.

Nachdem Teddy uns verlassen hatte, fing ich an, mit Kevin Rooney zu trainieren, einem Boxer, den Cus zum Trainer gemacht hatte. Rooney und Teddy waren von Kindesbeinen an befreundet, und Teddy hatte ihn Cus vorgestellt. Man kann sich also gut vorstellen, wie emotional diese ganze Geschichte war.

★ ★ ★

Ich war hocherfreut, wie sich alles entwickelte, als ich mit Rooney trainierte. Gewöhnlich werden Boxer, wenn sie Kämpfe gewonnen haben, wählerisch in Bezug auf ihre Gegner. Ich nicht. Mir war alles recht, ich trat gegen jeden Boxer an, ob in dessen Heimatstadt oder in seinem Hinterhof. „Du könntest auch in ihren Wohnzimmern gegen sie antreten, mit ihren Familien als Ringrichtern“, sagte Cus immer. Ich wollte einfach boxen und hatte vor niemandem Angst. Ich war bereit, in Chicago, Rhode Island, Boston oder sonst wo zu kämpfen. Und man würde sagen: „Das ist Tyson, der hat zweimal die Junior Olympiade gewonnen.“

Im Dezember 1982 erlitt ich meine erste Niederlage bei einem Wettkampf. Ich trat bei der US-Amateur-Meisterschaft in Indianapolis an, und mein Gegner war Al Evans. Ich war 16 und er 27, ein harter Puncher und sehr erfahren.

In der ersten Runde griff ich ihn an und versetzte ihm jede Menge Schläge. Das Gleiche tat ich in der zweiten Runde. Ich beutelte ihn mit

meinen Schlägen durch. In der dritten Runde führte ich mich recht wild auf, und er konterte mit einem linken Haken und zwang mich in die Knie. Ich stand aber sogleich wieder auf und setzte ihm erneut zu. Dieses Mal zwang er mich mit einer Rechten in die Knie. Ich berappelte mich und fing sofort wieder an, ihn zu attackieren. Dabei rutschte ich aus. Und das war's; der Ringrichter brach den Kampf ab. Ich war nicht wirklich verletzt und hätte weitermachen können. Cus brüllte den Ringrichter aus der Ecke an.

Ich war am Boden zerstört, denn ich wollte jeden Kampf gewinnen. Es gefiel mir, wie der Champ nach dem Sieg behandelt wurde. Ich wollte das auch haben und war süchtig danach.

Cus hatte wohl vermutet, die Niederlage nage an meinem Selbstbewusstsein, denn auf der Heimfahrt nach Catskill hielt er mir einen kleinen Vortrag.

„Schau dir die Champs an, die dir in all den Büchern begegnet sind. Einige von ihnen erlitten irgendwann am Anfang ihrer Karriere Niederlagen durch Knockouts. Aber sie gaben nie auf und hielten durch. Deshalb kannst du all ihre Geschichten heute noch lesen. Jene, die verloren und aufgegeben haben, werden von ihren Dämonen bis ins Grab verfolgt, denn sie hatten die Chance, ihnen entgegenzutreten, und haben sie nicht genutzt. Mike, du musst deinen Dämonen entgegentreten, oder sie verfolgen dich für immer. Denk daran, dass du immer darauf achtest, wie du deine Kämpfe austrägst, denn genauso gestaltest du dein Leben."

Die nächsten sechs Kämpfe gewann ich alle. Dann trat ich bei der National Golden Gloves-Meisterschaft gegen einen Kerl namens Craig Payne an. Ich scheuchte Payne drei Runden lang quer durch den Ring, und er leistete wenig Widerstand. Also war ich recht zuversichtlich, als ein Funktionär mit der großen Trophäe hinter mir in den Ring stieg, um den Sieger zu küren. Craig und ich standen links und rechts vom Ringrichter, der jeweils eine Hand von uns hielt und die Entscheidung abwartete. Ich wollte schon meine andere Hand jubelnd in die Höhe halten, als ich bemerkte, wie der Funktionär in Richtung Craig den Daumen hochhielt.

„Und der Gewinner im Superschwergewicht ist … Craig Paine!"

Ich war wie vom Donner gerührt. Die Zuschauer buhten. Schauen Sie sich auf *YouTube* den Kampf an. Ich war um den Sieg gebracht worden. Nach dem Kampf hatte auch Emanuel Stewart, der große Trainer aus Detroit, der Payne unter Vertrag hatte, definitiv angenommen, ich hätte gewonnen. Cus ärgerte sich über die Entscheidung, aber er war glücklich, dass ich mich auch bei einem solchen Wettkampf im Griff hatte. Er wusste, dass wir den moralischen Sieg davongetragen hatten. Aber das vermittelte mir nicht unbedingt ein besseres Gefühl. Noch lange nach dem Kampf weinte ich mir die Augen aus.

Ich hatte aber keine Zeit zu schmollen, sondern kehrte schnurstracks in die Sporthalle zurück und tobte mich bei anderen Wettkämpfen aus. Im August 1983 gewann ich die Goldmedaille beim U-19-CONCACAF-Turnier und wiederholte den Sieg 1984. Im selben Jahr bekam ich die Goldmedaille beim National Golden Gloves-Turnier, indem ich Jonathan Littles in der ersten Runde k.o. schlug. Ich hatte gegen Littles bereits 1982 bei den Ausscheidungskämpfen zur Olympiade der Junioren gekämpft, und er war der einzige Gegner gewesen, der gegen mich die zweite Runde erreicht hatte. Nun war es an der Zeit, mich auf die Ausscheidungskämpfe für die Olympischen Spiele vorzubereiten.

Während ich für die Olympiade trainierte, kam der Boxkommentator Alex Wallau nach Catskill, um ein Feature über Cus und mich zu drehen. Einmal mussten wir im Wohnzimmer Platz nehmen und über uns sprechen. Cus trug einen konservativen grauen Anzug und ein kariertes Sporthemd und ich eine lange Hose, ein Hemd und eine coole weiße Kangol-Mütze.

Alex wollte von Cus wissen, wie die Arbeit mit mir funktioniere, und Cus erging sich in einem interessanten Bewusstseinsgeplapper.

„Mein ganzes Leben lang dachte ich darüber nach, einen Boxer aufzubauen, der perfekt ist. So einen Menschen kann es tatsächlich geben. Ich erkannte die Qualität eines künftigen Weltmeisters in ihm, da er immer fähig war, ein Level weiterzukommen und seine Sparringspartner zu übertreffen. Ich brachte ihm Karate bei, damit sein Körper während des Kampfes einiges aushalten konnte. Er kann mit blitzartiger

Geschwindigkeit einen Schlag landen, sodass der Gegner völlig überrumpelt wird. Er verfügt über eine unglaubliche Geschwindigkeit, Koordination und ein intuitives Zeitgefühl, was sich gewöhnlich erst nach zehn Jahren Boxsport einstellt.

Ich fange erst an, jemanden zu unterrichten, wenn ich weiß, dass er das alles aufnehmen kann. Ich unterhalte mich viel, um herauszufinden, mit was für einem Menschen ich es zu tun habe. Jeder von uns ist letztlich die Summe all seiner Erlebnisse. In Mikes Fall reden wir viel, und ich versuche, herauszufinden, wie viele Schichten schlimmer Erfahrungen ich durchdringen muss, bis ich zum Menschen selbst vorgedrungen bin. Dann lege ich das für mich und für ihn offen. So erzielt man viel schnellere Fortschritte."

„Nachdem Sie bei Mike Tyson durch alle Schichten gedrungen sind, was haben Sie da vorgefunden?", wollte Alex wissen.

Cus zögerte. „Ich fand das, was ich zu finden glaubte, einen Menschen mit grundlegend gutem Charakter, der die Dinge tun konnte, die getan werden müssen, um ein großer Boxer oder Weltmeister zu werden. Als ich dies erkannte, bestand meine nächste Aufgabe darin, ihn auf diese Qualitäten aufmerksam zu machen, denn wenn er sich ihrer nicht genauso bewusst ist wie ich, würde ihm das nicht viel helfen. Die Fähigkeit, die Disziplin anzuwenden, die Fähigkeit, das zu tun, was getan werden muss, ungeachtet dessen, wie es im Inneren aussieht, ist meiner Meinung nach das Wesen eines echten Profis. Ich denke, Mike nähert sich mit Windeseile diesem Status, diesem wichtigen Punkt, den er erreichen muss, um der größte Boxer der Welt zu werden. Und nach allem, was wir wissen, abgesehen von unvorhergesehenen Zwischenfällen, wird er, wenn dies ohne Unterbrechung so weitergeht und wir das Training und alles, was damit zusammenhängt, auf die Reihe bekommen, als einer der größten Boxer aller Zeiten in die Geschichte eingehen, wenn nicht gar als der größte, der je gelebt hat."

Ich war so glücklich, dass Cus so über mich redete. Alex fragte Cus, ob es für einen Mann seines Alters schwer sei, mit so einem jungen Boxer zu arbeiten.

„Ich sage es oft zu ihm, und ich weiß, er versteht nicht, was ich sage, aber ich werde es ihm jetzt nochmal deutlich sagen: Wenn er nicht bei mir wäre, würde ich heute vermutlich nicht mehr leben. Die Tatsache, dass er hier ist und das tut, was er tut, und es so gut tut und sich immer mehr verbessert, verleiht mir die Motivation und das Interesse, am Leben zu bleiben, denn ich glaube, ein Mensch stirbt, wenn er keine Freude mehr am Leben hat. Die Natur ist klüger, als wir annehmen. Nach und nach verlieren wir unsere Freunde, die uns am Herzen liegen, und nach und nach verlieren wir auch unser Interesse, bis wir uns schließlich fragen: Was zum Teufel habe ich hier noch zu suchen? Es gibt keinen Grund, weiterzumachen. Aber Mike gibt mir den Grund. Er gibt mir die Motivation, und ich will am Leben bleiben und beobachten, wie er Erfolg hat, denn ich werde mich nicht von dieser Welt verabschieden, bevor das eintritt. Wenn ich nämlich abtrete, weiß er nicht nur, wie man einen Boxkampf austrägt, sondern hat zudem eine Ahnung von vielen Dingen und weiß auch, wie er auf sich selbst achten muss.“

Wow! Das war mal wieder typisch Cus, der erneut seinen verdammten Druck auf mich ausübte. Cus glaubte, ich könne mit dem Druck umgehen, aber er glaubte auch, dass ich selbst nicht glaubte, dass es mir gelingen könnte.

Dann fragte man mich über meine Zukunft und meine Träume aus.

„Am Anfang gab es nur Träume. Man hat diesen Traum, der motiviert. Ich möchte noch zehn Jahre leben. Es heißt, ich sei ein One-Million-Dollar-Boxer. Nun, ich weiß, was ich bin, und das zählt mehr als alles andere. Da die anderen nicht wissen, was ich hinter mir habe, glauben sie, ich sei so geboren worden. Sie haben keine Ahnung, wie hart mein Weg war.“

„Was haben Sie hinter sich?“, fragte Alex.

„Das Training. Das Boxen ist dabei der leichteste Teil. Wenn man in den Ring steigt, um zu kämpfen, ist das wie Urlaub. Aber wenn man in die Sporthalle geht, muss man x-mal irgendwelche Dinge wiederholen, bis alles weh tut. Tief in seinem Inneren sagt man sich: Ich will das nicht mehr tun. Doch dann verdränge ich diese Gedanken aus meinem Kopf. Im Moment

geht es ja um die Amateurkämpfe, und es macht viel Spaß, die Trophäen und Medaillen vor sich zu sehen, aber ich bin wie Sie: Wenn ich ins Profilager wechsle, will ich Geld scheffeln. Ich mag die verrückten Frisuren und trage gern ausgefallene Klamotten, Gold, Schmuck und dergleichen. Um diesen Lebensstil halten zu können, muss ich auf anständige Weise Geld verdienen. Ich kann nicht mit einer Waffe in eine Bank marschieren. Man sollte auf jeden Fall das Geld mit etwas verdienen, das man gern tut.“

Ich war so verbittert, weil ich so hart arbeiten musste, wie ich es noch nie erlebt hatte. Und am nächsten Tag musste ich aufstehen, und alles fing wieder von vorn an.

Für die Olympiade schuftete ich wie ein Tier. Man wollte mich mit meinem derzeitigen Gewicht nicht antreten lassen, weil Cus mit den Boxfunktionären der Olympiade im Clinch lag. Ich sollte in der Dominikanischen Republik im US-Team kämpfen, doch Cus wollte es nicht zulassen, da wir Teddy nicht als unseren Trainer mitnehmen durften, sondern ich auf deren Trainer angewiesen sein würde. Außerdem wollte er nicht, dass ich dorthin reiste, weil er Angst hatte, dass mich irgendwelche Revolutionäre entführen könnten.

Man informierte Cus, dass ich in der Klasse unter 201 Pfund kämpfen sollte. Zu der Zeit betrug mein Gewicht etwa 215 Pfund, also musste ich schnell handeln. Ich quetschte mich wieder in die Saunaanzüge und trug sie den ganzen Tag. Mir gefiel das, ich fühlte mich wie ein richtiger Boxer und wollte Gewicht verlieren, um in die Gewichtsklasse zu passen. Ich war so paranoid, dass ich glaubte, ich bringe ein großes Opfer.

Als Vorbereitung auf die Ausscheidungskämpfe für die Olympiade musste ich mich an einen straffen Zeitplan halten. Am 12. August 1983 trat ich beim Ohio State Fair National Tournament an. Am ersten Tag schaffte ich es, meinen Gegner in nur 42 Sekunden k.o. zu schlagen. Am zweiten schlug ich meinem Kontrahenten zwei Zähne aus, und er blieb zehn Minuten lang bewusstlos liegen. Am dritten Tag trat der amtierende Meister vom Kampf zurück.

Am nächsten Tag fuhren wir nach Colorado Springs, zur US-Meisterschaft. Als ich dort ankam, schieden vier der sechs anderen Boxer aus dem Wettkampf aus. Ich errang beide Siege durch K.o in der ersten Runde.

Am 10. Juni 1984 erlebte ich einen Rückschlag. Mein Qualifikationskampf sollte gegen Henry Tillman erfolgen, einen älteren und erfahreneren Boxer. In der ersten Runde setzte ich ihm so hart zu, dass er fast durch die Seile geschleudert worden wäre. Doch er rappelte sich schnell wieder hoch, und ich setzte ihm weitere zwei Runden lang zu. Beim Amateurboxen wird Boxaggression nicht belohnt, und mein K.o. zählte genauso viel wie ein leichter Schlag. Ich konnte es nicht fassen, dass der Sieg an Tillman ging. Mal wieder sah es der Mob wie ich, und es ertönten Pfiffe und Buhrufe.

Ich hasste diese Amateurkämpfe. „Wir sind hier Boxer“, erklärten mir diese Trottel.

„Nun, ich bin ein Kämpfer, Sir. Meine Absicht ist es zu kämpfen“, erwiderte ich.

Der gesamte Amateur-Boxbetrieb hasste mich. Meine rotzfreche Brownsville-Attitüde passte den Funktionären gar nicht. Ich benahm mich anständig, aber diese New York-Scheiße schwappte immer wieder hoch. Mich mochten sie nicht, und Cus verachteten sie sogar. Cus war so überspannt, dass er sogar mich manchmal verwirrte, was ich ihn aber nicht wissen ließ. Ich war immer an seiner Seite und hörte, wie er mit den Funktionären umging, war aber völlig konsterniert ob seiner Art, mit ihnen zu reden. Er war sehr nachtragend und sann immer auf Rache. Ein Leben ohne Feinde wäre für ihn undenkbar gewesen, also schuf er sich welche. Ich dachte manchmal, warum zum Teufel kann ich es nicht mit einem Weißen zu tun haben, der nicht so sehr auf Konfrontation aus ist. Ich glaubte, dass ich mich von dem lauten Leben entfernt hatte, in dem jeder aus voller Lunge schrie. Aber Cus erinnerte mich stets daran, dass das nicht der Fall war.

Einen Monat später bekam ich bei den olympischen Vorausscheidungen die Chance, meine Niederlage gegen Tillman wettzumachen. Ich setzte ihn erneut drei Runden lang unter Druck, und dieses Mal wehrte er sich sogar noch weniger als beim ersten Kampf. Sogar Howard Cosell, der den Boxkampf für den Sender ABC moderierte und der der Meinung gewesen war, dass Tillman in unserem ersten Kampf nach Punkten gesiegt hatte, musste zugeben, dass ich dieses Mal eine viel größere Chance hatte, den Kampf zu gewinnen.

Ich war davon überzeugt, den Sieg eingeheimst zu haben. Aber als der Ringrichter Tillmans Arm hob, war ich wie vom Donner gerührt. Ich konnte einfach nicht glauben, dass man zweimal eine solche Bullshit-Entscheidung gefällt hatte. Die Zuschauer schrien und buhten die Kampfrichter aus. Cus war wütend. Er fluchte und fing an, auf einen der Funktionäre der US-Olympiade einzudreschen. Kevin Rooney und einige andere Funktionäre mussten ihn zurückhalten. Damals war ich so mit mir beschäftigt, dass ich annahm, dieser ganze Scheiß mit Cus passiere meinetwegen. Als ich älter wurde, begriff ich, dass dies Cus' Geschichte war, eine Geschichte, die vor 30 Jahren begonnen hatte. Hier meldeten sich seine Dämonen, und die hatten wenig mit mir zu tun.

Es ging nur darum, dass Cus ausgenutzt und seines Ruhms beraubt worden war. Erst vor Kurzem erfuhr ich, dass Cus unseren Freund Mark, der für das FBI arbeitete, nach Albany ins Büro des Staatsanwalts geschickt hatte, um die Entscheidung für Tillman zu untersuchen.

Nach den beiden Niederlagen gegen Tillman rastete ich aus. Ich nahm die Trophäen für den Zweitplazierten und zerschmetterte sie. Cus schickte mich trotzdem zur Olympiade, damit ich mich unters Team mischte. In jenem Jahr fand sie in Los Angeles statt. Cus meinte, ich solle dort einfach die Erfahrung genießen. Er war wirklich einmalig und hatte mir für jeden Kampf zwei Tickets besorgt, aber ich hatte ja eine Dauerkarte, also bot ich die Tickets unter der Hand Interessenten an. Und die Olympiade brachte mir durchaus einen Gewinn, denn da war diese entzückende Praktikantin, die für das Olympische Komitee der USA arbeitete. Alle Boxer und Trainer

waren hinter ihr her, aber ich war derjenige, den sie erhörte. Sie mochte mich. Nach all den Jahren der Entbehrung war es ein tolles Gefühl, endlich mal wieder Sex zu haben.

Aber nicht einmal der Sex konnte mich über meine Enttäuschung und meinen Schmerz, dass mir mein Olympischer Traum geraubt worden war, hinwegtrösten. Als die Olympischen Spiele zu Ende waren, flog ich zurück nach New York, fuhr aber nicht sofort nach Catskill. Ich hing in der Stadt herum und war wirklich am Boden zerstört. Irgendwann landete ich in der 42. Street und schaute mir einen Karatefilm an. Kurz vor Beginn rauchte ich einen Joint.

Ich wurde high und erinnerte mich an die Zeit, als Cus mich mit Marihuana erwischt hatte. Es war kurz, nachdem ich bei den Junior Olympic Championships meinen zweiten Sieg errungen hatte, gewesen. Einer der anderen Boxer war neidisch auf mich und verpfiff mich. Bevor ich überhaupt die Chance hatte, das Zeug zu verstecken, hatte Cus Ruth, die deutsche Reinmachefrau, in mein Zimmer geschickt, und sie hatte den Stoff gefunden.

Als ich nach Hause kam, war Cus wütend.

„Mike, das muss wirklich guter Stoff sein, denn um das Marihuana zu rauchen, hast du gerade 400 Jahre Sklaven- und Landarbeit verraten."

An jenem Tag hat er meinen Geist gebrochen. Ich fühlte mich wie ein Onkel-Tom-Nigga. Und dabei hasste er derartige Menschen. Er verstand es wirklich, mich niederzubügeln.

Ich saß also im Kino, erinnerte mich daran und versank dabei immer tiefer in meine Depression. Dann fing ich an zu heulen. Als der Film zu Ende war, ging ich schnurstracks zum Bahnhof und fuhr zurück nach Catskill. Auf der Rückfahrt überlegte ich, dass ich mich sofort ins Training stürzen müsste, um ins Profilager zu wechseln. Wenn ich Profiboxer werden wollte, musste ich spektakulär wirken. Als wir uns Catskill näherten, führte ich Selbstgespräche:

„Die Welt hat noch nie so jemanden wie Tyson gesehen. Er wird alles übertreffen, er wird in das Pantheon der großen Boxer eingehen, neben John

L. Sullivan, Joe Louis, Benny Leonard und Joe Gans und den anderen. Tyson ist umwerfend.“

Ich redete über mich in der dritten Person, obwohl ich ganz allein war.

Als ich aus dem Zug stieg, war ich völlig euphorisch. Ich nahm mir ein Taxi zu Cus’ Haus. Die Welt würde einen Boxer erleben, wie es ihn noch nie gegeben hatte. Ich war im Begriff, über mich selbst hinauszuwachsen. Bei allem Respekt und ohne arrogant sein zu wollen: Ich war mir dessen bewusst, künftig der prominenteste Boxer zu sein. Mich konnte nichts aufhalten, und ich würde eines Tages so sicher Champion werden, wie der Freitag auf den Donnerstag folgt. In den folgenden sechs Jahren verlor ich keinen einzigen Kampf.

Nach den zwei Niederlagen gegen Tillmann war ich nicht gerade der gefragteste Kandidat der Boxszene. Cus' Plänen zufolge hätte ich bei der Olympiade die Goldmedaille erringen und meine Karriere mit einem lukrativen TV-Vertrag starten sollen. Aber es hatte nicht geklappt. Kein professioneller Promoter war zu der Zeit an mir interessiert. Eigentlich glaubte damals niemand mehr an Cus' Peak-a-boo-Stil. Und viele meinten, ich sei zu klein.

Dieses Gerede kam wohl auch Cus zu Ohren. Als ich eines Abends den Müll nach draußen trug, machte Cus gerade die Küche sauber.

„Mann, ich wünschte, du hättest einen Körper wie Mike Weaver oder Ken Norton", sagte er aus heiterem Himmel. „Dann wärst du nämlich richtig einschüchternd. Du hättest eine Aura, die nichts Gutes verheißt. Die haben zwar nicht das Temperament, dafür aber die Statur eines einschüchternden Mannes. So könntest du die anderen Boxer vor Schreck erstarren lassen."

Ich war sprachlos und bin heute noch betroffen, wenn ich diese Geschichte erzähle. Ich war tief gekränkt, wollte es Cus aber nicht zeigen. Sonst hätte er gesagt: „Was, du weinst? Was bist du für ein Baby? Wie willst du einen großen Kampf schaffen, wenn dir die emotionale Härte fehlt?"

Immer wenn ich Gefühle zeigte, tat er sie verächtlich ab. Also hielt ich meine Tränen zurück.

„Keine Sorge, Cus“, versuchte ich ihn großspurig zu beschwichtigen. „Du wirst sehen. Eines Tages erzittert die ganze Welt vor mir. Wenn sie meinen Namen hören, schwitzen sie Blut.“

An diesem Tag wurde ich zu *Iron Mike*. Ich wurde es zu 100 Prozent.

Obwohl ich fast jeden Kampf auf berauschende Weise gewann, identifizierte ich mich immer noch nicht ganz mit der Rolle des Wilden, in der Cus mich sehen wollte. Aber als er mir gesagt hatte, dass ich zu klein sei, wurde ich zu einem Brutalo. Ich fantasierte sogar, jemanden im Ring totzuschlagen, und so alle einzuschüchtern. Weil Cus einen asozialen Champion wollte, orientierte ich mich an den bösen Jungs, die ich aus Filmen kannte, an Jack Palance oder Richard Widmark. Ich schlüpfte in die Rolle des überheblichen Soziopathen.

Aber zunächst bekam ich einen Cadillac. Cus konnte meine Spesen nicht bezahlen, als ich meine Karriere aufbaute, und überredete deshalb seinen Freund Jimmy Jacobs und dessen Partner Bill Cayton dazu, Geld vorzustrecken. Jimmy war ein toller Kerl. Er war der Babe Ruth des Handballs. Auf seinen Reisen mit Handballern um die Welt hatte er Filme über außergewöhnliche Kämpfe gesammelt. Am Ende lernte er Bill Cayton kennen, der ebenfalls ein Sammler war. Beide gründeten die Big Fight Inc. und mischten den Markt für Filmmaterial zu Kämpfen auf. Cayton machte später ein Vermögen, indem er Videokassetten an den US-Fernsehsender ESPN verkaufte. Cus hatte in seiner Zeit in New York mit Jimmy zehn Jahre zusammengelebt. Sie waren enge Freunde. Er hatte sogar einen Geheimplan ausgeheckt, Jimmy zum Boxer auszubilden, ob Amateur oder Profi. Dann sollte er Archie Moore den Titel als Weltmeister im Halbschwergewicht abnehmen. Jacobs trainierte sechs Monate lang intensiv mit Cus. Aber der Kampf kam nie zustande, weil Archie sich aufs Altenteil zurückzog.

Für Jimmys Partner Bill Cayton konnte sich Cus allerdings nie erwärmen. Er war für seinen Geschmack zu sehr in sein Geld verliebt. Ich mochte ihn

auch nicht. Während Jimmy ein großartiger offener Typ war, trat Cayton als aufgeblasener kalter Fisch auf. Jim und Bill managten schon seit vielen Jahren Boxer und hatten Wilfredo Benitez und Edwin Rosario im Stall gehabt. Also stellte ihnen Cus in Aussicht, dass sie auch mich managen könnten, als ich Profi wurde.

Cus sah Jimmy und Bill wohl als zwei Investoren an, die sich aus meiner Entwicklung heraushalten und ihm die volle Kontrolle über meine Karriere überlassen würden.

Bislang hatten die beiden über 200.000 Dollar in mich investiert. Als ich von der Olympiade zurückkam, sagte Jimmy Cus, er wolle mir einen neuen Wagen kaufen. Vielleicht machten sie sich sogar Sorgen, ich könnte Cus sitzenlassen, mich anderweitig orientieren und sie damit ausbooten. Das hätte ich natürlich nie getan.

Cus ärgerte sich wahnsinnig und meinte, ich hätte keinen Wagen verdient. Schließlich hatte ich keine Goldmedaille geholt. Trotzdem fuhr er mit mir zu einem Autohändler in der Nähe. Er versuchte mir einen Oldsmobile Cutlass aufzuschwatzen, weil er ziemlich billig war.

„Nee, ich will einen Cadillac, Cus“, sagte ich.

„Mike, ich sage dir …“

„Wenn ich keinen Cadillac kriege, will ich gar keinen Wagen“, konterte ich standhaft.

Ich bekam meinen Wagen. Wir fuhren zurück und parkten ihn in der Scheune. Ich hatte weder einen Führerschein, noch konnte ich fahren. Aber wenn Cus mich nervte, schnappte ich mir die Autoschlüssel, rannte zur Scheune, stieg in den Wagen und hörte Musik.

Im September 1984 unterschrieb ich mit Bill Cayton und mit Jimmy Jacobs je einen Vertrag. Cayton besaß eine Werbeagentur und nahm mich für sieben Jahre als mein persönlicher Manager im Bereich Werbung und Produktpräsentation unter Vertrag.

Statt der sonst üblichen 10 oder 15 Prozent nahm er 33,3 Prozent Kommission. Ich unterschrieb einfach, ohne die Konditionen zu kennen. Einige Wochen später unterzeichnete ich den Vertrag mit Jimmy, der mein

Manager wurde: ein üblicher Vierjahresvertrag mit Zweidritteln für mich und einem Drittel für ihn. Dann kamen beide allerdings überein, die Einnahmen aus den Verträgen miteinander zu teilen. Allerdings unterzeichnete auch Cus meinen Management-Vertrag. Unter seiner Unterschrift stand: „Cus D'Amato, Berater Michael Tysons. Alle Entscheidungen zu Michael Tyson bedürfen seiner endgültigen Zustimmung." Jetzt hatte ich ganz offiziell ein Management. Ich wusste, dass Cayton und Jimmy im Umgang mit Medien besonders gewieft waren und diesen ganzen Scheiß organisieren konnten. Und da Cus alle Boxentscheidungen traf und meine Gegner handverlas, konnte ich meine Profikarriere starten.

Bis ich nach einer Woche Training einfach für vier Tage abtauchte. Als mich Tom Patti schließlich aufspürte, saß ich in meinem Caddy.

„Wo warst du, Mike", fragte Tom.

„Ich brauch diesen Scheiß nicht", machte ich meinem Ärger Luft. „Der Vater meiner Freundin Angie ist Abteilungsleiter bei J.J. Newberry's, diesem Kaufhaus. Er kann mir einen Job verschaffen, bei dem ich 100.000 Dollar verdiene. Und ich habe einen Caddy. Ich verschwinde."

In Wahrheit machte mich einfach der Gedanke nervös, in Profikämpfen anzutreten.

„Bloß weil du mit seiner Tochter ausgehst, Mike", sagte er, „wirst du keine 100 Riesen im Jahr machen."

„Ich kann vieles", sagte ich.

„Mann, du hast nicht viele Möglichkeiten. Geh in die Boxhalle zurück, gewinn deinen Kampf und mach weiter."

Am nächsten Tag trainierte ich wieder in der Boxhalle. Als ich den Bammel überwunden hatte, war ich wahnsinnig stolz, dass ich mit nur 18 Jahren Profiboxer wurde. Und ich hatte auch ein großartiges Team in meiner Ecke. Neben Kevin Rooney hatte ich Matt Baranski. Matt war ein klasse Mann und ein gewiefter Taktiker. Kevin war eher der Typ, der einem den Frust ins Gesicht brüllte.

Wir diskutierten darüber, mir einen Spitznamen zu geben. Jimmy und Bill hielten das für überflüssig, aber Cus wollte mich „The Tan Terror“, der „gebräunte“ Schrecken, nennen – eine Hommage an Joe Louis, den „braunen Bomber“. Ich fand den Namen richtig gut, auch wenn wir ihn nie durchsetzen konnten. Und ich huldigte noch weiteren Helden, die ich verehrte: Ich ließ mir eine Schüssel über den Kopf stülpen und mir mit dem Elektrorasierer einen Schnitt wie Jack Dempsey verpassen. Ganz ernst sagte ich zu Cus, ich würde den Leuten Angst einjagen. Als ersten Schritt legte ich mir diesen missmutigen Dempsey-Arschloch-Look zu. Und dann setzte ich auf das spartanische Erscheinungsbild meiner alten Helden: keine Socken und keinen Boxermantel. Diesen Look wollte ich wieder im Boxen einführen.

Mein erster Profikampf fand am 6. März 1985 in Albany statt. Der Gegner war ein gewisser Hector Mercedes. Weil wir über ihn überhaupt nichts wussten, telefonierte Cus mit einigen Trainern und Betreibern von Boxställen in Puerto Rico, um sich zu vergewissern, dass Mercedes kein Geheimtipp war.

Am Abend des Kampfs war ich nervös, aber kaum sah ich den Typen im Ring, wusste ich, dass ich ihn schlagen konnte. Ich wusste, dass sich Cus für meine ersten Kämpfe schwächere Gegner heraussuchte, um mein Selbstvertrauen zu stärken.

Ich hatte recht. Der Kampf wurde schon in der ersten Runde abgebrochen, als ich Hector in einer Ecke des Rings auf die Knie geprügelt hatte. Ich war in Hochstimmung – bis mir Cus im Umkleideraum alle meine Fehler aufzählte. „Du musste deine Hände höher halten. Du hast mit den Händen nur herumgefuchtelt.“

Die nächsten beiden Kämpfe fanden ebenfalls in Albany statt – praktisch in meiner Heimatstadt. Einen Monat nach Mercedes kämpfte ich gegen Trent Singleton. Ich trat in den Ring, verbeugte mich in alle vier Richtungen der Arena und riss dann wie ein Gladiator vor der Menge die Arme in die Höhe. Binnen kurzer Zeit schlug ich Singleton dreimal nieder.

Der Ringrichter brach den Kampf ab. Ich schlenderte in seine Ecke, küsste ihn und strich ihm über den Kopf.

Einen Monat später sollte ich wieder antreten. Zwischen den Kämpfen trieb ich nichts anderes als zu laufen, zu trainieren und zu boxen. Mehr verlangte Cus nicht von mir. Boxen, boxen und nochmals boxen, sparren, sparren und nochmals sparren.

Am 23. Mai kämpfte ich gegen Don Halpin, einen deutlich erfahreneren Gegner. Halpin hielt drei Runden durch. Experimentierend pendelte ich zwischen der konventionellen und der Rechtsauslage hin und her, um Ringerfahrung zu bekommen. In der vierten Runde verpasste ich ihm eine Linke und eine Rechte, und als er schon zu Boden taumelte, setzte ich mit einem rechten Haken nochmals nach. Er blieb solange liegen, bis man ihn schließlich hochzog. Cus meinte natürlich, ich sei in den Gegner nicht richtig hineingegangen und hätte es versäumt, mich seitwärts zu bewegen. Aber Jacobs und Cayton waren von der Art, wie ich mich bislang geschlagen hatte, hellauf begeistert.

Mit den Kämpfen schuf ich mir allmählich eine Fangemeinde. Wie bei Baseball-Spielen tauchten sie mit kleinen Schildern auf. Auf einem stand: „GOODEN IST DR. K., ABER MIKE TYSON IST DR. KO.“ Und auch Groupies zog ich an. Damals nutzte ich ihre Annäherungsversuche noch nicht aus. Ich war zu sehr in mich selbst verliebt, um an andere zu denken. Cus meinte, dass ich es etwas übertreibe. Ich solle doch mehr ausgehen. Folglich ging ich nach Albany und trieb mich mit Freunden rum.

Mit diesen ersten Kämpfen verdiente ich kaum Geld. Mein erster Kampf endete für den Promoter im Minus. Aber Jimmy gab mir 500 Dollar. Davon zweigte er allerdings 50 Dollar für Kevin ab und zahlte 350 Dollar für mich auf der Bank ein. Mir blieben also nur 100 Dollar. Diese ersten Kämpfe dienten mehr dazu, mir einen Namen zu machen, als Geld zu verdienen. Jimmy und Cayton machten Aufnahmen von den Highlights der Kämpfe, von allen meinen Knockouts, und verschickten die Videokassetten an sämtliche Box-Journalisten im Land – damals eine höchst innovative Idee.

Obwohl ich Sensationelles leistete, wurde Cus immer missmutiger. Manchmal dachte ich, dass er mich für einen servilen Onkel Tom hielt. Wenn ich mich bemühte, höflich zu sein und brav „Ja, Ma'am“ und „Nein, Sir“ sagte, mischte er sich ein.

„Warum redest du mit denen so? Meinst du, die sind was Besseres? Diese Typen sind alle Angeber“, sagte er. Aber wenn ich dann den arroganten Unnahbaren gab, wie er es mir immer vorschrieb, schaute er auf mich herab: „Das gefällt dir wohl, wenn die Leute zu dir aufschauen, hä? Weil Typen wie Cayton und Co. dir sagen, wie großartig du bist.“

Ich glaube, er brauchte einfach einen zum Herummäkeln. Wie mein Tag verlief, hing davon ab, mit welchem Bein Cus zuerst aufgestanden war. Ich hatte inzwischen den Führerschein und fuhr ihn zu verschiedenen Treffen und Besprechungen.

Am 20. Juni, kurz vor meinem 19. Geburtstag, kämpfte ich in Atlantic City gegen Ricky Spain. Es war mein erster Profi-Kampf außerhalb von Albany, aber Cus hatte mich schon zu großen Kämpfen in Städte überall im Land geschickt, um mich an die Arenen zu gewöhnen.

„Mach die Arena zu deinem Zuhause, mach dich mit ihr vertraut, bis du sie wie deine Westentasche kennst“, sagte er mir. „Du wirst dort lange Zeit leben, also richte dich darauf ein.“ Er nahm mich auch mit, wenn wir uns mit den Akteuren großer Kämpfe trafen. Er setzte mich zum Abendessen mit ihnen an einen Tisch, um mich mit ihnen bekanntzumachen und damit ich mich von keinem Kämpfer einschüchtern ließ.

Ich war richtig begeistert über den Kampf in Atlantic City, der auch noch auf ESPN übertragen wurde. Mein Gegner, ebenfalls ungeschlagen, hatte eine 7:0-Kampfbilanz mit fünf Knockouts. Eingeführt wurde ich als „Der Baby-Rabauke“, wobei ich von der Rolle als Baby nichts wusste: Ricky Spain ging in der ersten Runde zweimal zu Boden, worauf der Ringrichter den Kampf abbrach.

Jimmy und Cayton versuchten mir einen regelmäßigen Sendeplatz bei ESPN zu verschaffen, aber Bob Arum, der die Kämpfe förderte, sagte ihnen, dass seine Matchmaker mich nicht für besonders talentiert hielten.

Cus war deswegen stinksauer. Er hasste Arums Matchmaker und arbeitete nie wieder mit ihm zusammen.

Aber diese ganze Politik interessierte mich nicht. Ich konnte meinen nächsten Kampf kaum erwarten. Er fand wiederum in Atlantic City statt, am 11. Juli gegen John Alderson, einen großen rustikalen Typen aus West Virginia, der ebenfalls eine Kampfbilanz von vier Siegen in vier Kämpfen vorzuweisen hatte. Auch dieser Kampf wurde auf ESPN übertragen. Ich schickte Alderson in der zweiten Runde mehrfach zu Boden. Nachdem er in seine Ecke zurückgekehrt war, brach der Ringarzt das Spiel ab.

Auf 6:0 steigerte ich meine Bilanz im nächsten Kampf gegen Larry Sims, machte Cus dabei aber richtig wütend. Sims war echt gewieft und plump, einer dieser netten Fighter. In der dritten Runde wechselte ich in die Rechtsauslage und schickte ihn mit einem wuchtigen Punch zu Boden. Im Umkleideraum stellte mich Cus zur Rede.

„Wer hat dir diesen Linkshänderscheiß beigebracht? Jetzt wird's vielleicht schwierig, Kämpfe für dich zu kriegen", sagte er. „Gegen Linkshänder treten die Leute ungern an. Du bist dabei, alles zu ruinieren, was ich aufgebaut habe." Cus hasste Linkshänder.

„Tut mir leid, Cus", entschuldigte ich mich. Aber war es nicht blöd, sich für einen spektakulären Knockout zu entschuldigen?

Einen Monat später stand ich wieder im Ring, erledigte in einer Runde Lorenzo Canady und trat drei Wochen später in Atlantic City gegen Mike Johnson an. Als wir uns zur Belehrung aufstellten, machte Johnson ein so arrogantes Gesicht, als hasse er mich persönlich. Binnen Sekunden schickte ich ihn mit einem linken Haken in die Nieren zu Boden, und als er wieder aufstand, verpasste ich ihm eine spektakuläre Rechte, die ihn so schwer traf, dass zwei seiner Schneidezähne im Mundschutz steckenblieben. Ich wusste, dass er lange brauchen würde, um wieder hochzukommen. Kevin sprang in den Ring. Lachend klatschten wir uns wie zwei kleine Angeber ab, so nach dem Motto: Ha ha, schau dir den toten Nigga an, Kevin.

Ich hatte jetzt acht von acht Kämpfen gewonnen, mit acht Knockouts. Jimmy und Cus nutzten alle ihre Kontakte bei der Presse, um mir

Anerkennung zu verschaffen. Ich reiste nach New York und aß mit Jimmy und seinen Freunden von den Zeitungen zu Mittag. Wir hofierten die Presse regelrecht. Allmählich tauchte ich auch in den Klatschkolumnen auf, weil ich mich inzwischen in New Yorker Hotspots wie dem Restaurant Columbus an der Upper West Side herumtrieb. Ich freundete mich mit dem Fotografen Brian Hamill an, der mich mit seinem Bruder Pete, einem bekannten Schriftsteller, bei den ganzen Stars einführte. Pete hatte mich in die Bar abgeschleppt, in der wir dann mit Paulie Herman, einem der Inhaber, zusammensaßen. In New York war Paulie damals der gefragteste Mann. Mir kam es vor, als sei er berühmter als all seine prominenten Gäste. Jeder wollte in seiner Nähe sein, mit ihm am Tisch sitzen und ihn um einen Gefallen bitten. Irgendwie kam er mir wie ein Mafiaboss vor.

Man war nie darauf gefasst, wen man im Columbus kennenlernte. Pete ließ mich manchmal bei Paulie zurück. Irgendwann saßen David Bowie, Mikhail Baryshnikov und Drew Barrymore, damals noch blutjung, mit uns am Tisch. „Das ist heftig“, dachte ich, „verlier jetzt bloß nicht die Nerven.“ Ein anderes Mal schneiten Robert de Niro und Joe Pesci herein und ließen sich nieder. Wir plauderten miteinander, als Paulie irgendwann sagte: „Hey Mike, wir gehen jetzt mal alle weg.“ Und peng, fünf Minuten später saß ich bei Liza Minelli zu Hause und schwatzte mit Raúl Juliá.

Am Ende lernte ich all diese angesagten Typen der New Yorker Szene kennen. In diesem Kreis bekam ich mit, dass gerade zu der Zeit, als ich in die Szene kam, etwas ganz Besonderes untergegangen war, das man heute noch in der Musik von Elton John, Stevie Wonder oder Freddie Mercury spürt. Man wusste, dass sie in einer ganz besonderen Szene verkehrt hatten, die jetzt nicht mehr da.

Die Bekanntschaft mit all diesen Superstars war für mich allerdings keine Bestätigung, dass ich es geschafft hatte. Die erhielt ich erst, als ich den Wrestler Bruno Sammartino kennenlernte. Als Junge war ich ein großer Wrestling-Fan gewesen und ganz begeistert von Sammartino, Gorilla Monsoon und Billy Graham. Eines Abends lernte ich jedenfalls auf einer Party Tom Cruise kennen, der damals am Anfang seiner Karriere stand.

Und dort sah ich auch Bruno Sammartino. Stars faszinierten mich absolut. Ich starrte ihn einfach an. Jemand stellte uns einander vor. Er hatte nicht die geringste Ahnung, wer ich war, aber ich zählte ihm sämtliche großen Kämpfe auf, die ich von ihm gesehen hatte, zum Beispiel die gegen Killer Kowalski, Nikolai Voltoff oder George „The Animal“ Steele. In meinem kranken, größenwahnsinnigen Hirn dachte ich: „Das ist ein Zeichen meiner Größe. Mein Held ist bei mir. Ich werde so groß wie er und erringe den Weltmeistertitel.“

Cus war weniger begeistert, dass ich immer mehr Zeit in Manhattan verbrachte. Wenn ich in der Stadt war, pennte ich immer bei Steve Lott auf der Couch, Jimmy Jacobs rechter Hand. Steve war ein Model-Junkie und schleppte mich in den Nautilus Club oder andere Bars, in denen sich hübsche Mädchen herumtrieben. Ich war damals allerdings damit beschäftigt, wie ich zu meinem Gürtel kam, sodass ich noch nicht dauernd darauf aus war, Mädchen ins Bett zu kriegen. Ich versuchte, anständig zu sein, und hielt mich zurück. Meine Schwäche war damals das Essen. Steve war ein großartiger Koch. Wenn ich in die Nachtclubs ausschwärmte und zurückkam, wärmte er mir ein paar Reste chinesischer Snacks auf. Nach ein paar Tagen kehrte ich nach Catskill zurück – und Cus drehte schier durch.

„Schau deinen Arsch an. Der wird immer fetter“, sagte er kopfschüttelnd.

Mein nächster Kampf war mein erster richtiger Test. Am 9. Oktober trat ich in Atlantic City gegen Donnie Long an. Long hatte über die volle Distanz gegen James Broad, ein taffes Schwergewicht, und gegen John Tate durchgehalten, den ehemaligen WBA-Weltmeister im Schwergewicht. Mir war klar, dass es in der Boxszene einen guten Eindruck machen würde, wenn ich Long umgehend erledigte. Long ging zuversichtlich in den Kampf und sagte Al Bernstein von ESPN, er könne mich mit Treffern übertrumpfen. Die Nacht wurde für den „Master of Desaster“, den Herrn des Desasters, wie Long genannt wurde, allerdings tatsächlich zum Desaster, kaum dass der Gong ertönt war. Ich ging mit blitzschnellen wilden Schlägen auf ihn los und schlug ihn Sekunden nach Beginn mit einem linken Schwinger nieder. Kurz darauf brachte ich ihn mit einem rechten

Aufwärtshaken zum Straucheln und gab ihm mit einer Kombination aus einem rechten Uppercut und einem linken Haken den Rest. Für den Sieg benötigte ich knapp eineinhalb Minuten.

Nach dem Kampf interviewte mich Al Bernstein.

„Ich hatte wirklich erwartet, dass Donnie Long für Sie ein ziemlich harter Gegner sein würde. War er aber nicht!“, sagte Al.

„Na, wie ich Ihnen heute schon sagte: Wenn ich ihn in einer oder zwei Runden k.o. schlage, sehen Sie das immer noch so?“

„Ich dachte, man müsse davon ausgehen, dass er es ist. War er aber offenbar nicht“, sagte Al.

„Tja, jetzt war er kein …“, lachte ich.

„Nein. Er war ein harter Gegner. Ich sage das nur deshalb, weil Sie ihn ja geschlagen haben.“

Ich wusste als Einziger von Anfang an, dass es kein Schwindel war. Ein Haufen Leute haben sich den Kampf angeschaut. Jesse Ferguson kam, die Fraziers kamen. „Kommt alle her und holt euch euer Fett ab. Hier wartet Mike Tyson. Er wartet auf euch. Holt euch alle euer Fett ab.“

Ich war damals fast überfokussiert und lebte nicht wirklich in der Realität. In einem Interview für *Sports Illustrated* sagte ich: „Am meisten stört mich, dass ich von Leuten umgeben bin, die dauernd Spaß haben, Partys feiern und so weiter. Das macht einen weich. Leute, die nur Spaß haben wollen, kriegen nichts hin.“ Ich bildete mir ein, stärker zu sein als Leute, die auf Partys gingen. Ich wollte zu dieser Promi-Welt im Columbus gehören, kämpfte aber zugleich gegen die Versuchung an, es richtig krachen zu lassen.

Und ich hatte immer noch keinen Sex. Mein letztes Mal war mit dieser Praktikantin gewesen, die ich auf der Olympiade flachgelegt hatte. Nicht, dass mir die Lust fehlte, ich war nur im Umgang mit Frauen einfach zu ungeschickt. Ich wusste nicht, wie ich an sie herankam. „Hey, hallo, willst du mit mir vögeln?“ Ich wusste nicht, wie man das ausdrückte. Um diese Zeit sollte ich im Vorprogramm eines Hauptkampfes im Madison Square Garden antreten. Mein Ruf war mir vorausgeeilt: Mein Gegner erschien erst

gar nicht. Also verschwand ich aus der Arena und ging in der 42th Street in einen Puff. Von dem Laden wusste ich seit meiner Kindheit, als ich mich auf dem Times Square herumgetrieben hatte. Im Vorraum setzte ich mich auf einen Stuhl. „Brauchst du Gesellschaft?“, sagte die eine, und wenn man sie abblitzen ließ, kam gleich die nächste. Ich war der jüngste Gast und wirkte wohl süß. Ich pickte mir eine hübsche Kubanerin heraus und ging mit ihr nach hinten.

Freud wäre die Szenerie eine Feldstudie wert gewesen: Ich war darauf vorbereitet gewesen, alle Aggressionen zu bündeln und einen Gegner im Ring platt zu machen. Und weil der Kampf geplatzt war, reagierte ich mich mit Sex ab. Ich war total aufgeregt, und wir waren gerade zugange, als sie mich bat, aufzuhören, weil sie sich den Rücken verspannt hatte. Ich war noch nicht fertig und verlangte mein Geld zurück. Sie wechselte das Thema und bat mich, ihr mein Edwin-Rosario-T-Shirt zu geben. Sie war zu verletzt, um weiterzumachen, und sagte: „Lass uns reden.“ Also redeten wir eine Weile, und dann haute ich ab – mit T-Shirt.

Cus erhöhte für mich das Tempo. 16 Tage nach dem Kampf gegen Long kämpfte ich gegen Robert Colay und holte zweimal zu einem linken Haken aus. Der erste ging daneben, der zweite schlug ihn k.o. In 37 Sekunden war alles vorbei. Eine Woche später stand ich in Latham, New York, gegen Sterling Benjamin im Ring. Ich schlug ihn mit einem kurzen linken Haken nieder. Nachdem er bis acht angezählt worden war, bedrängte ich ihn mit vernichtenden Körperhaken und Uppercuts, woraufhin er zu Boden taumelte. Der Ringrichter brach den Kampf ab. Das Provinzpublikum flippte aus. Ich wandte mich den Leuten zu, steckte die Handschuhe durch die oberen Seile, riss die Hände hoch und grüßte wie ein Gladiator.

Aber es gab Wichtigeres als meinen elften Sieg als Profi.

Cus D’Amato war schwer krank. Er war schon kränklich gewesen, als ich bei ihm und Camille eingezogen war. Er hustete dauernd. Dass sich sein Zustand verschlechterte, merkte ich, als er nicht mehr mit uns zu den Kämpfen kam. Bei den Fights gegen Long und Colay war er zu Hause geblieben, aber zu meinem Kampf gegen Benjamin mit nach Latham

gefahren. Er war ein alter Italiener, zu stur, um einen Kampf zu verpassen, der sozusagen in seinem Hinterhof stattfand. Zu Ärzten hatte er kein Vertrauen und verfocht stattdessen als einer der ersten Vitamine, „Alternativmedizin“, wie das heute heißt, und Ernährungstherapie.

Ich wusste, dass Cus krank war, dachte aber, er würde das schon überstehen, um mitzuerleben, wie ich den Meistertitel holte. Wir redeten ja dauernd darüber. Und er hielt durch, damit er meinen Erfolg sehen konnte. Aber nur zu mir sagte er manchmal: „Vielleicht bin ich irgendwann nicht mehr da. Also hör mir zu.“ Ich dachte, er wolle mir bloß Angst machen, um mich auf Kurs zu bringen.

Dann wurde er in ein Krankenhaus in Albany eingewiesen. Aber Jimmy Jacobs sorgte für eine Verlegung ins Mount Sinai in der New Yorker City. Ich besuchte ihn zusammen mit Steve Lott. Cus saß in seinem Bett und aß Eis. Nach ein paar Minuten bat Cus Steve, den Raum zu verlassen, um mit mir unter vier Augen zu sprechen.

Dann eröffnete er mir, dass er an Lungenentzündung sterben werde.

Ich glaubte es nicht. Er sah nicht sterbenskrank aus. Er war durchtrainiert, hatte Energie und strahlte Begeisterung aus. Er aß Eis und entspannte sich. Trotzdem flippte ich schier aus.

„Ohne dich will ich diesen Scheiß nicht machen“, sagte ich und würgte Tränen hinunter. „Das mache ich nicht.“

„Gut, wenn du nicht kämpfst, wirst du merken, dass Leute aus dem Grab steigen können. Dann suche ich dich für den Rest deines Lebens heim.“ Ich lenkte ein. Daraufhin nahm er meine Hand.

„Die Welt muss dich sehen, Mike. Du wirst Weltmeister, der Größte“, sagte er.

Dann brach Cus in Tränen aus. Es war das erste Mal, dass ich ihn weinen sah. Ich dachte, er würde weinen, weil er nicht mehr miterleben könnte, wie ich Weltmeister im Schwergewicht wurde, nach allem, was wir zusammen durchgemacht hatten. Aber dann begriff ich, dass er wegen Camille weinte. Ich hatte ganz vergessen, dass er eine Partnerin hatte, die ihm mehr bedeutete als ich. Er erzählte mir, dass es ihm leid tue, Camille nicht

geheiratet zu haben. Er habe Probleme mit der Steuer. Das habe er ihr nicht aufhalsen wollen.

„Tu mir einen Gefallen, Mike“, sagte er. „Kümmere dich unbedingt um Camille.“

Ich ging geschockt aus dem Raum. Ich wohnte bei Steve in dem Gebäude, in dem auch Jimmy eine Wohnung hatte. Er holte mich am nächsten Tag ab und ging mit mir zu der Bank, um einen Scheck über 120.000 Dollar für meine letzten Kämpfe einzuzahlen. Inzwischen war mein Name in den Zeitungen. Ich erschien sogar auf dem Titelblatt von *Sports Illustrated*. Auf der Straße hielten mich Passanten an und wünschten mir Glück. Ich war bekannt und großspurig und machte eine gute Figur. In der Bank kannte ich sämtliche Mädchen und flirtete normalerweise mit ihnen.

Aber als wir hineingehen wollten, blieb Jimmy stehen. „Cus wird es nicht über die Nacht schaffen, Mike. Sie geben ihm nur noch ein paar Stunden.“

Ich heulte einfach los, als gehe die Welt unter. Meine ging ja auch unter. Die ganzen jungen Frauen in der Bank starrten mich an.

„Gibt es ein Problem?“, sprach uns der Filialeiter an.

„Wir haben eben erfahren, dass ein lieber Freund von uns im Sterben liegt. Mike trifft es sehr schwer“, sagte Jimmy. Er war ganz ruhig und gefasst. So wie Cus es ihm beigebracht hatte. Aber ich heulte wie ein verlorengegangener Soldat auf einer Mission ohne General. Ich habe diese Bank nie wieder betreten, so peinlich war mir das.

Cus wurde im Hinterland von New York beigesetzt. Ich war einer der Sargträger. Alle aus der Welt des Boxens kamen. Es war so deprimierend. Mein krankes Hirn dachte nur noch an den Erfolg. Ich hätte alles getan, um diesen Titel zu holen und so Cus’ Vermächtnis zu erfüllen. Ich tat mir selbst leid und dachte, ohne Cus würde mich ein beschissenes Leben erwarten. Camille war sehr gefasst, aber als wir wieder zu Hause waren, weinten wir zusammen.

Kurz nach dem Begräbnis organisierte Jimmy Jacobs für Cus eine Gedenkveranstaltung in seiner alten Boxhalle, dem Gramercy Gym in der New Yorker City. Alle Stars kamen. Norman Mailer sagte, Cus’ Einfluss

auf den Boxsport sei so groß gewesen wie der Hemingways auf die jungen amerikanischen Schriftsteller. Gay Talese meinte, Cus gekannt zu haben, sei eine Ehre gewesen.

„Er hat mich so vieles gelehrt“, sagte Pete Hamill, „nicht nur übers Boxen, ein Handwerk, das man meistern kann, sondern auch übers Leben, das man nicht so einfach meistert.“

Jimmy Jacobs beschrieb Cus in seiner Rede ganz gut: „Cus D’Amato wandte sich erbittert gegen Ignoranz und Korruption im Boxsport. Während er sich seinen Feinden gegenüber unerbittlich zeigte, begegnete er Freunden verständnisvoll, mitfühlend und unglaublich tolerant.“

Nach Cus’ Tod machte ich emotional dicht. Ich wurde richtig, richtig gemein und wollte mich beweisen, wollte zeigen, dass ich ein Mann und kein Kind mehr war. Eine Woche nach Cus’ Beerdigung flog ich nach Texas zu einem Kampf gegen Eddie Richardson. Jimmy und Cayton ließen mich nicht einmal trauern. Ich nahm ein Foto von Cus mit und redete immer noch mit ihm, jede Nacht.

„Ich trete morgen gegen diesen Richardson an, Cus“, sagte ich. „Was meinst du? Wie mache ich das?“

Obwohl ich nicht aus dem Tritt kam, hatte ich nach Cus’ Tod den Mut, diesen Glauben an mich selbst, verloren. Mir fehlte jeder Antrieb, etwas Anständiges anzustellen. Ich glaube, ich bin bis heute nicht darüber hinweggekommen. Aber ich war auf Cus auch wütend. Es war so bitter: Wäre er bloß früher zum Arzt gegangen, hätte er vielleicht weiterleben und mich beschützen können. Aber er war ja so stur gewesen. Weil er sich nicht behandeln ließ, war er gestorben und hatte mich allein zurückgelassen, mich diesen Raubtieren der Boxszene überlassen. Nach seinem Tod war mir alles egal. Da boxte ich vor allem wegen des Geldes. Einen Traum hatte ich eigentlich nicht.

Zunächst machte ich Richardson fertig. Mit dem ersten Schlag, zu dem ich ausholte, einer Rechten, schlug ich ihn nieder. Er hielt noch eine Minute durch, aber dann traf ich ihn mit einer schwungvollen Linken. So groß, wie er war, taumelte er davon und landete auf der anderen Seite des Rings.

Conroy Nelson, der Jahre zuvor den kanadischen Titel an Trevor Berbick verloren hatte, war als Nächster dran. In Kanada war er noch immer die Nummer zwei im Schwergewicht. Er war ein zäher und erfahrener Bursche, mit einem großen Adonis-Leib. Alle Moderatoren meinten, dieser Typ würde mich einem ersten echten Härtetest unterziehen. Ich bearbeitete diesen Körper regelrecht in der ersten Runde. Unter meinen Körperschlägen ging er zwei oder dreimal fast zu Boden. In der zweiten verpasste ich ihm ebenfalls zahlreiche Körperschläge, brach ihm mit einer Rechten von oben die Nase und schickte ihn mit einem linken Kinnhaken zu Boden. Als der Ringrichter den Kampf abbrach, stolzierte ich durch den Ring und saugte mit ausgebreiteten Armen die Bewunderung der Fans in meiner Heimatstadt in mich auf.

Mein nächster Kampf fand am 6. Dezember im Felt Forum im Madison Square Garden statt. Alle meine Kumpels aus Brownsville kamen. Aber ich war zu konzentriert, um das genießen zu können. Ich konnte es nicht erwarten, diese Kämpfe hinter mich zu bringen, um endlich – für Cus – die Chance auf den Titel zu bekommen. In der Nacht kämpfte ich gegen Sammy Scaff. Diesen trampeligen, gut 112 Kilo schweren Gesellen aus Kentucky traf ich mit zwei furchteinflößenden linken Haken so schwer am Kopf, dass sich sein Gesicht in eine blutige Maske verwandelte und seine Nase eine neue Gestalt erhielt. Länger als der Kampf selbst blieb mir mein Interview danach in Erinnerung. John Condon, der Box-Chef des Madison Square Garden, der als Ko-Kommentar auftrat, fragte mich nach dem typischen Tag im Leben des Mike Tyson.

„Mike Tyson ist einfach ein hartarbeitender Kämpfer, der ein langweiliges Leben führt. Alle, die meinen, sie wären gerne an meiner Stelle, diese Hunderte von Leuten, die das behaupten, haben keinen blassen Schimmer. Wenn sie an meiner Stelle wären, würden sie wie Babys losschreien. Sie würden damit nicht fertig.“

Mein nächster Kampf fand wieder in Latham statt, als Hauptveranstaltung in einer Arena, die vollgestopft war mit Fans von mir. Mein Gegner war Mark Young, ein zäh aussehender Bursche. Als wir zur Belehrung in die

Mitte des Rings traten, spürte ich seine Ausstrahlung. Wenn ein Gegner bei der Belehrung zu Boden blickt, will das überhaupt nichts heißen. Es kann Augenwischerei sein. Man spürt die Energie, die sein Geist, seine Seele ausstrahlt, zieht sich in seine Ecke zurück und denkt: „Oh Scheiße“. Oder aber: „Dieser Kerl ist ein Schlappschwanz.“ In dieser Nacht dachte ich: „Oh Scheiße, der kämpft am Ende doch.“ Auch Kevin spürte das.

„Verpass ihm harte Jabs und beweg deinen Kopf“, sagte Kevin. „Vergiss nicht, den Kopf zu bewegen, der kämpft.“

Als der Gong ertönte, begann er sehr locker, wurde dann aber wild, worauf ich harte Jabs lancierte und den Kopf hin und her bewegte. Nach etwas mehr als einer Minute holte er zu einer wilden Rechten aus, worauf ich mich um ihn herum wand und ihm einen hinterhältigen bösen Aufwärtshaken verpasste: Peng! Er flog buchstäblich in die Luft und stürzte mit dem Gesicht nach vorn zu Boden. Der TV-Kommentator Ray Manicini war voll des Lobes für mein Können, meinte aber, es sei Zeit, dass mir mein Management endlich jemanden zum Kämpfen verschaffte.

Aber Jimmy hielt an seinem Plan fest. Zwei Wochen später trat ich in Albany gegen Dave Jaco an. Er hatte eine Kampfbilanz von 19 Siegen bei 5 Niederlagen und 14 Knockouts, darunter ein technischer K.o. über Razor Ruddock. Jaco war ein großer, dünner weißer Bursche, der nicht viel hermachte, aber richtig zäh war. Immer wenn ich ihn niederschlug, stand er wieder auf. Nach drei Niederschlägen in der ersten Runde brach man den Kampf ab.

In der Nacht feierte ich mit Freunden den Sieg. Am nächsten Morgen gegen acht Uhr klopfte ich an Camilles Tür. Als sie öffnete, ging ich hinein und setzte mich wortlos.

„Wie hast du dich geschlagen?“, fragte sie.

„Gut“, sagte ich. „Aber ich habe jemanden vermisst, der nicht da war.“ Tränen liefen mir die Wangen herunter.

„Cus war nicht da. Alle sagen mir, dass ich gut sei. Ich bin auch gut, aber wenn ich schlecht bin, sagt mir das keiner. Egal, wie gut ich gekämpft habe: Cus hätte wahrscheinlich etwas gesehen, das ich falsch gemacht habe.“

Ich ließ mich darüber aus, wie ich mich beim Interview für *Sports Illustrated* gefühlt habe.

„Ich vermisse Cus schrecklich. Er war mein Rückgrat. All diese Dinge, die wir uns erarbeitet haben, kommen jetzt so gut raus. Aber wen interessiert das schon, wenn's drauf ankommt? Ich mag meinen Job, bin nach dem Sieg aber nicht glücklich. Ich reiß mir im Kampf den Arsch auf und gebe mein Bestes, aber wenn es vorbei ist, sagt mir kein Cus mehr, wie ich war. Und ich kann keiner Mutter meine Zeitungsausschnitte zeigen."

Doch ich ließ meine Gefühle beiseite und hielt mich selbst auf Trab. Am 24. Januar 1986 trat ich gegen Mike Jameson an, einen großen Iren, der Entscheidungskämpfe gegen Tex Cobb und Michael Dokes gewonnen hatte. Fünf Runden brauchte ich, um ihn zu stoppen: Der gerissene Veteran wusste, wann er klammern musste, und sorgte so für einen lustlosen Kampf. Diese Taktik hievte mein nächster Gegner auf eine höhere Ebene. Am 16. Februar traf ich in Troy, New York, auf Jesse Ferguson. Der Kampf wurde von ABC übertragen und war mein erster landesweiter TV-Auftritt. Er war mit einem Sieg über Buster Douglas fünf Monate zuvor ESPN-Champion geworden. Bei diesem Kampf hatte ich ihn hinterher durch die Arena spazieren sehen. Diesen Gürtel wollte ich ihm unbedingt abnehmen.

Ich wusste, dass es ein harter Kampf werden würde. Während der Belehrung schaute er mir nicht in die Augen und nahm eine ganz demütige, ja unterwürfige Haltung ein. Aber ich spürte in seiner Ausstrahlung keinen Funken Angst oder Schüchternheit; von dem Scheißgetue, dass er mir nicht in die Augen schaute, ließ ich mich nicht täuschen. Ich spürte, dass er es nicht erwarten konnte, mich richtig zu vermöbeln.

Ich hatte jedoch den Heimvorteil – in mehrfacher Hinsicht. Jimmy hatte meinen ersten nationalen Auftritt zu meinen Gunsten vorbereitet. Er verpasste uns 8-Unzen-Handschuhe, leichtere als üblich. Wir kämpften in einem kleineren Ring als normal. Alle Offiziellen waren in unserer Ecke. Ich startete den Kampf mit einem barbarischen Angriff auf den Körper. Aber Ferguson war klug genug, mich zu umklammern. Die ersten vier Runden ging das so weiter. In der fünften drängte ich ihn allerdings in die

Ecke ab, verpasste ihm einen rechten Aufwärtshaken und brach ihm dabei die Nase. Er schaffte es kaum durch die Runde und geriet in der sechsten wieder in Bedrängnis. Unverfroren umklammerte er mich immer wieder und ignorierte das Trennkommando des Ringrichters, bis der den Kampf schließlich abbrach. Dummerweise schien eine Disqualifizierung meine K.o.-Serie zu unterbrechen. Aber am nächsten Tag wandelte die örtliche Box-Kommission das Ergebnis in einen technischen K.o. um.

Als ich mich nach dem Kampf mit den Reportern traf, sorgte ich für eine Kontroverse. Auf den Treffer mit dem Uppercut angesprochen, der Ferguson wohl fertiggemacht hatte, sagte ich: „Ich wollte ihm nochmals auf die Nase hauen und ihm das Nasenbein ins Gehirn treiben … Ich habe mir immer die Schlussfolgerungen der Ärzte angehört. Sie sagten, immer wenn sich das Nasenbein ins Gehirn bohre, seien die Folgen, wenn er gleich wieder aufstehe, ziemlich klar."

Die Reporter lachten, allerdings wohl eher aus Nervosität. Ich sagte ihnen, was Cus mir Wort für Wort immer wieder eingeschärft hatte. Ich glaube nicht, dass ich etwas Falsches gesagt habe. Cus und ich hatten ständig über die Wissenschaft gesprochen, jemanden zu verletzen. Als Champion wollte ich streitsüchtig und boshaft sein. Ich schaute mir im Fernsehen die Zeichentrickserie *X-Men* an. Einer meiner Lieblinge war die Figur Apocalypse. Er sagte: „Ich bin nicht boshaft, ich bin einfach ich." Wenn es nach Cayton und Jacobs ging, sollte ich zu allen freundlich und umgänglich sein, aber jemand, der zu allen freundlich ist, ist sich selbst ein Feind.

Am nächsten Tag war die Kacke wegen meines Kommentars am Dampfen. Die New Yorker Zeitungen titelten: „Ist das der wahre Mike Tyson? Ein Gangster?" Ein Journalist rief sogar meine ehemalige Sozialarbeiterin Mrs. Colemen an. Sie gab mir den Rat, mich wie ein Mensch, nicht wie ein Tier zu benehmen. Aber mir war das egal. Ich hatte eine Mission zu erfüllen. Mike Tyson würde nicht Weltmeister im Schwergewicht werden, wenn er einfach nur nett war. Ich machte das für Cus. Meine Gegner sollten wissen, dass sie es vielleicht mit ihrer

Gesundheit oder sogar mit dem Leben bezahlten, wenn sie mich herausforderten.

Nach dem Vorfall versuchten Jimmy und Cayton mir einen Maulkorb zu verpassen. Sie stellten Steve Lott dazu ab, mir vorzugeben, was ich nach einem Kampf zu sagen hatte. Jimmy feuerte sogar ihren PR-Typen, weil er dieses Zitat durch den Äther geschickt hatte. Kurz nach diesem Kampf lud Jimmy ein paar handverlesene Reporter zu einem Abendessen mit uns ein. Ed Schuyler von Associated Press kam und meinte, Cayton und Jimmy versuchten mir verzweifelt einen Titel zu verschaffen, ehe ich mich in echte Schwierigkeiten bringen würde. Aber es war gar nicht so. Sie wollten einfach möglichst viel Geld einsacken. Für meine Mission hatten sie keinerlei Respekt übrig.

Cayton und die anderen versuchten, die Zeit, in der ich in Brooklyn aufgewachsen war, auszulöschen und mir ein positives Image zu verpassen. Cus war klar gewesen, dass so etwas Blödsinn war. Sie versuchten, mein wahres Ich zu unterdrücken und mich ihnen anzupassen. Aber ich wollte, dass die Leute sahen, was für ein brutaler Kerl ich war.

Nach dem Sieg über Ferguson war feiern angesagt. In dieser Zeit trank ich ziemlich viel Alkohol, zwar nicht im Training, aber kaum war der Kampf vorüber, war Selbstzerstörung angesagt. Als ausgewachsener Alki trank ich allerdings immer abseits der Medienscheinwerfer in der Stadt. Gefeiert wurde in Albany, im September’s, der Bar eines Freundes, die mir sehr vertraut war. Hier verkehrten Leute aus New York, Boston oder L.A., die aus beruflichen Gründen da waren, sich wie große Tiere aufspielten und meinten, sie könnten uns als kleine Provinzler abtun. Aber den Scheiß prügelten wir aus ihnen heraus. Ich selbst hielt mich zurück, weil ich nicht verklagt werden wollte, ließ aber andere für mich prügeln, indem ich sie auf blödsinnige Art anstachelte: „Verpass diesem Wichser einen Tritt. Was meint der denn, wer er ist?“ An diesen Auswärtigen hielten wir uns gerne schadlos.

Mein nächster Kampf fand am 10. März im Nassau Coliseum gegen Steve Zouski statt. Zouski war noch in keinem Kampf zu Boden gegangen, aber

ich traf ihn in der dritten Runde mit mehreren Aufwärtshaken und schlug ihn k.o. Ich selbst war von meiner Leistung allerdings eher unbeeindruckt. Zum einen war ich bei Camille im Taubenstall von einer Leiter gestürzt und hatte mir einen Riss in der Ohrmuschel zugezogen. Zouski hatte mein Ohr mehrfach getroffen, sodass es anschwoll und meinen Gleichgewichtssinn beeinträchtigte. Im Interview nach dem Kampf erwähnte ich auch noch andere Sorgen.

„Ich war mit meiner Leistung nicht zufrieden“, sagte ich Randy Gordon, der den Kampf angesagt hatte. „Ich muss mit einer Menge persönlicher Probleme fertigwerden.“

Cayton teilte der Presse später mit, ich habe Schwierigkeiten mit einer „Freundin“, was aber absurd war, weil ich damals gar keine hatte. Ich war vielmehr schlicht deprimiert, weil so viele meiner Freunde in Brownsville umgebracht wurden. Es war barbarisch. Wegen Geld brachten Freunde andere Freunde um.

Nach dem Kampf entdeckte einer der Offiziellen die riesige Schwellung an meinem Ohr. Jimmy ließ mich deswegen von einem Facharzt untersuchen, und der stellte fest, dass sich mein Knorpel schwer infiziert hatte. Er schickte mich sofort zur weiteren Untersuchung ins Mount Sinai an der Upper East Side. Er befürchtete, dass ich das Ohr verlieren könnte, wenn es nicht behandelt würde. Zehn Tage hielt man mich im Krankenhaus fest. Zweimal am Tag wurde ich in die Hochdruckkammer gesteckt und bekam Antibiotika gespritzt.

Die Ärzte im Mount Sinai meinten, es täte mir gut, wenn ich an die frische Luft ginge. Deshalb holten mich jeden Tag um 15 Uhr nach der zweiten Behandlung Tom Patti und Duran, ein guter Freund aus der Kindheit, in einer Limousine ab und fuhren mit mir zum Times Square. Wir trieben uns herum, machten Fotos mit den Nutten und diesen Typen, die Touristen Pythons um den Hals hängten, Bilder schossen und sie ihnen verkauften. Mit einem Mordsspaß feierten wir die halbe Nacht durch. Wenn ich gegen 4 Uhr wieder im Krankenhaus einlief, flippten die Schwestern schier aus. „Das ist hier kein Hotel, sondern eine Klinik.“ Und als ich den Ärzten das

Foto mit mir und der Nutte und der Python um den Hals zeigte, drehten die auch noch durch. „Es war nicht die Rede davon, dass sie die ganze Nacht wegbleiben sollen. Sie sollten hinausgehen, sich in den Central Park setzen, die Vögel und Eichhörnchen beobachten und frische Luft schnappen."

Fast zwei Monate später trat ich im Norden des Bundesstaates gegen James Tillis an. Ich war nicht in bester Verfassung – wegen der Infektion am Ohr und weil ich viel zu viel getrunken und gefeiert hatte. Der Kampf dauerte zehn harte Runden. Danach war ich einfach nur froh, dass ich ihn für mich entschieden hatte. Ich schickte Tillis einmal zu Boden, weshalb sich die Waagschale zu meinen Gunsten neigte, aber er war der härteste Gegner, auf den ich bis dahin getroffen war. Er traf mich am Körper mit so schweren Schlägen, dass ich nach dem Fight nicht mehr gehen konnte. Ich konnte nicht einmal mehr nach Hause fahren und musste im Hotel bleiben. In dieser Nacht erfuhr ich, was es wirklich heißt zu kämpfen. Mehrmals hatte ich mir sehnlichst gewünscht, zu Boden zu gehen, nur um ein bisschen verschnaufen zu können. Stattdessen umklammerte ich ihn immer wieder, um zu Atem zu kommen.

Am nächsten Tag schaltete Jimmy in den Beschwichtigungsmodus. Er teilte der Presse mit, der „Kampf war nur eine Hürde für ihn. Jetzt sehen wir, dass er die volle Distanz schafft". Er verstand es meisterhaft, die Presse zu manipulieren, ganz zu schweigen von der Öffentlichkeit. Er und Cayton heckten eine bis dahin nie dagewesene PR-Kampagne aus. Kein Schauspieler auf der Welt hat je so eine Presse bekommen. Das machen heute alle so, aber damals waren sie echte Innovatoren.

Knapp drei Wochen später trat ich im Madison Square Garden gegen Mitch Green an. Er war wirklich ein verrückter Scheißkerl. Vor dem Kampf versuchte er sich bei mir ins Bewusstsein zu bringen, indem er der *Daily News* mitteilte, dass ich erst 19 sei, aber wie 40 aussehe. Als Marv Albert mich fragte, ob mich Green wütend gemacht habe, sagte ich: „Mitch Green ist ein guter Kämpfer, aber rhetorisch hat er nicht das Kaliber, um mich aus der Ruhe zu bringen, also gar nicht."

Es war mein erster Kampf im Rahmen meines neuen HBO-Vertrags, den Jimmy und Cayton ausgehandelt hatten. Und es war ein Kick, zum ersten Mal in der großen Arena des Madison Square Garden zu boxen. Mein Interview auf HBO vor dem Kampf ließ diesen Schluss allerdings nicht zu. Als man mich fragte, ob ich diese ganze neuerliche Aufmerksamkeit und den Wohlstand genießen würde, wurde ich unwirsch: „Die Leute würden sicher nicht mit mir tauschen wollen“, sagte ich. „Wow, so viel Geld kann man damit verdienen“, meinten sie. „Aber wenn sie durchmachen müssten, was ich durchmache, kämen ihnen die Tränen. Es ist richtig deprimierend. Alle wollen was. So erbittert, wie man in der Trainingshalle arbeitet, so erbittert arbeiten die Leute daran, einen auszunehmen.“ Man hörte Cus aus mir reden. Ich hätte eigentlich aufgekratzter sein müssen, denn ich bestritt meinen ersten Hauptkampf im Garden. Und Green war damals ein hochangesehener Kämpfer. Er war vierfacher Golden Gloves Champion, der in seiner Laufbahn nie besiegt worden war, bis er 1985 den Entscheidungskampf für den USBA-Titel an Trevor Berbick verlor. Dass ich ihn schlagen würde, wusste ich allerdings schon, als wir in den Ring einzogen. Ich spürte bei ihm keinerlei bedrohliche Ausstrahlung. Der Kampf ging über die volle Distanz, was aber okay war. Nach dem Fight gegen Tillis sollte ich zehn Runden bequemer überstehen können. Weil ich wusste, dass er mich nicht verletzen konnte, arbeitete ich an meiner Ausdauer. Ich entschied jede Runde für mich – in einem Kampf, der alles andere als langweilig war. Irgendwann schlug ich ihm den Mundschutz und eine Brücke mit mehreren Zähnen aus dem Mund. Er kassierte zahlreiche Strafpunkte. Ich war so locker, dass ich Kevin zwischen der achten und der neunten Runde, als er dauernd auf mich einschwatzte und mich anhielt, mehr Schläge auszuteilen, ein Küsschen aufdrückte.

Nach dem Kampf hatte ich zu meinem überheblichen Ego zurückgefunden:

„Mit Verlaub: Diesen Kampf habe ich sehr leicht gewonnen. An diesem Ort schlägt mich keiner. Ich lasse nicht zu, dass mir jemand in die Quere kommt“, teilte ich der Presse mit.

Meine nächste Zielscheibe war Reggie Gross. Dieser harte Kämpfer hieß „The Spoiler“, der Spielverderber, weil er einige gute Boxer aus der Fassung gebracht hatte, darunter Bert Cooper und Jimmy Clark, einen großen amerikanischen Olympia-Teilnehmer. Fast wäre der Kampf abgesagt worden, weil ich in der Woche eine schwere Bronchitis bekam. Die Bronchitis war sozusagen eine stetige Begleiterin in meinem Leben, an die ich mich längst gewöhnt hatte. Aber diesmal war der Fall so ernst, dass man mich am Tag vor dem Kampf zur Untersuchung zum Arzt brachte.

„Ich fürchte, den Kampf werden Sie verschieben müssen. Er ist erheblich krank“, sagte der Arzt.

„Kann ich Sie einen Augenblick sprechen, Sir?“, fragte Jimmy. Ich sah seinen Blick und wusste sofort, dass ich doch im Ring stehen würde. In der ersten Runde bearbeitete ich Reggie Gross mit einer wilden Serie von Hieben, während der er sich bedeckt hielt. Dann ging er plötzlich zu Gegenangriffen über, die ich aber gut parieren konnte. Ich duckte mich unter seinen hefigen Schlägen weg, schlug ihn mit einem wuchtigen linken Haken ein erstes Mal und mit einer Serie von Schlägen ein zweites Mal nieder. Der Ringrichter brach den Kampf ab, weil Reggie Gross glasige Augen bekam, aber Reggie protestierte. „Du kannst nicht mehr laufen und willst kämpfen?“, konterte der Ringrichter.

Meine beiden nächsten Gegner waren anscheinend von kleinerem Kaliber. Vielleicht wollten Jimmy und Cayton aber auch, dass ich weitere K.o.-Siege in der ersten Runde erzielte. Während ich bei William Hosea ihre Erwartungen erfüllte, benötigte ich bei Lorenzo Boyd dafür allerdings zwei Runden. Aber meine blitzschnelle Rechte, die seinen Brustkorb traf, und mein sofort nachgeschobener wuchtiger rechter Aufwärtshaken ließen eine jubelnde Menge zurück. Zwei Wochen später machte ich von mir reden, als ich Marvis Frazier, den Sohn von Joe Frazier, in 30 Sekunden erledigte. Ich trieb ihn in die Ecke, stellte ihm mit meiner Führhand eine Falle und machte ihn mit meinem Lieblingspunch, dem rechten Aufwärtshaken, vollends fertig. Er wirkte so stark verletzt, dass ich zu ihm eilte, um ihm aufzuhelfen. Ich liebe Marvis. Er ist ein großartiger Kerl.

Ich war erst vor einigen Wochen 20 Jahre alt geworden. Unserem Plan zufolge sollte ich Ende 1986 jüngster Weltmeister im Schwergewicht werden. Während Jimmy und Cayton für mich darüber verhandelten, ließen sie mich am 17. August in Atlantic City gegen Jose Ribalta antreten. Ribalta war ein spielerischer Kämpfer, der mich im Gegensatz zu Green und Tillis tatsächlich beschäftigt hielt. Und er hatte offenbar den Willen, sich nicht k.o. schlagen zu lassen. Ich schlug ihn in der zweiten und erneut in der achten Runde nieder, aber er stand immer wieder auf. In der zehnten ging er ein drittes Mal zu Boden. Als er wieder aufstand, drängte ich ihn in die Seile. Daraufhin brach der Ringrichter den Kampf ab.

Ribalta erwarb sich mit seinem entschlossenen Kampf nicht nur beim Publikum und den Kommentatoren großen Respekt, er schaffte es auch, mir die Nacht zu ruinieren. Ich hatte nach dem Kampf noch eine Verabredung mit einer schönen jungen Studentin der Penn State University, die ich auf der Hundertjahrfeier der Freiheitsstatue kennengelernt hatte. Die junge Lady begleitete mich auf mein Zimmer. Als sie mich berührte, zuckte ich vor Schmerz zurück.

„Hey! Bitte fass mich nicht an“, sagte ich ihr. „Das geht nicht gegen dich. Ich brauche einfach ein bisschen Ruhe.“

Sie hatte Verständnis für meine Misere und fuhr zurück zu ihrer Uni, wir verabredeten jedoch, es sobald wie möglich nachzuholen. Sie hatte den Kampf und die vielen Schläge gesehen, die ich hatte einstecken müssen. So etwas hatte ich bislang noch nicht erlebt. Von den ganzen Körperschlägen war mir richtig schlecht, sogar noch Stunden danach. Ribalta und Tillis waren die einzigen Typen, die mich so zugerichtet haben. Nie wieder haben mir alle Knochen so wehgetan. Aber ich hatte viel darüber gelesen, wie sich andere große Kämpfer nach manchen Fights gefühlt hatten, als fehle ihnen der halbe Kopf, und ich war der Meinung, dass das dazugehörte, wenn ich meine Mission erfüllen wollte. So viel Schmerz musste sein.

Inzwischen gingen die Verhandlungen für meinen Titelkampf in die heiße Phase. Jimmy beschloss, mich in Las Vegas kämpfen zu lassen, um mich an die Umgebung zu gewöhnen, in der ich dann später im Jahr meinen Titel

holen sollte. Wir kamen bei Jimmys Freund Dr. Bruce Handelman unter. Ich trainierte in Johnny Toccos Boxstudio, einer heruntergekommenen Boxhalle ohne Komfort. Es gab nicht einmal eine Klimaanlage. Tocco war ein respekteinflößender Typ und einst mit Sonny Liston befreundet. An den Wänden hingen Bilder von Johnny und den ganzen Größen der alten Zeit.

Vor dem Sparring packte es mich einmal im Umkleideraum. Ich sagte Kevin, dass es mir in Vegas nicht gefalle und dass ich nach Hause wolle. Wegen des Kampfes machte ich mir richtig Sorgen. Ich brauchte diesen Sieg über Ratliff, um mich für den Kampf gegen Trevor Berbick zu qualifizieren.

Kevin ging hinaus und teilte es Steve Lott mit. Steve hatte den WWCT-Gedanken: „Was würde Cus tun?“ Er kam zu mir in den Umkleideraum und versuchte mühselig, Zuversicht zu verbreiten. „Du bist der Star der Show. Du wirst diesen Kerl in zwei Runden niederschlagen. Du wirst einen fantastischen Kampf hinlegen. Wenn es dir hier nicht gefällt, brauchen wir nie wieder hierherzukommen. Was meinst du?“

Steve bewältigte Situationen immer auf die charmante Art. Natürlich wäre ich nirgendwo hingegangen. Manchmal musste ich einfach Dampf ablassen. Und was Cus getan hätte, wusste er nicht. Cus hätte mich angeschaut: „Was? Vor diesem Typen hast du Angst? Der ist doch ein fauler Sack. Den erledige ich für dich.“

Also trat ich am 6. September gegen Alfonzo Ratliff, einen ehemaligen Weltmeister im Cruisergewicht, in den Ring. Ich hatte nicht den Eindruck, dass er eine Stufe über Ribalta stand, aber er war sicher kein fauler Sack, sondern ein taffer Gegner. Die Buchmacher in Vegas waren offenbar anderer Meinung. Sie nahmen zum Ausgang keine Wetten an, sondern nur dazu, ob der Kampf länger oder kürzer als fünf Runden dauern würde. Bevor ich auf der Bildfläche erschienen war, hatte es solche Wetten nicht gegeben, ich erschloss ihnen quasi Neuland. Als der Gong ertönte, tänzelte Ratliff gleich davon. Dagegen war Mich Green ein Spaziergänger gewesen. Es war so übel, dass sogar die HBO-Typen Witze rissen. „Ich frage mich,

ob er in der zweiten Runde sein 10- oder sein 12-Gang-Rad benutzt“, höhnte Larry Merchant.

In der nächsten Runde versuchte er ernsthaft zu kämpfen, aber das währte nicht lange. Ich schickte ihn mit einem linken Haken zu Boden, und als er wieder aufstand, nietete ich ihn mit mehreren Schlägen wieder um.

„Sein Fahrrad hat einen Platten“, witzelte Merchant. Als Jimmy nach dem Kampf in den Ring kam, kommentierte er Ratliffs Herumgerenne. „Ich habe seinen Zug gespürt“, sagte ich.

Bald war es offiziell, am 22. November 1986 sollte ich Trevor Berbick seinen Titel streitig machen. Bis zu dem Kampf waren es noch über zwei Monate. Jimmy und Cayton beschlossen, mich in den Talkshows herumzureichen, um für den Kampf zu werben und meine Karriere zu fördern. Als Erstes war ich zu Gast in *David Brenners Nightlife*. David war ein großartiger Kerl, der mich mit größtmöglichem Respekt behandelte. Er prophezeite netterweise, dass ich der nächste Weltmeister im Schwergewicht würde. Aber mehr bedeutete mir, dass sein anderer Gast, der große ehemalige Champion Jake LaMotta, dieselbe Vorhersage traf.

„Ohne jeden Zweifel der nächste Weltmeister im Schwergewicht“, sagte Jake, als er eintrat und mich umarmte. „Und wenn er das nicht schafft, verabreiche ich ihm Prügel. Wenn du nicht nachlässt, Kumpel, wirst du so gut wie Joe Louis, wie Marciano oder sogar besser.“

Mir ging das Herz auf.

Dann stellte Brenner eine Frage, die Jake sehr weitsichtig beantwortete.

„Nehmen wir an, Mike wird Weltmeister. Welche Ratschläge geben Sie ihm dann?“

„Der beste Ratschlag, den ich ihm geben kann, lautet: Halt dich selbst auf Trab und tu so, als seist du für ein paar Jahre im Knast“, sagte Jake. „Halt dich von dem ganzen Müll da draußen fern. Da draußen ist viel Müll.“

„Was meinst du mit Müll?“, fragte ich.

„Leider ziehen Typen wie du und ich den Müll an“, sagte er.

Ich wurde in die *Joan Rivers Show* eingeladen. Von ihr und ihrem Mann Edgar war ich begeistert. Die beiden gaben mir ein richtig gutes Gefühl. Ich

spürte, dass ihre Ausstrahlung echt war. Das war einer der besten Momente in meinem Leben. Während unseres Interviews fragte mich Joan, ob es da jemanden in meinem Leben gebe wie Adrian im Film *Rocky*.

„Keine Freundin“, sagte ich.

„Wenn Sie ins Training gehen, ist’s mit Sex dann vorbei?“, fragte sie.

„Nein.“

„Schau an, mein Mann redet sich nämlich immer damit heraus, dass er im Training sei“, witzelte sie.

In der *Dick Cavett Show* führte mir Dick ein wenig Aikido vor. Er bat mich, ihn an den Handgelenken festzuhalten.

„Der 87-jährige Begründer des Aikido kann sich aus dem Griff des weltstärksten Manns befreien“, sagte er, machte eine kurze Bewegung und entwand sich meinem Griff.

„Aber so packt Sie kein Straßenräuber an“, protestierte ich.

Ich war in diesen Shows so charmant, wie Jim und Bill mich haben wollten – im Gegensatz zu mir selbst. Ich wollte ein übler Kerl sein, mit dem Football-Spieler Jim Brown als meinem Vorbild. Als ich mich in den New Yorker Bars herumzutreiben begann, traf ich auf ältere Profi-Footballer, die mit ihm gespielt hatten. Sie redeten von ihm wie von einem Mythos.

„Hey, wenn der hereinkäme und ihm irgendwas nicht passte, der Geruch, die Musik oder laute Unterhaltungen, würde er sofort alles kurz und klein schlagen.“

Ich hörte mir das an und dachte: „Verdammt, ich wünschte, ich wäre so ein übles Arschloch, über das die Leute so reden. Wenn Jim dich fertigmacht, weil er den Gestank vor Ort nicht mag, dann muss ich hereinspazieren und gleich irgendein Arschloch umbringen.“

Als der 22. November näher rückte, begann ich ernsthaft zu trainieren, zunächst einen Monat in Catskill und dann in Vegas. Gleich zu Beginn gaben mir Jimmy und Cayton ein Video mit Berbicks Kampf gegen Pinklon Thomas, in dem er sich den Meistertitel geholt hatte. Ich schaute mir das Video an und meldete mich dann bei Jimmy.

„War das Video in Zeitlupe?“

Ich war wahnsinnig überheblich, hatte aber einfach das Gefühl, dass meine Zeit gekommen sei. In meinem kranken Hirn kamen sämtliche alten großen Boxkämpfer und Kriegsgötter über mich, um mir zuzusehen, wie ich in ihren Kreis aufstieg. Sie würden mir ihren Segen geben und mich in ihren Club aufnehmen. Im Kopf hörte ich immer noch Cus, aber nicht in einem krankhaften Sinn, sondern zur Unterstützung.

„Das ist der Moment, für den wir trainiert haben, seitdem du 14 bist. Wir sind das immer wieder durchgegangen. Gegen diesen Typen kannst du mit geschlossenen Augen antreten.“

Ich wusste, dass Berbick grob, zäh und ein harter Gegner war, weil er als Erster in einer Titelverteidigung 15 Runden gegen Larry Holmes durchgestanden hatte. Larry hatte bislang alle k.o. geschlagen. Ich wollte Berbick einfach zurechtstutzen, dann würden mich alle ernstnehmen. Denn damals dachten alle, dass ich gegen Flaschen und Staubflusen antreten würde. Es hieß, dieser Typ sei kein echter Fighter, der trete bloß bei leichten Kämpfen an. Deshalb war es mein Hauptziel, Berbick zu erledigen. Ich wollte ihn in der ersten Runde aus dem Rennen werfen – und ihn richtig übel zurichten.

Kevin und Matt Baranski waren so zuversichtlich wie ich. Wir waren alle in Hochstimmung, und meine war noch höher. Einen Tag vor dem Kampf schaute ich auf meine Unterhosen und bemerkte einen Ausfluss. Ich hatte einen Tripper und wusste nicht, ob ich ihn mir bei einer Hure oder einem schmuddeligen jungen Mädchen eingefangen hatte. Wir übernachteten wieder in Dr. Handlemans Haus, der mir ein Antibiotikum spritzte.

Später am selben Tag zogen Steve Lott und ich los, um einige Videokassetten auszuleihen.

„Was wohl Cus über diesen Berbick sagen würde, Mike?“, fragte er mich.

Steve wollte mich auf die Art dazu bringen, mich in Cus hineinzuversetzen und so zu denken wie er. Was Steve nicht wusste: Ich brauchte nicht wie Cus zu denken. Er war bereits in meinem Kopf. „Er

würde sagen, dass dieser Typ eine Flasche ist“, antwortete ich. „Ein fauler Sack.“

Beim Wiegen führte ich mich wie ein echtes Arschloch auf. Ich starrte Berbick immerzu an, sobald ich ihn im Blick hatte. Als er zu mir kam, um mir die Hand zu schütteln, ließ ich ihn mit der ausgestreckten Hand stehen und drehte mich weg. Wenn ich ihn dabei ertappte, wie er mich anschaute, kläffte ich ihn an: „Was zum Teufel glotzt du mich an?“ Dann sagte ich ihm, dass ich ihn in zwei Runden ausschalten würde. Als er mit seinem Gürtel posierte, brüllte ich: „Viel Spaß mit deinem Gürtel. Lange hast du ihn nicht mehr. Der wandert jetzt weiter an die Taille eines echten Weltmeisters.“ Ich war damals unglaublich großspurig und aggressiv. Irgendwie konnte ich Berbick damals einfach nicht ab. Außerdem wollte ich seinen Gürtel. Ich ließ das grünäugige Monster in mir raus. Ich musste einfach auf Touren kommen.

Ich war auch deshalb wütend, weil Berbicks Trainer Angelo Dundee damit prahlte, dass mich sein Schützling schlagen könne. Cus war immer neidisch gewesen auf Dundee, weil er Ali trainiert hatte und ihm so die Aufmerksamkeit der Medien sicher gewesen war. Cus hatte geglaubt, dass er das nicht verdient hatte.

„Berbick hat einen Stil, mit dem er Tyson übel reinlegen kann“, teilte Dundee der Presse mit. „Trevor leckt sich die Lefzen beim Gedanken, dass er wenigstens einmal nicht jagen muss, weil Tyson sich ihm direkt stellen wird. Trevor ist gut bei Körpertreffern und hat schon 23 Knockouts in der Bilanz. Er ist zuversichtlich. Und ich bin es auch. Ich denke, er wird Tyson in einer der letzten Runden stoppen.“

In der Nacht vor dem Kampf konnte ich nicht schlafen. Ich hing ständig am Telefon und redete mit Mädchen, die ich mochte, aber mit denen ich noch keinen Sex gehabt hatte. Um mich abzulenken, fragte ich sie, was sie so machten, aber sie wollten bloß über den anstehenden Kampf reden. Dann stand ich auf und machte in meinem Schlafzimmer Schattenboxen.

Am Tag des Kampfs aß ich um 13 Uhr eine kleine Pasta, um 16 Uhr ein Steak und um 17 Uhr nochmal Pasta. Im Umkleideraum verdrückte ich

einen Schokoriegel und trank Orangensaft. Dann bandagierte mir Kevin die Hände und zog mir die Handschuhe über. Es war Zeit, in den Ring zu steigen. Weil es in der Arena kühl war, zerschnitt Kevin ein Handtuch und legte es mir um den Hals. Ich trug die schwarzen Shorts, die ich schon seit ein paar Kämpfen trug. Das kostete mich 55.000 Dollar Strafe, weil Berbick schon schwarze Shorts trug, aber mir war das egal. Ich brauchte so ein unheilverheißendes Outfit.

Als Herausforderer musste ich als Erster hinausgehen. Zu meinem Einzug spielte man einen Song der Gruppe Toto, während ich in meinem Kopf aber nur einen Song von Phil Collins hörte: „In The Air Tonight“.

Ich trat durch die Seile und schritt durch den Ring. Als ich in die Menge blickte, sah ich Kirk Douglas, Eddie Murphy und Sylvester Stallone. Minuten später kam Berbick in einem schwarzen Boxmantel mit schwarzer Kapuze herein. Er wirkte großspurig und voller Zuversicht, aber ich spürte, dass es nur Fassade, nur eine Illusion war. Ich wusste, dass sich dieser Typ für seinen Gürtel nicht umbringen würde.

Ali wurde der Menge präsentiert und kam dann zu mir herüber.

„Tritt ihm für mich in den Arsch“, sagte Ali.

Ali war von Berbick fünf Jahre zuvor geschlagen worden und hatte sich daraufhin aus dem Boxsport zurückgezogen. Den Gefallen wollte ich ihm mehr als gerne tun.

„Das wird leicht“, versicherte ich Muhammad.

Schließlich war es Zeit für den Kampf. Der Gong ertönte. Ringrichter Mills Lane forderte uns mit einer Geste zur Aktion auf. Ich griff Berbick an und prügelte gleich mit harten Schlägen auf ihn ein. Ich fasste es nicht, dass er sich weder bewegte noch zurückschlug. Er blieb einfach vor mir stehen. Nahe am Rand des Rings verpasste ich ihm eine Rechte auf sein linkes Ohr und versuchte ihm das Trommelfell zu zerschlagen. Ungefähr in der Mitte der Runde überraschte ich ihn mit einer harten Rechten und setzte ihm so sehr zu, dass er gegen Ende der ersten Runde benommen wirkte. Er hatte ein paar richtig fette Treffer einstecken müssen.

Ich ging in meine Ecke und setzte mich. Wegen der Antibiotika tropfte ich wie ein angeschlagener Wasserhahn. Aber das störte mich nicht, ich wollte nur Berbick umnieten. Übrigens kämpfte einer meiner Helden, Kid Chocolate, die ganze Zeit über mit einer Syphilis.

„Beweg deinen Kopf. Vergiss die Führhand nicht“, sagte Kevin. „Du machst hier ja den Kopfjäger. Halt dich zuerst an den Körper.“

Zehn Sekunden nach Beginn der zweiten Runde schickte ich ihn durch einen Volltreffer mit der Rechten zu Boden. Er sprang aber sofort wieder auf und ging auf mich los. Er versuchte zurückzuschlagen, aber seine Schläge blieben wirkungslos. Ungefähr eine halbe Minute vor Ende der Runde traf ich ihn mit einem Körperhaken und setzte einen Aufwärtshaken nach, der aber danebenging. Dafür traf ich ihn mit der Linken an der Schläfe. Etwas verzögert ging er zu Boden. Ich hatte den Schlag selbst nicht gespürt, aber er tat beste Wirkung. Berbick versuchte aufzustehen, stürzte aber wieder zu Boden. Mir fiel auf, dass sein Knöchel geknickt war.

„Der steht vor dem Auszählen nicht mehr auf“, dachte ich.

Ich behielt recht. Berbick versuchte ein zweites Mal aufzustehen, taumelte über den Boden und fiel wieder hin. Als er es am Ende doch noch schaffte, umarmte ihn Mills Lane und schleppte ihn fort. Das war’s. Ich war der jüngste Schwergewichtsweltmeister aller Zeiten.

„Es ist vorbei. Das war’s. Wir haben eine neue Ära im Boxsport“, sagte der HBO-Ansager Barry Watkins.

„Mike Tyson hat gemacht, was Mike Tyson normalerweise macht. Er hat gekämpft“, fügte Sugar Ray Leonard hinzu.

„Und Kampf schreibt man hier groß“, sagte Watkins.

Ich war einfach nur benommen und empfand überhaupt nichts. Mir war bewusst, was um mich herum vor sich ging, ich war aber wie betäubt. Kevin umarmte mich. José Torres kam zu mir.

„Ich kann nicht glauben, was der Mann gesagt hat. Mit 20 werde ich ein verdammter Weltmeister sein“, sagte ich zu ihm. „Dieser verdammte Scheiß ist doch irreal. Weltmeister mit 20. Ich bin ein kleiner Junge, ein verdammt kleiner Junge.“

Jimmy trat in den Ring und küsste mich.

„Glaubst du, Cus hätte es gefallen?“, fragte ich. Jimmy lächelte.

Don King, dessen Sohn Berbick managte, kam rüber, um mir zu gratulieren. Ich blickte über das Publikum hinweg und verspürte ein Gefühl der Arroganz. „Ja, wir haben’s geschafft“, dachte ich. „Ich und Cus haben es geschafft.“ In meinem Kopf redete ich mit Cus: „Wir haben es geschafft und den ganzen Typen gezeigt, dass sie falschlagen. Ich wette, Berbick hält mich jetzt nicht mehr für zu klein, oder?“ Dann merkte ich, dass Cus die Art, wie ich gekämpft hatte, verabscheut hätte.

„Alles, was du im Ring vorgeführt hast, war Müll“, hörte ich ihn in meinem Kopf sagen. „Aber der Ausgang war so fulminant, dass er allen im Gedächtnis bleibt.“

Es war Zeit für die Interviews nach dem Kampf. Ich musste Cus würdigen. Ich, der bedeutendste Boxer der Welt, war seine Kreatur. Cus hätte dabei sein müssen. Er hätte diesen Leuten, die ihn als verrückt abgetan hatten, mal so richtig den Kopf gewaschen, und ihnen gesagt: „Keiner hier kann meinen Jungen schlagen. Er ist erst 20, aber keiner auf der Welt zwingt ihn in die Knie.“

„Auf diesen Augenblick“, sagte ich zu Beginn der Pressekonferenz, „habe ich mein ganzes Leben gewartet, seitdem ich mit dem Boxen angefangen habe. Berbick war ein sehr starker Gegner. Ich hätte nie erwartet, dass er so stark wie ich ist … Ich habe ihm jeden Hieb mit üblen Absichten verpasst. Meine Bilanz reicht für die Unsterblichkeit, sie wird nie übertroffen werden. Ich will ewig leben … Ich denke nicht daran, zu verlieren … Um zu verlieren, müsste ich tot hinausgetragen werden. Ich war gekommen, um zu zerstören und den Weltmeistertitel im Schwergewicht zu erringen. Ich habe es geschafft. Ich möchte meinen Kampf meinem großen Betreuer Cus D’Amato widmen. Ich bin sicher, er ist hier, schaut herunter, redet mit all den großen Kämpfern und sagt, dass es sein Junge geschafft habe. Ich dachte, er sei ein irrer weißer Typ … aber er war ein Genie. Alles, was er vorausgesagt hat, ist eingetroffen.“

Jemand fragte, gegen wen ich als Nächstes antreten würde.

„Mir ist egal, gegen wen ich als Nächstes kämpfe“, sagte ich. „Wenn ich der Größte sein will, muss ich gegen jeden kämpfen. Ich will gegen alle antreten.“

Nach dem Kampf lobte mich sogar Dundee.

„Tyson teilt Kombinationen aus, die ich noch nie gesehen habe. Ich war verblüfft. Ich habe mit Ali und Sugar Ray gearbeitet, sehe aber bei Tyson eine einzigartige Dreier-Kombination. Wann sieht man schon einen Boxer, der eine Rechte in die Niere schlägt, in der Mitte einen Uppercut anbringt und dann einen linken Haken verpasst?“

Den Gürtel legte ich die ganze Nacht nicht mehr ab. Ich trug ihn in der Eingangshalle des Hotels, auf der Siegesfeier nach dem Kampf und noch danach, als ich ganz spät mit Jay Bright, meinem Zimmerkameraden in Cus’ Haus, mit Bobby Stewarts Sohn und dem Kämpfer Matthew Hilton einen heben ging. Wir gingen vom Hilton aus schräg über die Straße in die Kellerbar The Landmark in Las Vegas. Obwohl der Laden leer war, setzten wir uns und becherten die ganze Nacht durch. Ich trank Wodka pur und war am Ende sturzbesoffen. Matthew kippte am Ende der Nacht aus den Latschen. Danach zog ich einfach weiter herum, ging zu verschiedenen Mädchen nach Hause und führte meinen neuen Meisterschaftsgürtel vor. Ich hatte keinen Sex mit ihnen, blieb einfach eine Weile da, zog zur Nächsten weiter und blieb ein bisschen bei ihr. Es war verrückt. Man erinnere sich daran, dass ich damals gerade 20 Jahre alt war. Und das hieß, dass viele meiner Freunde gerade 15 oder 16 waren. Der Altersunterschied war nicht sehr groß. Weil ich Weltmeister war, erwarteten alle ganz plötzlich von mir, dass ich ein total beherrschter Typ war – wegen dieses Titels und was er darstellte. Aber eigentlich war ich nur ein Kindskopf, der auf Fun aus war.

Und ich war orientierungslos. Zu der Zeit, als ich den Gürtel errang, war ich seelisch richtig kaputt, weil mir jede Führung fehlte. Mit fehlte Cus. Für ihn hatte ich diesen Gürtel erringen müssen. Wir hatten ihn erringen oder untergehen wollen. Ohne den Gürtel aus dem Ring zu steigen, wäre undenkbar gewesen – wegen all dieser Opfer, dieser Leiden und der ganzen

Hingabe Tag für Tag. Als ich früh am Morgen in mein Hotelzimmer zurückkehrte, schaute ich mich mit dem Gürtel im Spiegel an und stellte fest, dass ich unsere Mission erfüllt hatte. Jetzt war ich frei.

Aber dann erinnerte ich mich wieder an ein Lenin-Zitat, das ich in einem der Bücher in Cus' Bibliothek gelesen hatte. „Freiheit ist etwas sehr Gefährliches. Wir rationieren sie sehr vorsichtig." Ich hätte diese Warnung in den folgenden Jahren beachten sollen.

Ich heiße Mike Tyson. Ich bin Profiboxer. Boxen ist ein einsamer Sport. Beim Sparring, beim Training und insbesondere beim Lauftraining habe ich viel Zeit zum Nachdenken. Am meisten denke ich daran, wie gefährlich Drogen sind und wie sehr sie Menschen schaden. Aber wir können von Drogen loskommen, wenn sich jeder Einzelne von uns dazu entscheidet, *Nein* zu sagen. Das ist ein kurzes Wort mit großer Bedeutung. Sag es. SAG NEIN ZU DROGEN!“

Diesen öffentlichen Aufruf nahm ich für die US-Antidrogenbehörde auf, damit er unmittelbar vor meiner ersten Titelverteidigung 1987 gesendet würde. Eine ähnliche Anti-Drogen-Werbung machte ich auch für den Bundesstaat New York. Auf den Bildern dazu boxte ich auf einen Sandsack ein und wandte mich der Kamera zu: „Recht so! Halte dich von Drogen fern, damit du gewinnst.“

Das Paradoxe an dieser Geschichte war: Während ich diese Spots machte, finanzierte ich meinem Freund Albert sein Crack-Unternehmen in Brownsville. Um die Zeit, als Cus starb, gab ich App 5.000 Dollar hier, 10.000 Dollar da, einfach nur, damit er für niemanden arbeiten musste. Ich war kein Geschäftspartner und verlangte für diese Zahlungen keinerlei

Gegenleistung. Ich machte mir einfach Sorgen um seine Sicherheit. Albert und ich waren zusammen aufgewachsen und hatten zusammen geraubt und geklaut. Ich wollte nicht, dass er sich Sorgen machen musste, wenn ein Dealer, für den er arbeitete, Forderungen an ihn stellte. In den 1980er Jahren lief das Drogengeschäft in Brownsville wie die Sklaverei in den 1820ern ab. Wer sich mit diesen Leuten eingelassen hatte, dessen Leben war nichts mehr wert. Wenn man von so einem Typen ein Päckchen angenommen hatte, konnte man nicht mehr einfach so aussteigen. Man war sein Eigentum geworden.

Ich dachte darüber nach, Albert bei mir einzustellen, aber Jungs wie ihm fehlten einfach die sozialen Fähigkeiten. Sie konnten sich nicht vorstellen, zu allen nett zu sein, nicht mehr zu dealen, zu allem Ja zu sagen und einem Typen bloß deshalb in den Arsch zu kriechen, weil er Weltmeister war. Sie ließen sich von keinem herumkommandieren. In Brownsville hatten wir nur Gewalt gekannt, sogar gegen Leute, die wir eigentlich mochten. Albert war zu sehr ein Hardcore-Typ, um in meine Entourage einzutreten. Er hätte nicht diesen Mike Tyson gegeben: „Ja, Ma'am, wie geht es Ihnen? Kann ich Ihnen helfen?" Er wäre bei mir durchgedreht und hätte sich einfach nicht im Griff gehabt. Also sagte ich ihm lieber, er solle Geld von mir annehmen.

Aber mein Plan ging nicht auf. 1989 wurden Albert und weitere Freunde von mir von einem jungen Türken, der an den Fleischtopf drängte, erschossen. Sie waren damals erst um die 20. Mit gerade einmal 16 hatte der Täter seinen Traum vom Benz, den Mädels und dem Ansehen verwirklichen wollen. Auf die Art kamen viele um. Ich kam für die Kosten vieler Beerdigungen auf.

★ ★ ★

Als ich nach meinem Sieg als Weltmeister nach New York zurückkehrte, tat ich zweierlei: Zuerst fuhr ich nach Catskill und zeigte überall meinen Gürtel herum. Drei Wochen lang trug ich ihn auch außer Haus und schlief manchmal sogar mit ihm. Eines Tages ging ich in die Küche und sagte Jay

Bright, er solle mit mir eine Fahrt unternehmen. Da war noch jemand, dem ich meinen Gürtel zeigen musste. Ich sagte Jay, er solle zum Spirituosenladen fahren, gab ihm Geld für eine Magnum-Flasche Champagner Dom Pérignon und ließ mich von ihm zum Friedhof kutschieren. Als wir an Cus' Grab standen, weinten wir beide. Wir sprachen ein kurzes Gebet, ließen den Korken knallen, nahmen einen tiefen Schluck aus der Pulle und gossen den Rest über das Grab. Als wir gingen, ließen wir die leere Flasche auf dem Gras zurück.

Dann fuhr ich nach New Jersey, um mich um das Grab meiner Mom zu kümmern. Ihr Freund Eddie war von einem Auto überfahren worden und unmittelbar vor meinem Kampf gegen Berbick gestorben. Jetzt lag er neben meiner Mutter. Ich ließ beide in prachtvolle Bronzesärge umbetten und einen wuchtigen, gut zwei Meter hohen Grabstein aufstellen. So wussten alle, die auf den Friedhof kamen, dass Mike Tysons Mutter hier lag.

Inzwischen war ich in die Wohnung gezogen, die mir Jimmy und Steve Lott in ihrem Haus beschafft hatten – wahrscheinlich um mich, ihren Goldesel, besser im Auge zu behalten. Ich wollte meinen Meistertitel richtig genießen. Wir hatten uns zum ersten Mal ein Ziel gesteckt und es mit Blut, Schweiß und Tränen erreicht. Jetzt konnte man mich in einem Atemzug mit Joe Louis und Ali nennen. In diesem Glanz wollte ich mich sonnen, hatte aber ein schlechtes Gewissen und fühlte mich ausgehöhlt. Cus konnte nicht mehr mitfeiern und mich auch nicht mehr anleiten. Zum ersten Mal seit Jahren hatte ich kein Ziel oder kein Bedürfnis mehr, etwas zu leisten. Hätte ich eine Lebensgefährtin oder ein Kind gehabt, wäre es wohl anders gewesen. Alle meine Freunde hatten damals Kinder. Aber ich hatte zu viel mit meinen Kämpfen zu tun gehabt.

Außerdem kam ich mir wie ein Schwindler vor. Jimmy und Bill achteten darauf, dass ich mein Brownsville-Image ablegte, und versuchten, mir einen positiven Anstrich zu geben. Aber Brownsville war wie ich, war wie meine Persönlichkeit und war mein Barometer. Das war die Essenz dessen, was Cus mir eingebläut hatte. Ich musste diese Anti-Drogen-Botschaften

ausgeben und für die New Yorker Polizei auf Plakaten posieren, dabei wussten doch alle, dass ich ein Verbrechertyp war.

Ich kam aus einer Besserungsanstalt. Und jetzt sollte ich plötzlich ein Guter sein? Nein, ich spielte nur einen beschissenen Onkel-Tom-Nigga.

Ich fühlte mich wie ein dressierter Affe. Alles, was ich tat, wurde besprochen, alles musste wohlüberlegt sein. Wenn ich in eine Talkshow ging, durfte ich keinen protzigen Schmuck tragen. Steve bat mich sogar, meine zusammenpassenden goldenen Armketten abzulegen. Mit solchen Einschränkungen wollte ich nicht leben. Ich war doch nicht Weltmeister im Schwergewicht geworden, um als netter Typ zu kuschen. Wäre es nach Jimmy und Cayton gegangen, wäre ich ein zweiter Joe Louis geworden, kein Ali oder Sonny Liston. Sie wollten mich als einen Helden, aber ich wollte ein Bösewicht sein. An einen Bösewicht erinnert man sich immer, selbst wenn er den Helden nicht überstrahlt. Auch wenn ihn der Held umbringt, macht erst der Bösewicht den Helden zum Helden. Er ist unsterblich. Zudem wusste ich, dass Joe Louis' Heldenimage fabriziert war. Im echten Leben schnupfte er gerne Kokain und vögelte Heerscharen von Mädchen.

Ich wollte, dass die Leute sich vor mir verneigten, dass sie auf mich eingingen, wollte mir die Frauen vom Hals schaffen. So hatte es mir Cus ausgemalt. Dabei war das doch jetzt meine Zeit im Ring. Ich saß immer noch auf der Tribüne und wurde nicht in den Ring gelassen.

Als ich in mein Apartment zog, besorgte mir Steve eine große Stereoanlage, die zwölf Riesen gekostet hatte. Er bekam Ärger mit Jimmy, weil er für sie so viel von meinem Geld ausgegeben hatte. Als wir später im Jahr durch die Läden im Caesar's Palace schlenderten, sah ich eine Armbanduhr.

„Nimm deine Kreditkarte und kauf mir diese Uhr", sagte ich.

„Kommt nicht in die Tüte", sagte Steve.

„Warum nicht? Ich zahl's dir doch zurück", protestierte ich.

„Kommt nicht in Frage. Jim reißt mir den verdammten Kopf ab."

Genau da sagten mir meine Dämonen: „Diese weißen Typen kümmern sich nicht so um dich wie Cus.“

Ich liebte Jimmy, aber er versuchte mich immer auf Kurs zu halten.

„Du musst das machen, Mike. Wenn du es nicht tust, verklagt uns dieser Millionen schwere Konzern.“ Also musste ich den Kampf bestreiten oder Werbespots drehen. Ich war immer noch ein unreifer Kindskopf. Mitten in Werbeaufnahmen sagte ich: „Ich will diesen Scheiß nicht machen. Ich will nach Brownsville und mit meinen Freunden um die Häuser ziehen.“

Ich fuhr an fast jedem Abend nach Brownsville, an dem ich nicht trainierte, und wurde dort buchstäblich königlich behandelt. Wenn meine jamaikanischen Freunde meine Limousine heranrollen sahen, zückten sie ihre Schusswaffen.

„Sie schießen für dich, Mike, 21 Knarren, Nigga!“, sagte einer von ihnen.

Sie empfingen mich mit einem Salut aus 21 Kanonen: peng, peng, peng …

Wenn ich manchmal mit ein paar Freunden die Straße entlang ging, sah ich einen Typen wieder, der mir vor Jahren blöd gekommen war. Meine Freunde wussten nicht, dass ich Stress mit ihm hatte, aber allein an der Art, wie er mich anschaute, erkannten sie, dass wir nicht gut aufeinander zu sprechen waren.

„Kennst du diesen Wichser, der dich anschaut? Wer ist der?“, wollte mein Freund wissen.

Ich brauchte nicht zu antworten.

„Wen glotzt du so an, Arschloch?“, fragte mein Freund. Und schon ging’s los. Sie prügelten auf ihn ein. Ich musste verlangen, dass sie von ihm abließen.

Kaum verdiente ich einen Haufen Geld, hatte ich im Ghetto meinen Ruf als Robin Hood weg. Leute, die es nicht besser wussten, machten einen Elefanten daraus, dass ich nach Brownsville zurückging und mein Geld verschenkte. Aber das war ganz normal. Leute aus meinen Verhältnissen hatten eine Verantwortung, sich auch noch 20 Jahre später um ihre Freunde zu kümmern. Wenn ich also verschwand, Geld verdiente und zurückkam, musste ich Freunden aus der Patsche helfen, denen es weniger gut ging. Ich

holte Geld aus Caytons Büro ab und packte 100-Dollar-Scheine in Pakete zu 1.000 Dollar zusammen. Normalerweise trug ich 25.000 Dollar in bar mit mir herum, die ich unter Freunden verteilte, wenn ich sie sah. Ich sagte ihnen, sie sollten sich einen Maßanzug kaufen, weil wir am Abend ausgehen würden.

Ich musste die Leute gar nicht kennen, denen ich Geld gab. Ich hielt meinen Wagen an und reichte Pennern und Obdachlosen 100-Dollar-Scheine hinaus. Ich sammelte eine Horde Straßenjungs ein, fuhr sie zum Sportwarengeschäft Lesters und kaufte allen neue Sneakers. Später bekam ich mit, dass Harry Houdini nach seinem Durchbruch das Gleiche gemacht hatte. Ich glaube, das machen alle Armen, die rasend schnell zu Geld kommen. Sie haben das Gefühl, es nicht verdient zu haben. Auch mich überkam dieses Gefühl manchmal, wenn ich vergaß, wie viel ich für meine Karriere geschuftet hatte.

Es war ein verkommenes, von Drogen, Banden, Sex und Dreck verseuchtes Viertel. Und aus eben dieser Jauchegrube stammte ich. Diesen Leuten einfach Geld zu geben, ihnen zu helfen, löste zwar nicht ihre Probleme, machte sie aber happy.

Immer wenn ich Geld verteilte, suchte ich natürlich auch die ganzen alten Damen auf, die mit meiner Mutter befreundet gewesen waren. Ich saß mit einem Freund im Wagen und fuhr zu einer Siedlung, von der ich wusste, dass dort eine bestimmte alte Frau wohnte. Ich ließ meinen Freund im Wagen zurück, stieg aus und klopfte an ihre Tür, um ihr etwas Geld abzugeben. Und das machte ich immer wieder. Vielleicht wollte ich mich so von meinen Sünden reinwaschen und mir einen Platz im Himmel zurückkaufen. Ich war auf der Suche nach Erlösung.

Ich haderte oft mit mir selbst, hatte in Brownsville aber immer Freunde, die mich davon abbringen wollten. Ich klagte über mein hartes Leben, aber irgend so ein Arsch, den ich hier nicht nennen will, blickte mich an:

„Ach, das ist hart? Wen hast du denn gerade umgebracht, Mike? In welches Haus bist du eingestiegen und hast alle aufgehängt, hä, Mike?“

Immer wenn ich etwas Negatives über mich sagte, meinte er: „Du bist kein schlimmer Finger, Mann. Du verschwindest nicht einfach von da, wo du herkommst, weil du jetzt Geld hast. Wenn du kein guter Mann wärst, hätten wir dich längst in den Kofferraum gepackt, Mike."

Viele Freunde aus Brownsville landeten im Knast in Coxsackie, unweit von Catskill. Mit den meisten, die dort im Gefängnis arbeiteten, war ich in die Schule gegangen. Wenn ich Freunde im Knast besuchte, traf ich sie nicht im Besucherraum, sondern hing mit ihnen in der Zelle rum, weil ich den Gefängnisdirektor und alle Aufseher kannte. Ich schenkte Freunden meine Halskette und die Schuhe an meinen Füßen, wenn die Wärter wegschauten. Als ich einmal durch den Korridor an den ganzen Zellen vorbeiging, sah ich Little Spike aus der Bronx, der mit mir in Spofford eingesessen hatte. Inzwischen war er kein kleiner Fisch mehr, sondern ein echtes Untier.

„Na, Mike. Was gibt's, Mann? Wie steht's bei dir?", schrie er.

Er vermutete wohl, dass ich wieder geschnappt worden wäre und zur Zelle geführt wurde.

Ich lebte ein verrücktes Doppelleben. An einem Tag besuchte ich Freunde in der Gefängniszelle und hing am nächsten mit dem Sänger und Songwriter Rick James zusammen. Ich hatte ihn schon ein paar Mal getroffen, bevor wir uns auf einer Party anlässlich eines neuen Films zum ersten Mal richtig unterhalten hatten. Obwohl sich in dem riesigen Club vielleicht 1.000 Leute aufhielten, war Rick James nicht zu übersehen. Er rief mich zu sich rüber: „He, Mike, lass uns zusammen ein Foto machen." Er posierte mit Eddie Murphy und Sylvester Stallone. Ungefähr zu der Zeit hatte er viel Geld verdient, weil MC Hammer für seinen Hit „U Can't Touch This" ein Sample seines Songs „Super Freak" benutzt hatte, und war folglich wieder im Geschäft.

Das nächste Mal begegnete ich ihm im Eingangsbereich eines Hotels am Sunset Boulevard. Ich saß mit Ricky Schroder und Alfonso Ribeiro, der in der Sitcom *Der Prinz von Bel-Air* mitspielte, vor dem Hotel und chillte. Obwohl Ricky damals wahrscheinlich erst 17 und Alfonso vielleicht 16

war, tranken wir Bier. Als ich aufschaute, sah ich, wie ein Cabrio Rolls-Royce Corniche vorfuhr und Rick ausstieg. Er trug ein knallbuntes Hemd, das offenstand, und eine nicht gebundene Krawatte. Er kam zu uns herüber, klatschte mit mir ab, schaute Alfonso an und, peng, verpasste er ihm einen Schlag.

„Gib mir das verdammte Bier“, herrschte er Alfonso an und schnappte sich sein Getränk.

„Rick, das ist ein Kind. So kannst du mit ihm nicht umspringen“, protestierte ich.

Er griff sich einfach die Flasche und kippte das Bier in sich hinein, ohne zu fragen, ob der Junge vielleicht Herpes hatte.

„Was gibt’s, Nigga?“, sagte er zu mir.

Rick war alles scheißegal. Eddie Murphys Bruder Charles hat mir mal eine Geschichte über ihn erzählt: „Er arbeitete einmal an einem Musiktitel mit Eddie Murphy zusammen und hielt sich in dessen Haus auf. Als ich hereinkam, trat Eddie auf mich zu. ‚Mike, dieser Nigga legt seine Füße auf meine Stühle‘, beklagte er sich über Rick. Eddie hatte ein makelloses Heim, in dem alles geordnet zugehen musste. Als Rick seine stinkenden Füße auf die Stühle legte, sagten sie ihm, er solle das bleiben lassen. Aber Rick war das scheißegal. ‚Scheiß drauf, ich kann machen, was ich will‘, sagte er nur. Daraufhin trat Eddies Bruder Charlie auf Rick zu. ‚Arschloch, das ist jetzt kein Witz mehr‘, sagte er nur und packte Rick an der Kehle. Das kam bei Rick schlecht an. Er stand auf, klopfte sich etwas Staub ab, und als ihm Charlie den Rücken zuwandte, rief er: ‚Hey, Charlie.‘ Charlie drehte sich um, und, wumm, bekam er einen so heftigen Faustschlag verpasst, dass sich in seinem Gesicht das ‚RJ‘ von Ricks fettem Diamantring abdrückte.“

Ich kam am nächsten Tag wieder. Diesmal staunten Eddie und Charlie, dass Prince und seine Jungs im Basketball gesiegt hatten. Obwohl Prince seine hochhackigen Schuhe anhatte, traf er jedes Mal den Korb.

Das Verdienst, mich gut in den Lebensstil eines Stars eingeführt zu haben, muss ich vor allem Anthony Michael Hall zusprechen. Mit ihm war ich häufig zusammen, als ich schon berühmt, aber noch nicht Weltmeister war.

Michael wusste, wo’s langgeht. Er war der Erste, den ich kannte, der Promi-Knete hatte. Und die schmiss er mit vollen Händen zum Fenster hinaus. Überall hatte er fette Schlitten stehen. Und er war wahnsinnig spendabel. Daran, dass ich mir eine Limousine anschaffte, als ich meinen Caddy zu Schrott gefahren hatte, hatte er Schuld: Ich war richtig auf den Geschmack gekommen, als er mit mir in seiner herumkutschiert war.

In diesem neuen Schlitten fuhr ich 1987 zu Eddie Murphys Neujahrsparty, die in seiner Villa in New Jersey stattfand. Es wimmelte nur so vor Stars wie Al B. Sure, Bobby Brown, Run DMC und Heavy D. Obwohl ich großspurig rumtönte, war ich noch immer etwas schüchtern. Aber das hielt mich nicht davon ab, in dieser Nacht drei Mädchen auf die Rückbank meiner Limousine zu packen und sie mit nach Hause zu nehmen.

Die Tage meiner Abstinenz waren vorbei. Ich war in allem extrem, auch beim Sex. Kaum hatte ich die ersten Frauen gevögelt, öffneten sich alle Schleusen. Es war mir egal, ob sie klein, groß, hässlich, aus der High Society oder vom Strich waren. Es gab nur ein Kriterium: Sie mussten noch atmen. Trotzdem fehlte mir immer noch eine klare Linie. Ich wusste meistens gar nicht, wie ich an Frauen herankam.

Als ich nach Brownsville ging, besuchte ich einen Freund aus der Kindheit, der inzwischen Zuhälter war. Wir saßen in seinem brandneuen Riesenschlitten und redeten, als er plötzlich anhielt und aus dem Wagen stieg.

„Los, mach deinen verfickten Trick“, brüllte er eines der Mädchen an, die an der Straße beieinanderstanden. „Siehst du den Arsch da an der Ecke? Was quatschst du mit den Weibern rum?“

Dann stieg er wieder in den Wagen.

„Diese Tussen brauchen Führung, Mike“, sagte er. „Sie lassen sich total schnell ablenken. Ich muss mir einen Blindenhund anschaffen, der sie führt.“

Einmal besuchte ich ihn um vier Uhr morgens.

„Was zum Teufel machst du hier, Mike?“, fragte er.

Ich hatte ihm noch nie gesagt, dass ich eines seiner Mädchen vögeln wollte, aber er ließ mich auch gar nicht zu Wort kommen.

„Verschwinde von hier, Mike. Zum Teufel, du bist Mike Tyson. Du willst doch wohl nicht mit diesen abgetakelten Schlampen ficken."

Manchmal war ich mit Freunden zusammen, mit denen ich Raubüberfälle begangen hatte. Inzwischen hatten sie ihren Mercedes und sahen so betucht aus wie ich. Wir hatten einen Mordsspaß in einem Club, als eine schöne Frau mit ihrem Typen vorbeikam. Während ich mit ihr redete, hielten meine Jungs ihren Mann von ihr fern. Mann, war ich ein Arschloch, zusammen mit diesen dummen, ungehobelten und großspurigen Gorillas mit Waffen. Sie schauten den Mann an, als wollten sie sagen: „Was zum Teufel machst du hier, Nigga?" Derweil sagte ein anderer Typ zu dem Mädchen: „Du bist besser nett zu meinem Freund oder ich leg deinen verdammten Ehemann um." Das war der Stil in den 80ern.

In Brownsville redete ich nie mit Mädchen. Sie hatten vor mir Angst, weil ich früher so grob und gemein gewesen war. Die Mädchen aus meinem Viertel haben mich schon immer durchschaut, für sie war ich nie eine gute Partie. Meine Freunde versuchten es für mich manchmal so: „Komm her, Baby, lass mich mit dir reden." Leichter lernte ich Mädchen in der weißen Szene kennen. Ich bekam Kontakt bei Fotoshootings, bei Interviews oder mit Models, die auf dem Shooting mit mir arbeiteten. Als Weltmeister genoss ich bei Frauen etwas mehr Vertrauen, aber es machte sie auch deutlich angriffslustiger. Deshalb hatte ich das Gefühl, dass ich ruhig ein paar Grenzen überschreiten durfte. Wenn sie mich umarmten, meinte ich, ihnen an den Hintern fassen und sie küssen zu dürfen, weil ich es mit 20 nicht besser wusste. Ich glaubte ernsthaft, dass jede Frau, die sich mir näherte, mit mir Sex haben wollte. Bevor ich „Mike Tyson" war, wollte niemand etwas mit mir zu tun haben, insbesondere Frauen nicht. Deshalb versuchte ich jede wiederzusehen, mit der ich schon einmal geschlafen hatte.

Mir fehlte immer noch die Antenne, um weibliche Absichten zu verstehen. Wenn mich schöne Frauen anmachten, zierte ich mich wie ein Schmock.

Statt zu sagen: „Hey, gehen wir in mein Auto“ oder: „Schieben wir in meinem Apartment eine Nummer“, machte ich Pläne, mit der Betreffenden am nächsten Tag ins Kino zu gehen. Ich ging nach Hause, holte mir einen runter und dachte dabei an sie. Dabei hätte ich einfach nur sagen sollen: „Warum kommst du nicht gleich rüber?“ Einmal telefonierte ich stundenlang mit einem Mädchen, bis sie schließlich sagte: „Hey, weißt du was? Ich steige jetzt einfach ins Auto und komme zu dir.“ Im tiefsten Innersten dachte ich: „Gott sei Dank.“ Ich versprühte Raumspray, obwohl die Wohnung ganz in Ordnung war, und holte Kondome und ein paar Pornofilme raus. Alles war bereit. Ich war einfach nur glücklich.

Wenn ich mit älteren Stars im Columbus zusammen war, und sie ein Mädchen sahen, das mich offenbar mochte, sagten sie: „Warum bringst du sie nicht in mein Hotel zum Abendessen mit? Sie merkten, dass ich bei den Mädchen irgendwie verkrampft war. Als sich im Columbus Mädchen für mich zu interessieren begannen, ging ich mit manchen nach unten in die Toilette. In dem gerammelt vollen Club sah man uns gemeinsam verschwinden. Und wenn wir wieder nach oben kamen, war der Rücken des Mädchens vom Toilettenboden völlig verdreckt. Paulie sagte dann: „He, Mike, die kommen ja alle dreckig wieder hoch.“

Kaum hatte ich angefangen, konnte ich nicht mehr aufhören und ließ mich zügellos gehen. In meinem Hotelzimmer in Vegas hielten sich mal zehn Frauen auf. Als ich zur Pressekonferenz nach unten ging, nahm ich eine mit und ließ die anderen im Zimmer zurück. Manchmal zog ich mich aus, legte den Meisterschaftsgürtel an und vögelte mit dem Mädchen. Immer wenn eine willig war, wollte ich es mit ihr machen. Das Verrückte war, dass ich sie alle zu befriedigen versuchte. Aber das ging nicht, diese Weiber waren verrückt. Irgendwann legte ich mir eine Rollkartei zu, in der ich Mädchen in verschiedenen Städten eintrug. Ich hatte Geliebte in Las Vegas, in L.A., in Florida und in Detroit. Oh Mann, warum tat ich mir das bloß an?

Ich geriet völlig aus der Spur und machte mich selbst fertig. Ich trainierte hart und ließ es ebenso heftig krachen: saufen, die ganze Nacht Frauen

vögeln und kämpfen. Dieser dumme Ego-Mist halt, den ein junger Kerl mit ein bisschen Schotter so treibt.

Zu dieser Zeit lernte ich ein Mädchen kennen, das mir überlegen war. Ich war ein paar Leuten vorgestellt worden, die an der Spitze der Modewelt standen. Das war nicht mehr das Columbus, sondern echter internationaler Jetset, der mit dem Königshof dinierte. Zu der Zeit ging ich mit einem Model aus, über das sich mein Freund Q ärgerte. „Vergiss sie, Mike. Ich bring dich mit der schönsten Frau der Welt in Kontakt. Sie ist noch ein Teenager, wird aber bald das teuerste Model werden. Geh besser jetzt ran. In ein paar Jahren redet sie mit keinem mehr."

Q lud mich zu dieser Party ein, zu der auch das Mädchen kommen würde. Sie fand in einem exquisiten Apartment an der 5th Avenue statt. Wir chillten, als Q mit diesem Model zu mir kam, damit ich sie kennenlernen konnte. Q hatte nicht zu viel versprochen. Sie hatte einen verblüffenden englischen Akzent und machte gerade Karriere. Sie wusste, wer ich war, und schien an mir interessiert zu sein. Wir tauschten Telefonnummern aus. Am nächsten Tag suchte ich nach dem Zettel, den sie mir in die Hand gedrückt hatte, und fand ihn. „Naomi Campbell" hatte sie draufgekritzelt, und ihre Nummer. Ich rief sie an, und wir verabredeten uns. Wir konnten nicht voneinander lassen. Sie war eine sehr leidenschaftliche und sinnliche Person. Tatsächlich hatten wir viel gemeinsam. Sie war auch nur bei einem Elternteil aufgewachsen. Ihre Mutter hatte sich krummgelegt, um Geld für ihre Ausbildung auf Privatschulen zusammenzukratzen. Naomi war ihr Leben lang eine privilegierte kleine Dame gewesen.

Wir stritten viel. Dass ich dauernd mit anderen Mädchen zusammen war, passte ihr überhaupt nicht. Ich glaube nicht, dass wir für eine große Liebesaffäre bestimmt waren, steckten aber richtig gerne zusammen. Sie war unglaublich auf ihre Karriere fokussiert – eine ehrfurchteinflößende Person mit einem starken Willen. Sie ließ es nicht zu, dass man hinter meinem Rücken schlecht über mich redete, und sie kämpfte für einen. Wenn ich in eine Rauferei geriet, stellte sie sich neben mich und hatte keine Furcht, sich einzumischen. Sie war damals einfach ein kleines Mädchen,

das seinen Weg suchte, so wie ich, und der Welt ausgeliefert. Wir hatten damals überhaupt keine Ahnung vom Leben, jedenfalls ich nicht. Aber wenige Jahre später hatte sie den Höhepunkt ihres Könnens erreicht. Dann konnte ihr keiner mehr widerstehen. Sie hätte jeden Mann auf dem Planeten haben können und war einfach umwerfend.

Aber ich wollte mich nicht mit *einer* Frau begnügen. Neben den jungen Damen, mit denen ich gelegentlich ins Bett ging, verkehrte ich auch mit Suzette Charles. Suzette war bei der Wahl zur Miss America eingesprungen und auf dem zweiten Platz gelandet. Als von der Erstplatzierten, Vanessa Williams, in der Zeitschrift *Penthouse* Nacktaufnahmen erschienen, musste sie ihre Krone an Suzette abgeben. Suzette, ein sehr nettes, reifes Mädchen, war ein paar Jahre älter als ich.

Aber wieso musste ich mit diesen ganzen Mädchen herumjonglieren? Ich kann mir nicht vorstellen, dass ich das heute noch bewältigen würde. Man besucht die eine, und wenn es langweilig wird, besucht man eine andere. Und am Ende des Abends, nachdem man zwei oder drei Frauen besucht hat, geht man nach Hause und ruft eine an, damit sie die Nacht mit einem verbringt. Das war ein verrückter Lebensstil, aber alle in meiner Umgebung damals behaupteten, das sei normal. Schließlich hätte ich es mit bekannten Leuten zu tun, und die machten es genauso.

Ich hatte bei den Frauen also binnen kurzer Zeit von Enthaltsamkeit auf Völlerei umgeschaltet. Und dann legte ich noch eine aufs Büffet: Ich lernte Robin Givens kennen. Als ich in England mit einer britischen Braut im Bett lag, lief gerade *Soul Train* im Fernsehen. Und als ich auf den Bildschirm blickte, sah ich in der Sendung ein wunderschönes schwarzes Mädchen.

„Wer ist dieses Mädel?“, fragte ich die britische Schnecke.

Weil sie es auch nicht wusste, verfolgte ich die Sendung weiter. Die Gäste wurden als die Besetzung der Sitcom *Head of the Class* vorgestellt. Ich rief meinen Freund John Horne in Los Angeles an, der darauf ihren Agenten anrief. Und als ich wieder in den USA war, verabredeten wir ein Abendessen in L.A. Ich ging mit meinem alten Freund Rory Holloway aus Catskill hin. Wir trafen uns im Le Dome, einem netten Restaurant am

Sunset Boulevard. Ich kam damals immer zu spät, weil ich meinte, alle müssten auf mich warten. Aber ich hätte merken müssen, dass etwas im Busch war, als ich ins Restaurant spazierte und Robin mit ihrer Schwester, ihrer Mutter und ihrem Presseagenten da saß.

Was ich auch nicht wusste: Robin suchte mit ihrer Mutter Ruth einen bedeutenden schwarzen Star für sich, seitdem sie das College verlassen hatte. Ich spürte nur ihre starke sexuelle Ausstrahlung, irgend so eine Chemie. Heute behauptet sie, als wir beide später an diesem Abend allein gewesen seien, sei ich auf ihrem Schoß eingeschlafen und hätte sie angesabbert. So erobert man wohl eine Frau: Man sabbert sie an.

Als ich sie und ihre Mutter bei der Arbeit beobachtete, fiel mir auf, dass ihre Mutter eine profilierte Bühnenmutter war. Sie investierte unglaublich viel, damit ihre Tochter groß herauskommen oder wenigstens eine Größe heiraten würde. Irgendwie mogelten sie sich in Cosbys Show und schlichen sich dann in sein Haus in Los Angeles.

Ich will für sie bestimmt keine Werbung machen, aber wenn man sich Robins Bericht über unsere gemeinsame Zeit anschaut, meint man den übelsten romantischen Horrorroman zu lesen, den man sich vorstellen kann. In ihrem Bericht über unseren ersten gemeinsamen Tag in L.A. redet Robin davon, dass ihre Mutter und ihre Schwester nach Japan hätten reisen müssen, damit sie allein sein konnte:

„Ich weiß nicht, was du versuchst oder was du von diesem Kerl willst. Ich weiß nicht, wem du wehzutun versuchst“, sagte ihr ihre Mutter. „Manchmal glaube ich, dass du mir wehtun willst, weil du denkst, dass ich zu viel fordere, und ein anderes Mal meine ich, dass du dir selbst wehtun willst, wegen deines Versprechens, weil du dem nicht gerecht werden kannst, was ich verlange. Aber eines weiß ich: Wenn du mit dem Feuer spielst, verbrennst du dich. Lass es dir gesagt sein: Manche Dinge sind zu gefährlich, um mit ihnen zu spielen.“

Dieser Mist klingt wie billigste Seifenoper. In Wahrheit sagte ihre Mutter wohl: Angeln wir uns diesen Typen. Darauf habe ich dich jahrelang trainiert. Bei Eddie Murphy und Michael Jordan hat es nicht geklappt, versuchen wir's jetzt also bei diesem fetten schwarzen Fisch.

„Wovon redest du, Mom?"

„Ich habe zu hart gearbeitet, um dich an so einen … zu verschleudern."

„Wir amüsieren uns nur, Mom. Meinst du nicht, dass ich es verdiene, ein bisschen Spaß zu haben?"

Ruth the Ruthless setzte ihre Ellenbogen ein und erweckte den Eindruck, ich sei ein Schmarotzer, der in die Kasse greife, wo noch nicht mal meine Monatsmiete drin sei. Dabei hatten sie nichts, als sie auf der Bildfläche erschienen. Sie waren zwei bankrotte Scharlatane, denen nichts gehörte. Sie waren eine einzige große Illusion.

In ihrem Buch stellt es Robin so dar, als hätten wir nicht miteinander geschlafen. Sie behauptet stattdessen, wir seien durch ein Einkaufszentrum gebummelt und hätten in einer Zoohandlung stundenlang mit Hundewelpen gespielt. Ich, der Weltmeister im Schwergewicht, in einem verkackten Einkaufszentrum! Was zum Teufel hätte ich da verloren?

In Wahrheit habe ich mit ihr keine Hündchen gestreichelt. Vielmehr machte ich sie mit Heroin-Dealern bekannt. Einige Monate später spazierten wir abends in Manhattan an der 6th Avenue und der 41th Street entlang. Als wir am Bryant Park vorbeikamen, sah ich einen Dealer, den ich aus Brownsville kannte. Als ich zu ihm ging und ihn abklatschte, war Robin völlig verblüfft, dass ich so einen Typen kannte. Ich bin sicher, dass ihr die Begegnung höchst peinlich war.

Ich war über drei Monate zu keinem Kampf mehr angetreten, die bislang längste Auszeit in meiner Laufbahn. Jetzt war es Zeit, nach einem weiteren Gürtel zu greifen. Am 7. März nahm ich mir in Vegas den WBA-Weltmeister James „Bonecrusher" Smith vor. In dem Kampf brachte ich keine 100-prozentige Leistung, weil ich an einem eingeklemmten

Nackennerv litt, der mich noch jahrelang plagen sollte. Ich hatte ziemliche Schmerzen. Aber ich zog in den Ring ein, als sei er mein Privatbesitz. Ich dachte einfach, dies ist mein Zuhause, und fühlte mich wohl. Aber ich war noch kein gestandener Kämpfer, sondern noch immer ein unreifes Baby.

Mein Ego war damals ganz aus dem Gleichgewicht geraten. Ich fühlte mich wie John McEnroe: „Leckt mich alle.“ Vor McEnroe hatte ich größten Respekt. Er war ein Tier. Und genau so fühlte ich mich. Ich beanspruchte alles, was mit Boxen zu tun hatte, und wenn ich es nicht bekam, war der Teufel im Busch.

Ich stieg als Rrster in den Ring. Als der Knochenbrecher hereinkam und wir uns gegenübertraten, spürte ich keinerlei Bedrohung. Ich wusste, dass ich zu flink war, als dass er mich hätte treffen können. Er war ein wirklich starker und guter Kämpfer und hatte viele Jungs ausgeknockt, aber mich dran zu kriegen, würde für ihn schwierig.

In der zweiten Runde wurde Bonecrushers Strategie deutlich. Er würde mich umklammern oder zurückweichen. Das Publikum buhte schon in der zweiten Runde, an deren Ende ihm Ringrichter Mills Lane wegen Klammerns einen Punkt abzog. Ich konnte mich nicht entspannen und spürte die Schmerzen den ganzen Kampf über. So war ich unglaublich froh darüber, dass er klammerte, weil der eingeklemmte Nerv so sehr schmerzte, dass diese Boxnacht ungemütlich hätte werden können. Mein Gleichgewichtssinn war völlig aus dem Tritt. Bonecrusher machte mir den Kampf jedoch ziemlich leicht. Das einzige Mal, dass er mithalten konnte, war zehn Sekunden vor Ende. Ich hatte jede Runde gewonnen.

Der Kampf gegen Bonecrusher trug mir Kritik ein, aber was hätte ich machen sollen? Er wollte einfach nicht kämpfen. Als ich kurz nach dem Kampf zum Interview auf BBC erschien, musste ich mich verteidigen.

„Der Bonecrusher-Kampf hat uns alle enttäuscht, und Sie doch wohl auch?“, fragte der Moderator.

„Ich habe gegen einen sehr starken Mann gekämpft, der aber einfach nicht in den Kampf eingestiegen ist. Er hielt mich so fest umklammert, dass ich mich kaum von ihm lösen konnte. Ich fasste es nicht. Er kämpfte doch um

den Weltmeistertitel im Schwergewicht. Da muss man doch ganz aus sich herausgehen und sich exponieren“, sagte ich.

„Wir sind beeindruckt von Ihrer Haltung im Ring und außerhalb, aber ein- oder zweimal haben Sie sich während des Bonecrusher-Kampfs zwischen den Runden etwas gehen lassen.“ Er spielte auf kleine Gerangel an.

„Nein, nein, im Gegenteil. Ich habe versucht, ihn in den Kampf zu ziehen. Dafür hätte ich alles getan, sogar in der Mitte des Rings einen Stepptanz aufgeführt. Ich habe ihm gesagt: ‚Los, kämpfe.‘ Die Leute haben Tausende Dollar für einen Ringplatz hingeblättert. Man muss die Zuschauer unterhalten und ihnen etwas bieten für ihr Geld.“

Vom Videospiele-Hersteller Nintendo erhielt ich einen Vorschuss über 750.000 Dollar dafür, dass man mein Konterfei für das Box-Videospiel *Punch Out* nutzen durfte. Weil ich nie ein Fan von Videospielen war, ließ mich das ziemlich kalt. Ich wollte einfach kämpfen, alles andere war mir fremd. Irgendwie wurde mir diese Scheißpromiwelt allmählich komplett fremd. Und jetzt, da Cus tot war, konnte ich mit keinem darüber reden. In einem Interview mit Alex Wallau für die ABC-Sendung *Wide World of Sports* sagte ich: „Ich habe immer vieles für mich behalten, über das Cus und ich dann geredet haben. Wenn jetzt etwas hochkommt, behalte ich es einfach für mich.“ Das war ein Anzeichen dafür, dass ich kurz davor war, auszurasten.

Als mich Wallau nach Mädchen fragte, reagierte ich schüchtern. Ab er ließ nicht locker.

„Also bitte, wollen Sie etwa behaupten, hinter dem Schwergewichtsweltmeister seien keine Heerscharen von Girls her?“

„Die wollen nicht mich, sondern meine Kohle. Ich schaue jeden Tag in den Spiegel und sehe, dass ich kein Clark Gable bin. Ich wünschte, ich würde ein Mädchen finden, das mich schon kannte, als ich noch blank war, und trotzdem nett fand. Davor hat mich Cus nie gewarnt. Er prophezeite mir, dass ich viel Geld verdienen, viele Mädchen haben und glücklich sein würde. Aber von so einem Leben sagte er nie etwas.“

Ich, der Außenseiter aus Brownsville, wurde plötzlich mit Lobhudeleien überschüttet. Es war verrückt. Und es sollte noch verrückter werden. Ich verliebte mich in Robin. Und weiß sogar noch genau, wann.

Wir schlenderten den Wilshire Boulevard in Westwood entlang. Robin zog mich wegen irgendetwas auf, verpasste mir einen Hieb und lief davon. Ich rannte ihr hinterher. Kurz bevor ich sie einholte, schlug sie einen Haken, sodass ich an ihr vorbeischoss, stürzte und buchstäblich auf dem Bauch über die Straße schlitterte wie ein Pitcher beim Baseball über die Home Plate. Autos bremsten, aber ich war so schnell wie ein Schuss aus einer Steinschleuder. Am Ende der Rutschpartie nahm ich meine beste Bad-Boy-Pose ein. Ich hatte meine sündhaft teuren Klamotten geschreddert, und es war mir wahnsinnig peinlich. Robin stand da und lachte nur. Für sie war es das Witzigste, das sie je gesehen hatte, während ich vor Wut schäumte – und mich trotzdem in sie verliebte. Später fiel mir auf, dass dieser Zwischenfall ein Bild für unsere gesamte Beziehung gewesen war. Sie verarschte mich und schlug Haken, sodass ich völlig zerschrammt am Boden liegen blieb. Sie trieb von Anfang an ihr Spiel mit mir.

Dank meiner geringen Selbstachtung fühlte ich mich unbehaglich. Aber in solchen Herzensdingen hatte ich ja auch keine echte Erfahrung. Abgesehen von Naomi, die, nebenbei gesagt, angepisst war, als sie das mit Robin herausfand, war Robin meine erste richtige Beziehung. Zuvor war es darum gegangen, mit vielen Mädchen zu jonglieren, zu vögeln und zahlreiche Lügen zu erzählen. Inzwischen lüge ich nicht mehr, weil ich zu gut darin war. Auch deshalb habe ich mich wahrscheinlich so ins Zeug gelegt, um mich selbst zu entwürdigen. Ich verkraftete es einfach nicht, dass ich plötzlich ein großer Fisch war und alle von mir redeten. Das machte mich so anmaßend, dass ich mir selbst den Kopf waschen und mich auf Normalgröße zurückstutzen musste. Dass alle so viel Gutes über mich sagten, war mir zu Kopf gestiegen. Das musste ich irgendwie zurechtrücken. Ich war doch kein verdammter Heiliger. Ich hatte auf Menschen geschossen und keinerlei soziale Fähigkeiten außer der, einen Typen ins Koma zu prügeln. Und wenn ich es geschafft hatte, bekam ich

zum Abendessen eine leckere Pasta serviert. Darauf hatte Cus mich programmiert. Immer wenn du kämpfst und siegst, wirst du belohnt.

So war Robin vielleicht das, was der Arzt verordnete. Eine gerissene manipulierende Giftnudel, die mich in die Knie zwingen konnte. In ihrer Nähe wurde ich zu einem beschissenen dressierten Hundewelpen. „Okay, du kannst mein Geld haben, aber lass mir doch bitte, bitte deine Muschi." Um nicht falsch verstanden zu werden: Es ging nicht nur um Sex. Ich glaube, die Intimität hat mir den größten Kick verschafft, ich glaube aber nicht, dass ich damals richtig gut im Bett war. Auch wenn sie es einmal behauptet hat. Ich war einfach ein verliebter junger Mann. Dieses Gefühl hatte ich zuvor nie gekannt.

Im Mai stand ich wieder im Ring. Mein nächster Gegner war Pinklon Thomas, ein großer Kämpfer. Vor dem Kampf hielten wir eine Pressekonferenz ab. Von oben auf der Tribüne sah ich Robin mit Schauspielerkollegen aus ihrer Sitcom hereinkommen und war wie im Rausch. Ich spuckte große Töne, posierte für Fotos und war einfach happy. Für mich war das ein Aufbruch, weil ich mich auf diesen Pressekonferenzen immer unbehaglich gefühlt und diesen hässlichen Ausdruck auf dem Gesicht gehabt hatte. Die Presseleute waren verwirrt.

„Was ist mit Tyson los?", fragte ein Reporter. Dann drehten sie sich um, sahen Robin und zählten zwei und zwei zusammen.

„Kein Wunder, dass der so glücklich ist", bemerkte ein anderer.

Kaum hatten sie es gesagt, war es in der Öffentlichkeit. Pinklon kam auf mich zu, schüttelte mir die Hand, worauf ich in den Iron-Mike-Modus schaltete. Ich drehte ihm den Rücken zu.

„Aha, so jetzt also? Zur Hölle mit dir", sagte er.

„Du dämlicher nichtsahnender Nigga. Weißt du nicht, dass ich Gott bin? Du solltest sofort niederknien und mir den Schwanz lutschen." Da war ich wieder. Heute schäme ich mich erbärmlich, dass ich so etwas zu einem erwachsenen Mann gesagt habe.

Ich hoffte inständig, dass Robin es nicht gehört hatte. Verdammte Scheiße, in der Minute, in der sie in diesen Raum getreten war, hatte sie mich

umgedreht. Und schon sprang ich von der Bühne herab, ging zu ihr und der Sitcom-Besetzung und machte einen auf coolen, harmlosen Schwarzen.

„Hi, Jungs. Wie geht’s euch allen?“

Das war dieser verlogene Mist, von dem Cus geredet hatte. Ich wechselte zwischen meinem größenwahnsinnigen Scheiß und meinem harmlosen Scheiß hin und her, bis ich selbst nicht mehr durchschaute, was was war. Es ist schwierig, an einem Ort zweimal ein Arsch zu sein.

„Du Arschloch, ich bring dich um, Nigga.“ – „Wie geht’s dir, mein Liebes?“

In dieser Nacht verteidigte ich meine beiden Gürtel. Ich war aufgedreht, aber nicht übertrieben selbstsicher. Pinklon, ein ehemaliger Champion, war ein einziges Mal besiegt worden: von Trevor Berbick, und das auch nur mit Glück. In dieser Nacht kam ich gleich gut in die Gänge und schlug ihn in der ersten Runde beinahe k.o. Aber dann war er in der zweiten, dritten, vierten und fünften Runde wieder richtig zur Stelle. Wahrscheinlich hat er einige Runden gewonnen. Er hatte eine meisterhafte harte Gerade, tippte mich aber nur immer wieder an, um Punkte zu sammeln.

Zwischen der fünften und sechsten Runde trat Kevin in der Ecke auf mich zu.

„Kämpfen wir jetzt oder verarschen wir das Publikum, hä? Kampf oder Verarsche?“

Aber ich wusste, dass Thomas müde wurde. Und das sagte ich Kevin vor Beginn der sechsten Runde. In der sechsten verpasste ich dem Gegner einen vernichtenden linken Haken, der an seinem Kinn förmlich explodierte. Aber er war ein so disziplinierter und beherrschter Kämpfer, dass er sich den Treffer nicht anmerken ließ. Ich hatte allerdings alle großen Kämpfer, Robinson oder Marciano, beobachtet und wusste, dass ein richtiger Treffer auch richtig saß. Kein Pokerface konnte mich beirren. Folglich drosch ich mit allem, was ich zu bieten hatte, auf ihn ein und erzielte so mit einem Trommelfeuer aus vielleicht 15 Schlägen einen fulminanten Knockout. Nachdem er zu Boden gegangen war, versuchte er unglaublich tapfer wieder aufzustehen. Aber sein schmerzverzerrtes Gesicht verriet mir, dass

er es nicht schaffen würde. Das war wohl der brutalste Knockout in meiner Laufbahn. Ich hatte auf ihn wie auf einen Sandsack eingeschlagen, ohne Rücksicht darauf, selbst etwas einstecken zu müssen. Man kann sich kaum vorstellen, wie viel Charakterstärke Pinklon Thomas gezeigt hat. Trotz dieser Schmerzen auf dem Gesicht versuchte er aufzustehen. Ich dachte: Verdammt: Willst du noch mehr?

Obwohl ich den Kampf mit einem meisterhaften K.o. gewonnen hatte, war ich mit meiner Leistung insgesamt unzufrieden. Und ich begann, die Kämpfe zu hinterfragen, die Jimmy und Cayton für mich organisierten. Bevor Cus starb, hatte er an verschiedenen Dingen mit mir arbeiten wollen. Aber das war diesen Jungs egal. Sie schickten mich einfach gegen jeden ins Gefecht. Cus hätte wohl gemeint, dass es für ein Match gegen Pinklon zu früh sei, und mir einen anderen Gegner gesucht. Trotz meines spektakulären Knockouts hatte ich keine gute Figur gemacht. Cus wäre sauer auf mich gewesen. Das fehlte mir jetzt. Ich musste mir keine Sorgen mehr machen, dass mich jemand im Umkleideraum zur Sau machte, weil ihm mein Kampf nicht gefallen hatte. Ich musste mir nichts mehr sagen lassen. Kaum zu glauben, wie schnell man sich in Sicherheit wiegt, wenn einem alles scheißegal sein kann.

Nach dem Kampf gegen Thomas traf ich mich wieder mit Robin. Ich dachte einfach, sie sei ein reizendes Mädchen. Bis sie mich beim Fremdgehen erwischte. Und ich ging dauernd fremd, und sie erwischte mich dauernd. Ich war auch nicht besonders geschickt: Sie entdeckte Lippenstift im Schritt meiner Jogginghose.

Damit war die Kacke am Dampfen.

„Aaahh, fick dich, wie kannst du mir so was antun?“, schrie sie, ging auf mich los, schlug mit den Fäusten um sich und versuchte, mir in die Eier zu treten. Sie war unbarmherzig, und ich war frustriert. Ich klebte ihr eine und dachte, damit wäre es vorbei. War es aber nicht. Sie schlug noch härter zurück. Ich dachte, ein Klaps würde sie zur Vernunft bringen, tat es aber nicht. Sie schlug richtig hart zurück. Dabei kam sie nicht aus Brownsville, sondern aus einem Vorort, aber sie war eben nicht zu unterschätzen. Sie

hatte schon so manchen Kampf ausgetragen und erinnerte mich an die kaputten Beziehungen, die meine Mutter zu Männern hatte.

Aber mir stand das Kämpfen inzwischen bis zum Hals – sowohl mit Robin als auch im Ring. Der Stress, Weltmeister zu sein und mich immer und immer wieder bewähren zu müssen, setzte mir einfach zu. Ich hatte diesen Scheiß gemacht, seit ich 13 war, und nicht nur dann, wenn ich im Ring stand. Ob im Kampf oder beim Sparring, ich war immer gegen erfahrenere Typen angetreten. Wenn man normalerweise einen Champion sieht, der als Sparringspartner oder sogar im Kampf auftritt, kämpft er gegen einen unterlegenen Partner, mit dem er leicht fertig wird. Aber meine Sparringspartner versuchten mich immer zusammenzuschlagen. So lauteten ihre Instruktionen. Wenn sie es nicht taten, wurden sie nach Hause geschickt. Wenn man ins Training einsteigt, kommt die Angst: Man bleibt zu Hause, spielt und feiert nicht mehr, weil man weiß, dass man gegen einen Gegner antritt, der einem beim letzten Mal Scheißschmerzen am Kopf verpasst hat. Man geht weder in die Bar um die Ecke noch zu einem Mädchen, sondern einfach nach Hause. Man setzt sich in die Badewanne und konzentriert sich darauf, wie man gegen den Typen am nächsten Tag boxt. Das war mein Leben. Und jetzt hatte ich es satt.

Ich war schon immer ein deprimierter Typ gewesen, aber der Stress machte es schlimmer. Ich war ständig missmutig. Und am ersten Augusttag musste ich schon wieder in den Ring steigen und konnte mir deshalb eine Trainingspause kaum leisten. Ich ging ins Camp nach Vegas und bekam Heimweh. Ich vermisste es, in Albany mit Rory und anderen Freunden zu feiern. Knapp einen Monat vor dem Kampf gegen Tony Tucker kam es zur Krise. Dieser Kampf würde der bedeutendste meiner Laufbahn werden: Ich sollte alle drei Weltmeistertitel auf mich vereinen.

Eines Tages zog ich Steve Lott in der Boxhalle beiseite.

„Ich werde mich zur Ruhe setzen“, sagte ich.

Der Druck machte mir übel zu schaffen. Mir fielen büschelweise Haare aus, eine nervlich bedingte Alopezie. Inzwischen war es mir egal, ob ich einen dritten Gürtel bekäme. Und Robin war für mich das Gegenteil eines

Ankers. Wir stritten ständig und trennten uns zeitweise. Schon über die Straße zu gehen, bedeutete für mich Stress. Typen kamen zu mir und erzählten, sie hätten ihr Leben auf mich verwettet. Ich müsse siegen, sonst würden sie Haus und Frau verlieren, und ich wollte sie natürlich auf keinen Fall hängen lassen.

Eigentlich hatte ich nie das Gefühl, dass ich für den Job gut genug sei. Für jemanden, der so im Vordergrund steht, war ich einfach zu unsicher. Zwischen den Kämpfen trieb ich mich in Spelunken herum, in denen die Gewalt regierte, üble Puffs in Florida, in die ich hineinstolzierte, woraufhin die ganzen Scheißtypen ihre Waffen zückten. Und ich redete Blödsinn und zettelte Streit an. Dabei trug ich diese ganzen Diamanten und anderen wertvollen Scheiß mit mir herum. Sie hätten mich verprügeln und ausrauben oder mir gleich das Licht ausblasen können. Gepriesen sei Allah, dass sie mich am Leben gelassen haben.

Ich würde in jeder Stadt und in jedem Land sofort auf eine Kloake zusteuern. Manchmal gehe ich ohne Leibwächter aus. Aber man hat noch nie auf mich geschossen oder mich gejagt. Ich habe mich in meinem Viertel immer sicher gefühlt. Manchmal fragt man mich: „Mike, fürchtest du dich dort nicht?“, und ich antworte dann immer: „Shit, ich fürchte mich mehr auf dem Strip in Las Vegas.“ Ich fühlte mich in Brownsville immer heimisch. Wenn ich irgendwo eine Frau und ihre Kinder spät nachts in einer Hundekälte draußen stehen sehe, erinnert mich das immer an meine Mutter und mich.

Ungefähr einen Monat vor dem Kampf verschwand ich aus dem Trainingscamp, setzte mich nach Albany ab und ließ es zwei Wochen lang wieder krachen. In einem Nachtclub erzählte ich Freunden, ich würde mich zur Ruhe setzen. Aber Jimmy holte mich ans Telefon und setzte mich unter Druck: Wenn ich nicht zum Kampf antreten würde, bombardierten uns alle mit Klagen. Damals hätte ich mich zurückziehen sollen. Aber ich hatte kein eigenes Leben. Was wussten diese Jungs schon von meinem Leben? Jim dachte, Robin werde mir vielleicht guttun und mich schon zur Vernunft bringen. Aber Robin konnte wohl noch besser betrügen als er.

Ungefähr zwei Wochen vor dem Kampf gegen Tony Tucker kehrte ich ins Training zurück. Ich hatte in Albany heftig gefeiert und war nicht in Topform. In der ersten Runde traf mich ein Aufwärtshaken, der mir allerdings den Rücken stärkte. Alle machten ein riesiges Aufhebens darum, obwohl ich ihn überhaupt nicht gespürt hatte. Ich hatte bloß einen Fehler gemacht. In der vierten Runde gewann ich die Kontrolle über den Kampf und entschied fast jede weitere Runde für mich. Ich ging über die volle Distanz. Als wir auf die Entscheidung warteten, trat Tucker auf Rooney und mich zu.

„Du bist ein verdammt guter Kämpfer. Keine Sorge, ich gebe dir die Chance auf eine Revanche“, sagte er.

„Meinst du, du hast gesiegt?“, fragte Rooney. „Verschwinde, verdammt.“

Daraufhin stimmte Tony einen Lobgesang auf Jesus an. Aber es half nichts. Ich wurde einstimmig zum Sieger erklärt, hatte aber kein gutes Gefühl dabei. An diesem Punkt in meinem Leben hatte ich gar kein gutes Gefühl mehr. Larry Merchant musste es mitbekommen haben, als er mich nach dem Kampf auf HBO interviewte.

„Bei jemandem, der soeben die unangefochtene Weltmeisterschaft errungen hat, würde man ein bisschen mehr Zufriedenheit erwarten“, sagte er.

„Solange man Fehler macht, hat man keinen Grund zur Zufriedenheit“, sagte ich. „Ich bin ein Perfektionist und will perfekt sein.“

Zur Feier meines unangefochtenen Titels schmiss Don King eine kitschige „Krönungs-Party“. Ich wollte wegbleiben, aber weil Jimmy mir sagte, dass das zum Geschäft gehöre, ging ich doch hin. Ich fühlte mich wie ein Ausstellungsstück im Kuriositätenkabinett. Chuck Hull, der Ringansager, erschien in einem mittelalterlichen Kostüm, inmitten von sechs Leibgardisten, die elisabethanische blaue Samttrachten und Federhüte trugen. Sie paradierten mit meinen beiden „Opfern“, „Sir Bonecrusher“ und „Sir Pinky“, über den roten Teppich. Hull ergriff das Wort:

„Hört, hört! Auf Befehl des Volkes in der Welt des Boxsports verkünde ich in diesem ruhmreichen Jahr 1987, dass in den Ländern nah und fern ein

Mann vor allen anderen triumphierend im viereckigen Ring der Schlacht steht, der hiermit als unangefochtener Schwergewichtsweltmeister lobgepriesen sei.“

Danach erging sich Don King in seiner Rede in wildem Blödsinn, wie das typisch für ihn war. Er wollte einfach noch berühmter sein als jeder Boxer. Anschließend marschierten sämtliche HBO-Manager und die Box-Promoter über den roten Teppich. Ein Kinderchor sang. Stars wie Dennis Hopper und Philip Michael Thomas überreichten jedem noch so unbedeutenden Funktionär, der da war, eine Trophäe. Als mein Freund Eddie Murphy an die Reihe kam, eine zu überreichen, improvisierte er: „Der Mann hat allen den Arsch versohlt und keine Trophäe bekommen. Alle Weißen haben eine erhalten. Das verstehe ich nicht.“

Das Beste hob man sich für den Schluss auf. Man legte mir einen Chinchilla-Pelz von Le Nobel um. Dann setzte mir Ali eine Juwelenkrone, besetzt mit „Weihnachtskugeln, Rubinen und fantastischem Schnickschnack“, wie King ankündigte, aufs Haupt. Und ich bekam eine Juwelenkette und ein mit Juwelen besetztes Zepter des Juweliers Felix überreicht.

„Lang lebe der König des Schwergewichts!“, schrie Don. Ich fühlte mich wie ein Zirkusclown. Dann forderte man mich zu einer Ansprache auf. Was zum Teufel sollte ich sagen?

„Bedeutet dies, dass ich jetzt fettere Kampfbörsen bekomme?“, witzelte ich. „Es ist eine Freude, hier zu sein. Ich bin von weither angereist. Ich freue mich darauf, den Titel, solange ich kann, zu verteidigen.“

Für meinen nächsten Kampf war ich besonders motiviert. Ich sollte am 16. Oktober in Atlantic City gegen Tyrell Biggs antreten. Ich neidete ihm immer noch seine Goldmedaille von den Olympischen Spielen, bei denen ich gescheitert war. Jetzt wandten sich die Box-Journalisten gegen mich. Sie schrieben so’n Scheiß, dass Biggs mich schlagen könne. Wally Matthews vom *Newsday* auf Long Island meinte zum Beispiel: „Es gibt Zweifel, wie gut Mike Tyson überhaupt ist.“ Sie glaubten, meine Freizeitaktivitäten könnten meiner Karriere im Wege stehen.

Eine Woche vor dem Ereignis wurde ich zum Kampf interviewt.

„Ich habe nie jemanden richtig gehasst. Ich glaube, ich hasse Tyrell Biggs“, sagte ich. „Ich will ihm eine ordentliche Lektion verpassen und ihn richtig übel vermöbeln.“ Tatsächlich wollte ich Amerikas Liebling auseinandernehmen. Ich wollte den Bösewicht raushängen lassen, was aber nicht hieß, dass ich auf eine Goldmedaille verzichten wollte. Außerdem war mir Biggs einmal auf dem Flughafen blöd gekommen. Wir flogen in einer Maschine zur Olympiade nach L.A. Er als Teilnehmer, ich aber nur als Zuschauer. Ein Fan trat auf uns zu. „Viel Glück bei der Olympiade“, wünschte er uns beiden.

„Wie? Wünschst du ihm Glück für diesen Flug oder für seinen Kampf?“, fragte Biggs. „Er wird nicht an Olympia teilnehmen.“

Wegen so einer Scheiße konnte ich damals nachtragend werden. Ich trainierte für diesen Kampf unglaublich hart, war gewaltig motiviert und wollte ihm in den Arsch treten. Es ist sogar so, dass ich über diesen Kampf nicht gerne rede. Es wurden sieben Runden einer gnadenlosen Abrechnung. Ich stieß ihn mit dem Ellenbogen, verpasste ihm einen Tiefschlag und schlug noch auf ihn ein, als die Runde vorbei war. Das war meine dunkle, dumme und ungehobelte Nigga-Seite, eine, für die ich mich heute schäme. Ich zog die Abrechnung über sieben Runden in die Länge. Ich war ein unsicherer junger Bursche, der sich auf Kosten eines anderen gewaltig profilieren wollte.

„Ich hätte ihn in der dritten ausknocken können, ging es aber langsam an“, teilte ich den Reportern nach dem Kampf mit. „Ich wollte, dass er sich lange daran erinnert. Als ich ihn am Körper traf, gab er kreischende Laute wie eine Frau von sich.“

Ich führte mich wie ein echter Idiot auf. Ich hatte tatsächlich Laute gehört, die man bei Wirkungstreffern hört, aber eben kein Kreischen.

Auch in meinem nächsten Kampf ging es um etwas Persönliches. Cus und ich hatten seit meinem 14. Lebensjahr davon geredet, Larry Holmes zu schlagen. Cus hatte mir einen Plan an die Hand gegeben, wonach ich ihm nach einer abrupt geschlagenen Geraden mit der Führhand einen Treffer mit

der Rechten verpassen sollte. Mein Ego war so weit aus der Balance, dass ich meinte, ich schriebe Boxsport-Geschichte, wenn ich Holmes fertigmachen würde. Damit wollte ich die Niederlage meines Helden Ali rächen, wie einst Sugar Ray Robinson mit einem Sieg über Fritzie Zivic Henry Armstrong gerächt hatte.

Drei Wochen vor dem Kampf warnte mich Kevin: „Holmes ist ein besserer Kämpfer als Biggs. Und für Biggs hast du härter trainiert als für diesen Kampf“, sagte er mir. „Reiß dich mehr am Riemen.“

Ich ging zur üblichen Pressekonferenz vor dem Kampf, langweilte mich aber. Ich hatte solche Veranstaltungen schon immer gehasst und schlief bei manchen sogar ein. Ich wollte das ganze Gequatsche nicht hören, sondern einfach nur boxen. Don King würde sein ganzes Scheißgeschwafel absondern und dieses ganze gekünstelte Blabla an den Mann bringen. Wer wollte diesen Scheiß schon hören?

Auf dieser Pressekonferenz beschloss ich dann, Holmes mit Worten fertigzumachen. Holmes reagierte überheblich.

„*Ich* gehe in die Geschichte ein, nicht Mike Tyson. Er geht als Hurensohn in die Geschichte ein. Sollte er den Kampf zufällig gewinnen, zerstört er sich am Ende selbst.“ Er war damals wohl ein Nostradamus.

Beim Ticket-Verkauf brachen wir alle Rekorde. Alle Stars waren da: Jack Nicholson, Barbra Streisand, Don Johnson, Kirk Douglas.

Ich wärmte mich in meinem Umkleideraum so verbissen auf, dass ich buchstäblich ein Loch in die Wand boxte. Manchmal werde ich einfach zum Tier. In einer Zehntelsekunde schalte ich von Rationalität auf Irrationalität um. Ich dachte daran, wie man mich als Junge schikaniert und mir Geld abgenommen hatte, boxte gegen die Wand und landete gute Treffer. Ich verließ mich darauf, dass sie ziemlich solide war, boxte und boxte – und, rums, durchschlug meine Faust unabsichtlich die Mauer.

Ziemlich viele Freundinnen kamen zum Kampf. Robin und Suzette Charles waren da. Raffiniert schleuste ich am Management vorbei weitere Girls ein, indem ich mir Karten für einen alten Kumpel geben ließ, mit

dessen Tochter ich etwas hatte. Eine andere kam mit ihrem Bruder – irgendwie trieb ich’s einfach zu bunt.

Meinen Einzug hielt ich ohne Musik. Die Sache war rein geschäftlich. Man holte Ali in den Ring und ließ ihn ins Publikum winken. Dann kam er zu mir in die Ecke. „Hol ihn dir“, sagte er.

Als der Gong ertönte, stiegen wir in den Kampf ein. Ich schlug Holmes in allen Runden. Er hatte unzulänglich trainiert und Angst davor, mit Schlägen aus der Deckung zu gehen. In der vierten Runde drängte er mich in die Seile. Als der Ringrichter das Trennkommando gab, teilte ich die Zweierkombination aus, die mir Cus ans Herz gelegt hatte, peng, peng, und Holmes ging zu Boden. Angeschlagen stand er wieder auf. Ich brauchte ihn nur zu berühren, brauchte ihn nicht einmal am Kinn zu treffen, und er ging zu Boden. Als ich in vollem Tempo auf ihn losging, wich er den meisten Schlägen aus. Er war sehr schwer zu treffen, weil er so lange Arme hatte und fast alle Schläge in der Luft abfangen konnte. Aber dann machte er den Fehler, einen Aufwärtshaken zu lancieren, und verfing sich im Seil. Und peng, schlug ich ihn k.o. Ich versuchte ihm aufzuhelfen, aber seine Leute ließen mich nicht.

Also beugte ich mich zu ihm hinunter und sagte: „Du bist ein großartiger Kämpfer, danke.“

„Du bist auch ein großartiger Kämpfer, aber fick dich“, antwortete er.

„Fick dich auch, Arschloch“, sagte ich.

Auf der Pressekonferenz danach gab ich mich bescheiden.

„Wenn er in Topform gewesen wäre, hätte ich keine Chance gehabt.“ Ich war nicht über Nacht plötzlich demütig geworden; ich zitierte nur Fritzie Zivic. Der legendäre Weltmeister hatte das nach seinem Sieg über Henry Armstrong gesagt. Man merkt schon: Ich zitiere immer nur meine Helden, die Sätze stammen nie von mir.

Nach dem Kampf beehrten mich Barbra Streisand und Don Johnson in der Umkleidekabine. Ich war ein Fan von Barbra. Sie stammte auch aus Brooklyn.

„Ich finde deine Nase sehr sexy, Barbra“, sagte ich ihr.

„Danke, Mike“, sagte sie.

Kann man sich vorstellen, dass ich, ein 21-jähriger Kerl, so meine Träume lebte? Dass mich die Scheißbarbra Streisand im Umkleideraum besuchte? Cus hatte mir immer gesagt, dass ich alles, was ich im Fernsehen gesehen hätte, selbst erleben könne. Und dazu gehörten auch Frauen. Robin war nicht das einzige Mädchen, das ich so kennengelernt hatte. Wenn ich einen exotischen Wagen haben wollte, konnte ich an jedem Ort der Welt anrufen, ihn mir nach Sonderwünschen anfertigen, auf ein Schiff laden und zu mir schippern lassen.

Auf die Art kam ich auch zu meiner Garderobe: Neben den großen alten Kämpfern dienten mir die taffen jüdischen Gangster als Vorbilder. Jungs wie ich, denen ein Kern an Identität fehlt, ahmen eben das Leben von anderen nach. Nachdem ich gelesen hatte, dass Joe Louis Champagner liebte, trank ich Champagner.

Ich genoss die Privilegien des Ruhms. Wenn ich ein fantastisches Mädchen sah, sagte ich: „Hey, komm mal zum Reden rüber. Gefällt dir der Wagen?“ Es konnte ein Mercedes sein. Und sie sagte so ungefähr: „Wow, ein wunderschönes Auto.“

„Findest du ihn wirklich klasse?“

„Oh, Mann, ich hätte auch gerne so einen Wagen“, sagte sie.

„Und ich hätte so gerne dich. Ein fairer Tauschhandel wäre doch in Ordnung, oder? Komm mit.“

Es klappte immer.

Wenn ich nicht trainierte, stand ich auf, öffnete eine Flasche Champagner, bestellte Kaviar, Räucherlachs und Eiweiße. Ich hatte eine oder zwei schöne Frauen im Bett und ließ auf der Stereoanlage Billie Holiday

laufen. Ich lebte in einer fantastischen Welt. Ich musste nie für einen Platz im Restaurant oder in einem Club Schlange stehen. Ich ging mit schönen Models aus und trieb mich mit Jetsettern herum. Das war die Welt, in der mich Cus hatte haben wollen. Aber er hatte auch gewollt, dass ich die Leute in dieser Welt verabscheute. Kein Wunder, dass ich so durcheinander war.

Mit der Zeit schwanden die Annehmlichkeiten des Ruhms, während die Ausmaße meines Ansehens lästig wurden. Ich vergesse nie, wie ich zu Beginn meiner Profikarriere einmal mit Pete Hamill und José Torres zusammen war und Pete sagte: „Machen wir einen Spaziergang."

Wir kauften uns ein Eis und schlenderten die Columbus Avenue entlang.

„Genieß das jetzt, Mike", sagte Pete. „Das kannst du bald nicht mehr."

Jetzt konnte ich mich nicht mehr nach draußen wagen, ohne belagert zu werden. Wenn ich vor einem Kampf in einen Club schlich, wurde ich von Leuten kalt erwischt.

„Was zum Teufel machst du denn hier, Mike?", sagten sie. „Wir sehen dich nächste Woche, du Arsch. Dass du mir bloß gewinnst. Ich fasse es nicht, dass du deinen Arsch nicht trainierst."

Wenn ich ein hübsches Girl sah, erkundigte ich mich nach ihr: „Wer ist dieses Mädchen?"

„Scheiß auf die Tussi, Mike", sagte dann jemand. „Ich kenne sie nicht, bringe sie aber zum Kampf mit. Geh einfach trainieren, Nigga."

Noch schlimmer war es auf den Straßen in Brownsville. Viele hatten ihre Emotionen nicht unter Kontrolle und eine übertriebene Vorstellung davon, was Respekt heißt. Zum Beispiel, wenn ich mit ein paar Typen zusammenstand und ein Fremder auf uns zutrat.

„Hey, wie steht's, Mann?", fragte er ganz freundlich.

Ich antwortete mit diesem Weißen-Scheiß: „Hey, wie geht's?" Aber einer meiner Freunde flippte schier aus.

„Hey, Mike, kennst du den?"

„Nö."

„Warum, zum Teufel, grüßt du dann zurück?"

Es passte ihnen nicht, wenn der eine dem anderen scheißfreundlich kam. Und das machten sie jedem deutlich: „Hau ab, verdammt noch mal. Lass ihn in Ruhe."

Die Leute in Brownsville mochten es nicht, wenn Unbekannte ihre Gegend unsicher machten. Im Ghetto gilt das als schlechtes Zeichen. Aber ein Star musste mit solchen Belästigungen rechnen. Ich lag folglich mit mir

selbst und meinen Instinkten im Clinch. Ich fühlte mich so unwohl in meiner Haut, wie jemand auf Entzug. Und manchmal wurde ich garstig. Mehr als einmal bekam ich üble Laune, weil mir ein hartnäckiger Fan auf den Fersen war.

„Ich liebe dich, Mike. Krieg ich ein Autogramm?“, bat er.

„Lass mich in Ruhe, du Scheißfreak“, sagte ich und trat ihm in den Hintern. Ganz ehrlich, ich war nicht für den Ruhm geschaffen.

Wenn ich solche Vorfälle schildere, bin ich heute fassungslos, was für ein respektloses ungehobeltes Monster ich damals war.

Dieser ganze Scheiß bewirkte, dass ich mich leer fühlte und nicht geerdet war. ~~Hinzu kamen der Suff und die Mädels und das alles.~~ Und allmählich beeinträchtigte das sogar meine Leistung. Typen, die ich eigentlich in der ersten Runde hätte ausknocken müssen, hielten fünf bis sechs Runden durch oder schafften es sogar über die volle Distanz. Sex-Tyrannosaurus und Weltmeister – das ging einfach nicht gleichzeitig. Von einem von beiden musste man sich bewusst verabschieden. Sex ist in jedem Alter drin, aber ein Weltklasse-Athlet kann man nur eine begrenzte Zeit lang sein. Trotzdem blieb ich beim Sex.

Ich fühlte mich damals einfach erbärmlich und verstand nicht, warum alle mit mir zusammen sein wollten. Ich selbst wollte es nicht. Wahrscheinlich hatte mir meine Mutter ihre Depressionen vererbt. Als ich Weltmeister war, wusste ich nicht, was ich tat. Ich wollte einfach so wie meine großen Helden aus der Vergangenheit sein. Mir war es egal, ob ich morgen sterben würde. Ich hatte ein Buch über Alexander den Großen gelesen. Nach einem Leben in Dunkelheit hatte er drei glanzvolle Jahre erlebt. Was kümmerte es mich da, ob ich abkratzen würde? Mein Leben war eigentlich immer beschissen gewesen. Worauf sollte ich mich freuen?

Ich hatte alles, was ich mir wünschte, war im Innersten aber unglücklich. Die Außenwelt stellte mich nicht mehr zufrieden. Ich wusste nicht, wie ich aus mir selbst Glück ziehen sollte. Und dabei weiß jeder, dass Glück von innen heraus kommt. In meiner Verzweiflung tat ich das Letzte, was ich hätte tun sollen. Ich trat vor den Traualtar.

Ich heiratete Robin, weil sie schwanger war und es mich begeisterte, Vater zu werden. Das war der einzige Grund. Das Problem war, dass es Robin mir gar nicht sagte. Das übernahm Jimmy Jacobs. Und er hatte es erfahren, weil Robins Mutter Ruth ihn deswegen angerufen hatte. Natürlich war alles Blödsinn, aber das wusste ich damals noch nicht: Robin war nie schwanger. Aber es hätte mir eine Warnung sein müssen, dass die Frau, mit der ich schlief, mir so etwas verschwieg. An den beiden Frauen war alles verlogen. Robin hatte der Welt verkündet, dass sie die Harvard Medical School abgebrochen habe, um als Schauspielerin Karriere zu machen. Aber Reporter, die das nachprüften, fanden ihren Namen in keinem Verzeichnis. So sehr man auch beteuert, dass man jemanden liebt – wenn es gelogen ist, fliegt es auf. So waren sie und ihre Mutter. Ruth verklagte öffentlichkeitswirksam den großen Dave Winfield von den New York Yankees, weil er sie angeblich mit Herpes angesteckt hätte. Und wenn man, wie es Robin passiert ist, bei seinem Collegeabschluss aufsteht und einen alle 129 Schulkameraden ausbuhen, dann stimmt wohl etwas nicht.

Ich wusste nicht, dass man eine Schwangerschaft auch vortäuschen kann. Dass es so etwas gibt, konnte ich mir nicht vorstellen. Ich versuchte, anständig zu sein, war aber nur blöd. Vielleicht hätte ich mich als Arschloch aufführen müssen, wie die übrigen schwarzen Typen, so nach dem Motto: „Kommt nicht in die Tüte.“ In Maury Povichs Show traten einst Frauen auf, die ihre Ex anklagten: „Du bist der Vater dieses Kindes.“ Ich hätte zu ihr sagen sollen: „Nö, wir sehen uns bei Maury in der Show, du Schlampe.“ Aber dazu war ich nicht der Typ. Ich war einer, der ihr die Diamanten unters Kissen legte, die ihr aber nicht reichten. Als wir im Februar 1988 das All-Star-Game der Basketball-Profiliga von Nordamerika in Chicago besuchten, fuhr ich mit ihr zum Haus eines Priesters, den ich kannte. Ich fragte nicht einmal, ob sie heiraten wolle. Es kam ganz spontan. Sie gab sich leicht schüchtern, weshalb ich sie etwas anschieben musste. Zumindest glaubte ich das. Als sie schließlich zustimmte, traute uns Pater Clements im Flur seines Hauses. Anschließend gingen wir zum Club meines Freundes Calvin und feierten.

Als wir wieder in New York waren, hatte Ruth Jimmy bereits am Telefon gedroht, dass sie uns ins Flugzeug nach Las Vegas zwingen würde, wenn wir nicht sofort nach Recht und Gesetz in New York heiraten würden. Jimmy wollte die Trauung hinauszögern, um einen Ehevertrag aufzusetzen, aber ich war so ergriffen, dass mir Absicherungen egal waren. Also gingen wir zum Rathaus, erhielten die Heiratserlaubnis und vermählten uns standesamtlich. Ruth redete sofort davon, uns dreien eine passende Villa zu suchen. Obwohl Robin mir immer gesagt hatte, dass sie nur mit ihrer Mutter im Paket zu haben sei, hatte ihre Beziehung zu ihrer Mutter etwas ganz Merkwürdiges. Selbst Freudianer hätten sich gewundert, weil ihnen der Fachbegriff dafür fehlte. Vielleicht könnte man es Herdipus-Komplex nennen.

Etwa zu dieser Zeit lernte ich den legendären Autor und Zuhälter Iceberg Slim kennen. Ich wünschte, ich wäre ihm begegnet, bevor ich Robin heiratete. Er hätte mir den Kopf zurechtgerückt.

Eines Abends traf ich in einem Club in L.A. zufällig Leon Isaac Kennedy. Wir unterhielten uns, und er erwähnte eher nebenbei, dass Iceberg ihm irgendwas erzählt hätte.

„Entschuldigung, meinst du Iceberg Slim, den Schriftsteller?“, fragte ich nach.

Leon erzählte mir, dass sie befreundet seien. Ich konnte es erst einmal nicht glauben. Ich hatte Iceberg für eine Art Sagengestalt gehalten. Er bekam seinen Namen, weil er einmal vollgekokst in seiner Lieblingsbar gesessen hatte, als jemand auf den Typen neben ihm schoss. Die Kugel streifte seinen Freund und durchschlag Slims Hut. Statt zusammenzuzucken, nahm er ihn aber nur ab und betrachtete in aller Ruhe das Eingangs- und das Austrittsloch. Seine Freunde fanden das so cool, dass sie ihn daraufhin Iceberg nannten.

Ich sagte Leon, dass ich ihn gerne kennenlernen würde. Er holte mich am nächsten Tag ab, und wir fuhren zu Icebergs Wohnung. Er hauste in einem

beschissenen kleinen Apartment in einer üblen Gegend von Crenshaw. Er war Ende 70 und lebte allein. Ich setzte mich, und wir unterhielten uns volle sieben Stunden lang. Wir sprachen über sein Leben und seine Bücher. Ich hatte erwartet, dass er wie ein ungehobelter Straßentyp sprechen würde, aber er drückte sich gebildet aus und wählte jedes seiner Worte äußerst sorgfältig. Er sprach jede Silbe präzise aus. Ich glaubte, er hätte sich das alles im Gefängnis selbst beigebracht und alle diese Wörter aus einem Wörterbuch auswendig gelernt. Später erfuhr ich jedoch, dass er vor seinem Iceberg-Leben aufs College gegangen war. Er zeigte mir seine Baby- und Kinderfotos, auf denen er wie ein goldiger, liebenswerter kleiner Junge aussah. Berg war ein extrem interessanter Typ. Man wäre nie darauf gekommen, dass man gerade mit jemandem sprach, der sich in der Welt des Lasters so gut auskannte.

Als Erstes fragte ich ihn, ob er zu seiner Zeit der beste Zuhälter gewesen sei.

„Nein, ich war bei Weitem nicht der beste Lude. Ich war eben einfach nur gebildet und konnte lesen und schreiben und alle diese Geschichten erfinden. Das war wohl das Einzige, was mich zu etwas Besonderem machte. Die anderen Jungs waren Monster“, sagte er.

Er erzählte mir eine Menge Geschichten über seine Eskapaden, aber er war an einem Punkt seines Lebens angekommen, wo er nicht mehr stolz darauf war. Als er älter wurde, bekam er zwei Töchter und stieg aus dem Geschäft aus. Zuvor war er jedoch mit seinen Strichmädels ausgesprochen brutal umgegangen. Ich fand später heraus, dass er stets einen sogenannten „Pimp Stick“, einen Zuhälterstock, benutzt hatte. Wie er es von seinem Mentor gelernt hatte, bog er einen Drahtkleiderbügel auf, legte ihn auf eine heiße Herdplatte und prügelte damit auf seine Nutten ein. Wenn es regnete, sagte er seinen Mädels: „Hey, Schlampe, du gehst jetzt am besten zwischen den Regentropfen durch und holst mir mein Geld. Und werde bloß nicht nass!“

Berg war kein gutgelaunter Grinsepeter. Er war auch nicht groß begeistert, dass ich gekommen war, um ihn zu besuchen. Er dachte wohl, dass dies so

sein müsse. Er war hier der Macker. Wenn du dir diese Zuhälter mit ihren hohen Absätzen, ihren seltsam gefärbten Anzügen und all diesem eigentümlichen Zeug anschaust, hältst du sie vielleicht für Clowns, aber sie selbst verfügen über ein himmelhohes Selbstvertrauen. Wir verstehen nicht, wie sie alle diese Mädchen dazu bringen, genau das zu tun, was sie wollen, aber es hat eben mit genau diesem Selbstvertrauen zu tun. Wir lachen über diese Typen, aber wir beneiden sie auch. Wie können sie diese Kontrolle ausüben, die Frauen diese Sachen machen lassen und dafür auch noch Geld kriegen?

Von da an besuchte ich Iceberg regelmäßig. Ich lud ihn sogar zu meinen Kämpfen ein, aber das wäre zu viel für ihn gewesen. In den guten alten Tagen war er immer tadellos gekleidet gewesen. Er hatte als Erster Ascot-Krawatten getragen. Er war der erste Nigga mit Umschlagmanschetten. Wenn er jetzt jedoch bei einem meiner Kämpfe erscheinen würde, müsste er seinen alten Lederanzug hervorkramen, erzählte er mir, und das würde er sich in seinem Alter nicht mehr antun.

Er legte viel Wert auf Marken, weil die Leute von ihm einen bestimmten Look erwarteten. „Ich müsste dann meine Lederhose anziehen“, sagte er, „aber dazu habe ich keine Lust.“ Ich bot ihm an, ihm zu kaufen, was immer er haben wolle, aber er war sehr stilbewusst und lehnte mein Angebot ab.

Eines Tages nahm ich Don King, Rory und John Horne zu Iceberg mit. Slim lag im Schlafanzug im Bett, und wir saßen wie kleine Schuljungen auf einer schäbigen alten Couch zu seinen Füßen. Unser Respekt vor Berg war so groß, dass wir den Finger hoben, wenn wir etwas sagen wollten. „Entschuldigung, Mr. Berg“, und dann stellten wir ihm eine Frage. Die Hand zu heben und dann aufgerufen zu werden, muss einem arroganten Arsch wie Don King ziemlich schwergefallen sein.

Einmal hob ich den Finger.

„Mr. Berg, was hat es eigentlich mit diesem Mackertum auf sich? Wenn ich ein Mädchen vollkommen kontrolliere und sie machen lasse, was ich will, bin ich dann ein echter Macker?“

„Nein, auf keinen Fall“, antwortete Berg langsam. „Ein echter Macker bist du dann, wenn du alles um dich herum kontrollierst, wie ich jetzt eben. Ich weiß alles, was hier vorgeht. Mackertum hat nichts mit Frauen zu tun. Es zieht die Frau an, und dann weiß sie, was sie zu tun hat. Wenn sie dieses Mackertum anzieht, muss sie bereits dieses besondere Leben führen. Dieses Mackertum zieht sie dann an wie ein Magnet. Es geht nicht darum, diese Mädels anzuweisen, was sie zu tun haben, sie wissen das bereits. Sie führen dieses Leben ganz automatisch, die Magnetwirkung des Mackertums zieht sie an, und das ist es dann, alles öffnet sich für dich. Sie bringen dir Geld, alles passiert ganz von selbst. All das Zeug, das du von diesen jungen Typen hörst, über das, was sie machen, und wen sie mal wieder verprügelt haben, das alles stimmt überhaupt nicht. Die Frau trifft die Wahl, es ist ihre freie Entscheidung. Sie wird nicht dazu gezwungen.“

Wir hörten dem Ganzen zu und dachten: „Was zum Teufel labert der denn da?“ Ich fragte Don, ob das wirklich der richtige Iceberg Slim sei, denn eigentlich wusste ich das nur aus Leons Erzählung. Aber Don stammte aus derselben Generation und bestätigte mir, dass dies der echte Iceberg sei.

Selbst im Pyjama konnte man sein Charisma spüren. Er wusste, dass wir hier waren, um ihm unseren Respekt zu erweisen und von ihm belehrt zu werden. Wir trugen Kleidung, die Tausende von Dollar wert war, wir hatten unsere besten Lederhandtaschen dabei, aber ihn konnte das in keiner Weise beeindrucken.

Wenn wir in einen Club oder einen anderen Treff gingen, um Mädchen aufzureißen, besuchten wir Berg, um seine diesbezüglichen Ratschläge einzuholen.

„Wie geht’s, Berg? Wir gehen heute Abend wieder einmal aus“, sagte ich zum Beispiel.

„Also, sei vorsichtig, junger Mann. Lass dich von diesen Mädels auf keinen Fall anfassen. Ich weiß, dass du berühmt bist und dir das schwerfällt und du dich von diesen Mädels anfassen lässt. Aber das solltest du auf keinen Fall zulassen. Du sagst ihnen: ‚Hey, hey, Hände weg von mir! Wo bleibt deine Klasse, Baby. Wo ist eigentlich dein Macker? Behandle mich

bitte nicht so!‘ Du lässt dich von ihnen allen berühren, und du lachst und lächelst, Mike, aber so macht man das nicht. Ich verstehe ja, dass du dieses schöne Leben magst, aber du darfst dich von diesen Frauen auf keinen Fall so behandeln lassen. Was ist los mit dir, Mann, hast du sie noch alle? Du solltest ihnen sagen: ‚Ich könnte mich für dich entscheiden, aber ich möchte erst mal deinen Macker sehen.‘ Ob er wirklich Format hat. Du musst ihren Hintergrund kennen. Wenn sie mit einem gehirnamputierten Zwei-Dollar-Turnschuh-Nigga zusammen ist, darfst du dich keinesfalls mit ihr einlassen.“

Berg schien mit seiner Situation zufrieden zu sein. Nichts an ihm vermittelte mir den Eindruck von Unsicherheit. Er lebte in einem schäbigen Mietshaus, das insgesamt vielleicht 50.000 Dollar wert war. Ich war Millionär und hatte mehr Bargeld in meinem Portemonnaie, als Bergs ganzes Haus wert war. Trotzdem erwiesen wir ihm unsere Ehrerbietung. Bevor wir ihn an jenem Tag verließen, forderte ich Don auf, Berg etwas Geld dazulassen. Er machte ungefähr 10.000 Dollar locker.

Eines Tages hielt er mir wieder einmal einen Vortrag.

„Mike, du bist ganz schön gefährdet. Du gehst hier weg und wirst dein ganzes Leben lang Probleme mit Frauen haben, weil du einfach jede fickst. Und dann willst du ihnen immer das ganze Programm bieten und ihnen alles geben, was du hast. Du wirst immer Probleme mit Frauen haben, Junge. Du versuchst, jede Frau zu befriedigen, schaffst es aber nicht jedes Mal. Du lässt dich von ihnen beeinflussen. Du gehst nicht einfach auf gut Glück vor, du bist immer konsequent, weil du dich emotional zu ihnen hingezogen fühlst, deshalb wirst du auch immer eine Verbindung zu ihnen oder sie werden eine zu dir haben, weil du dieses Gefühl befriedigen musst. Und das ist richtig gefährlich. Gefährlich für dich selbst. Du setzt dich nur selbst unter Druck, du fühlst dich nicht gut, und du befriedigst diese Frau nicht. Du hast ein Problem mit deiner Mutter, mit der Beziehung, die du zu ihr gehabt hast.“

Berg wurde immer kränker und bereitete sich auf den Tod vor. Er sagte mir, er wolle in einem Sarg über der Erde in einem Wandgrab beigesetzt

werden.

„Hör mal, ich will nicht in diesen Scheißboden, ich möchte in ein Wandgrab. Ich will nicht, dass sich die Kakerlaken und Käfer über mich hermachen, Mann. Ich sehe gut aus, Mike. Ich will nicht, dass sie mir die Augen aus dem Kopf fressen. Dazu habe ich der Welt zu viel gegeben."

Da sieht man wieder einmal, wie eingebildet diese Zuhälter sind. Ein Lude möchte am liebsten auf sein eigenes Begräbnis gehen, um zu schauen, wer alles daran teilnimmt. Es macht ihm nichts aus, dass er tot ist, er will nur wissen, ob alle gekommen sind.

Ich gab ihm 25.000 Dollar und sagte höflich: „Bergie, mach dir keine Sorgen, das ist nur für das Wandgrab." Iceberg nahm die Kohle und sagte nur „Wow". Er bedankte sich nie, und das liebte ich an ihm. Für ihn war das selbstverständlich. Er erwartete wohl von mir, dass ich mich dafür bedankte, ihm das Geld geben zu dürfen. Die meisten Zuhälter kümmern sich nicht um einen, aber er tat das. Wenn ich ihn nicht für einen guten Typen gehalten hätte, hätte ich ihm die Kohle nie gegeben.

★ ★ ★

Etwa eine Woche nach meiner Heirat mit Robin übernachtete ich in Catskill. Als ich aufwachte, lag Schnee auf dem Boden. Also rief ich Bill Cayton an, um ihm mitzuteilen, dass ich es nicht in die Stadt schaffen würde. Er wollte, dass ich einen neuen Managervertrag unterschrieb, in dem festgelegt war, dass die Frauen von Jim und Bill nach deren Tod deren Teil der Einnahmen bekommen sollten. Das erschien mir eigentlich ziemlich vernünftig und unverfänglich. Allerdings hätten in meinem Kopf alle Alarmlampen angehen müssen, als Bill den Polizeichef von Albany dazu brachte, einen Streifenwagen zu mir herauszuschicken, um mich in die Stadt zu bringen. Sie wollten unbedingt, dass ich diesen Vertrag unterschrieb.

Neben Jimmy und Bill war auch noch José Torres da. José war gerade dabei, als Boxbeauftragter des Staates New York abgelöst zu werden, aber

er wollte wohl seinen Freunden Jimmy und Bill Beistand leisten.

Mein nächster Kampf mit Tony Tubbs fand in Japan statt. Wurde ich in den Vereinigten Staaten als absolute Berühmtheit behandelt, so ging das in Japan noch weit darüber hinaus. Als mein Flugzeug landete, brach eine regelrechte Massenhysterie aus, und ich war sofort von Tausenden kreischenden Fans umringt. Mit diesem Kampf sollte der Tokyo Dome eingeweiht werden, ein neues Stadion, das immerhin 65.000 Zuschauern Platz bot. Eine Stunde nach Vorverkaufsbeginn waren bereits 80 Prozent aller Tickets verkauft. Der japanische Veranstalter, Mr. Honda, hatte Tony Tubbs als meinen Gegner ausgewählt, weil dieser seiner Ansicht nach die größte Chance aller Herausforderer hatte, den Kampf bis in die letzten Runden zu verlängern und das Publikum dadurch zufriedenzustellen. Don King hatte Tony sogar eine Sonderprämie über 50.000 Dollar versprochen, wenn er beim Kampf weniger als 107 Kilo wiegen würde. Aber Tony hatte damals ziemlich große Schwierigkeiten und schaffte es nicht, so viel Gewicht zu verlieren.

Robin begleitete mich nach Tokio und wurde direkt vor dem Kampf von Larry Merchant interviewt.

„Einige Neugierige hätten gerne gewusst, wie eine Frau, die das Sarah Lawrence College und die medizinische Fakultät von Harvard besucht hat, sich in einen Mann verlieben konnte, der gerade einmal die Schule für harte Schläge absolviert hat“, fragte er sie.

„Mein Gott, das wüsste ich auch gerne. Aber wir haben doch einiges gemeinsam. Traditionelle Familien. Es war Liebe auf den ersten Blick. Am Anfang war es hart, aber wir kamen da durch und haben geheiratet.“

Traditionelle Familien? Ja, vielleicht im Sinne von Iceberg Slim. Aber Robin liebte die ganze Aufmerksamkeit.

Der Kampf dauerte nicht lange. In der ersten Runde sondierte ich Tubbs’ Form. Ich war erfreut, dass er nicht zu klammern versuchte. Bei seinem Gewicht wäre es ihm auch schwergefallen, mir im Ring ständig davonzulaufen. In der zweiten Runde tauschten wir ein paar Schläge aus, und ich überraschte ihn mit einer Linken an seine Schläfe. Dann landete ich

ein paar heftige Körpertreffer. Als er aus den Seilen zurückkam und auf mich zu taumelte, schlug ich ihn mit einem linken Haken k.o.

Als Larry Merchant mich nach dem Kampf interviewte, war ich wieder einmal so größenwahnsinnig, wie man das von mir gewohnt war.

„Ich weigere mich einfach, verletzt oder k.o. geschlagen zu werden. Ich weigere mich zu verlieren!“

Auf dem Flug zurück nach New York begann Robin, sich plötzlich ungeheuer aufzuspielen. Sie bedrängte Bill Cayton und sagte ihm angeblich: „Ich bin Mrs. Mike Tyson, und ich übernehme jetzt das Kommando.“ Sie verlangte, alle Dokumente einzusehen, die meine Vereinbarungen mit Bill und Jim betrafen. Wenn sie die Bücher einsehen wollte, hatte ich nichts dagegen. Wenn Jim dagewesen wäre, wäre das Ganze wohl glatter verlaufen. Er war weit verbindlicher als Bill. Aber Jimmy hatte nicht zu diesem Kampf kommen können, weil er in einem New Yorker Krankenhaus lag. Er hatte mich angelogen und mir erzählt, dass er dem Kampf nicht beiwohnen könne, weil er gerade versuche, rares Filmmaterial schwarzer Boxer aus der Zeit der Jahrhundertwende ausfindig zu machen.

Niemand hatte mir erzählt, dass Jim ernstlich krank war. Als mich Robin ein paar Tage nach unserer Rückkehr nach New York in meiner Limo anrief, haute mich das deshalb völlig um.

„Michael, Jimmy ist tot“, sagte sie.

Ich war völlig durch den Wind. Ich kannte Jimmy schon so lange. Ich hatte das Gefühl gehabt, dass mich Cus Jimmy anvertraut hatte, da sich beide wirklich nahestanden. Mein Kummer wurde noch schlimmer, als ich herausfand, dass Jimmy seit mehr als neun Jahren an lymphatischer Leukämie gelitten und dies die ganze Zeit vor mir verheimlicht hatte. Auch alle anderen hatten mich angelogen und mir vorgemacht, dass Jimmy gar nicht so krank sei. Vielleicht hatte Bill ja deshalb so darauf bestanden, mich mit einer Polizeieskorte zur Unterzeichnung des Vertrags zu bringen, bevor ich zu meinem Kampf mit Tubbs nach Japan aufbrach.

Am nächsten Tag flog ich zu Jims Beerdigung nach Los Angeles. Nach Jims Abgang begannen die Geier zu kreisen, um sich Frischfleisch zu besorgen: mich. Don King flog mit mir dorthin, und es stellte sich heraus, dass wir beide zu den Sargträgern gehörten. Ich war überrascht, dass Bill ausgerechnet Don ausgewählt hatte, obwohl Bill alles versucht hatte, damit Don keinen meiner Kämpfe veranstaltete. Ich wette, Don hatte Bill immer wieder bedrängt und ihm wohl erzählt, er würde ihm helfen, mich in Zaum zu halten. Ich stand Cayton nicht gerade nahe. Während der Trauerfeier setzten sich Don und José Torres ganz hinten in die Kapelle und hielten wahrscheinlich eine Geschäftsbesprechung ab. Ich war mir sicher, dass José mich gerne gemanagt hätte. Immerhin stand er ja bald ohne Arbeit da.

Während ich an Jims Beerdigung teilnahm, machten Robin und ihre Mutter im Büro von Merrill Lynch in New York, wo man meine Finanzen verwaltete, eine riesige Szene. Bert Sugar, der große Boxjournalist, war zufällig zu der Zeit in diesem Büro und beobachtete, wie Robin und ihre Mutter die Lynch-Leute anschrien.

„Gebt mir mein Geld“, verlangte Robin. Als sich mein Kundenbetreuer und Kontenverwalter weigerte, beschimpfte sie ihn als „Motherfucker“. Die beiden wollten fünf Millionen Dollar in bar abheben, um uns damit ein Landhaus in New Jersey zu kaufen, das Robins Mutter ausgesucht hatte. Bevor ich nach L.A. flog, hatte Ruth mich ein Papier unterzeichnen lassen, mit dem ich Robin die Generalvollmacht erteilte, über mein ganzes Geld zu verfügen. Am Morgen des Begräbnisses rief mich Robin aus dem Lynch-Büro an und holte meinen Berater ans Telefon. Er erklärte mir, dass mein Geld in steuerbegünstigten kurzfristigen Investitionen stecke, die am 14. April fällig würden. Allein die Zinsen hätten einen Großteil meiner Steuerschuld für das Jahr 1988 abgedeckt, weswegen er das Geld nicht auszahlen wollte. Ich hörte ihm zu und wies ihn dann an, ihnen das Geld zu geben. Ich war eben ein verliebter Depp.

Tatsächlich hatte Ruth ein schönes Anwesen für uns gefunden. Es lag in Bernardsville, New Jersey, nur 50 Kilometer westlich von New York, bei viel Verkehr hatte man aber das Gefühl, es läge 500 Kilometer entfernt. Es

war ein geräumiges Steinhaus, das einst dem stellvertretenden Außenminister von Präsident Roosevelt gehört hatte. Ich engagierte eine Spanierin als Innenarchitektin, und wir wählten zusammen hochwertige, erstklassige Möbel aus. Jeder Raum hatte einen anderen Stil. Der eine war mediterran und ein anderer viktorianisch. Damals wusste ich noch nicht, dass Ruth überall herumging und meinen Freunden mitteilte, wir würden Möbel benötigen, wenn sie uns ein Hochzeitsgeschenk machen wollten. Inzwischen ist ja wohl klar geworden, mit was für Abzockern ich mich da eingelassen hatte.

Ich habe in diesem Haus allerdings nur wenig Zeit verbracht. Wenn Robin arbeitete, fuhren wir nach L.A. und wohnten dort in ihrem Haus. Ab und zu veranstalteten wir jedoch in New Jersey eine Party. Ruth und Robin hassten meine Freunde aus Brownsville. Sie waren solche eingebildeten Pinkel, dass sie mit Leuten aus dem Ghetto nichts zu tun haben wollten. Robin mietete für eine Party sogar einmal eine Mobiltoilette, weil sie nicht wollte, dass meine Freunde zum Pissen unser Haus betraten.

An dem Tag, als sie in das Merrill Lynch-Büro stürmten, benachrichtigten sie Cayton, dass sie alle Finanzunterlagen einsehen wollten, die mich betrafen. Nach unserer Hochzeit schien es, als ob ein Schalter umgelegt worden wäre. Robin wurde immer anspruchsvoller. Nichts war ihr gut genug. Sie und ihre Mutter wollten mich immer mehr unter ihre Fuchtel bekommen. Ich hatte das bald satt und begann, immer öfter andere Mädchen zu ficken.

Eines Tages aßen Robin, Ruth und ich in einem Soul-Food-Restaurant in Downtown Manhattan, und Robin steckte ihre Hand in meine Tasche, um Geld für die Rechnung herauszuholen, und erwischte dabei ein paar Kondome. Sie wurde richtig wütend, aber ihre Mutter schien das nicht weiter zu stören. „Nein, Robin, das ist schon okay. Am Anfang einer Ehe passiert das schon mal“, sagte sie. Wahrscheinlich wollte sie ihre „goldene Gans“ nicht verärgern. Als wir gingen, war Robin jedoch immer noch wütend. Sie setzte sich ans Steuer und fuhr die Varick Street hinunter, um durch den Holland-Tunnel nach New Jersey zurückzukehren. Sie war

sowieso keine gute Fahrerin, aber jetzt war sie so angefressen, dass sie mit unserem Bentley das Auto vor uns rammte.

Der Fahrer kam auf uns zu und schrie, dass er sich die Hand gebrochen habe. Ich gab ihm 200.000 Dollar in bar, und er rannte damit sofort zum nächsten Wettbüro, das einen Block entfernt lag. Inzwischen waren zwei Beamte der Hafenpolizei aufgetaucht. Ich wollte nicht, dass Robin Schwierigkeiten bekam, deshalb behauptete ich, dass ich gefahren sei. Ich war zu der Zeit schwer verliebt in sie. Einer der Bullen schien wirklich glücklich zu sein, mich zu sehen. Ich bemerkte ein erwartungsvolles Flackern in seinen Augen. Er machte mir Komplimente, was für einen schönen Wagen ich hätte, und ich überlegte, wie ich ihn bestechen könnte. So bot ich ihm an, dass er ihn behalten könne, wenn er mich nicht anzeigte. „Ihr Jungs setzt jeden Tag euer Leben aufs Spiel, deshalb verdient ihr dieses Auto“, sagte ich.

„Was soll ich mit einem Bentley?“, fragte er mich. „Verkaufen Sie das Teil“, schlug ich vor. „Mann, es ist besser, wenn Sie mir so was nicht erzählen“, meinte er, als hätte er bereits das Für und Wider erwogen.

Robin und ihre Mutter waren da bereits mit einem Taxi vom Unfallort geflüchtet. Als der Bulle noch über mein Angebot nachdachte, erschien ein zweiter Typ und behauptete, sich bei dem Unfall die Hand gebrochen zu haben. „Lass uns verdammt noch mal in Ruhe“, fuhr ihn der Polizist an.

Ich ließ also meinen Wagen dort, und wir fuhren mit dem Taxi zu Caytons Büro. Von dort rief ich die Polizei an. „Sie haben mir meinen Bentley abgenommen! Gebt mir mein verdammtes Auto wieder!“ Wir bekamen es tatsächlich noch am selben Tag zurück.

Nach einigen Monaten mit Robin und ihrer Mutter war ich kurz vorm Ausflippen. Ich rief Alis rechte Hand, Gene Kilroy, an.

„Diese Frauen treiben mich in den Wahnsinn. Sie behandeln mich wie ihren Sklaven. Die Mutter spricht mit mir, als ob ich ihr Ehemann wäre“, stöhnte ich.

Es waren jedoch nicht nur Robin und ihre Mutter. Jeder wetteiferte darum, mich unter seine Kontrolle zu bringen, nachdem Jimmy nicht mehr da war.

Die Frauen organisierten ein Treffen mit mir, Bill und ihrem Anwalt Michael Winston. Sie bekamen alle meine Finanzunterlagen, verstanden jedoch nichts davon. Deshalb zeigten sie sie Don King. Das war genau der Keil, den er benötigte. Er begann Cayton bei Robin und Ruth schlechtzumachen, weil dieser versuchte, ihn künftig nicht mehr an meinen Kämpfen zu beteiligen.

In Wahrheit bekam ich von diesen ganzen Intrigen um mich herum gar nicht so viel mit. Im Juni sollte einer der wichtigsten Kämpfe meiner Karriere stattfinden, ein Showdown mit Mike Spinks, den damals viele Leute noch für den echten Schwergewichts-Champion hielten, obwohl er sich aus dem Vereinigungsturnier zurückgezogen hatte und deshalb seinen IBC-Gürtel zurückgeben musste. Ich trainierte hart für dieses Kräftemessen und war deshalb nicht daran interessiert, irgendwelche gottverdammten Verträge Zeile für Zeile durchzugehen.

Wir gingen alle gemeinsam zu Merrill Lynch, und ich transferierte 10 Millionen Dollar auf ein anderes Bankkonto, damit Robin und ihre Mutter darüber verfügen konnten. Zuvor hatte ich eine halbe Million Dollar für Schmuck, Kleidung und Pelze für sie beide und 85.000 Dollar für einen BMW für Robin ausgegeben.

Ich sollte gerade einen Werbespot für Diet Pepsi aufnehmen, als Robin die Kameras stoppen ließ und Cayton regelrecht erpresste. Er stimmte gezwungenermaßen zu, seinen Anteil an den künftigen Einkünften von einem Drittel auf 25 Prozent zurückzufahren. Das war ja tatsächlich eine gute Sache. Die meisten Manager bekamen nur 10 bis 15 Prozent, und er hatte mir bisher ein ganzes Drittel meiner Einnahmen abgepresst.

Ende Mai leiteten Ruth und ihr Kampfhund Winston einen Zivilprozess ein, um Cayton als meinen Manager loszuwerden. Ich hatte absolut nichts dagegen. Immerhin hatte er mich über Jimmys Gesundheitszustand angelogen, deshalb konnte ich ihm nicht mehr vertrauen. Ich hatte das Gefühl, einen Neuanfang machen zu müssen. Die Vorstellung, dass man mich wie ein Stück Vieh von Jimmy auf Bill übertragen hatte, machte mich krank. Ich war mir wieder einmal nicht sicher, welchen Weg ich

einschlagen sollte. Was das Boxen anging, war ich regelrecht hin- und hergerissen. Wenn ein Kampf anstand, dachte ich daran, mich zur Ruhe zu setzen. Aber wenn ich nicht kämpfte, wollte ich unbedingt kämpfen. Ich blickte allmählich überhaupt nicht mehr durch.

Jetzt behauptete Robin auch noch, sie habe eine Fehlgeburt erlitten. Sie war angeblich im dritten Monat gewesen, als wir geheiratet hatten. Zwischenzeitlich war es bereits Juni, und sie hatte kein einziges Pfund zugenommen. Als Nächstes erfuhr ich, sie liege im Bett und habe unser Baby verloren. Sie wollte ohnehin keins haben und wäre gestorben, wenn sie ein kraushaariges Kind wie mich bekommen hätte. Heute bin ich froh, dass wir kein Kind zusammen hatten, aber damals wollte ein Teil von mir unbedingt ein Kind.

Der ganze Druck ging mir mehr und mehr an die Nieren. Bei einem Pressegespräch mit einigen Boxreportern rastete ich dann endgültig aus.

„Ihr ruiniert das Leben von Menschen, ich bin ein Trottel, dass ich überhaupt mit euch rede. Ich sollte euch stattdessen den Kopf abreißen. Meine Frau und meine Schwiegermutter werden niedergemacht. Wenn ich im Ring stehe, habe ich keine Probleme mehr. Es ist leicht, seine Probleme zu vergessen, wenn dir einer Schläge an den Kopf versetzt. Die Leute im Boxgeschäft sind so übel. Ich dachte, die Leute dort, wo ich herkomme, seien Verbrecher, aber diese Typen sind größere Gauner, als die Leute in meinem Viertel jemals sein könnten. Sie scheren sich einen feuchten Kehricht um meine Interessen, auch wenn sie das Gegenteil behaupten. Sie sagen mir: ‚Ich habe dies und das für dich getan‘, aber das stimmt nicht. Sie haben das alles nur für sich selbst getan. Was immer ich bekomme, sie bekommen einen größeren Prozentsatz als ich.“

Etwa um diese Zeit rief ich Shelly Finkel an, einen der besten Menschen im Boxgeschäft.

„Shelly, ich habe das Gefühl, entweder Robin oder Cayton umbringen zu müssen.“

Shelly rief sofort Cayton an und sagte ihm, er solle mit mir und Robin sprechen, aber Cayton entgegnete ihm, dass ich zu ihm kommen solle. Er

konnte nicht einmal mein Freund sein, wenn ich ihn wirklich brauchte.

Robin und ihre Mutter hatten mich von Anfang an in ihrem Sinne manipuliert. Jetzt hatten sie mich am Haken, aber sie konnte einfach nicht durchhalten und lange genug mit mir verheiratet bleiben. Ich war am Ende vielleicht doch zu eigenwillig und dominant für sie. Sie dachten wahrscheinlich: Wir bleiben noch ein bisschen länger, wir holen uns sein Geld, aber, lieber Gott, dieser Typ ist einfach zu meschugge.

Aus diesem Grund gingen sie schließlich zu Plan B über.

Am 13. Juni, zwei Wochen vor meinem großen Kampf mit Spinks, erhielt Wally Matthews von der Zeitung *Newsday* einen Anruf von Olga. Olga war Ruths Sekretärin und Assistentin, aber sie selbst behauptete, sie sei Vizepräsidentin von Ruths angeblicher Firma. Na ja, Ruth hatte ein Büro, drücken wir es einmal so aus. Ein Büro, das ein an ihrer Firma beteiligter Investor finanzierte, Dave Winfield. Sie bekam das Geld, bevor sie ihn verklagte, er habe sie mit Genitalherpes angesteckt. Olga erzählte Matthews, dass Ruth und Robin in der Presse niedergemacht würden und dass sie einige Dinge richtigstellen wolle. Olga behauptete, dass ich sowohl Ruth als auch Robin körperlich misshandeln würde. Aber es sei nicht meine Schuld, ich sei einfach „nicht sozialisiert“ worden.

Als guter Journalist machte Wally ihr klar, dass er eine offizielle, zitierbare Aussage benötige, bevor er so etwas veröffentlichen könne. Olga meinte daraufhin, sie rufe ihn zurück. Am nächsten Tag teilte sie ihm mit, dass sich Ruth und Robin nicht offiziell äußern wollten, dass sie jedoch nichts dagegen hätten, wenn er das drucken würde. Wally meinte, dass genüge nicht, er brauche jemanden, den er zitieren könne. Noch am selben Abend rief sie zurück und gab ihm die Telefonnummer von Robins Schwester, die gerade in Portugal an einem Tennisturnier teilnahm. Er rief Stephanie an, und sie bestätigte alles. Sie behauptete, ich sei völlig betrunken in Robins Sitcom-Studio in L.A. aufgetaucht, hätte einige Scheinwerfer zerbrochen, herumgepöbelt und Robin mit geballter Faust an den Kopf geschlagen. „Er weiß, wie und wohin er sie schlagen muss, um keine ernsthaften Schäden zu hinterlassen.“ Klar, als ob ich einer von diesen

Kung-Fu-Meistern wäre. Aber dann fügte Stephanie noch hinzu, dass das alles nicht meine Schuld sei, weil ich eben EINFACH NICHT SOZIALISIERT WORDEN SEI.

Spätestens jetzt spürte Wally, dass man ihn benutzen wollte. Es war, als ob Olga und Stephanie denselben Text ablesen würden. Die gute Ruth lud ihn dann in ihr „Büro“ ein. Als Wally dorthin kam, war alles dunkel und gespenstisch wie in einem Hexenzirkel. Selbst die Wände waren dunkel. Ihr Anwalt und Schoßhündchen Winston war da und teilte Wally mit, dass er sein Tonbandgerät nicht benutzen dürfe. Aber der gute Wallace war ein raffinierter Hund. Er griff in seine Tasche und schaltete sein verstecktes Bandgerät ein. Ruth sagte, sie würde mit all dem wegen Cayton an die Öffentlichkeit gehen. Sie wolle mich nur über meine eigenen Geschäfte aufklären, damit ich, Robin und unsere Kinder gut versorgt wären.

„Ich habe Mike inzwischen richtig liebgewonnen“, erzählte sie Wally. „Und es ist offensichtlich, dass er Robin und mich wirklich liebt.“

Aber Cayton habe die ganze Presse gegen sie aufgestachelt, und sie habe bereits Todesdrohungen und obszöne Telefonanrufe bekommen. Auf diese Weise ging es eine ganze Stunde weiter. Und dann, Überraschung, tauchte plötzlich Robin in dieser als Büro getarnten Hexenhöhle auf.

„Oh Mama, ich wusste gar nicht, dass du Besuch hast“, säuselte sie. „Ich hatte keine Ahnung, dass die Presse hier ist!“

Ein paar Sekunden später brach sie in Tränen aus. „Ja“, schluchzte sie, „Mike hat mich geschlagen“.

„Das ist also wahr?“, vergewisserte sich Wally.

„Sie dürfen mich nicht zitieren, ich möchte mich dazu nicht offiziell äußern“, erwiderte Robin.

Aber dann sagte sie: „Mike hat sich in den 17 Monaten, die ich ihn jetzt kenne, unheimlich verändert. Ich habe wirklich den Eindruck, dass Michael NICHT SOZIALISIERT WURDE. Er ist erst 21, und selbst für einen 21-Jährigen ist er noch sehr unreif.“

Am nächsten Tag rief mich Wally in Atlantic City an, wo ich gerade trainierte, um zu erfahren, was ich von der Geschichte hielt, die meine Frau

und meine Schwiegermutter verbreiteten. Da ich gerade nicht da war, hinterließ er eine Botschaft, und ich rief ihn zurück.

„Was ist los? Was gibt es so Dringendes? Stecke ich in Schwierigkeiten?“

Wally erzählte mir von den Vorwürfen, ich würde Ruth und Robin körperlich misshandeln. Natürlich stritt ich diesen ganzen Bockmist ab. Aber dann fragte er mich, wie ich mich nach all diesen „Enthüllungen“ meiner Familie fühlen würde.

„Ich fühle mich großartig. Sie haben mir gerade die Augen über vieles hier geöffnet. Man kann doch einen Menschen nicht in den Dreck ziehen, ihn als Arschloch bezeichnen und dann behaupten, dass man ihn liebt. Im Grunde sagen sie ja, dass ich wertlos bin. Das kann ich nicht verstehen. Vielleicht bin ich doch nicht der richtige Mann für sie. Verstehen Sie, was ich meine? Vielleicht bin ich nicht Manns genug für sie. Aber damit komme ich schon irgendwie zurecht. Ich finde immer einen Weg, um mit etwas zurechtzukommen.“

Robin trat auch in den Fünf-Uhr-Nachrichten eines New Yorker Lokalsenders auf und behauptete, sie habe herausgefunden, dass auf meinen Konten 20 Millionen Dollar fehlten. Außerdem würden Privatdetektive ihre Mutter beschatten und Cayton hätte Father Clements 50.000 Dollar geboten, damit dieser uns helfen würde, eine Scheidung durchzubringen. Am Schluss sagte sie dann noch etwas wirklich Unglaubliches: „Das alles hat Michael eingefädelt.“

Was zum Teufel sollte ich gemacht haben? Das waren wirklich miese Kanaillen. Sie wollten nicht nur mein Geld, sondern waren auch so auf sich fixiert, dass sie sich wichtiger vorkamen, als sie es waren. Sie wollten vorne auf dem Produkt stehen, und das Produkt war in diesem Fall ich.

Wallys Artikel sollte in der Sonntagsausgabe seiner Zeitung erscheinen. Am Samstag davor erschienen die beiden Damen plötzlich in meinem Trainingscamp. Sie wollten nicht, dass ich diesen Artikel las, bevor sie mich auf geeignete Weise darauf vorbereitet hatten. Sie behaupteten einfach, sie seien falsch zitiert worden. Und ich glaubte ihnen.

„Bill wird in zehn Jahren tot und vergessen sein, aber ich werde dann immer noch mit meiner Frau zusammenleben“, erzählte ich der Presse. „Er versucht, uns in Verlegenheit zu bringen, er will es so aussehen lassen, als ob ich meine Frau nicht kontrollieren kann und dass sie und ihre Mutter nur auf mein Geld scharf sind.“ Robin war bei diesem Gespräch dabei und gab jetzt auch noch ihren Senf dazu: „Sie versuchen, uns zu zerstören, sie wollen, dass es darum geht, mit wem ich geschlafen habe, anstatt dass man nach Mikes Geschäften fragt. Heute haben wir uns endgültig von Cayton getrennt.“

„Er ist eine Schlange, ein skrupelloser Mensch“, sagte ich.

„Bill ist erledigt“, schwor Robin.

In der Zwischenzeit wurde die liebe Ruth in einem weiteren Artikel zitiert: „Ich bin seine Ersatzmutter und nicht seine Managerin. Ich bin der Klebstoff, der meine Familie zusammenhält; wenn ich das nicht mehr packe und scheitere, tun wir das alle.“

Das waren zwei echt hinterfotzige Schlampen. Währenddessen lauerte Don im Hintergrund und wartete darauf, dass die beiden Weiber für ihn das Geschäft erledigten, Cayton aus dem Weg zu räumen, und er dann heranpreschen konnte. Er erzählte mir sogar, dass die zwei Frauen es doch etwas übertreiben würden. Unterdessen versuchte Torres immer noch, sich irgendwie zurück auf die Bühne zu schleichen und mich zu managen. Ich war für alle möglichen Leute eine goldene Gans. Michael Fuchs von HBO nannte mich eine „Registrierkasse in kurzen Hosen“. Ich wies in der *New York Post* die Vorstellung zurück, dass José mein Manager werden könnte. Daraufhin besorgte er sich einen Buchvertrag bei Time Warner, für den er einen Vorschuss von 350.000 Dollar kassierte, was damals eine beträchtliche Summe war. Vier Jahre zuvor hatte José Cus versprochen, dass er ein Buch darüber schreiben würde, wie Cus mich zu einem Champ geformt hatte. José sollte das Geld, das er für dieses Buch bekam, mit Camille teilen. Aber jetzt zog er es vor, eine autorisierte Biografie über mich zu verfassen.

Mit dieser ganzen Scheiße musste ich mich auseinandersetzen, während ich mich auf den Kampf mit Spinks vorbereitete. Einen Tag vor dem Kampf wollte man meine Meinung über diesen ganzen Zirkus wissen, der sich gerade um mich herum abspielte.

„Ich hasse sie alle: die Journalisten, Promoter, Manager, das ganze System, alle. Sie scheren sich einen Dreck um mich, sie scheren sich einen Dreck um meine Frau, sie scheren sich einen Dreck um meine Schwiegermutter, meine Stiefmutter, meinen Stiefbruder, meine Tauben. Sie interessieren sich nur fürs Geld, deshalb will ich nichts mehr von ihnen hören. Dass wir Freunde sind, ist doch Bockmist, ich brauche und möchte keine Freunde, so etwas wie persönliche Freundschaften gibt es doch gar nicht. Ich gehe einfach raus und kämpfe, ich brauche keinen, der mich managt, über diese Phase bin ich hinaus, ich bin inzwischen gereift. Alles, was ich brauche, ist ein Trainer. Ich könnte einfach auf die Straße gehen und bei einem Straßenkampf eine Million Dollar verdienen."

Mein Gott, ich war wieder einmal von allen guten Geistern verlassen. Ich schwadronierte, dass ich nach Monaco ziehen würde oder an irgendeinen anderen Ort weit weg von daheim, wo ich willkommen wäre. Ich gab dann Jerry Izenberg, einem altgedienten Reporter des *Newark Star-Ledger,* ein Interview. Er merkte gleich, unter welchem Stress ich stand. Er fragte mich, woran ich bei meinen Morgenläufen dächte.

„Ich denke an Cus und die Sachen, die er mir erzählt hat, und wie recht er mit einigen Dingen hatte. Und dass er nicht mehr hier ist, um mir zu helfen. Dann denke ich über ein paar andere Sachen nach, und mir fällt auf, dass es früher viel mehr Spaß gemacht hat. Es ging damals nicht so sehr ums Geld. Wir waren alle wie eine Familie. Wir waren zusammen, aber dann sind sie gestorben, und alles drehte sich nur noch um Geld, Geld, Geld, und ich habe keinen mehr, mit dem ich reden kann."

Dann packte ich Izenberg, drückte meinen Kopf an seine Brust und begann, hemmungslos zu weinen. Ich heulte so sehr, dass Jerry danach auf sein Zimmer gehen und sein Hemd wechseln musste.

Alle diese Ablenkungen machten mich im Ring, wo ich diesem ganzen Mist entkommen konnte, jedoch noch weit konzentrierter. Ich schlug meine Sparringspartner reihenweise k.o. Kurz vor dem Kampf kehrte ich dann zu meinem gewohnten Selbst zurück. Ich erklärte einem Reporter vom *Boston Globe:* „Ich werde Spinks zertrümmern. Ich werde sie alle zertrümmern. Wenn ich mit jemandem kämpfe, will ich seinen Willen brechen. Ich will ihm seine Männlichkeit rauben. Ich will ihm das Herz herausreißen und es ihm zeigen. Die Leute sagen, das sei primitiv, aber ich bin eben ein Tier. Und dann zahlen sie 500 Dollar, um mich zu sehen. Ich bin ein Krieger. Wenn ich kein Boxer wäre, würde ich das Gesetz brechen. Das ist meine Natur."

Ich glaube, dass ich Spinks mit dieser ganzen Angeberei doch etwas beeindrucken konnte.

„Ein bisschen Schrecken in deinem Leben ist gut", erzählte er den Journalisten auf der letzten Pressekonferenz vor dem Kampf.

Ich war total zuversichtlich, was den Fight gegen Spinks anging. Ich wurde jedoch von den Niggern draußen auf der Straße, die Spinks' Karriere schon länger verfolgt hatten als meine, noch immer nicht so respektiert, wie es mir gebührte. Als ich vor dem Kampf durch New York und L.A. spazierte, kamen einige Typen auf mich zu und sprachen mich an.

„Spinks wird dich ausknocken, Nigga. Er wird dir den Arsch versohlen."

„Seid ihr auf Drogen?", antwortete ich dann. „Ihr müsst Außerirdische sein, um so etwas zu glauben."

Sie hassten mich einfach.

Als ich hörte, dass Roberto Duran zum Kampf kommen wollte, war ich absolut begeistert. Ich sagte Don, er solle ihm zwei Tickets geben und ihn bitten, in meine Kabine zu kommen, damit ich ihn kennenlernen konnte. Aber Roberto hatte eine noch bessere Idee. Am Tag vor dem Kampf besuchte er mich in meinem Hotelzimmer. Ich war so glücklich, meinem Helden zu begegnen, dass ich mir sicher war, danach zu gewinnen. Er hatte seinen Freund Joe de Cubas dabei, der auch gleich begann, mir alle

möglichen Ratschläge zu geben: „Geh dort raus und stürze dich sofort auf ihn, wenn der Anfangsgong ertönt.“

„Halt verdammt noch mal die Schnauze“, herrschte ihn Duran an. „Nimm dir Zeit, Junge. Setze deinen Jab ein. Pass nur auf, dass du deine ganze Kraft dahinterbekommst.“

Am Kampfabend wollte das Spinks-Lager mich aus dem Konzept bringen. Sein Manager Butch Lewis kam in meine Kabine, um zu beobachten, wie meine Handschuhe mit Klebeband befestigt wurden.

„Nein, nein, ihr müsst diesen Handschuh wieder ausziehen und noch einmal tapen“, sagte Lewis, nachdem Kevin fertig war. „Da ist eine kleine Beule, eine leichte Erhebung in diesem Klebeband.“

„Das mache ich nicht. Fick dich!“, zischte ich ihn an.

„Ich habe keine Angst vor dir“, erwiderte Lewis. „Tape diesen Handschuh neu!“

„Ich bin Gott. Ich muss überhaupt nichts tun“, rief ich und grinste ihn höhnisch an.

„Also, das da wirst du tun, Gott“, entgegnete Butch.

„Fick dich!“, meinte jetzt auch Rooney.

Schließlich riefen wir Larry Hazard, den Boxing Commissioner des Staates New Jersey, und Spinks’ Trainer Eddie Futch in die Kabine, die beide bestätigten, dass der Handschuh korrekt befestigt worden war.

Trotzdem war ich ziemlich angepisst.

Spinks betrat den Ring als Erster. Ich entschied mich für ein weiteres Psychospielchen und betrat die Arena zum Klang eines Trauermarschs. Ich schritt ganz langsam zum Ring hinüber. Ich schaute die Leute im Publikum an, als ob ich sie töten wollte. Ich wollte einfach eine unheilschwangere Atmosphäre der Angst schaffen. Ich war mir der Zuschauer hundertprozentig bewusst, als ich mich durch sie hindurchbewegte. Ich dachte nur noch daran, dieses Killerimage rüberzubringen. Gleichzeitig wollte ich jedoch auch mit dem Publikum verschmelzen. Ich trat gleichsam aus meinem Körper heraus, um mit ihnen eins werden zu können. Als ich schließlich den Ring erreichte, brauchte ich nur die Arme zu heben, und das

Publikum rastete aus. In diesem Moment sah ich, wie meinen Gegner ganz langsam die Kraft und die Energie verließen.

Robin hatte Winston beauftragt, Cayton die Klageschrift direkt am Ring zu überreichen. Sie trug ein hellrotes Kleid mit einem sündhaft tiefen Ausschnitt und saß direkt neben Don. Natürlich war dieser hocherfreut, als sie ihm von der Klageschrift erzählte. Auch Norman Mailer war im Publikum. Er schrieb später etwas höchst Interessantes: „Tyson sah angespannt, nicht ängstlich, nicht besorgt, sondern in einem Teil seines Wesens leicht erschöpft aus, als ob es da noch ein Problem gäbe, das er noch nicht gelöst hatte.“ Norman hatte recht, nur dass ich mehr als ein Problem hatte.

Als ich in den Ring stieg und zu Spinks hinüberschaute, wusste ich, dass ich ihn niederschlagen musste. Während der Belehrung schaute er mich keine Sekunde an. Als wir auf den Anfangsgong warteten, erzählte mir Kevin, dass er seinen Anteil an der Börse darauf verwettet habe, dass ich Spinks bereits in der ersten Runde k.o. schlagen würde. Als der Gong ertönte, ging ich ihn sofort hart an. Ich trieb ihn eine Weile vor mir her, wir tauschten ein paar Schläge aus, und ich wusste gleich, dass er mir nicht schaden konnte. Ich konnte seine Schläge nicht einmal spüren. Nach etwa einer Minute hatte ich ihn an den Seilen, traf ihn mit einem linken Aufwärtshaken und schlug ihn dann mit einer rechten Geraden an seinen Körper nieder. Dies war das erste Mal in Spinks’ gesamter Karriere, dass er zu Boden ging. Ich wusste, dass der Kampf vorbei war, denn ich hatte in der Woche zuvor meine Sparringspartner mit Körpertreffern außer Gefecht gesetzt. Allerdings hatte ich nicht geglaubt, ihn so hart getroffen zu haben, dass er zu Boden gehen musste. Er war auch sofort wieder auf den Beinen. Er wurde bis acht angezählt, und wir nahmen den Kampf wieder auf. Drei Sekunden später schlug er ins Leere, und ich ließ einen rechten Uppercut los, und alles war vorüber. Ich ging mit ausgestreckten Armen und den Handflächen nach oben in meine Ecke zurück. Alle großen Kämpfer taten das. Es war eine Geste, die eigentlich die Bescheidenheit auch im Sieg

demonstrieren sollte. Trotzdem war sie meiner Meinung nach immer noch das Größte.

Auf der anschließenden Pressekonferenz meinte ich, dass ich jeden Mann auf dieser Welt schlagen könne und dass dies vielleicht mein letzter Kampf gewesen sei. Ich glaubte damals beide Behauptungen. Ganz gewiss wollte ich nicht mehr kämpfen, bis ich alle meine Probleme gelöst hatte. Damals hatte ich bereits irgendwie begriffen, dass ich die beiden Frauen und mein Management-Team loswerden musste. Ich benötigte einen völligen Neuanfang.

Bei der anschließenden Party tauchten alle möglichen Berühmtheiten auf, wie Bruce Willis, Sylvester Stallone und Brigitte Nielsen. Als ich durch den Raum ging, sah ich, wie meine Schwester Denise an einem Tisch Hof hielt. „Oh, oh, ich gehe besser, denn irgendwie habe ich das Gefühl, dass sie mich gleich blamieren wird“, dachte ich. Ich versuchte, mich davonzuschleichen, aber dann hörte ich ihre Donnerstimme: „Mike!“ Ich ging weiter und tat so, als ob ich sie nicht gehört hätte. „Mike! Mike, du Scheißkerl, komm sofort hierher.“ Ich kehrte an ihren Tisch zurück. „Mike, besorg mir eine Diät-Cola, aber dalli!“, herrschte mich meine Schwester an.

„Ja, Niecey“, sagte ich. Einige Dinge ändern sich eben nie.

Meine Schwester war einfach so, wie sie war. Sie machte sich ständig Sorgen um mich. Wahrscheinlich hätte sie Robin und Ruth gerne verprügelt, aber das wollte ich auf keinen Fall. Niecey war eine einfache Frau. Sie war so glücklich, Stars wie Oprah und Natalie Cole zu begegnen. Sie genoss es, mich in ihrer Gegenwart vorzuführen, wie sie es jetzt tat, als sie sich von mir eine Diät-Cola holen ließ. Die Leute sagten ehrfurchtsvoll: „Schau mal, dort ist Iron Mike“, und dann kommandierte sie mich herum.

Als ich einmal in Los Angeles war, rief mich meine Schwester aus New York an. „Hey Mike, ich möchte, dass du mir eine Matratze besorgst.“

„Okay, ich schicke jemand rüber, der sich darum kümmert“, antwortete ich ihr.

„Ich kenne doch diese Leute überhaupt nicht. Mike, du musst selbst vorbeikommen und das erledigen.“

Mein Kumpel Shorty Black hatte eine kleine, mickrige Bar in Queens, aber wenn man meine Schwester hörte, war sie ein ganz großes Ding. „Ich gehe heute Abend zu Shorty“, erzählte sie mir dann. Ich bot ihr an, sie in die Bentley’s Discotheque, den China Club oder einen anderen angesagten Club in Manhattan zu bringen, aber sie war mit Shortys Bar vollkommen zufrieden.

Ich hatte meinen Kampf und den Sieg Jimmy Jacobs gewidmet. Hinterher besuchte ich aber wie immer Cus’ Grab. Nach jeder Titelverteidigung ging ich mit einer großen Flasche Champagner dorthin, um mit Cus zu feiern. Cus liebte Champagner. Rooney machte mir deshalb aber immer wieder Vorhaltungen.

„Hör endlich auf, diese verdammte Flasche an Mr. D’Amatos Grab zu stellen“, hatte er mir mehr als einmal erklärt. Jedes Mal, wenn er eine Flasche Dom Pérignon am Grab stehen sah, wusste er, dass sie von mir stammte.

Die Dinge wurden nach dem Spinks-Kampf noch verrückter. Cayton war empört, dass er verklagt worden war. Aber keiner von den Presseleuten fand etwas dabei, dass Jim mich wie ein Möbelstück an Bill vererbt hatte. Wenn jemand verraten worden war, dann ich. Ich hätte auf keinen Fall gewollt, dass Cayton nach Jims Tod mein Manager wurde. Wenn Cus noch leben würde, hätte er Cayton schon längst in die Wüste geschickt. Cus hatte Cayton nie leiden können, weil der mit seinen Todfeinden vom Boxverband IBC zusammengearbeitet hatte.

Die Frauen hatten inzwischen Donald Trump in ihr Lager geholt, was sich jedoch bald als Fehler herausstellte. Er hatte keine Ahnung vom Boxgeschäft, er wusste nicht, wie man Kampfbörsen, Nebenrechte, Auslandsrechte und Fernseh-Verträge aushandelte. Aber es gab viel zu viele Leute, die Geld mit mir machten, als dass das Gezänk allzu lange andauern konnte. Im Juli handelte Bill seinen Vertrag neu aus und verlangte ab jetzt nur noch 20 Prozent als Managergebühr und 16 Prozent der Werbeeinnahmen. Es gab einen ganz bestimmten Grund, warum sich alle Parteien doch noch einigten. Solange der Rechtsstreit anhielt, wurde mir

meine Börse aus dem Spinks-Kampf nicht ausbezahlt. Jetzt bekam ich einen Scheck über zehn Millionen Dollar, und Bill bekam seine fünf Millionen.

Jeder drängte mich nun, möglichst bald in den Ring zurückzukehren, aber ich selbst hatte es überhaupt nicht eilig. Ich sollte in London gegen Bruno boxen, aber während der Pressekonferenz nach der Einigung mit Cayton überraschte ich alle.

„Ich glaube, ich verzichte auf den Kampf mit Bruno, und nehme einen sechs- bis achtwöchigen Erholungsurlaub. Ich habe gerade keine Lust zu kämpfen“, verkündete ich.

Ich verbrachte inzwischen immer mehr Zeit mit Don King. Bereits im Mai war ich nach Cleveland gefahren und hatte ein paar Tage in seinem Haus verbracht. Don brachte mich dazu, eine Promotion-Vereinbarung mit ihm zu unterzeichnen, über die wir allerdings bis nach dem Spinks-Kampf Schweigen bewahrten. Er hatte uns alle perfekt gegeneinander ausgespielt.

Irgendwann in jenem Jahr nahm mich Don mit zu einem Konzert von Michael Jackson. Don hatte bereits für Michael und seinen Vater Promotion-Arbeit geleistet und eine ganze Tournee organisiert, deshalb nahm er mich nach dem Konzert hinter die Bühne mit. Ich wiederum war Joe Jackson bereits bei einigen meiner Kämpfe begegnet, denn er war ein großer Boxfan. Wir waren also hinter der Bühne, und Michael stand ganz allein in einer Ecke und wartete auf sein Auto. Niemand wagte es, sich ihm zu nähern. Er bemerkte jedoch, dass mich die Leute umringten und ein Autogramm von mir wollten. Ich wollte ihm unbedingt die Hand schütteln, bevor er in seine Limousine stieg, deshalb ging ich zu ihm hinüber.

„Wie geht es Ihnen, Mr. Jackson. Es ist mir eine große Freude, Sie kennenzulernen“, sprach ich ihn an.

Er musterte mich ein paar Sekunden lang, bevor er antwortete.

„Ich kenne Sie von irgendwoher, nicht wahr?“, sagte er.

Er verscheißerte mich an diesem Abend. Er wusste genau, wer ich war. Ich war ihm aber nicht böse, sondern fand es wundervoll und konnte es kaum erwarten, diesen Satz selbst mal bei irgendjemand anzubringen.

Als Don King am 16. August nach New York kam, ließ er die Bombe platzen, dass ich mit ihm einen exklusiven Promotion-Vertrag abgeschlossen hätte. Bill rastete vollkommen aus und drohte, vor Gericht zu gehen. Die beiden Frauen waren inzwischen weitgehend weg vom Fenster. Sie hatten es nicht geschafft, meine Geschäfte zu übernehmen. Also setzten sie ihren Plan B fort, schwärzten mich als Monster an und versuchten, eine möglichst günstige Scheidungsvereinbarung zu bekommen. Während des ganzen Sommers gab Robin ein Interview nach dem anderen, in denen sie behauptete, dass ich ihr gegenüber gewalttätig geworden sei. Wenn die Journalisten aber nach irgendwelchen Beweisen fragten, konnte sie ihre hergeholten Behauptungen nicht untermauern. Ich mag es wirklich nicht, über jemand anderen schlecht zu reden, und vielleicht haben sie sich inzwischen auch geändert, aber damals waren die beiden die verschlagensten, miesesten Schlampen in der ganzen Galaxie.

Als Nächstes wollten sie mich in die Psychiatrie einweisen lassen, damit sie über meine Finanzen verfügen konnten. Die gute Ruth versuchte mich dazu zu bringen, einen Seelenklempner namens Dr. Henry McCurtis aufzusuchen. Ich weigerte mich jedoch kategorisch. Deshalb riefen sie ihn an und brachten ihn dazu, mir Rezepte für Lithium und Chlorpromazin auszustellen. Er erzählte ihnen, ich sei manisch-depressiv. Ruth beauftragte ihren Bruder Michael, mir diese Medikamente zu geben. Aber er hielt das für totalen Unsinn. Zuerst sagte er: „Mike, willst du diese Medizin nehmen?“ Schließlich meinte er jedoch: „Mike, nimm diesen Scheiß auf keinen Fall. Ich würde es nicht tun.“ Dann versuchte Ruth meinen Freund Rory dazu zu überreden, dass er überprüfte, ob ich diese Tabletten auch brav nahm. Ruth rief ihn jeden Tag an, um sich danach zu erkundigen. Aber Rory war das Ganze scheißegal, deshalb erzählte er Ruth nur, die Pillen seien ausgegangen, und mir, dass sie mir per FedEx über Nacht neue schicken würde.

Ich stand allerdings unter Alkohol und nicht unter dem Einfluss von Pillen, als ich eine kleine tätliche Auseinandersetzung mit Mitch Green hatte. Seit ich ihn geschlagen hatte, war es mit ihm immer weiter bergab

gegangen. Er war wegen Drogen eingerückt und etwas später verhaftet worden, als er sich weigerte, Brückenmaut zu bezahlen, und danach noch eine Tankstelle ausraubte. Angeblich hatte der Nigga die Tankstelle überfallen, den Angestellten gefesselt und danach das Geld einkassiert, mit dem die Kunden ihr Benzin bezahlten.

An einem Abend Ende August hatte ich etwas in einem Club gefeiert und war noch bei Dapper Dan vorbeigegangen, um ein paar Kleidungsstücke abzuholen, die sie für mich angefertigt hatten. Eine weiße Lederjacke, auf deren Rücken in Großbuchstaben der Titel des Public Enemy-Songs „DON'T BELIEVE THE HYPE" stand. Außerdem hatte ich noch ein Paar ultrakurze Daisy Duke-artige Shorts bestellt. Hey, damals war ich großartig in Form und wollte meine muskulösen Oberschenkel vorzeigen. Jeder hippe Künstler und Drogendealer besorgte sich damals seine Kleidung bei Dapper, deshalb hatten sie bis spät in der Nacht offen. Ich selbst rückte dort etwa um vier Uhr morgens an. Ich bin weder ein HipHop- noch ein Drogentyp, sondern ein Kerl von der Straße, und wir hingen alle bei Dapper Dan ab.

Irgendwelchen Scheiß zu kaufen, machte mich immer glücklich. Deshalb war ich auch gut gelaunt, bis sich meine Stimmung abrupt änderte, als dieser verrückte Scheißkerl Mitch Green mit nacktem Oberkörper in dieses Geschäft stürmte.

„Was zum Teufel machst du denn hier, du Schwuchtel? Du und dieser Arschficker Don King habt mich mit diesem Kampf total verscheißert. Ihr seid alle Schwuchteln", machte er mich an.

Zu dieser Zeit lebte ich in dieser verlogenen weißen „Wie geht's euch, Jungs"-Welt und versuchte immer noch, für die großen Firmen werbetauglich zu bleiben. Tief im Innern war ich zwar ein blutrünstiger Killer, aber in diesem Fall entschied ich mich, den aufgeblasenen jüdischen Wortschwall anzuwenden, den ich von Geschäftsmännern wie Jimmy Jacobs gelernt hatte.

„Also Mitch, du solltest dir wirklich überlegen, was du tust. Ich glaube nicht, dass diese Handlungsweise auf lange Sicht deiner Gesundheit

zuträglich ist. Du solltest dich daran erinnern, dass ich dich schon einmal besiegt habe, als wir uns im Ring begegnet sind“, sagte ich. „Du solltest dich schleunigst zum nächsten Ausgang begeben.“

„Du hast mich nicht besiegt!“, schrie er. „Ich hatte nur nicht genug gegessen. Dieser verdammte Don King hat mir nichts zu essen gegeben.“

Ich wollte keinen Streit mit ihm anfangen, denn ich wollte diesen Trottel auf keinen Fall umbringen. Ich nahm also meine gerade erst gekauften Sachen und verließ den Laden. Dieser verrückte Nigga folgte mir jedoch auf die Straße hinaus und wollte mit seinem Geschimpfe und Getobe gar nicht mehr aufhören. In diesem Moment hatte ich eine Erscheinung. Ich war Mike Tyson, der unbestrittene Weltmeister im Schwergewicht.

Ich musste mir diesen Scheiß nicht bieten lassen.

Er griff mir ins Gesicht und rückte mir auf den Leib. Als ich hinunterschaute, riss er meine Hemdtasche ab. Jetzt langte es mir. Ich versetzte ihm einen Schlag direkt aufs Auge. Ich war betrunken und merkte nicht, dass er auf PCP war und deshalb überhaupt nicht zurückschlagen konnte. Es war, als ob ich mit einem Zehnjährigen gekämpft hätte. Ich zog ihn die ganze Straße entlang, und er schrie wie am Spieß. Im Ring hatte er mir damals einen besseren Kampf geliefert.

Ich schlug immer weiter auf diesen Penner ein, und er wankte und torkelte von einer Seite zur anderen, als ob er jeden Moment hinfallen würde, aber er ging nicht zu Boden. Deshalb wandte ich jetzt meinen Bruce-Lee-Gedächtnis-Rundumschlag an und fällte ihn wie einen Baum. Mein Freund Tom, der oft meinen Wagen fuhr, wenn ich betrunken war, versuchte, mich von ihm wegzuziehen.

„Yo Mike, ich glaube, du hast diesen Nigga getötet“, sagte er.

„Er hätte sich eben nicht mit mir anlegen sollen“, entgegnete ich. Als wir gerade zu unserem Auto zurückkehren wollten, stand dieser Zombie aber plötzlich wie Jason im Film *Freitag der 13.* wieder auf und trat mir voll in die Eier.

„Fick dich, du Schwuchtel!“

Das war gar nicht gut. Ich sprang ihm ins Genick, schlug ihn zu Boden und hämmerte dann seinen Kopf so lange aufs Pflaster, bis er sich nicht mehr rührte. Dann war ich müde und ging zu meinem Wagen zurück. Damals fuhr ich einen kanariengelben Rolls Royce Corniche. Der kostete im Jahr 1988 immerhin 350.000 Dollar. Ich stieg ein und wartete, bis Tom sich hinter das Lenkrad gesetzt hatte.

„Fahr los, lass uns von hier verschwinden“, sagte ich.

„Keine Chance. Dieser verrückte Nigga liegt direkt vorm Auto“, sagte Tom.

Ich schaute aus dem Fenster, und plötzlich stand Mitch wieder da. Er schrie und zeterte, trommelte ans Fenster und riss schließlich meinen Außenspiegel ab. Das sollte mich 5.000 Dollar kosten! Jetzt war ich endgültig wütend wie ein Tier.

Ich riss die Tür auf, packte ihn am Kopf und schlug ihm dann meinen Spezialschlag, einen rechten Aufwärtshaken, ans Kinn. Bumm! Mitch flog ein Stück in die Luft und traf dann mit dem Kopf auf dem Boden auf. Jeder, der sich mit solchen Straßenkämpfen auskennt, weiß, was passiert, wenn der Kopf zweimal aufs Pflaster aufschlägt. Der erste Aufprall schlägt dich k.o., und der zweite weckt dich wieder auf. Nun, Mitchs Kopf prallte nur ein einziges Mal auf den Boden. Dann quoll ihm dieser krasse weiße Schaumscheiß aus dem Mund. Inzwischen waren wir von einem ganzen Haufen Zuhälter, Nutten und Crack-Köpfen umgeben, die jetzt alle kollektiv „Ooooooooooh“ stöhnten. Ich befürchtete wirklich, er sei tot. Ich hatte ihm die Augenhöhle zertrümmert, die Nase gebrochen, einige Rippen geknackt, und ein Auge war total zugeschwollen. Aber ich war eigentlich immer noch nicht zufrieden. Gott sei Dank gab es da dieses große Publikum, sonst hätte ich ihm das Genick gebrochen und das Arschloch gekillt. Ich bin eben nicht sehr nett, wenn ich betrunken bin.

Ich dachte, ich bräuchte mir über Mitch künftig keine Gedanken mehr zu machen. Falsch gedacht. Ein paar Tage später hatte ich ein Date mit einer heißen afrikanischen Braut aus einem Land wie Ägypten, Somalia oder so ähnlich. Sie wissen schon, eine von diesen Tussis mit Turban und langem

wallenden Gewand. Wir aßen gerade in einem Straßencafé, wo man das Gefühl hatte, in einem schwarzen Paris zu sein. Ich schaute auf die Straße hinaus und sah einen riesigen Mann auf einem Zehngang-Rad.

„Das kann nicht Mitch Green sein, denn ich weiß, dass dieser Arsch ein Zombie ist, der bei Tageslicht nicht rauskommt“, dachte ich. Als er gerade um die Ecke bog, schaute er kurz nach hinten und entdeckte mich. Scheiße! Er wendete sein Scheißfahrrad und hielt direkt vor der Chefkellnerin an, einer voluminösen Schwarzen, die aussah wie Queen Latifah in Spike Lees Film *Jungle Fever*.

„Ist das da drüben Mike Tyson?“, fragte er.

„Klar ist das Mike Tyson.“ Dann kreischte sie „Hey, Champ“ und zeigte auf Mitch, als wollte sie mir sagen: „Um den musst du dich kümmern.“

Warum musste diese Frau das sagen. Warum? Jetzt stürmte Mitch an meinen Tisch.

„Du beschissene Schwuchtel. Du hast mich nicht versohlt. Du hast nur einen einzigen Zufallstreffer gelandet“, schrie er.

„Klar, ich habe nur einen Treffer gelandet und dir dabei das halbe Gesicht zertrümmert, die Nase und mehrere Rippen gebrochen. Und das mit einem einzigen Schlag?“

Wir wollten gerade erneut übereinander herfallen, als Schwester Ägypten/Somalia ihre Hand auf meinen Arm legte. Die Hand, in der ich mein Steakmesser hielt. Damals war ich noch kein Veganer.

„Bleib cool. Setz nicht deine Zukunft aufs Spiel, Bruder. Du bist viel zu wertvoll für uns. Das ist nur eine Falle des weißen Mannes. Du möchtest doch überhaupt nicht in diesem Käfig des weißen Mannes stecken.“

Wenn ich bereits mit ihr geschlafen hätte, wäre ich aufgestanden und hätte diesen Nigga abgestochen. So hielt ich mich jedoch zurück und zeigte Mitch die kalte Schulter. Er stieg wieder auf sein Rad und machte sich davon. Inzwischen hatte sich das Ganze jedoch herumgesprochen und ein paar meiner Freunde aus dem Viertel folgten ihm und gaben ein paar Schüsse auf ihn ab, um ihn aus der Gegend zu verjagen. Leider lernte ich trotzdem an diesem Tag keine Muschi aus Ägypten/Somalia näher kennen.

Allerdings wirbelte dieser Straßenkampf eine Menge Staub auf und hatte einige unangenehme Folgen. Am nächsten Tag musste ich vor Gericht erscheinen, wo man mich über die Einleitung eines Verfahrens wegen einfacher Körperverletzung, einem minderschweren Vergehen, in Kenntnis setzte. Außerdem hatte ich mir bei diesem gewaltigen Uppercut die Hand gebrochen, sodass mein nächster Kampf mit Bruno verschoben werden musste. Jetzt fiel die gesamte Presse über mich her. Zuerst baut sie dich auf, und dann macht sie dich nieder, so geht das Spiel nun mal. Dabei spielte es überhaupt keine Rolle, ob ich von einem Nigga auf PCP herausgefordert und angegriffen worden war. Jetzt wollten alle wissen, was ich denn um vier Uhr morgens in Harlem zu tun hatte. In der Folge grub man auch die alten Scheißgeschichten aus Catskill wieder aus und sog sich verrückte Artikel aus den Fingern, in denen beschrieben wurde, wie man meine angeblichen Gewalttaten damals vertuscht hätte. Selbst mein alter Freund Wally Matthews las mir in der *Newsday* die Leviten.

„Als unbestrittener Schwergewichts-Champion der Welt, Millionär und bedeutender Sportler, der danach strebt, zu einem Vorbild für die Jugend, vor allem die unterprivilegierte schwarze Jugend, zu werden, sollte es Tyson eigentlich besser wissen. Es ist ein weiterer hässlicher Fleck auf Tysons zunehmend besudeltem Persönlichkeitsbild.“

Gewalttätig, Monster, asozial. Was kam als Nächstes? Insasse einer Nervenheilanstalt? Genau darauf arbeiteten Ruth und ihre Tochter hin. Am 4. September besuchte ich Camille in Catskill. Ich hatte von Ruth und Robin in letzter Zeit nicht viel gehört. Tatsächlich schluckte ich ab und zu die Tabletten, die McCurtis mir verschrieben hatte. Camille war strikt dagegen. Sie war der Ansicht, dass sie mich benebelten und teilnahmslos machten. Mir gefiel es, benebelt zu sein, aber sie forderte mich auf, eine zweite Meinung einzuholen. Während ich in Catskill war, rief mich Robin die ganze Zeit an. „Warum bist du dort oben? Warum bist du nicht bei uns?“ So ging es ständig.

„Fick dich, ich möchte nicht mehr mit dir sprechen. Ich möchte mich von dir scheiden lassen und mich umbringen“, rief ich einmal und legte auf.

Danach war ich wirklich wütend und setzte mich in meinen dicken BMW, um in der Stadt ein paar Sachen zu besorgen. Es hatte ziemlich lange geregnet, und die ungeteerte Auffahrt war matschig. Um zur Hauptstraße zu gelangen, musste ich die ungefähr 15 Meter lange Zufahrt hinauffahren, die immerhin eine Steigung von zehn Prozent aufwies. Ich ließ den Motor an und gab Gas, aber die Räder drehten im Matsch durch. Ich trat also das Gaspedal durch, woraufhin das Auto zur Seite ausbrach und gegen einen Baum prallte. Ich wollte damit vielleicht Aufmerksamkeit erregen, hatte aber nie vorgehabt, mich selbst umzubringen. Mein Kopf schlug auf dem Lenkrad auf, und ich bekam erst wieder was mit, als Camille sich über mich beugte, mir ins Gesicht schlug und per Mund-zu-Mund-Beatmung versuchte, dass ich wieder zu mir kam.

Großartig! Mein angekündigter Selbstmordversuch wäre fast Wirklichkeit geworden. Ich wollte mich weder töten noch verletzen, sondern nur Aufmerksamkeit erregen. Ich liebte Robin immer noch und wollte ihr ein schlechtes Gewissen machen wegen all der Schmerzen, die sie mir zugefügt hatte. Sogar jetzt war ich noch süchtig nach ihr.

Da ich eine Zeitlang das Bewusstsein verloren hatte, rief Camille einen Krankenwagen, der mich ins Krankenhaus von Catskill brachte. Jemand muss danach Robin angerufen haben. Als ich es mir nämlich gerade in meinem Krankenhauszimmer bequem gemacht hatte und ein chinesisches Gericht verzehrte, das ich mir von Jay hatte besorgen lassen, stürmte Robin, gefolgt von einigen Kamera-Crews, herein. Sie wollte wohl meine Retterin spielen – gerade rechtzeitig für die Fünf-Uhr-Nachrichten.

„Siehst du, wozu du mich gebracht hast?“, fauchte ich sie an.

Die Ärzte erzählten mir, ich hätte eine Rippenprellung und ein „stumpfes Kopftrauma“. Ich ließ mich deshalb ins Presbyterian Medical Center in New York verlegen. Natürlich stand Robin direkt neben meiner Trage und versuchte, mit dramatischen Gesten die Fotografen von mir fernzuhalten, passte dabei jedoch auf wie ein Luchs, immer in der Mitte des Bildes zu bleiben. Als wir in Manhattan ankamen, gaben Robin und ihre Mutter dem Krankenhaus eine Liste, auf der die Besucher standen, die allein zu mir

Zugang haben sollten. Auf dieser Liste standen unter anderem Donald und Ivana Trump, der PR-Mogul Howard Rubenstein sowie ihre Anwälte. Das waren alles keine Freunde von mir, aber meine echten Freunde kamen sowieso nicht vorbei, wenn ich mit den „Schrecklichen Zwei“ zusammen war.

Ein unwillkommener Besucher tauchte jedoch tatsächlich auf. Mein Fenster war offen, und ich hörte auf dem Gehsteig draußen einen leichten Tumult. Als ich hinunterschaute, traute ich meinen verdammten Augen nicht. Es war Mitch Green, umgeben von zahlreichen Pressevertretern. Mitch hatte sein Hemd ausgezogen, machte Schattenboxen und schrie: „Cicely Tyson ist eine Tunte! Ich versohle ihm seinen gottverdammten Arsch!“ Ich wurde diesen Narren einfach nicht mehr los. Wenn es je einen Schwarzen gegeben hat, der Frankenstein ähnelte, dann Mitch Green.

Ich merkte, dass ein PR-Fritze auf meiner Liste stand, als ich am nächsten Morgen die *Daily News* durchblätterte. Irgendein Feuilleton-Schreiberling namens McAlary hatte einen langen Artikel über mich verfasst. Ich kannte den Typ nicht, und er war auch kein Boxexperte. Er erklärte, mein Unfall sei ein ernstzunehmender Selbstmordversuch gewesen.

Er behauptete, ich hätte zu Robin am Telefon gesagt: „Ich gehe jetzt raus und bringe mich um. Ich gehe jetzt raus und fahre das Auto zu Schrott.“ Darüber hinaus hätte ich etwas früher in dieser Woche Robin gedroht, ich würde sie umbringen. Ungenannte „Freunde“ von mir wurden mit der Aussage zitiert, dass ich in Catskill zwei Schrotflinten gekauft hätte, um mich damit umzubringen. Dann erzählte er, eine völlig aufgelöste Mrs. Givens habe besorgt an meinem Bett gesessen, während ich ihr erzählt hätte: „Ich habe dir ja gesagt, dass ich es tue. Und sobald du hier rausgehst, mache ich es wieder.“

McAlary schrieb, dass die beiden Frauen mich angefleht hätten, Dr. McCurtis aufzusuchen. „Gewisse Quellen behaupten, dass McCurtis Tyson in eine geeignete Institution einweisen wollte, um dessen Geisteszustand untersuchen zu lassen.“

Bingo. Man musste nicht in Harvard Medizin studiert haben, um zu begreifen, dass diese beiden Frauen es so aussehen lassen wollten, dass ich ein außer Rand und Band geratener Psycho war, den man unbedingt in die Klapse einweisen musste. Anschließend könnten sie dann über mein ganzes Geld verfügen.

McAlary war mit seiner Geschichte jedoch noch nicht zu Ende. Er behauptete, ich sei all die Jahre krank gewesen und hätte entsprechende Medikamente eingenommen, aber Cus habe sie dann abgesetzt, weil er nur an meinen boxerischen Fähigkeiten interessiert gewesen sei. Das war natürlich gequirlter Bockmist. McAlary schrieb dann noch, dass nur Trump, Rubenstein und ihr Anwalt Parcher wüssten, was gut für mich sei, und mehr an meinem Wohlergehen als an meinem nächsten Kampf interessiert seien. Robins PR-Team musste diese ganze Scheiße der Presse gesteckt haben. Und auch die gute Ruth hatte den alten Bockmist wieder hervorgekramt, dass ich wisse, wie ich Robin schlagen müsse, um dabei keine Spuren zu hinterlassen, denn auch das wurde in diesem Artikel erwähnt. Sicher, ich bin ja bekanntlich ein raffinierter schwarzer Fu Manchu-Kämpfer. Von Iron Mike Tyson konnte man ja annehmen, dass er wusste, wie man jemanden schlägt, ohne Spuren zu hinterlassen. Schließlich basierte ja meine ganze Karriere darauf, ein Knochenbrecher zu sein. Je öfter man diesen Artikel las, desto mehr wurde einem klar, dass die ruchlose Ruth und ihre feine Tochter das Ganze inszeniert hatten. Sie waren ganz offensichtlich auf eine Scheidung wegen seelischer Grausamkeit aus.

Als ich zur Erholung ein paar Tage nach Catskill hinauffuhr, rief McCurtis Camille jeden Tag an und verlangte, sie solle sich versichern, dass ich regelmäßig meine Tabletten schlucke. Einige Tage später flog ich mit Robin, ihrer Mutter und ihrer Presseagentin nach Moskau, da ein paar Szenen ihrer Sitcom dort gedreht werden sollten. Ich war schon immer von der russischen Geschichte fasziniert gewesen und entschloss mich deswegen mitzukommen. Ich hatte gehört, wie sich Cus und Norman Mailer über Tolstoi unterhalten hatten, und war deshalb ein großer Fan der russischen Kultur und ihrer Preisboxer.

Bevor wir abflogen, mussten wir noch die Fragen einiger Reporter beantworten. Ich machte mich dabei über den Bericht über meinen angeblichen Selbstmordversuch lustig.

„Ich liebe meine Frau, ich schlage sie nicht. Ich werde meine Frau niemals verlassen, und sie wird mich niemals verlassen.“ Ich war wieder einmal der gute, alte El Schmocko.

„Niemand, ich wiederhole, niemand wird unsere Ehe kaputtmachen“, sagte Robin. „Ich bin immer mit ganzem Herzen dabei, ich liebe Michael und werde auf ihn aufpassen. Michael liebt mich viel zu sehr, um sich umzubringen und mich allein zu lassen.“

Sicher, sie war noch mit ganzem Herzen dabei, bis sie mein Geld bekam.

Als wir aus Moskau zurückkehrten, steckten sie der Presse einen Haufen Geschichten, die beweisen sollten, dass ich mich nicht mehr unter Kontrolle hatte. Angeblich sei ich schreiend im Hotel herumgerannt und hätte mich außen an einen Fenstersims gehängt und gedroht, mich umzubringen. Ich glaube, sie vergaßen, dass wir in Russland waren. Hätte ich dort einen solchen Zirkus veranstaltet, hätten mir die russischen Polizisten den Hintern versohlt. Einmal standen wir in der Lobby, und Robin und ihre Mutter fingen plötzlich zu schreien an und forderten den Sicherheitsmann des Hotels auf, mich zu verhaften. Er trat auf mich zu.

„Kommen Sie her“, sagte er zu mir. „Da ist nichts. Diese Frauen spinnen.“

Er holte eine Wodkaflasche heraus, und wir tranken gemeinsam ein Gläschen.

Als die amerikanischen Reporter den Wahrheitsgehalt von Robins wilden Geschichten überprüften, interviewten sie auch einen Produzenten ihrer Show, der ihnen versicherte: „Mike benahm sich in Russland wie ein echter Gentleman.“ Eine Maskenbildnerin ihrer Sendung erzählte einer Freundin, dass die Geschichten, ich würde Robin schlagen, der reine Witz seien.

„Ich las alle Zeitungen, in denen Robin zitiert wurde, wie sehr er sie geschlagen und verprügelt hätte. Ich schminke sie vor jeder Aufnahme, dabei sehe ich sie mir natürlich genau an. Sie hatte niemals Prellungen oder

blaue Flecken. Ich kann nicht verstehen, wie sie mit diesen unwahren Unterstellungen durchkommt.“

Ein paar Tage nach unserer Rückkehr aus Russland schafften Ruth und Robin es endlich, dass ich mit ihnen zu Dr. McCurtis ging. Nachdem er mir eine Stunde lang erzählt hatte, wie krank ich sei, begann ich diese Scheiße selbst zu glauben. An der Wand seiner Praxis hingen ja seine ganzen Abschlüsse und Qualifikationen. Wenn ich ihm erzählt hätte, er sei ein lausiger Boxer, hätte er mir dann etwa widersprochen? Und jetzt überzeugten sich mich davon, dass ich manisch-depressiv sei. Das bläute er mir sogar regelrecht ein. Ich wusste ja, dass ich schon immer zu Depressionen geneigt habe. Und manchmal ergriff mich dann diese manische Energie, und ich konnte tage- und nächtelang aufbleiben. So war ich schon mein ganzes Leben lang.

Ich versprach ihnen noch, ab jetzt regelmäßig meine Medikamente einzunehmen, und dann stellte man mich vor die wartenden Kameras:

„Ich wurde mit dieser Krankheit geboren, ich kann nichts dafür. Vielleicht habe ich deswegen auch bei dem, was ich tue, so viel Erfolg. Es ist, als ob man eine Metamorphose durchläuft und sich von einem höchst deprimierten zu einem höchst überdrehten Menschen wandelt, und diese überdrehte Phase ist einfach überwältigend. Sie wissen ja, ich nehme keine Drogen, aber in dieser Phase bin ich auch ohne sie richtiggehend high und kann drei oder vier Tage nicht schlafen und laufe in dieser ganzen Zeit auf Hochtouren. Ich bin dann regelrecht paranoid, es ist nicht mehr normal“, sprudelte es aus mir heraus.

„Er ist schon seit vielen Jahren so, aber sein Umfeld hat das einfach ignoriert“, schaltete sich daraufhin Robin ein. „Michael benötigt eine Menge Schutz. Man kann auf das Ganze ja nicht einfach ein Pflaster kleben. Es ist erst einmal nicht wichtig, ob er noch einmal boxt, dieser Junge hat ja noch sein ganzes Leben vor sich. Wir werden die Behandlung zusammen durchstehen.“

Nun, da ich wieder ein Zombie war und brav meine Pillen schluckte, entschieden sich die ruchlose Ruth und ihre herzensliebe Tochter Camille

aus meinem Leben zu entfernen. Nach Jimmys Tod kam ich für Camilles Ausgaben auf. Jetzt erklärten Ruth und Robin Camille, dass sie das Haus auf meinen Namen überschreiben müsse, wenn ich weiterhin sämtliche Hausrechnungen zahlen solle. Als sie mir das erzählten, flippte ich aus. „Spinnst du jetzt endgültig, du Schlampe?“, fuhr ich Robin an. Am nächsten Tag rief Robin Camille erneut an und befahl ihr, sich künftig aus meinem Leben herauszuhalten. Damals wusste ich das nicht.

Noch heute fragt mich jeder nach dieser berüchtigten *20/20*-Sendung. Erst vor Kurzem äußerte Barbara Walters die Befürchtung, sie habe unsere Ehe zerstört. Wenn das stimmen würde, wünschte ich, sie hätte uns früher interviewt. Erst neulich fand ich heraus, dass Robin kurioserweise in dieser Sendung ursprünglich gar nicht auftreten sollte. Ein Teil der Sendung mit Cayton wurde in dessen Büro aufgenommen. Danach kam die Crew in unser Haus, um mich und Ruth einzeln zu filmen. Die Crew war bereits wieder am Zusammenpacken, als Robin Barbara beiseite zog und ihr erzählte, dass sie bisher die eigentliche Wahrheit noch gar nicht erfahren habe.

Ich nehme an, Robin wusste, dass Barbara anbeißen würde. Ich hatte keinen Schimmer, was sie sagen würde, als sie mich neben sie auf die Couch setzten. Dann ließen sie erneut die Kameras laufen. Es fing erst einmal ziemlich harmlos an.

„Sie haben einen College-Abschluss, Sie sind gebildet und Schauspielerin. Ihr Mann hat die Highschool abgebrochen und wurde danach in eine Erziehungsanstalt eingewiesen. Sie beide sind sehr unterschiedlich, wenigstens an der Oberfläche. Warum lieben Sie ihn?“, fragte Barbara Robin.

„Weil er klug ist und weil er sanft ist, er hat diese unglaublich sanfte Seite. Weil Michael mich mehr als alles in der Welt liebt. Ich spüre, dass er mich braucht, was ich mag, ich mag das“, sprudelte sie hervor.

„Darum liebe ich sie, sie hat wirklich das Gefühl, dass sie mich beschützen kann“, fügte ich hinzu. Im Geist konnte ich hören, wie Cus „Du schleimiger Bastard!“ brüllte.

„Es gibt also keinen Ehevertrag?“, fragte Barbara.

„Wozu sollte der gut sein?“, erwiderte Robin. „Wir haben geheiratet, um für immer zusammenzubleiben. Und nicht um bereits am Anfang die Scheidung zu planen.“

Danach wollte Barbara von mir wissen, was ich über Robins Aussage dächte.

„Wenn du jemanden heiratest, vertraust du ihm. Darum geht es ja in der Ehe: dass man für den Rest des Lebens zusammenbleibt. Ich besitze viele Millionen, meine Frau muss mich nur darum bitten, und sie bekommt alles, was ich habe. Wenn sie es jetzt will, kann sie es nehmen und weggehen, sie kann alles nehmen und dann gehen. Das ist ihr gutes Recht, es steht in ihrer Macht, das zu tun. Aber sie ist immer noch hier, sie toleriert meinen Scheiß, und ich liebe meine Frau.“

Plötzlich änderte sich die Temperatur.

„Robin, einige Sachen, die wir gelesen haben, dass er Sie geschlagen hat, dass er Sie und Ihre Mutter in Russland herumgehetzt hat, dass Mike manchmal ausgesprochen unberechenbar ist – ist das wahr?“

„Extrem unberechenbar. Er hat eine Seite, die mir wirklich Angst macht. Michael ist, gelinde gesagt, furchteinflößend. Ich glaube, es gibt Zeiten, wo er seine Stimmungen nicht mehr unter Kontrolle hat, und dann macht er mir, meiner Mutter und allen um ihn herum echt Angst, es ist richtig unheimlich.“

Ich war damals nicht auf Drogen, aber es fühlte sich plötzlich so an. Ich konnte die Scheiße einfach nicht glauben, die sie da erzählte.

„Und was passiert dann?“, hakte Barbara nach.

„Er verliert vollkommen die Fassung, wirft Sachen durch die Gegend, schreit …“

„Schlägt er Sie?“

„Er schüttelt mich, stößt mich herum und schleudert mich durch den Raum. Manchmal glaube ich, er will mir einfach nur Angst machen. Es gab Zeiten, wo das passierte und ich glaubte, ich könne damit umgehen, aber in

letzter Zeit bekomme ich Angst. Ich meine, große, große Angst. Michael ist manisch-depressiv, das ist einfach eine Tatsache.“

Können Sie sich vorstellen, dazusitzen und diese Scheiße von Ihrer eigenen Frau zu hören, und dabei spricht sie noch zu einem Millionenpublikum! Sie fügte hinzu, dass unsere Ehe „eine Qual und die reinste Hölle“ war. „Es war schlimmer als alles, was ich mir hätte vorstellen können.“ Innerlich kochte ich, nach außen hin versuchte ich jedoch, cool zu bleiben. Das war ein ultimativer Vertrauensbruch. „Ich weiß nicht, was Mike Tyson ohne meine Mutter wäre, sie war von Anfang an der Leim, der uns zusammenhält“, fuhr Robin fort. „Wenn wir Michael verlassen würden – und mich bekommt man nur als Paket, meine Mutter, meine Schwester, so bin ich eben –, dann wäre er zweifellos allein, und das möchte ich auf keinen Fall. Dann würde sich sein Zustand immer weiter verschlechtern, bis er, glaube ich, eines Tages konsequenter handeln würde als das letzte Mal und sich selbst umbringt oder jemand anderen verletzt. Das wäre ohne uns zweifellos bereits passiert.“

Ich wusste nicht, was ich sagen sollte. Ich hatte noch nie mit einer Sache von solcher Tragweite zu tun. Wenn ich heute darauf zurückschaue, kann ich nicht glauben, dass ich einfach so dasaß und nichts sagte. Wenn ich ihr andererseits in ihr verdammtes Gesicht geschlagen hätte und vor den Fernsehkameras ausgerastet wäre, hätte ihr das nur recht gegeben. Sie erwarteten, dass ich vor all den Fernsehzuschauern durchdrehen und anfangen würde, zu toben und zu rasen. Das war meiner Meinung nach ihr Plan. Der ging jedoch nach hinten los.

Meine Freunde nahmen Robin ihren Auftritt in dieser Sendung ausgesprochen übel. Ich bekam Hunderte von wütenden Anrufen. Auch ich war ein paar Tage später noch angefressen. Robin, Ruth und ich hielten uns gerade in dem Haus in New Jersey auf, als ich plötzlich so wütend wurde, dass ich Gläser und Geschirr zerschlug und leere Champagnerflaschen an die Wand warf, bis sie zerbrachen. Ruths Assistentin Olga rief die Polizei. Ich empfing die Bullen an der Haustür. Ich war höflich und erklärte ihnen, dass alles in Ordnung sei und dass ich nur wolle, dass man mich in Ruhe

lasse. Ein Polizist blieb bei mir, und der andere folgte Robin. Sie zeigte ihm den Schaden in der Küche. Der Beamte, der bei mir geblieben war, erzählte mir, Robin wäre wegen meines Ausrasters in der Küche besorgt.

„Mir gehört dieses Haus und alles, was darin ist“, schrie ich. „Ich kann mit meinem Eigentum machen, was ich will. Wenn ich etwas davon zerbrechen will, kann mich niemand daran hindern.“ Dann packte ich eine große Kaminverzierung aus Messing und warf sie durch das Glasfenster neben der Eingangstür. In diesem Moment traf ihr Spezi McCurtis ein.

„Möchten Sie mit Ihrem Arzt sprechen?“, fragte mich der Polizist.

Ich ignorierte ihn und ging einfach ins Nebenzimmer weiter. Der gute Doktor erklärte dem Beamten, dass Robin und die anderen das Haus verlassen sollten und man mich am besten in die Psychiatrie einweisen sollte, damit ich dort auf meinen Geisteszustand untersucht würde. Die Bullen führten dann die Frauen nach draußen, wo in der Einfahrt ihr Auto stand, damit Robin auf die Polizeiwache fahren konnte, um dort Anzeige zu erstatten. Ich rannte ihnen bis zur Einfahrt hinterher.

„Fickt euch doch alle. Ihr seid doch alle Arschlöcher. Abschaum. Verschwindet von meinem Grundstück und verpisst euch“, brüllte ich. Dann setzte ich mich in meinen Rolls-Royce und drehte eine Runde durch das dichte Wäldchen hinter dem Haus, das ebenfalls zu meinem Anwesen gehörte. Dort gab es keine geteerte Straße, sondern nur einfache Waldwege. Das war mir jedoch egal, ich wollte nur weg von ihnen.

Am nächsten Tag flogen Robin und ihre Mutter nach Los Angeles. Mein Freund Mark Breland, der Boxer, wollte, dass ich zu Bill Cayton ginge und ihm die Hand schüttle, um mich mit ihm zu versöhnen. Shelly Finkel und Cayton hatten Mark das Gehirn gewaschen. Sie hatten ihm erzählt, dass ich ziemlich durcheinander sei, und ihn überredet, mit mir zu sprechen. Wir gingen zusammen hin, und Cayton war über dieses Etikett des Manisch-Depressiven, das man mir aufgedrückt hatte, ziemlich besorgt. Deshalb hatte er für mich einen Termin bei Dr. Abraham Halpern vereinbart, dem Leiter der psychiatrischen Abteilung des New Yorker United Hospital Medical Centers in Port Chester, einem der besten Psychiater der Welt.

Halpern sprach eine ganze Stunde mit mir. Danach rief er Camille, Steve Lott und Bill Cayton an. Er war sich sicher, dass ich nicht an manischer Depression litt. Er versuchte auch, Ruth und ihre Tochter zu erreichen, aber die hatten ihr Telefon ausgestöpselt. Als Halpern McCurtis anrief und ihn fragte, wie er zu seiner Diagnose gekommen sei, begann dieser, einen Rückzieher zu machen. Er meinte, ich sei ja gar kein richtig Manisch-Depressiver, sondern litte nur an einer affektiven Störung, die er das „Boxersyndrom“ nannte. Freud hatte von so etwas bestimmt noch nie gehört.

Ich war erleichtert, dass ein viel prominenterer Seelenklempner gemerkt hatte, dass ich gar nicht an manischer Depression litt. Ich fragte mich jedoch gleichzeitig, warum Bill Mark gesagt hatte, er müsse mich unbedingt sehen. In Wirklichkeit hatte er mir gar nichts zu sagen. Ich war in der Erwartung dorthin gegangen, dass etwas Großartiges passieren würde, und als ich dann dort war, blieben seine Aussagen in jeder Hinsicht unverbindlich. Meine Beziehung zu Bill war tatsächlich an ihrem Ende angelangt.

Am Schluss blieb nur noch Don King übrig. Ich machte mir über ihn keinerlei Illusionen. Als Robin mich nach meiner Meinung über Don fragte, sagte ich: „Schau, ich weiß, wie man eine Schlange bändigt. Dieser Typ ist eine Schlange, aber ich weiß, wie man mit einer Schlange umgehen muss.“ Don hatte jedoch auch seine guten Seiten. Zwei Tage, nachdem sich die beiden Frauen an die Westküste davongemacht hatten, suchte Don mit mir jeden einzelnen meiner Bankberater und Finanzverwalter auf. Er sorgte dafür, dass Robin über keines meiner Konten mehr verfügen konnte, auf denen zu dieser Zeit 15 Millionen Dollar waren. Wir kamen gerade noch rechtzeitig, um die Auszahlung eines Schecks über 581.812 Dollar und 60 Cent zu stoppen, den Robin zugunsten der Firma Robin Givens Productions ausgestellt hatte.

Die Leute in den Banken hassten diese beiden gierigen Weiber dermaßen, dass sie begeistert waren, uns in dieser Sache helfen zu können. Wir feierten mit einem Bankpräsidenten und allen seinen Mitarbeitern oben in

seinem Büro. Wir ließen die Champagnerkorken knallen und bestellten für alle Pizza. „Wir scheißen auf diese Schlampen“, riefen wir, während wir uns den Schampus in die Kehle schütteten.

Die *20/20*-Sendung erwies sich für Robin und ihre Mutter als Eigentor. Nachdem wir uns getrennt hatten, besuchte ich in Chicago eine Wrestling-Veranstaltung. Als ich die Halle betrat und mich auf meinen Platz setzte, stand das gesamte Publikum auf und spendete mir Beifall. Leute kamen auf mich zu, um mir zu sagen, was für ein hässliches Scheißspiel man mit mir in dieser Barbara Walters-Sendung gespielt habe. Außerdem gingen eine Menge Frauen mit mir ins Bett, um mir ihre Sympathie zu zeigen. Sie sprachen mich an und meinten: „Mein Gott, ich kann gar nicht glauben, was dieses entsetzliche Weib dir angetan hat. Bitte lass mich dich umarmen, dir deinen Schwanz lutschen und mich mal richtig um dich kümmern.“ Ich sagte dann: „Nein, Ma’am, das ist schon in Ordnung, lieber nicht.“ Oder: „Okay, Ma’am, ein bisschen können Sie mir meinen Schwanz lutschen, aber nicht zu heftig.“ Dieses ganze Jahr war total verrückt.

Die Beziehung mit Robin hatte mich schwer traumatisiert. Diese beiden Tussis waren kalt wie Hundeschnauzen. Es war meine erste Beziehung, und ich wollte diese Liebe einfach ausradieren, aber sie hinterließ doch einen schwarzen Fleck auf meinem Herzen und schlug mir tiefe Narben. Aber man muss eben Risiken eingehen, wenn man sich als Individuum

entwickeln will. So ist halt das Leben. Und dann gab es ja auch noch die Zeitungen, wenn ich einmal so richtig Luft ablassen wollte. Ein Typ von der *Chicago Sun-Times* fragte mich eines Tages nach Robin und ihrer Mutter.

„Sie benutzen die Schwarzen, aber sie mögen und respektieren sie nicht. So wie sie über Schwarze reden, könnte man glauben, sie seien vom Ku-Klux-Klan“, antwortete ich. „Sie hielten sich für was Besseres. Sie und ihre Mutter wären so gerne weiß gewesen, dass es eine Schande war. Sie versuchten, mich von den Leuten fernzuhalten, mit denen ich aufgewachsen bin, und zwangen mich in ihre Hochglanzwelt hinein.“

Ich änderte mein Leben in jeder Hinsicht. Bill war zwar offiziell immer noch mein Manager, aber trotzdem war er weg vom Fenster. Vielleicht wäre alles anders gekommen, wenn Jimmy noch am Leben gewesen wäre, aber nach seinem Tod konnte mich niemand mehr daran hindern, nur noch das zu tun, was ich wollte. Rückblickend glaube ich nicht, dass Jimmy und Bill schlechte Menschen waren. Sie waren einfach Geschäftsleute, die erfahrener waren als ich. Außerdem war ich von dem Ganzen überfordert, was sie für ihre Interessen auszunutzen wussten. Darüber hinaus waren sie absolute Kontrollfreaks. Als ich dann älter wurde, wollte ich meine Freiheit. Ich wollte mein eigenes Ding machen. Ob ich nun am Ende scheitern würde oder Erfolg hätte, ich wollte auf jeden Fall selbst über mein Leben bestimmen.

Und dann blieb ich ausgerechnet an Don King hängen. Er hätte eigentlich mein „schwarzer Bruder“ sein sollen, aber er war nur ein ganz übler Mensch. Er sollte mich beraten, aber er war nur an meinem Geld interessiert und ein richtig habgieriger Mann. Ich war ja eigentlich in einem einzigen Kugelhagel aufgewachsen und dachte, ich könnte mich gegen jemanden wie ihn durchsetzen. Aber er trickste mich auf grandiose Weise aus. Dieser Kerl spielte einfach in einer ganz anderen Liga als ich.

Ich lernte Don durch Jimmy und Cayton kennen. Dass ich also mit Don ins Geschäft kam, war hauptsächlich ihr Fehler. Wenn man es genau bedenkt, erkannte Don einfach, dass diese Jungs mir gegenüber viel zu weich waren. Sie banden ihn in unser Geschäft ein, und er sah für sich eine

Möglichkeit. Ohne selbstgefällig zu klingen, war diese ganze Tyson-Sache für Jimmy und Bill und vielleicht sogar für Cus zu groß. Einen wie mich hatte es noch nie gegeben. Kein anderer Boxer hatte je in so kurzer Zeit so viel Geld verdient wie ich. Ich weiß nicht, wie Cus damit umgegangen wäre. Ich war wie eine wirklich heiße, hübsche Braut, und jeder wollte mich ficken, verstehen Sie, was ich meine? Don bekam mich dann, aber wenn es nicht Don gewesen wäre, wäre es halt Bob Arum oder irgendjemand anderes gewesen.

Nachdem Cus und Jimmy tot waren, waren mir diese ganzen Leute herzlich egal. Ich dachte also: „Wer das höchste Gebot abgibt und mir alles gibt, was ich will, mit dem gehe ich mit.“ Das Ganze wurde für mich zu einem Spielchen. Jeder dachte nur an sich selbst, also konnte ich genauso gut auch an mich denken. Alle Freunde aus meinem Viertel starben gerade oder waren bereits tot, deshalb versuchte ich, etwas Spaß zu haben. Ich rechnete auch nicht damit, besonders lange zu leben. Dazu war ich viel zu reizbar. Wenn jemand in dieser gereizten Stimmung auf mich traf, konnte ich ganz leicht erschossen werden. Ich führte gerade ein Fantasieleben, reiste von einem Land zum anderen und schlief mit wunderschönen fremden Frauen. Diese Scheiße fing an, ihren Tribut zu fordern.

Don ließ mir die Freiheit, alles zu tun, was ich wollte. Er erledigte das Geschäft und schloss hinter meinem Rücken Verträge ab, aber ich war nicht seine Kreatur. Er schaffte es, mir das Gefühl zu vermitteln, dass er und ich der ganzen Welt gegenüberstanden. „Schwarzer, Weißer, Schwarzer, Weißer“, er palaverte immer irgendeinen Unsinn, dass die weißen Arschlöcher absolut übel seien und uns alle abschlachten wollten. Tatsächlich begann ich, etwas von dieser Scheiße zu glauben. Irgendwie erschien mir das Ganze plausibel.

Er hatte meinen Richtungsmesser verdreht. Dabei brauchte man damals Don mit seinen ganzen Haaren, seiner großen Klappe und seiner überdrehten, extravaganten Ghetto-Aufmachung einfach nur anzuschauen, um zu begreifen, was für ein krankes, verdrehtes Arschloch er war. Aber ich war eben zu dieser Zeit total durcheinander. Trotzdem hätte auch Cus, wenn

er noch gelebt hätte, Don zu meinem Promoter gemacht. Denn Cus hasste Kings Rivalen Bob Arum wie die Pest. Ich weiß nicht einmal, warum. Ich selbst hielt Arum nicht für schlimmer als Don, aber Cus erzählte mir immer: „Niemand könnte schlimmer sein als Arum."

Ich wurde stark kritisiert, weil ich mich für Don entschieden hatte. Eines Abends besuchte ich mit meinem Freund Brian Hamill die Columbus-Bar. An einem Tisch saß De Niro, und Brian und ich standen daneben. Brian machte mich dann plötzlich an, weil ich einen Vertrag mit King unterzeichnet hatte.

„Wie zum Teufel konntest du dich mit Don King einlassen", schnauzte er mich an. Er sagte das nicht wegen De Niro, aber Bobby konnte jedes Wort hören.

„Weißt du überhaupt, wie viele schwarze Boxer er ausgeplündert hat? Du kennst doch die Geschichten."

„Brian, ich habe so viel Geld, dass mir das scheißegal ist", entgegnete ich.

Tatsächlich war das damals auch so. Ich wusste nicht, wie lange diese Irrsinnsfahrt noch weitergehen würde, und lebte nur von Tag zu Tag. Ich wusste nur, dass ich gerne Champion war, und spürte, dass keiner diesen Job besser machen konnte als ich. Ich wollte jeden, der mir im Weg stand, zerstören. Wer denselben Beruf hatte und das gleiche Gewicht, war so gut wie tot. Mein ganzer Job bestand darin, anderen Menschen wehzutun. Jimmy und Bill hatten das etwas abzumildern versucht, aber Don war das nur recht. Als ich also mit Don herumzuhängen begann, änderte sich – bumm – die Sicht auf mich. Jetzt war ich in den Augen der Öffentlichkeit ein richtig schlimmer Junge.

Im Oktober 1988 nahm mich Don zum WBA-Kongress nach Venezuela mit. Danach flogen wir nach Mexiko, um an der Taufe von Julio Chávez' Sohn teilzunehmen. Diese Reise war für mich eine echte Offenbarung. Als wir einen Tagesausflug zu den Pyramiden unternahmen, bettelte mich ein kleiner Junge an. Unsere Führer sagten: „Nein, Mike, gib denen kein Geld!" Aber wie hätte ich das *nicht* tun können? 100 Dollar waren für mich nichts, aber für dieses Kind bedeuteten sie alles. Ich gab ihm also etwas Geld, und

er war wirklich dankbar. Ich dachte: „Wow, das ist ein guter Junge“, und strich ihm über die Haare. Sie fühlten sich so hart an wie Stein. Er hatte sie wohl seit Jahren nicht mehr gewaschen. Mit diesen Haaren hättest du jemanden verletzen können. Anschließend fuhren wir nach Culiacán, und ich sah noch mehr kleine Bettler. Ich kaufte einem Jungen ein paar Klamotten. Kurz darauf tauchte er mit drei Freunden und später noch einmal mit 20 „Cousins“ auf, die alle etwas zum Anziehen von mir wollten. Deshalb mochte ich diesen Jungen, er kam niemals allein, sondern brachte immer seine Freunde und Verwandten mit. Jedes Mal kaufte ich ihnen allen was.

Es war wie damals in Brooklyn, als ich für diese Straßenjungs Turnschuhe gekauft hatte. Diese mexikanischen Kids hatten Culiacán noch nie verlassen, und ich zog sie neu an, und wir hatten eine gute Zeit miteinander. Ich hatte das Gefühl, ich würde nach dem Tod in die Hölle kommen, wenn ich für diese Kinder kein Geld ausgab. Als wir wieder abfuhren, hatten wir über 50 Kinder mit schicken neuen Kleidern ausgestattet.

Bevor ich nach Mexiko kam, hatte ich einen schweren Komplex mit mir herumgetragen. Ich hatte nie jemanden kennengelernt, der ärmer gewesen war als ich einst. Ich konnte mir überhaupt nicht vorstellen, dass es auf dieser Welt irgendjemanden gab, der ärmer war, als ich es gewesen bin. Aber diese Armut in Mexiko haute mich wirklich um. Ich war sogar sauer auf sie, weil sie ärmer waren als ich in meiner Kindheit, und ich mir jetzt selbst nicht mehr so leidtun konnte. Mein Erfolg beruhte vor allem auf meiner Scham, arm gewesen zu sein. Diese Scham, arm gewesen zu sein, bereitete mir mehr Schmerzen als irgendetwas sonst in meinem Leben.

Viele meiner Probleme resultierten daher, dass ich Mike Tyson war und diese ganze Luxusscheiße jetzt verdiente, nachdem ich in solch großer Armut hatte aufwachsen müssen. Cus hatte versucht, mich dazu zu bringen, dass ich über mich hinauswuchs, mich von meinem Ego trennte und ein anderer Mensch wurde. Das war aber ganz schön hart. Hey, ich verdiente doch dieses Auto, ich verdiente diese Villa, ich verdiente diese heiße Braut. In meiner Zeit mit Don musste ich unbedingt die allerbesten und –teuersten

Autos haben, und nicht nur eines, sondern viele. Ich besaß bereits die besten Lamborghinis und einen kugelsicheren Hummer, der zuvor irgendeinem saudischen Prinzen gehört hatte. Ich besuchte die Rolls Royce-Werke in Bristol, und sie entwarfen für mich einen ganz persönlichen Rolls.

Cus hätte das alles gar nicht gebilligt. Wenn sich jemand ein Cabrio anschaffte, hielt Cus ihn bereits für ein selbstsüchtiges Schwein. Wenn wir einen schönen Wagen sahen, sagte ich etwa: „Wow, das ist aber ein cooles Auto, Cus."

„Ach was! Dieser Typ ist ein übler Egoist."

„Warum denn das?", fragte ich zurück.

„Er fährt einen Zweisitzer, damit er nicht so viele durch die Gegend kutschieren muss."

Cus selbst besaß einen alten, klapprigen Van, in den zwölf Leute hineinpassten. So war er eben.

Hätte es das im Jahr 1988 bereits gegeben, hätten wir eine großartige Reality-TV-Show drehen können. Bei aller Bescheidenheit muss ich doch darauf hinweisen, dass ich mit meinen spezialangefertigten Stretch-Limousinen und meiner Sammlung von Lamborghinis und Rolls Royces die ganze Bling-Bling-Luxuswelle ausgelöst habe. P. Diddy und diese Leute versuchten ihr Bestes, um dabei mithalten zu können, aber wir gaben den Ton an. Ich hatte den Trend ausgelöst, auf den die heutigen HipHop-Mogule aufsprangen. Ich war der Erste, der sich einen Rolls-Royce und einen Ferrari kaufte. Welcher Schwarze in seinen Zwanzigern hätte es sich 1985 auch schon leisten können, sich solche Autos legal anzuschaffen? Und ich hatte nicht nur einen, ich hatte eine ganze Flotte davon. Diese HipHop-Stars schmissen sogar ein paar Aftershow-Partys nach meinen Kämpfen. Dabei wussten sie nicht einmal, was ein Bentley war. Sie hielten ihn für ein Altmänner-Auto. Ich dagegen ließ sie in den Achtzigern innen von Gucci umgestalten und baute zum Beispiel Kühlschränke ein. In einer meiner Stretch-Limousinen gab es sogar einen Whirlpool. Außerdem weiß ich ganz sicher, dass ich als Erster ein Faxgerät in ein Auto einbauen ließ.

„Sie haben den Vertrag … Okay, wir sind gerade im Auto unterwegs. Faxen Sie ihn mir zu.“

Ich kaufte Schmuck für zwei oder drei Millionen Dollar. Ich schenkte einmal einer Freundin eine Juwelenkette, für die ich anderthalb Millionen Dollar hinblättern musste. Nach jedem Kampf verließ meine Crew in Pelzmänteln und Stretch-Limousinen den Veranstaltungsort. Als ich mir ein Haus in Bernardsville, New Jersey, kaufte, lud ich meinen Freund EB ein und sagte: „Niemand hat so was – außer mir.“ Alle waren neidisch auf mich, weil ich meinen Reichtum so zur Schau stellte. Ich teilte ihn zwar mit ihnen, und wenn ich essen ging, lud ich alle ein, aber sie waren trotzdem neidisch. In allen meinen Häusern stammte alles von Versace, von den Möbeln über die Daunendecken, Bettlaken, Handtücher und Aschenbecher bis zu den Gläsern und dem gesamten Geschirr.

Ich lernte Versace durch eine italienische Journalistin kennen, die nach Catskill kam, um mich zu interviewen. Sie war ein paar Jahre älter als ich und sehr attraktiv, und ich nahm sie mit nach oben, und wir hatten Sex. Dabei bemerkte ich, dass sie Versace-Unterwäsche trug.

„Ich arbeite als Model für ihn“, erzählte sie mir. „Ich kann dir alle Kleidungsstücke beschaffen, die du willst. Ach was, ich stelle ihn dir einfach vor.“

Versace war der coolste Kerl, den man sich vorstellen kann. Einfach nur ein netter, lässiger Typ. Er bot mir an, mir Klamotten zu schicken, aber dafür war ich zu ungeduldig.

„Wenn Sie noch etwas warten, schicke ich Ihnen alles umsonst“, erklärte er mir.

„Sie schicken mir einfach, was Sie können, und ich kaufe dann, was ich kann, okay?“, entgegnete ich.

Ich lebte damals alle meine Fantasien aus. Ich flog nach London oder Paris, um mich einzukleiden, und alle Verkäufer strömten aus ihren Läden auf die Straße hinaus.

„Champion! Champion!“, riefen sie und versuchten, mich in ihre Geschäfte zu lotsen. Einmal flog ich mit der Concorde nach Europa, um ein

Mädchen zu besuchen. Als wir die Straße entlanggingen, kam die gesamte Stadt zum Stillstand. Wir wurden von allen Seiten dermaßen bedrängt, dass man uns regelrecht in ein Geschäft zerren musste.

In Vegas war es noch schlimmer. Wenn ich den Versace-Laden im Caesar's Palace aufsuchte, wurde die gesamte Mall abgesperrt. Die Aufmerksamkeit, die mir geschenkt wurde, ließ mich geradezu aufblühen. Wenn ich mir neue Klamotten aussuchte, setzte ich keine dankbare Miene auf. Stattdessen schaute ich alle Leute im Geschäft böse an. Wenn ich etwas anprobieren wollte, ging ich nicht in die Umkleidekabine, sondern zog mich mitten im Laden bis auf die Unterwäsche aus. Vor allem die Frauen flippten dann so aus, dass ich fast in Fetzen gerissen wurde. Gleichzeitig versuchten Hunderte von Menschen von draußen durch das Schaufenster einen Blick auf mich zu erhaschen. Wenn ich in der Menge ein Mädchen sah, das mir gefiel, sagte ich zu einem Verkäufer: „Lassen Sie sie bitte herein."

Kaum war sie eingetreten, fragte ich sie: „Willst du nicht hierbleiben und mir beim Aussuchen helfen? Brauchst du irgendwas?" Bei einem solchen Besuch gab ich schon mal 300.000 Dollar aus. Versace gefiel das gar nicht.

„Dieser Typ gibt zu viel Geld aus", erzählte er jedem, der es hören wollte. Er musste jedoch ganz ruhig sein, denn er gab sogar noch mehr Geld aus als ich.

Es ist eigentümlich, dass man heute so viel Wind darum macht, wie Kanye West seine Frauen herausputzt. Ich habe damals das Gleiche getan. Es war für mich immer ein Riesenspaß, meine Mädchen in Schale zu werfen. Das hatte wohl mit meiner Kindheit zu tun. Ich beobachtete damals, wie meine Mutter die Prostituierten einkleidete, die bei ihr vorbeikamen. Sie probierte verschiedene Perücken und Outfits an ihnen aus. Ich machte das jetzt genauso. Ich tat das also nicht, weil ich irgend so ein überdrehter Nigga war, sondern weil ich gesehen hatte, wie meine Mutter diese Mädels verschönerte. Ich habe sogar Don beigebracht, wie man sich richtig anzieht. Zuvor lief er in Klamotten herum, als sei er direkt aus dem Film *Superfly* gekommen.

„Nigga, du kannst dich in unserer Gesellschaft nicht so anziehen. Wir müssen unserem Image treu bleiben, wir sind ‚Fly Niggas'. Und du bist ein Penner", erklärte ich ihm. „Du bist ein großer Mann, du solltest dich anders anziehen. Versace ist die Zukunft, Don."

Allmählich entstand um mich herum dieses Gangsta-Rap-Image. Ich hob dieses Phänomen damals quasi aus der Taufe und repräsentierte diese Ära. Selbst Don war das Image, das ich damals verkörperte, irgendwann zu viel. Ende 1988 versuchte er es dadurch zu schönen, dass er mich in Chicago von Jesse Jackson taufen ließ. Das Ganze war jedoch eine reine Verarschung der Öffentlichkeit. Nach der Taufe nahm ich eines der Chormädchen in mein Hotel mit und fickte sie durch.

Danach ließen sie mich im *Jet Magazine* behaupten, ich hätte zu Gott zurückgefunden. „Denkt immer daran: Strebt nach Gott, strebt nicht nach den Sternen, denn dann bekommt ihr wahrscheinlich nur eine Wolke zu fassen, die absolut leer ist. Strebt nach Gott, strebt danach, Gottes Hand zu schütteln." Das war natürlich alles purer Unfug. Die einzige Spiritualität, die ich damals verspürte, steckte in meinem Schwanz.

Ende der Achtzigerjahre verbrachte ich viel Zeit in Los Angeles. Ich hatte ein Apartment in Century City ganz in der Nähe des Wilshire Boulevards. Ein Freund von mir taufte sein Boot und veranstaltete danach eine Party, auf der ich ein wunderschönes Mädchen namens Hope kennenlernte. Sie traf mit einer Freundin erst kurz vor dem Ende der Party ein, als es schon nichts mehr zu essen gab. Ich saß an einem Tisch, und vor mir stand ein großer Teller voller Essen. Hope kam auf mich zu und machte ganz hervorragend den Komiker Andrew Dice Clay nach.

„Hör mal, ich blas dir einen, wenn du mir was zu essen kaufst. Ich und meine Freundin sterben vor Hunger."

Ich fand sie einfach umwerfend komisch, lud sie beide ein, sich neben mich zu setzen, und teilte mein Essen mit ihnen. Ich hatte nicht das Gefühl, dass sie tatsächlich mit mir intim werden wollte, und so wurden wir einfach nur gute Freunde. Sie hatte eine Menge Freundinnen, und ich sagte ihr manchmal: „Hope, dieses Mädchen da gefällt mir wirklich." Dann brachte

sie uns beide zusammen. Ich wurde für sie wie ein großer Bruder. Sie hatte immer Probleme mit Männern. Ich schaute mir einen dieser Typen an und erklärte ihr dann: „Ich hoffe, dieser Kerl ist schwul.“ Oder: „Dieser Kerl wird nie eine echte Zuneigung zu dir empfinden.“ Ich war wirklich gut darin, das leere Geschwätz von anderen zu durchschauen. Außer, wenn es um die Frauen in meinem eigenen Leben ging.

Wir kamen uns wirklich nahe. Hope ging damals aufs College und hatte nicht viel Geld, deshalb ließ ich sie im Gästeschlafzimmer meines Apartments wohnen. Wir waren jedoch nur platonische Freunde. Das glaubte mir jedoch keiner, denn Hope war wirklich heiß.

„Mike, du vögelst sie doch. Ich weiß, dass du das tust“, sagten alle meine Freunde zu mir. „Ich habe gesehen, wie du diese hässliche, fette Schnalle gevögelt hast, dann vögelst du doch erst recht diese Braut.“

Ich betrachtete mich mehr und mehr als ihren Beschützer. Einer unserer Lieblingsplätze war ein Club namens RnB Live. Dort lernte Hope Wesley Snipes kennen. Sie fing mit ihm eine Beziehung an, als ich eine Zeit lang nicht in der Stadt war. Als ich zurückkehrte, kam sie zu mir und heulte sich die Augen aus. Wesley hatte ihr das Herz gebrochen, denn er wollte sie nicht mehr sehen.

„Siehst du, Hope, das passiert, wenn du solche Typen in dein Leben lässt. Du brauchst einen ehrlichen, geradlinigen Mann“, erklärte ich ihr.

Das wollte Hope aber überhaupt nicht hören. Sie hätte es lieber gehabt, wenn ich gesagt hätte: „Warum weinst du, Hope? Ich werde ihm in den Arsch treten.“

Als sie nicht bekam, was sie wollte, sagte sie: „Übrigens, Wesley konnte nicht begreifen, warum ich mit dir befreundet bin. Er hat mich gefragt, was ich mit einem Typen wie Tyson wolle?“

Ich wusste, dass das nicht stimmte.

Einige Tage später verabredete ich mich mit Hope im RnB. Ich setzte mich neben sie und fragte sie, wie es auf dem College lief, als plötzlich Wesley Snipes hereinkam. Ich stand auf und ging zu ihm hinüber. Als er mich erblickte, geriet er in Panik.

„Mike, bitte schlag mir nicht ins Gesicht, denn damit verdiene ich mein Geld“, sagte er.

„Junge, mach dir keine Sorgen wegen dieser Sache mit Hope. Sie ist einfach nur verletzt.“ Wir lachten beide darüber.

Allerdings hatte ich an diesem Abend schon eine Menge Champagner getrunken. Als ich Keenen Ivory Wayans sah, hatte ich ein Hühnchen mit ihm zu rupfen. Er hatte mich nämlich in seiner Sendung *Living Color* parodiert.

„Yo Keenen, kann ich kurz mit dir reden?“, fragte ich ihn.

„Klar, Mike, was ist denn los?“

„Hab ich dir oder deiner Familie irgendwas getan?“

„Nein, warum?“

„Weil diese Scheißwitze über mich aufhören müssen!“

Er entschuldigte sich, und die Witze über mich hörten tatsächlich auf. Alle diese Komiker reden auf der Bühne oder vor der Kamera gequirlte Scheiße über mich, aber wenn sie mich dann sehen, wollen sie mich abklatschen.

Zu der Zeit, als ich mich immer wieder mit Hope traf, begann ich mit diesem unglaublichen Typen namens Kevin Sawyer herumzuhängen. Er betrieb einen Paging-Dienst in L.A., dessen Laden zu einem Treffpunkt für alle Spieler, Stricher und Zuhälter wurde. Jamie Foxx und Joe Torry arbeiteten dort, bevor sie berühmt wurden. Eigentlich war das ja ein Geschäft, und die Leute kamen herein, um Pager zu kaufen. Und dann war ich in meiner Versace-Kleidung und meinen riesigen Diamantuhren da und würfelte um Geld, während draußen mein Rolls Royce parkte.

Kevin kam bei den Ladys unheimlich gut an. Er war äußerst charismatisch, und die Frauen liebten ihn, obwohl er stotterte. Er, mein Freund Craig Boogie und ich wetteiferten, wie viele Frauen wir an einem einzigen Tag kriegen konnten. Was den Sex anging, waren das verrückte Zeiten. Ich begegnete Mädchen auf der Straße, sagte zu ihnen: „Komm, gehen wir!“, und sie gingen tatsächlich einfach so mit. In den Clubs fasste ich die Mädels an allen möglichen Stellen an und leckte ihnen mit der Zunge den Rücken oder andere Hautpartien ab. Dabei kannte ich sie nicht

einmal. Trotzdem nahm ich sie mit nach Hause und ließ auch meine Freunde Sex mit ihnen haben. Mein Ruf begann sich in der ganzen Frauenwelt zu verbreiten: Ich war der Typ, der mit dir shoppt und hinterher heimgeht, um mit dir ins Bett zu steigen.

Einmal fuhr mich Boogie in Philadelphia herum, wo ich für den Kampf gegen Buster Mathis Jr. trainierte, als ich ein wunderschönes Mädchen die Straße hinuntergehen sah. Wir hielten an, und ich musste überhaupt nichts sagen. Das Mädchen stieg einfach hinten in den Wagen ein.

„Wohin fahren wir?“, fragte sie nur.

Ein anderes Mal saß ich in New York mit einer Frau, die ich gerade kennengelernt hatte, in einem Taxi. Plötzlich zog sie sich aus und wir trieben es auf der Rückbank miteinander. Dabei war das nicht einmal eine Limousine, sondern ein einfaches gelbes Taxi. Ich sagte mir: „Oha, okay, von mir aus …“

Ich war der Meinung, dass mir das alles zustand. Alle meine Helden hatten so viele Frauen gehabt. Jemand hätte mir sagen müssen: „Das wird böse enden.“ Aber niemand traute sich das.

Ich begann, bei mir zu Hause Sexvideos zu drehen. Boogie bereitete die „Szene“ vor, stellte die Kamera an der richtigen Stelle auf und versteckte sich dann im Schrank, um zuzusehen. Man nannte mich den „Womb Shifter“, den Gebärmutterschieber, oder „Pelvis Pulverizer“, den Beckenbrecher. Ich zeigte die Videos meinen Freunden und vernichtete sie hinterher. Wenn eines von diesen Bändern nach draußen gelangt wäre, hätte das Sex-Video von Kim Kardashian im Vergleich dazu wie ein jugendfreier Film ausgesehen.

In diesen Tagen trank ich auch eine Menge und feierte Partys, wo immer ich mich gerade befand. Ich hatte eine Freundin in Chicago namens Carmen. Sie war ein nettes katholisches Mädchen aus einer intakten Familie – zu nett, um mit uns herumzuhängen. Eines Abends ging ich mit ihr und Eric Brown, den alle nur EB nannten, in einen Nachtclub in Chicago, der einen Sexy-Lady-Wettbewerb veranstaltete. Irgendein Typ benahm sich gegenüber Carmen äußerst respektlos. Ich sagte nichts, kochte aber

innerlich. Ich nehme an, der Kerl glaubte, er hätte es Mike Tyson gezeigt, aber ich folgte ihm nach unten auf die Toilette, ohne dass er es merkte.

„Hör mal, Mann. Frauen sind mir eigentlich grundsätzlich egal. Aber leg dich nicht mit mir auf diese Weise an. Diese Weltmeisterschaftsscheiße spielt dabei gar keine Rolle. Wir können das Ganze gleich hier regeln."

Der Typ schaute mich entsetzt an. In diesem Moment stürmten EB und einige Türsteher des Clubs herein und zogen mich von ihm weg. Ich war ziemlich betrunken, deshalb stürzte ich aus dem Club und sprang in mein Auto. An diesem Abend hatte ich meine lange Stretch-Limousine mit dem Whirlpool im Heck dabei. Ich wies den Fahrer an, mich in die South Side zu fahren. EB rastete fast aus, als er mitbekam, dass ich gegangen war, deshalb rief er das Autotelefon meines Fahrers an.

„Wo seid ihr?"

„Wir sind auf der 76. und …", antwortete der Fahrer.

„Was! Nicht einmal *ich* gehe in diese Gegend", sorgte sich EB.

„Was soll ich jetzt machen?", fragte der Fahrer.

„Wir treffen uns im Ritz-Carlton", sagte EB.

Wir fuhren also zurück zu unserem Hotel. Dabei bekam ich nicht einmal mit, dass inzwischen etwa 30 Autos meiner Limo folgten, die alle voller Frauen waren. Sie waren uns hinterhergefahren, seit wir den Club verließen. Als ich vor dem Ritz aus meiner Limo ausstieg, wartete dort EB auf mich. Zuerst ging ich jedoch zu den Autos hinüber, die uns gefolgt waren, holte mein Geldscheinbündel aus der Tasche und warf Hundert-Dollar-Scheine auf jeden Wagen.

„Was zum Teufel machst du denn da, Mike?", rief EB.

„Das ist doch alles, was sie wollen: Geld", sagte ich.

Dann betrat ich in Begleitung von EB das Hotel.

„Was machst du eigentlich hier?", fragte ich.

„Ich passe auf dich auf", antwortete EB.

„Ich brauche niemanden, der auf mich aufpasst. Ich bin allein auf diese Welt gekommen, und ich werde sie auch ganz allein wieder verlassen."

„Ich bleibe heute Nacht hier, also kannst du gleich auf mich wütend werden“, sagte EB.

Wir stiegen in den Aufzug, um zu meinem Zimmer raufzufahren. Inzwischen hatte ich Hunger bekommen. Deshalb stiegen wir vorher aus und gingen ins Restaurant. Dort kam ein kleiner weißer Typ auf uns zu und sagte: „Es tut mir leid, Mr. Tyson, aber das Restaurant hat schon geschlossen.“

Ich legte dem Kerl meinen Arm um den Hals, hob ihn ein Stück in die Höhe und sagte: „Gib mir sofort was zu essen und behandle mich nicht wie einen Nigga.“

15 Minuten später stand eine erstaunliche Auswahl an Speisen vor uns. Ich aß meine ganze Portion auf und begann dann auch noch, die von EB hinunterzuschlingen. Dann brach ich plötzlich zusammen.

„Mann, warum hat sie mir das angetan?“

Ich war immer noch nicht über Robin hinweggekommen.

„Mann, entspann dich!“, versuchte mich EB zu beruhigen.

„Diese Schlampe! Ich habe sie geliebt. Sie hätte mir das nicht antun dürfen“, jammerte ich.

Meine Stimmung sank immer mehr in den Keller, deshalb rief EB Isaiah Thomas’ Mutter Mary an und bat sie, mit mir zu reden. Sie war eine wunderbare Frau. Mary tröstete mich, und nach ein paar Minuten fühlte ich mich besser.

Jedes Mal, wenn ich ausging, schien es damals Probleme zu geben. Dabei war das nicht immer meine Schuld. So lernte ich mal in New York ein Latino-Mädchen kennen. Sie war Verkehrspolizistin in einer Sozialbausiedlung, aber ich wusste, dass sie eine klasse Frau werden konnte, wenn man sie etwas herausputzte. Ich verschaffte ihr ein ganz neues Styling und kaufte ihr tolle Kleider, und sie sah einfach fantastisch aus. Eines Abends lud ich sie und einige meiner weiblichen Bekannten in den China Club ein, einen damals total angesagten Nachtclub. Nur ich und acht Mädels. Es sah so aus, als ob ich ihr Zuhälter wäre. Natürlich kam deshalb kurz darauf jemand an unseren Tisch, um mit den Frauen zu reden. Ich hatte

nichts dagegen und blieb cool. Der Typ laberte meine Begleiterin, die Polizistin, nicht einmal an, trotzdem sprang sie plötzlich auf und hielt beide Hände abwehrend in die Höhe.

„Halt! Schluss damit! Diese Ladys wollen deine Aufmerksamkeit nicht“, herrschte sie den Mann an.

Ich schaute sie an und dachte: „Scheiße, was ist denn hier los?“

Die Freunde dieses Mannes saßen am Nachbartisch und lachten sie aus. Sofort stürmte sie zu dem Typen hinüber, der am lautesten lachte, packte ihn, zog ihn ein Stück in die Höhe und donnerte ihm, kawumm, die Faust an den Kopf. Sie wirkte, als ob sie sich in einem Kampfeinsatz befände.

Man hätte eigentlich denken sollen, dass die Mädels an unserem Tisch froh waren, von ihr verteidigt zu werden, aber stattdessen hatten sie alle Angst vor ihr.

„Du solltest die Tussi auffordern, sofort von hier zu verschwinden, Mike“, sagte eine von ihnen zu mir. „Was ist, wenn die Presse von dieser Sache erfährt, Mike?“

„Baby, jeder hier hat Schiss vor dir“, erklärte ich der Polizistin. „Du musst leider gehen.“

Ich konnte es nicht glauben. Sie schlug und trat einen ausgewachsenen Mann, dabei hatten er und seine Freunde überhaupt nichts falsch gemacht. Großer Gott im Himmel!

Ich glaubte, nicht allzu lange zu leben, weil ich mich für den größten Bösewicht im Boxring und auf der Straße hielt. Wenn zu diesem gewaltigen Ego noch Alkohol dazukam, konnte alles passieren. Ich fühlte mich, als ob ich in einer ganz bestimmten Mission unterwegs war, aber wonach suchte ich eigentlich, was war das Problem? Ich war immerzu wütend auf die Welt. Ich fühlte mich immer total leer. Selbst nach Mexiko schleppte ich noch diesen schweren Komplex mit mir herum, weil ich arm gewesen und meine Mutter so früh gestorben war und ich kein Familienleben gehabt hatte. Dass ich Weltmeister war, beschleunigte und vertiefte diese Gefühle nur noch.

Dann schuf ich die Rolle des Iron Mike, dieses Monsters, und die Medien griffen es auf. Nach kurzer Zeit hatte die ganze Welt Angst vor diesem

Typen, der es schaffte, dass Frauen für eine Nacht ihre Ehemänner verließen, um sie mit ihm zu betrügen. Dieses Image des großen, bösen Scheißkerls war irgendwie berauschend, aber tief im Innern war ich immer noch ein kleiner Angsthase und verängstiger Junge, der nicht wollte, dass man ihn schikanierte und auf ihm herumhackte.

Aber ich musste diese Rolle weiterspielen, denn ich hatte keine andere. Eines Abends saß ich im Bentley, einem angesagten New Yorker Nachtclub. Ich war betrunken und hielt mich für den taffsten Typ im ganzen Lokal. Ich machte irgendein Mädchen an. Ihr Ehemann mochte das gar nicht, zog eine Pistole heraus und richtete sie auf mich.

„Los, schieß doch, du Wichser. Du Scheiß-Nigga. Ich werde deine Frau pimpern“, rief ich.

Als ich meine Zusammenarbeit mit Don begann, ließ ich zwei meiner Freunde aus Albany, Rory Holloway und John Horne, kommen und stellte sie als „Aufpasser“ ein. Sie versuchten immer, mich von der Gangsta Rap-Szene fernzuhalten, aber ich mochte diese Rapper einfach. Damals halfen mir diese Jungs eine Menge, sie verstanden, was mich bedrückte. Als ich mal zusammen mit John Horne und James Anderson, der damals mein Leibwächter war, einen Club in L.A. besuchte, teilte ich mir ein Séparée mit Michael, dessen Cousin Felipe dort Geschäftsführer war. Als wir reinkamen, rief mir einer zu: „Yo Mike, wenn du einen echten Leibwächter brauchst, komm mal bei den Long Beach Crips vorbei.“

Unglücklicherweise hielt sich John Horne für einen verhinderten Comedian und erzählte eine alberne Geschichte, wie er einmal in einem von den Crips dominierten Viertel landete, während seine Frau einen roten Jumpsuit trug. Die Farbe Rot war das Erkennungszeichen der Bloods, einer rivalisierenden Straßengang, mit der sich die Crips oft blutige Schlachten lieferten. Horne glaubte tatsächlich, dass die Jungs lachen würden. Aber der Typ ließ ihn nicht einmal ausreden.

„Du Lügner! Du warst nie in meinem Viertel mit was Rotem!“

Er flippte vollkommen aus, und er und die anderen zogen ihre Pistolen.

„Pack ihn, Mike, pack ihn!“, forderte mich der Typ auf.

Ich wusste nicht, was ich tun sollte. Ich redete begütigend auf ihn ein und streckte meine Hand aus.

„Nigga, klatsch mich ab“, sagte ich. „Mein Freund hält sich für einen Komiker.“ Tatsächlich konnte ich die Situation entschärfen. Dieser andere Typ, Tracy Brown, wurde einer meiner besten Freunde. Er war ein großartiger Kumpel.

Tatsächlich musste ich immer Hornes Arsch retten. Er war einfach ein arroganter Typ. Eines Abends gingen wir zu einem Spiel der Bulls in Chicago. Walter Payton begleitete uns, und ich hatte EB und John dabei. Wir fuhren mit der langen Limousine mit dem Whirlpool im Heck zum Stadion und hatten alle unsere weißen Nerzmäntel an. John und ich mussten mal auf die Toilette. Im Vorraum kam ein kleingewachsener Typ auf mich zu und wollte mir die Hand schütteln. John sagte nur: „Aus dem Weg!“ und stieß ihn zur Seite. Das Ganze war echt beleidigend. „Entschuldige dich sofort, dann ist das erledigt. Sonst hast du ein Problem.“

Dem Mann traten Tränen in die Augen. „Entschuldigen Sie, Sir, aber Sie haben gerade eben meine Gefühle verletzt. Sie haben drei Sekunden, um sich zu entschuldigen. Sagen Sie nur, dass es Ihnen leid tut und lassen Sie mich dem Champ die Hand schütteln. Wenn nicht, haben wir jetzt ein Problem.“

Ich verstand sofort, was hier vorging. Ein schmächtiger kleiner Kerl, der auf diese Weise auftrat, musste einer Gang angehören. John begriff die Situation, entschuldigte sich und schüttelte dem Mann die Hand.

„Vielen Dank, Sir“, sagte der Winzling. Dann schüttelte er auch mir die Hand und küsste mich. Als wir die Toilette verließen, war der Kleine von etwa 50 Mann umringt.

„Wir lieben dich, Champ“, riefen mir die Jungs zu.

Ich machte Horne klar, dass ich es satt hatte, immer wieder eingreifen zu müssen, um ihm den Arsch zu retten und irgendwelche Brände zu löschen. Ich war der Typ, dem sie dort draußen mit Pistolen vor dem Gesicht herumfuchtelten und der die Leute beschwichtigen musste, wo doch eigentlich dieser Penner *mich* beschützen sollte.

Am Anfang war ich mein eigener Leibwächter, aber das war keine so gute Lösung. Ich konnte die Leute ja nicht einfach zusammenschlagen, wenn sie ein Autogramm von mir wollten und ich eine beschissene Laune hatte. Deshalb besorgte ich mir einige echte Bodyguards. Die sollten nicht mich vor der Öffentlichkeit, sondern die Öffentlichkeit vor mir schützen. Ich hatte einen Freund namens Anthony Pitts, mit dem ich oft in L.A. herumhing. Ich wusste, dass Anthony einen guten Leibwächter abgeben würde, seitdem wir an einem Abend bei einem Spiel der Lakers direkt am Spielfeldrand saßen und ein außer Kontrolle geratener Fan stolperte, gegen Anthony prallte und sich danach nicht einmal entschuldigte. Anthony stand auf und versetzte diesem Wichser einen solchen Schlag, dass der längs aufs Spielfeld fiel und dort bewusstlos liegen blieb. Ich sagte nur: „Oh, Scheiße.“ Das Spiel war ja noch in vollem Gange, und da lag jetzt dieser Typ auf dem Feld und rührte sich nicht mehr. Als die Polizei Anthony holte, um ein Protokoll aufzunehmen, mussten wir über ihn hinwegsteigen, da das Spiel immer noch lief.

Anthony entschied, dass ich einen richtigen Leibwächter brauchte, als wir eines Abends einen Club in der Innenstadt von L.A. besuchten. Neben Anthony hatte ich noch meinen Freund Johnny, einen Weißen, dabei. Wir standen draußen vor der Eingangstür und redeten mit ein paar Mädchen. Nach kurzer Zeit hatte sich eine ganze Menge attraktiver Frauen um mich versammelt, und ich hörte jemand rufen: „Fuck Mike Tyson!“ Urplötzlich rannte der gesamte Club auf die Straße hinaus. Ich packte also dieses Mädchen, mit dem ich gerade sprach, und wir spurteten gemeinsam zu meiner Limo hinüber. Bumm! Der Arschficker hatte eine Pistole und schoss auf mich, aber er verfehlte mich und traf das Mädchen ins Bein. Ich war damals ein solch selbstsüchtiges Schwein, dass ich immer noch versuchte, das verletzte Mädchen in mein Auto zu hieven, um sie mit mir nach Hause zu nehmen. Ihre Freundin schrie mich an: „Die haben wegen dir auf sie geschossen, Mike! Sie wollten dich erwischen!“ Ich wollte nur noch weg, aber mein Chauffeur saß nicht hinter dem Lenkrad. Ich schaute durch das Rückfenster und sah, dass er sich hinten im Wagen verkrochen hatte. In

diesem Augenblick entschloss sich Anthony, meinen Leibwächter zu spielen. Er setzte sich ans Steuer, wir fuhren los und ließen das Mädchen zurück. Mir tat es leid, dass man sie angeschossen hatte. Überflüssig zu sagen, dass sie nie wieder mit mir gesprochen hat.

Bei all dem Trinken und Partymachen schoss mein Gewicht bis Dezember 1988 auf etwa 115 Kilo hoch. Mein nächster Kampf gegen Frank Bruno sollte erst Ende Februar 1989 stattfinden. Aber plötzlich stand ich ohne Trainer da. Kevin machte mich in den Zeitungen ständig nieder und behauptete, dass ich nicht wisse, was ich tue. Er mochte weder Don noch Cayton. Ich glaube, dass ihn sein Hass auf Don blind machte. Kevin feuerte sich im Grunde selbst. Er wollte nicht mehr mit uns zusammenarbeiten. Er wollte, dass wir das gesamte Cayton-Team zurückholten. Wir wollten ihn zu denselben Konditionen wieder einstellen, aber er wollte nicht. Dann verklagte er mich.

Ich heuerte meinen alten Catskill-Zimmergenossen Jay Bright als neuen Trainer an. Ich wollte einfach, dass Jay ein bisschen Geld verdiente, weil er Teil der Cus-Familie war. Darüber hinaus engagierten wir Aaron Stowell, der behauptete, er habe Tim Witherspoon trainiert. Tim erzählte mir später, dass er in Wirklichkeit nur sein Laufpartner war und den Eimer in den Ring trug. Aber mir war das egal. Ich war der Gott der Faustkämpfer. Meine Gegner sollten bei dem Gedanken, gegen mich kämpfen zu müssen, vor Angst sterben. Lieber Gott!

Bevor wir mit dem Training begannen, musste ich noch ein paar Rechtsangelegenheiten klären. Im Januar reichte eine junge Frau eine Eine-Million-Dollar-Klage gegen mich ein, weil ich ihr im Bentley’s, einem Nachtclub, der nur ein paar Blocks von meinem Apartment in Manhattan entfernt lag, angeblich an den Hintern gefasst hatte. Anthony war damals dabei und versicherte mir, dass ich das nicht getan habe. Ich sei hinter ihr gewesen, ins Stolpern geraten und habe mich dann während des Fallens an ihr abstützen wollen. Anthony fand einfach immer eine plausible Ausflucht. Oft übernahm er auch die Verantwortung, wenn ich etwas angestellt hatte.

Als wir wieder einmal im Bentley’s waren, griff ich einer Tussi an den Arsch. Als sie sich umdrehte, meldete sich Anthony zu Wort.

„Nein, nein, das war ich, Baby. Entschuldigung. Ich dachte, du seist meine Ex“, erzählte er ihr. Offensichtlich glaubte sie ihm.

Aber die erste Tussi zog vor Gericht und wollte ihre Freundin, die damals dabei gewesen war, gegen mich aussagen lassen. Am Abend vor ihrer geplanten Aussage suchte ich sie in den Clubs, in denen sie gewöhnlich verkehrte, und fand sie erstaunlicherweise sogar in Begleitung einer meiner Freundinnen.

„Hey, du bist die Zeugin aus diesem Prozess“, sprach ich sie an.

„Rück mir nicht auf die Pelle“, fuhr sie mich an.

„Hey, ich will dir nicht auf die Pelle rücken“, sagte ich ganz ruhig. „Ich bin nicht böse auf dich. Ich bin sauer auf deine Freundin. Ich habe ihr nichts getan.“

Ich dachte mir, wenn ich sie jetzt vögeln würde, könnte sie am nächsten Tag nicht gegen mich aussagen.

„Hey, das ist kein Problem, Schwester. Warum machen wir beide nicht eine kleine Spritztour in meinem Rolls?“ Meine Strategie funktionierte. Diese Tussi sagte nicht aus.

Im Januar musste ich dann selbst in Caytons Rechtsstreit gegen Don King vor Gericht eine Aussage machen. Cayton wurde dabei von dem renommierten Anwalt Thomas Puccio vertreten. Er fragte mich nach der Börse aus dem Spinks-Kampf, und ich erzählte ihm, dass ich mich nicht daran erinnern würde, ob sie mir ausbezahlt worden sei. Als Puccio mir nachwies, dass ich die vollen zwölf Millionen Dollar erhalten hatte, konnte ich mich nicht daran erinnern, was ich mit dem Geld gemacht hatte. Zu dieser Zeit hatte ich nicht einmal einen eigenen Buchhalter, sondern nutzte den von Don. Es gab auch niemanden, der mir erzählt hätte, wie ich meine eigenen Interessen schützen konnte. Alle meine Freunde waren von mir abhängig. Ich hatte die größten Loser-Freunde in der Geschichte der Loser-Freunde.

Die Sache wurde jedoch interessant, als Puccio mich nach Jimmy und dem geänderten Vertrag fragte, den ich kurz vor seinem Tod unterschrieben hatte.

„Ich vertraute Jim absolut, total, unbedingt und mit jeder Faser meiner Seele“, sagte ich aus. „Ich habe diese Vereinbarung unterzeichnet, weil Jimmy mich darum bat. Ich hatte immer Vertrauen zu Jimmy, ich hätte nie geglaubt, dass die Tatsache, dass ich auf ihn hörte, dazu führen könnte, dass es zu all dem hier kommt und ich heute hier vor Ihnen stehe. Ich wusste nicht, dass Cayton mein Manager war, weil Jimmy mich irgendwie aus Gründen, die ich nicht verstehe, dazu brachte, diesen Vertrag zu unterzeichnen. Wie ich bereits sagte, ich vertraute ihm und habe ihn deshalb unterzeichnet. Ich wollte zu Jims Ruhm und Ehre kämpfen, ich liebte Jim“, betonte ich. „Er hätte mich darüber informieren können, dass Mr. Cayton jetzt mein Manager ist, aber er hat es nicht getan.“

Aber Puccio ließ nicht locker. Er fragte mich nach den genauen Bedingungen meines Vertrags mit King. Ich hatte jedoch keine Ahnung, was in diesem Vertrag stand. Glauben Sie etwa, ich hätte diesen Scheiß gelesen?

„Sie bedrängen mich“, beklagte ich mich bei Puccio.

In Wirklichkeit war ich mehr daran interessiert, Puccios heiße junge Assistentin Joanna Crispi anzubaggern. Ich erzählte ihr, sie habe einen hübschen Arsch, und versuchte, irgendwie bei ihr zu landen. Es tut mir leid, dass Sie das jetzt lesen müssen. Was habe ich damals nur gedacht? Man kann doch so etwas nicht machen. Aber ich habe es gemacht.

Mein eigener Rechtsstreit mit Robin über die Scheidungsbedingungen wurde immer noch vor Gericht verhandelt. Das hielt uns jedoch nicht davon ab, uns weiterhin zu sehen. Wann immer ich in L.A. war, kam ich bei ihr vorbei und wir hatten Sex. Einmal fuhr ich in meinem Lamborghini Countach zu ihrem Haus. Ich klopfte an die Tür, aber es war niemand da. Das war eigentümlich. Als ich zu meinem Auto zurückging, bog Robin mit ihrem hübschen weißen BMW-Cabrio in die Zufahrt ein. Natürlich erkannte ich den Wagen, denn immerhin hatte ich ihn bezahlt. Prima, jetzt komme

ich doch noch zu meinem Quickie, dachte ich. Aber dann erspähte ich auf dem Beifahrersitz eine weiße Silhouette mit wallenden blonden Haaren. Scheiße, das war wahrscheinlich eine ihrer Freundinnen aus ihrer Sitcom *Head of the Class.* Als ich jedoch genauer hinschaute, merkte ich, dass es ein Kerl war. Als die beiden aus dem Wagen stiegen, erkannte ich, dass der Typ ein heute sehr bekannter Schauspieler war. Als er mich vor dem Haus stehen sah, hätten Sie seinen Gesichtsausdruck sehen sollen. Er sah aus, als ob er gleich die Sterbesakramente erhalten würde. Außerdem war er offensichtlich total zugekifft. Er kam auf mich zu und flehte: „Dude, schlag mich nicht, schlag mich nicht. Wir sind nur ein paar Zeilen des Drehbuchs miteinander durchgegangen. Sie hat die ganze Zeit über dich gesprochen."

„Bitte, Michael, bitte, tu ihm nichts", schluchzte Robin jetzt. Sie hatte fürchterlichen Schiss. Aber ich wollte ihn nicht zusammenschlagen. Ich wollte doch nicht wegen ihr im Knast landen, ich wollte sie vor der Scheidung nur noch ein paar Mal bumsen.

„Komm später wieder, Mike", sagte sie. „Ich werde daheim sein, komm einfach später wieder."

Es war eben so, wie es war. Dieser Schauspieler war mir an diesem Tag zuvorgekommen, deshalb kam ich am nächsten Tag wieder.

Das war jedoch nicht unsere letzte Begegnung. Während ich für den Bruno-Kampf trainierte, drehte Robin irgendein Filmchen in Vancouver. Sie rief mich an und bat um Hilfe, weil sie gestalkt wurde. Ich wollte ihr zur Seite stehen und sie beschützen. Ich flog ohne meine Leibwächter dorthin. Ich war dankbar, mal aus der Stadt zu kommen, weil ich trainingsmüde war. Ich war in romantischer Stimmung und hatte deshalb eine große Flasche Dom Pérignon dabei, als ich zu ihrem Hotel unterwegs war. Plötzlich war ich von einem ganzen Haufen Reporter und Kameracrews umgeben. Robin hatte mir eine Falle gestellt. Sie hatte der Presse erzählt, dass ich dieser Stalker sei. Als sie mich umschwärmten und fragten, warum ich sie stalken würde, handelte ich rein instinktiv. Um ihnen zu entkommen, benutzte ich meine Champagnerflasche als Keule. Natürlich machte ich einigen Reportern Angst und zerbrach dabei eine richtig teure Kamera, was mich

ein paar Dollar kostete. Ich verbrachte die Nacht mit Robin, war aber so angeekelt von ihrem Verhalten, dass ich sie am nächsten Morgen endgültig verließ. Damit war unsere Beziehung offiziell beendet.

Unsere Ehe wurde dann genau am 14. Februar geschieden, ironischerweise am Valentinstag. Robin bekam etwas Geld und durfte den ganzen Schmuck behalten, den ich ihr geschenkt hatte und der ein Vermögen wert war. Die liebe Ruth erhielt einen Teil von Robins Beute und gründete damit in New York eine Produktionsfirma für Independent-Filme namens Never Blue Productions. Mein Freund, der Hollywood-Produzent Jeff Wald, hatte mir Howard Weitzman als Scheidungsanwalt empfohlen. Der war ein richtiges Biest. Einmal behauptete Robin während des Prozesses, dass ein hoher Scheck, den sie auf sich selbst ausgeschrieben habe, gültig sei, weil ganz unten auf dem Formular „Geschenk von Mike Tyson“ stehe. Sie wusste allerdings nicht, dass die Bank jeden Scheck auf Mikrofilm aufnahm. Howard ließ also diesen Mikrofilm vergrößern und zeigte dem Gericht, dass Robin diesen Vermerk auf den Scheck geschrieben hatte, nachdem er bereits verrechnet worden war.

Robin versuchte auch, mich um meinen Lamborghini zu bringen. Sie holte den Wagen ab und stellte ihn in ihre Garage. Dann ließ sie direkt vor der Garagentür große Zementblöcke in den Boden einbetonieren, damit ich ihn nicht mehr herausholen konnte. Das war jedoch für Howard überhaupt kein Problem. Er heuerte ein paar Privatdetektive an, die früher Mossad-Agenten gewesen waren, und die hatten den Wagen innerhalb von 20 Minuten draußen, ohne irgendjemanden aufzuwecken.

Ich war Robin jetzt also auch offiziell los. Anstatt mich jedoch darüber zu freuen, versank ich in eine tiefe Depression. Ich wollte nicht mehr mit ihr verheiratet sein, aber der ganze Prozess hatte mich zutiefst gedemütigt. Ich fühlte mich nur noch wie ein halber Mensch. Ich hatte die dunkle Seite der Liebe, den Verrat, kennengelernt, und ich schämte mich, weil sich das Ganze vor Millionen von Menschen abgespielt hatte. Dies war das erste Mal, dass ich mich gegenüber jemand anderem so verwundbar gemacht hatte. Es war ein merkwürdiges Gefühl. Hier war jemand, für den ich

gestorben wäre, und jetzt wäre es mir egal gewesen, wenn sie sterben würde. Was war nur aus unserer Liebe geworden? Wenn ich heute an diese Zeit zurückdenke, wird mir klar, dass Robin und Ruthless zutiefst erbärmliche Menschen waren. Es gab nichts, was sie nicht für Geld gemacht hätten – überhaupt nichts. Sie hätten sogar eine Ratte gefickt. Sie hatten da keinerlei Hemmungen. Geld war für sie so unverzichtbar wie das Blut in ihren Adern.

Aber nun war es an der Zeit, zum Kämpfen zurückzukehren. Das gesamte Box-Geschäft wartete auf meinen nächsten Kampf. Wir hatten den Boxsport wieder zu einem wichtigen Teil der Unterhaltungsindustrie gemacht. Meine Kämpfe waren nur Minuten nach ihrer Ankündigung ausverkauft. Alle kamen nach Vegas und hingen in und vor dem MGM Grand herum. Als wir dort waren, drängten sich in diesem Hotel die Menschen wie die Sardinen in der Dose. Als am Abend vor dem Kampf plötzlich das Gerücht umlief, ich würde die Mall des MGM Grand besuchen und dort Einkäufe im Wert von 250.000 Dollar tätigen, strömten plötzlich all diese Mike Tyson-Imitatoren dorthin. Während ich friedlich in meinem Zimmer schlief, wurde überall im Gebäude „Mike Tyson“ gesichtet. Zocker aus der ganzen Welt waren da, alle möglichen Milliardäre, Schauspieler, Schauspielerinnen und Stricher. Direkt am Ring saßen Nutten neben US-Senatoren.

Tatsächlich war ich dieses Mal vor allem mental überhaupt nicht in der Verfassung für einen solchen Kampf. Bruno hätte mir eigentlich den Arsch versohlen müssen. Das Ganze war mir nicht mehr wichtig. Ich hatte das Boxen satt. Ich hatte Cus’ System nicht mehr in meinem Kopf. Trotzdem machte ich gute Miene zum bösen Spiel. Auf einer Pressekonferenz vor dem Kampf versuchte ich, zuversichtlich zu klingen.

„Ich bin froh, wieder zurück zu sein. In letzter Zeit habe ich manche Ablenkungen erlebt, aber ich glaube wirklich, dass es gut für einen ist, wenn man einmal so etwas durchmachen muss. Tatsächlich habe ich einen solchen Schmerz bereits zuvor verspürt, aber dieses Mal gelangte das Ganze eben an die Öffentlichkeit“, erklärte ich. „Ich weiß, dass ich eine

Menge über mich gelernt habe, indem ich mich diesen Schwierigkeiten stellen musste. Mein Hauptziel ist es jetzt, wieder an die Spitze zurückzukehren. Es ist nicht wichtig, ob ich berühmt bin oder mich jeder sofort erkennt. Ohne Leistung kannst du nicht an der Spitze stehen, und ich werde diese Leistung erbringen und an die Spitze zurückkehren.“

Allerdings interessierten sich die Reporter dann nur für meine Romanze mit Robin und wie genau sie verlaufen war.

„Hey, ich habe eine entsprechende Phase durchlebt, ich habe mich verliebt, und ich werde mich vielleicht erneut verlieben, allerdings nicht wieder auf diese Weise.“

Als der Kampf näherrückte, drückte ich etwas mehr auf die Tube.

„Die Leute bezeichnen mich als armen Kerl. Das beleidigt mich. Ich hasse Mitleid. Ich habe einfach Mist gebaut und ein paar Fehler gemacht. ‚Armer Kerl‘, das hört sich so an, als ob ich ein Opfer wäre. An mir gibt es jedoch nichts Armes.“

Einige Wochen vor dem Kampf quartierten wir Rory und John Horne im Hilton ein. Ein paar Tage später liefen sie mit Golduhren und Schmuck herum, die sie sich in den Geschäften des Hotels gekauft hatten. Natürlich ließen sie alles mir auf die Rechnung setzen. Angeblich haben sie auch Hotel-Handtücher gestohlen.

Für diesen Kampf trainierte ich nicht besonders hart. Ich hatte bei Cus mit Bruno gesparrt, als ich 16 war, und ihn damals schon besiegt. Ich hatte mir auch keine Kampfstrategie gegen ihn zurechtgelegt. Ich wusste, dass ich seine Jabs abfangen konnte und dass er mir mit seinen Kraftschlägen nicht schaden würde. Beim offiziellen Wiegen versuchte Bruno mich niederzustarren, aber ich zog nur meine Shorts nach unten und zeigte ihm meine Schamhaare.

Als der Kampf begann, fühlte ich mich zuerst noch etwas eingerostet, aber ich schlug bereits ziemlich hart zu. Schon mein erster Schlag brachte ihn kurzzeitig zu Boden. Ich wollte ihm dann den Rest geben und wurde dabei etwas unvorsichtig. Ich schätzte seine Schnelligkeit falsch ein, und er erwischte mich mit einem linken Haken und einer kurzen Rechten. Die

Leute machten später ein Mordsgedöns, dass diese Schläge mich ins Wanken gebracht hätten, aber das stimmte gar nicht. Ich machte, zabang, kurzen Prozess und war wieder am Drücker. Am Ende der zweiten Runde hätte ich ihn fast erledigt. Danach klammerte er mich nach jedem harten Schlag, den ich auf ihn losließ. Eine Minute vor dem Ende der fünften Runde brachte ich ihn ins Wanken, und in den nächsten 40 Sekunden jagte ich ihn durch den Ring. Er war jetzt endgültig reif. Ich trieb ihn in die Seile und landete einen gewaltigen rechten Aufwärtshaken. Richard Steele brach daraufhin den Kampf ab. Bruno war stehend k.o.

Im Interview nach dem Kampf erhob ich mich über alle meine Gegner.

„Wie können sie es wagen, mich mit ihren primitiven Fähigkeiten herauszufordern?“, zitierte ich den unsterblichen Mutanten Apocalypse der X-Men, einer Gruppe von Superhelden. Ich war eben nur ein großer Junge, der Comics las.

Mein nächster Kampf war für Juli vorgesehen. Der Kabelfernsehsender HBO wollte jedoch einen lebenslangen Vertrag mit mir abschließen. Ich war eben weiterhin der Nigga-Sklave. Man brauchte mich so sehr, wie man einen Hauptsklaven auf einer Plantage braucht. Man muss sich das mal vorstellen, diese Scheiß-Anzugträger kämpften um mich, um meine Seele noch besser auseinanderreißen zu können.

Ich begann, in Ohio für den Kampf zu trainieren. Ich hatte mir ein Haus direkt neben dem von Don gekauft. Am 31. Mai kamen die HBO-Typen zu Don, um über den vorgeschlagenen Vertrag zu reden. Ich tauchte nicht auf. Ich hatte die ganze Nacht durchgefeiert.

King hatte sich zuvor mit der Presse getroffen und ein rosiges Bild unserer Beziehung gezeichnet.

„Es ist wie in einer Familie, in der Zusammenhalt, Solidarität und Geschlossenheit herrschen. Mike weiß, dass er besser werden muss, als er jetzt ist. Mein Job ist es, absolut ehrlich zu ihm zu sein. Er muss jedoch auch seine eigenen Fehler machen dürfen“, sagte er. „Er muss wie jeder andere erwachsen werden. Es geht darum, dass Mike erwachsen wird, und ich kann es nicht erwarten, dass er sich von mir unabhängig macht.“

Jetzt imitierte der Wichser einfach Cus.

„Ich versuche nicht, ihn zu entmannen und für ihn zu entscheiden, was richtig und falsch für ihn ist. Er entscheidet, ich bin nicht sein Vater, aber ich habe das Herz eines Vaters, der vielen Kids im Ghetto fehlt. Ich kann nachvollziehen, woran Mike Tyson leidet."

Was kann ich über einen solchen Kerl noch sagen? Er würde die Wahrheit nicht einmal erkennen, wenn er über sie stolpert. Wenn er doch einmal die Wahrheit sagt, ist das reiner Zufall.

Als ich bis zur Mittagszeit nicht aufgetaucht war, begannen sie das Meeting ohne mich. Ich rückte dann etwa um vier Uhr nachmittags an und trug eine schwarz-weiß gestreifte Lederhose, die Dapper Dan für mich geschneidert hatte.

Dieses Treffen war mir tatsächlich scheißegal. In Ohio langweilte ich mich zu Tode. Manchmal holte ich mir eine Pistole und schoss auf die Autos auf Dons Grundstück. Ich war unter anderem deswegen nach Ohio gekommen, weil ich in vielen Clubs in New York inzwischen Hausverbot hatte. Ich schaffte es sogar, dass Paulie Herman aus seinem eigenen Club flog. Einmal saß ich mit ihm im China Club, dessen Mitbesitzer er war, als es plötzlich ein Problem mit mir und einer Frau gab. Ich glaube, ich machte eine Kellnerin zur Sau, weil sie uns unseren Champagner nicht schnell genug brachte. Sie erzählte das ihrem Chef und der kam an unseren Tisch und warf uns raus. Wir gingen dann zum Columbus Café hinüber, das ebenfalls Paulie gehörte. Er schloss auf, und wir tranken dort weiter.

Hope verbrachte in Ohio eine Menge Zeit mit mir. Die anderen Mädels kamen und gingen, aber es war schön, jemanden wie Hope zu haben, auf dessen Fürsorglichkeit man sich immer verlassen konnte. Ich weckte sie mitten in der Nacht auf, sie machte uns ein paar Sandwiches, und wir redeten und redeten. Einmal erklärte ich ihr: „Eine Menge Leute wissen das nicht, aber ich kann mir selbst nicht einmal ein Sandwich machen." Ich hatte immer Leute um mich herum, die alles für mich erledigten. Es war eine einsame, deprimierende Zeit für mich.

Dann fiel mir ein weiterer angeblicher Freund in den Rücken. José Torres' Buch über mich kam endlich heraus. Es sollte ursprünglich eine autorisierte Biografie werden, aber als ich mich mit Don zusammentat, beendeten wir die Zusammenarbeit. Es wurde dann ein „Enthüllungsbuch" voller Schmutz, Lügen und Entstellungen. Im Buch gibt es eine Szene, in der wir uns bei einem Spaziergang über Frauen und Sex unterhielten und ich angeblich sagte: „Ich mag es, wenn sie vor Schmerz schreien, und ich mag es, sie bluten zu sehen. Das macht mich richtig heiß." So etwas habe ich nie über Frauen, sondern nur über meine Gegner im Ring gesagt. Dieses Machwerk war voller solcher Fehlinformationen.

Ich machte mir gar nicht erst die Mühe, die Geschichten in diesem Buch zu dementieren, aber ich gab meinen Kommentar zu seinem Verrat an mir ab: „Er ist dein Freund, er umarmt dich, er erzählt dir, wie sehr er dich liebt und dass er für dich sterben würde, aber dann braucht er etwas Geld, schneidet dir die Kehle durch und lässt dich verbluten."

Wenn wir gerade über Blut reden, sollte ich erwähnen, dass ich mir zu dieser Zeit über AIDS Sorgen zu machen begann. Mein nächster Kampf sollte am 21. Juli 1989 in Atlantic City stattfinden. Teil der Vorbereitung war ein AIDS-Test. Da Boxer oft bluten, sollten so die Kampfrichter, Betreuer und auch die Boxer selbst geschützt werden. Ich hatte jedoch ziemliche Angst vor diesem Test. Die Frauen, mit denen ich schlief, waren ja sexuell ganz schön umtriebig, also glaubte ich, dass ich mir irgendwo AIDS geholt haben musste. Als ich getestet werden sollte, weigerte ich mich.

„Mach diesen verdammten Test, Mike", bedrängte mich Don. „Du hast doch diesen Scheiß gar nicht."

Er wusste jedoch nicht, dass einer meiner Freunde aus Kindertagen an AIDS gestorben war. Er und ich hatten mit demselben Mädchen ungeschützten Sex gehabt. Und dann starb auch dieses Mädchen an AIDS. Wir hatten immer denselben Club besucht, und der Türsteher wusste, dass ich diesem Mädchen nahegestanden hatte. Wann immer ich jetzt diesen Club besuchte, schaute er mich besorgt an.

„Yo Mike. Wie geht’s dir? Du siehst aus, als ob du abgenommen hättest.“

Ich wusste, dass er hinter meinem Rücken jedem erzählte, ich habe AIDS.

Die Zeitungen waren damals voll von Artikeln über AIDS. Eins meiner Vorbilder aus der Kindheit bekam es dann auch. Wir nannten ihn alle Pop, ich kannte nicht einmal seinen wirklichen Namen. Er war ein extravaganter Schwuler, der nur etwa fünf Jahre älter war als ich. Er machte eine Menge Geld und war immer untadelig gekleidet. Er trug dicke Pelzmäntel, Ringe und Diamanten, damit keiner in den Geschäften auf die Idee kam, dass er dort Sachen stehlen könnte. Pop hing nur mit Frauen herum, wenn er „auf Arbeit war“. Er nahm uns nur ungern mit, weil wir an den Plätzen, die er ausnehmen wollte, viel zu viel Aufmerksamkeit erregten. Er war jedoch immer großzügig und gab uns einen kleinen Teil der Beute ab.

Mein nächster Kampf war gegen Carl „The Truth“ Williams. Er war ein 12:1-Außenseiter, und ich glaubte nicht, dass er eine echte Gefahr für mich darstellte. Um trotzdem das Interesse an diesem Kampf zu wecken und ein paar schnelle Dollar zu verdienen, richtete Don eine gebührenpflichtige Telefonnummer ein. Wenn man sie anwählte, bekam man für sein Geld angeblich Exklusivinformationen über mich. Tatsächlich war es nur die Tonbandaufzeichnung eines Interviews, das Don selbst mit mir geführt hatte.

„Wenn du Carl Williams schlägst, gegen wen wirst du dann als Nächstes antreten?“

„Ich weiß es nicht“, antwortete ich.

Und für diesen Scheiß zahlten die Leute Geld.

Der Kampf selbst war kürzer als diese Tonbandaufzeichnung.

Williams versuchte, mich mit seinem linken Jab zu treffen, und ich wich aus und donnerte ihm gleichzeitig einen linken Haken direkt ans Kinn. Er ging kurz zu Boden, stand wieder auf und lehnte sich an die Seile, um sein Gleichgewicht wiederzugewinnen. Der Ringrichter stellte ihm eine Frage, ihm gefiel wohl nicht, was er hörte, und er brach den Kampf ab. Das Ganze hatte zwei Sekunden länger als der Spinks-Kampf gedauert. Ich war überrascht, dass der Ringrichter den Kampf gestoppt hatte. Ich glaubte

eigentlich nicht, dass Williams so schlimm angeschlagen war. Aber wie ich Larry Merchant nach dem Kampf erzählte, hätte ich ihm danach auf jeden Fall den Rest gegeben. Ich war immer am gefährlichsten, wenn ich jemanden verletzt hatte.

Merchant fragte mich, wer mein nächster Gegend sein würde, und betete dann eine ganze Namensliste einschließlich Holyfield, Douglas und Dokes herunter.

„Mir ist jeder recht. Keiner kann mir das Wasser reichen. Ich bin der beste Boxer der Welt“, sagte ich.

„Don hat mir versprochen, er blättert mir 100.000 Dollar in Scheinen auf den Tisch, wenn ich diesen Typen ausknocke“, erzählte ich Larry. Jetzt drängte sich Don ins Kamerabild. „Wann genau wird das passieren?“, fragte ich ihn.

„In ein paar Minuten, auf der allgemeinen Pressekonferenz“, sagte er.

„Oh ja, großartig“, rief ich begeistert. „Meine Kirche kann das Geld gut gebrauchen.“

Wir packten das Geld in eine Ledertasche, und Craig Boogie und ich fuhren direkt im Anschluss daran nach Mount Vernon, um Heavy D und Al B. Shure! zu besuchen. Wir verbrachten ein paar Stunden in Heavys Haus zusammen mit seinen Eltern und fuhren dann nach Manhattan, um das Geld in den Kirchen unserer Wahl auszugeben: Zuerst im Columbus und danach in jedem Club zwischen Harlem und Downtown. Nach dem Kampf blieb ich einen Monat in New York, um die Nächte durchzufeiern.

Natürlich ging ich auch nach Brownsville, um einen Teil meines Reichtums in meinem alten Viertel zu verteilen. Manchmal kam Brownsville jedoch auch nach Manhattan. Einmal fuhr ich in meiner Stretch-Limo mit meinem alten Freund Gordy die Madison Avenue entlang. Als ich aus dem Fenster schaute, sah ich einen Mann und eine Frau in langen teuren Pelzmänteln die Straße hinuntereilen, während ihnen der Manager eines der sündhaft teuren Geschäfte in der Madison Avenue hinterherjagte.

„Hey, kommen Sie sofort zurück! Kommen Sie zurück!“, rief er ihnen nach.

Als ich genauer hinschaute, merkte ich, dass es Pop und seine Freundin Karen waren. Gordy und ich lachten uns kaputt, dass Pop immer noch diese Scheiße durchzog, obwohl er AIDS hatte.

★ ★ ★

In den Jahren des Teams Tyson musste ich alles übertreiben. Hinter meinem Verhalten stand keinerlei Logik. Ich hielt mich wirklich für einen Champion der Barbaren. „Wenn du nicht magst, was ich sage, werde ich dich zerstören und in der Luft zerreißen.“ Ich war Chlodwig, ich war Karl der Große, ich war ein böser Hurensohn. Ein Leibwächter von mir glaubte allmählich wirklich, dass er „Motherfucker“ hieß, denn alles, was er von mir hörte, war: „Motherfucker, besorg mir das“ oder „Lass uns gehen, Motherfucker“.

Es war eine wilde Gesellschaft. Alle wurden von mir herumkommandiert, auch auf handgreifliche Weise. Das war meine Art der Herrschaft. Niemand wurde gefeuert, wer etwas falsch machte, bekam einfach eins in die Fresse. Einmal schlug ich Don King so hart auf den Schädel, dass es aussah, als würde Staub aus seinem Afro aufsteigen, wie mir EB hinterher erzählte.

An einem Sonntag erklärte ich Don: „Mann, ich habe noch nie eine Million Dollar Bargeld auf einem Haufen gesehen. Hol mir sofort eine Million.“

„Aber die Bank ist geschlossen, Mike!“, antwortete Don.

„Du hast doch Verbindungen. Lass diese Bank öffnen und besorg mir eine Million Dollar! Ich will diese ganzen Scheine sehen“, erklärte ich ihm. Junge, ich war wirklich nicht mehr ganz bei Trost. Ich dachte mir solche Sachen aus, damit ich einen Grund hatte, Don einen auf die Rübe zu geben.

„Mach das nicht, Mike. Don wird dich umbringen lassen. Don lässt Leute umbringen“, warnte mich jeder.

„Habt ihr alle Angst vor ihm?“, fragte ich. Und bamm, schlug ich ihm ins Gesicht.

Eines Tages waren Ali und ein paar andere zu Gast in Dons Haus in Vegas. Ich hatte gehört, dass Ali und Larry Holmes und viele andere Boxer Angst davor hatten, Don könnte sie umbringen lassen. Ich respektierte sie und wollte sie wissen lassen, dass man sich vor Don nicht fürchten müsse. Ich wollte vor aller Augen ein paar beklagenswerte Sachen über ihn erzählen, um zu beweisen, wie wertlos er war. Ich weiß nicht, ob ich ihm wirklich deswegen den Arsch versohlte. Ich war damals ein junger unreifer Kerl, und mir war einfach danach.

Rory und John kamen zu mir und sagten: „Hör mal, Mike, der Mann ist über 60. Wenn du ihn weiterhin schlägst, bekommt er noch einen Gehirnschaden. Er hat uns zu dir geschickt, um dir zu sagen, dass er nicht mehr vorbeikommt, wenn du ihn weiterhin schlägst, also beruhige dich!“ Und so beruhigte ich mich.

Alle glaubten, ich sei verrückt. Ich trainierte nicht mehr. Ich feierte nur noch Partys. Und dann kämpfte ich gegen irgendeinen Typ und knockte ihn aus, obwohl ich kaum trainiert hatte. Heute ist mir diese Person, die ich damals war, regelrecht fremd geworden. Wenn ich daran zurückdenke, geht mir nur noch eins durch den Kopf: „Oh, Fuck! Ich *war* damals wirklich verrückt.“

Ich glaubte wirklich, ich sei der großartigste, böseste Mann auf dem ganzen Erdball. Ich verprügelte Don und dachte dabei, ich besorge es John Gotti. Don wollte, dass ich zu einem Seelendoktor gehe: „Mike, du brauchst einen Psychiater, Bruder. Etwas stimmt nicht mit dir.“ Er brachte mich tatsächlich dazu, mit Dr. Alvin Poussaint zu reden, einem renommierten Psychiatrieprofessor aus Harvard, der unter anderem auch Bill Cosby behandelte. Poussaint war ein hochqualifizierter Mann, aber auch ziemlich oberlehrerhaft. Er fragte mich, was mein Problem sei, und ich erzählte ihm nur verrücktes Zeug: „Ich scheiße auf alles. Mir ist es egal, ob ich lebe oder sterbe. Es ist mir wirklich scheißegal.“ Der Kerl mit seiner ganzen bürgerlichen Erscheinung machte mich regelrecht krank. Er kam aus der

Sache jedoch unbeschadet heraus. Er rannte aus dem Haus und kam nie wieder.

Wenn ich an all diese schrecklichen Dinge denke, die mir Don in all den Jahren angetan hat, könnte ich ihn noch immer umbringen. Er war stets ein Lügner und Betrüger, kein taffer Typ. Für all diese taffen Geschichten, die er getan haben soll, hat er jemanden bezahlt, der sie ausführte.

Mir war damals völlig schnuppe, was die Leute über mich dachten. An jedem einzelnen Tag machte ich nur, was mir gerade einfiel. Ich war wie ein Cowboy, der mit dem eigenen Leben Hazard spielte. Ich wollte der Schurke sein, und ich wurde es auch. Das Magazin *Boxing Illustrated* veröffentlichte einen Artikel: „Wird Mike Tyson allmählich zum unbeliebtesten Schwergewichtsweltmeister der Geschichte?“ Dave Anderson von der *New York Times* schrieb eine Kolumne: „Wer kann Tyson noch stoppen?“ Die gesamte Presse wandte sich gegen mich, und ich genoss es. Ich war zu einer Reizfigur geworden und konnte gar nicht genug Gegner haben.

Inzwischen verabscheuten mich alle Journalisten, und das nicht ohne Grund, denn ich schrie und spuckte sie an. So war ich damals eben. Ich erklärte ihnen dann schon mal: „Ihr könnt jetzt über mich lästern. Danach könnt ihr mich verklagen, aber ihr werdet dieses Geld dann auch brauchen, um euch einen verdammten Rollstuhl mit Motor und Toilette zu kaufen, denn in so einem werdet ihr ab jetzt herumfahren.“

Oder: „Wie kannst du es wagen, so mit mir zu sprechen? Du hast keinen einzigen Tag in deinem Leben geboxt, und jetzt gibst du ein Urteil über mich ab. Wer bist du eigentlich? Du hast noch nie ein Paar Boxhandschuhe angehabt. Du hast deinen Job doch nur durch die Beziehungen deines Bruders bekommen. Das Einzige, was du kannst, ist saufen und deine Frau betrügen. Du bist nur ein verdammter Penner, der für eine Zeitung schreibt.“

Don vereinbarte als Nächstes einen Kampf gegen Razor Ruddock. Die Hotels in den Staaten waren nicht daran interessiert, viel Geld für diesen Kampf auszugeben. Trump schreckte mein letzter superschneller K.o.-Sieg über Williams ab. King fand dann ein paar Typen in Edmonton, Kanada, die

eine Antrittsgage von 2,6 Millionen Dollar zahlen wollten. Der Kampf war für den 18. November angesetzt. Nachdem ich eine Zeit lang in New York herumgehangen hatte, ging ich nach L.A. und feierte dort rund um die Uhr weiter. Außerdem war ich gar nicht so sehr daran interessiert, gegen Ruddock zu kämpfen. Ich hatte seinen Kampf gegen Michael Weaver gesehen, in dem er brillant geboxt hatte. So hatte er danach jedoch nie mehr gekämpft. Stattdessen wandelte er sich zu einem K.o.-Künstler. In seinem letzten Kampf hatte ihn Bonecrusher Smith in der zweiten Runde auf die Matte geschickt. Er stand jedoch wieder auf und knockte Smith in der siebten Runde auf beeindruckende Weise aus.

Im September begann ich in Vegas für den Kampf zu trainieren, aber mein Herz war nicht dabei. Ich wollte einfach nicht mehr kämpfen. Mitte Oktober zogen wir mit unserem ganzen Camp nach Edmonton um. Ich war nicht fit. Ich schlief weiterhin mit Frauen und wollte nicht mal mein Zimmer verlassen. Ich beauftragte meine Freunde, mir irgendwelche Mädels aufs Zimmer zu bringen. Mich interessierte es nicht, wie sie aussahen oder hießen. Wenn wir es getan hatten, gingen sie wieder, und irgendeine andere kam. Ich teilte Don mit, er solle irgendeinen Grund finden, damit wir den Kampf verschieben könnten. Wir benutzten dazu meine Bronchitis. Ich hätte trotzdem ohne Schwierigkeiten boxen können, aber als ein Arzt meine Röntgenaufnahmen betrachtete, schlug er Alarm. Am 26. Oktober sagten wir den Kampf ab und flogen zurück nach Vegas. Don hatte einen Arzt gefunden, der bestätigte, dass ich an Pleuritis leide. Pleuritis? Was zum Teufel war Pleuritis? Ich hatte Angst, dass es sich um eine Geschlechtskrankheit handelte.

Don suchte jetzt nach einem leichteren Gegner. Er entschied, mich im Januar nach Japan zu schicken, um dort gegen Buster Douglas zu kämpfen, den er für einen „Umfaller“ hielt. Dann schloss er einen Vertrag mit Evander Holyfields Leuten ab und vereinbarte einen Kampf gegen ihn, der im Juni 1990 im Trump Plaza stattfinden sollte und für den ich 25 Millionen Dollar bekommen würde. Cayton, der auf dem Papier immer noch mein Manager war, freute sich, das zu hören.

Da ich jetzt wieder Zeit dazu hatte, feierte ich erneut eine Party nach der anderen. Im November traf ich die größten Promis, die man sich vorstellen kann, als ich an der Feier zum 60-jährigen Bühnenjubiläum von Sammy Davis Jr. teilnahm. Ich hatte eine großartige Zeit. Ich sprach mit George Burns und Milton Berle über Fanny Brice, Ruby Keeler und Al Jolson. George war so alt, dass er tatsächlich noch mit Fanny zusammengearbeitet hatte. Ich hing mit dem ganzen Rat Pack ab. Diese Jungs mochten mich wirklich.

Aber die Zusammenkunft mit diesen Leuten konnte den Begegnungen mit meinen alten Boxidolen nicht das Wasser reichen. Von allen Berühmtheiten, denen ich zu dieser Zeit begegnete, hatte ich den größten Respekt vor Max Schmeling. Als ich ihn kennenlernte, war er bereits Mitte 80. Es war faszinierend, mit ihm übers Boxen zu reden. Wir sprachen über Dempsey und Mickey Walker. Er erzählte mir, dass Joe Louis der größte Kämpfer und der größte Mensch gewesen sei. Als er hörte, dass Louis bankrott war, reiste er von Deutschland nach Harlem, um Joe zu suchen. Können Sie sich vorstellen, wie ein älterer Weißer in alle Clubs in Harlem geht, um dort nach Joe Louis zu suchen? Als ich ihm begegnete, war Schmeling ein Multimillionär, weil er alle Rechte am Vertrieb von Coca-Cola in Deutschland besessen hatte. Faszinierend an ihm war jedoch, dass er das Boxen immer noch liebte. Überall, wo er hinging, hatte er Kopien seiner alten Kampffilme dabei.

Ich liebte diese alten Kämpfer. Als ich hörte, dass Joey Maxim, der ehemalige Weltmeister im Halbschwergewicht, am Empfang eines Hotels in Vegas arbeitete, ging ich alle zwei Wochen dorthin, um mit ihm über seine Karriere zu reden. Er war wütend, dass man ihn bei den großen Kämpfen im Hilton nie offiziell begrüßte, deshalb sorgte ich dafür, dass man das künftig tat. Ich schaute auf Jungs wie ihn nie herab, als ob sie Versager oder gar Penner wären. Ich hielt ihn sogar für größer als mich. Ich war nicht der Großkotz, der ihm einen Gefallen tat, weil ich ab und zu vorbeikam. Ich war derjenige, der dankbar war, mit ihm zusammen zu sein. Ich war

glücklich, ihn sehen und berühren zu können. Als ich nach dem ersten Treffen heimging, musste ich weinen.

★ ★ ★

Am 8. Januar 1990 bestieg ich ein Flugzeug, um nach Tokio zu fliegen. Eigentlich hatte ich dazu überhaupt keine Lust. Ich wollte nicht kämpfen, ich wollte mich vergnügen und Frauen vögeln. Bis zum Abflug hatte ich fast 14 Kilo zugenommen. King war deswegen dermaßen besorgt, dass er mir einen Bonus versprach, wenn ich beim Kampf in einem Monat wieder mein übliches Gewicht haben würde.

Ich hielt Buster Douglas für keine große Herausforderung. Ich machte mir nicht einmal die Mühe, mir irgendeinen Kampf von ihm auf Video anzuschauen. Ich hatte bisher jeden mit Leichtigkeit geschlagen, der ihn ausgeknockt hatte. Ich hatte ihn live um die ESPN-Meisterschaft kämpfen sehen, als ich bei dieser Veranstaltung im Vorprogramm boxte, und er war von Jesse Ferguson besiegt worden, den ich bei meinem ersten Kampf für ABC k.o. geschlagen hatte. Er hatte den Kampf haushoch verloren. Ich fühlte mich wie meine Helden Mickey Walker und Harry Greb. Ich hatte gelesen, dass Greb so arrogant war, seinem Gegner zu erzählen, er habe nicht trainiert, „weil du es nicht wert bist, dass ich wegen dir einen Tropfen Schweiß vergieße“. Ich folgte also seinem Beispiel und trainierte überhaupt nicht für diesen Kampf. Anthony Pitts stand Tag für Tag früh am Morgen auf und machte einen Lauf mit meinem Sparringspartner Greg Page. Dazu hatte ich jedoch keine Lust. Hinterher erzählte mir Anthony, er habe dort draußen Buster mit Armeestiefeln an den Füßen joggen sehen. Es sei dabei so kalt gewesen, dass ihm der Rotz wie Eiszapfen an der Nase gehangen habe.

Ich konnte nichts essen, weil ich mein Übergewicht verlieren wollte, um Dons Bonus zu kassieren. Stattdessen löffelte ich Suppe, die angeblich das Fett verbrannte, und als Hauptgang vernaschte ich die Zimmermädchen. Es war die reinste Ironie. Du kommst nach Japan und siehst nur Frauen, die

schüchtern und zurückhaltend sind, aber glücklicherweise lernte ich ein paar sehr unkonventionelle Japanerinnen kennen. Die Leute fragten mich später, ob ich von diesen japanischen Frauen neue Sextipps bekommen hätte, aber ich hatte ja gar keine Zeit, um etwas zu lernen. Das war kein Sexualkundeunterricht, und ich war nur ein Typ, der Spaß haben wollte.

Ich musste die Zimmermädchen nicht einmal bezahlen, wenn ich sie vögeln wollte. Trotzdem gab ich ihnen ein gutes Trinkgeld, denn ich hatte eine Menge dieser wie Monopoly-Geld aussehenden Scheine in der Tasche, die sie dort drüben benutzen. Das Ganze muss ihnen gefallen haben, denn sie kamen wieder und brachten manchmal sogar ihre Freundinnen mit.

„Meine Freundin möchte Mr. Tyson kennenlernen, Sir. Sie möchte uns Gesellschaft leisten, Sir."

Neben dem Sex mit den Zimmermädchen hatte ich auch welchen mit einem jungen japanischen Mädchen, mit dem ich ins Bett gestiegen war, als ich das letzte Mal wegen des Kampfs gegen Tony Tubbs in Japan war. Damals war Robin shoppen gegangen, und ich war die Treppe hoch geschlichen, um es mit dieser jungen Frau im Treppenhaus zu treiben.

Dieses Mal gingen wir genauso vor. Auf meinem Stockwerk wohnten aber zu viele von meinen Leuten, und ich wollte nicht, dass Don, Rory, John oder Anthony davon erfuhren. Wahrscheinlich hätten sie ihr auch Angst gemacht, denn sie war ausgesprochen schüchtern. In den zwei Jahren, seit ich sie das letzte Mal gesehen hatte, war sie allerdings sehr gereift.

So sah also mein Training für Douglas aus. Ab und zu tauchte ich auf und führte einen Sparringskampf durch. Zehn Tage vor dem Kampf sparrte ich mit Greg Page, lief direkt in einen rechten Haken und ging zu Boden.

„Was zum Teufel ist eigentlich mit dir los?", fragte mich Greg später.

Ein paar Tage später ließ Don die Öffentlichkeit zu einem Sparringskampf zu, wobei jeder Zuschauer immerhin 60 Dollar berappen musste. Natürlich sah ich von diesem Geld nie einen müden Cent. Zu der Zeit wusste ich nicht mal, was er mir alles in Rechnung stellte. Wir sollten zwei Runden sparren, aber ich sah so schlecht aus, dass Aaron Snowell und Jay nach einer Runde aufhörten und die ganze Session beendeten. Don war absolut angepisst. Er

war einfach nur an der Kohle interessiert und hatte keine Ahnung, dass ich völlig außer Form war. Don verstand eigentlich überhaupt nichts vom Boxen. Er konnte gar nicht unterscheiden, ob ein Typ in Form war oder nicht. Er wusste nicht einmal, wie man einen Boxhandschuh bindet.

Am Tag vor dem Kampf wog ich 100 Kilo, bis dahin mein höchstes Gewicht, und bekam somit meinen Bonus. Am selben Tag vögelte ich zwei Zimmermädchen gleichzeitig, und in der Nacht vor dem Kampf zwei weitere Mädchen, allerdings eine nach der anderen.

Ich hatte die Geschichte zwar nicht verfolgt, aber Douglas war anscheinend stark motiviert, in diesem Kampf gut auszusehen. Im Juli 1989 war er zu den Wiedergeborenen Christen konvertiert. Aber dann verließ ihn seine Frau, die Mutter seines Babys wurde todkrank, und als er Anfang Januar bereits im Trainingscamp war, starb seine eigene Mutter an einem Herzinfarkt. Damals wusste ich das nicht, und es wäre mir auch egal gewesen. HBO machte ein Mordstrara daraus, dass Douglas für seine tote Mutter kämpfe, aber bei meiner damaligen Arroganz hätte ich wahrscheinlich gesagt, dass er ihr an diesem Abend nachfolgen würde.

Wegen des Zeitunterschieds zu den Vereinigten Staaten fand der Kampf um neun Uhr vormittags statt. Jedem Zuschauer musste sofort auffallen, dass ich gar nicht dort sein wollte. Vom Anfangsgong an boxte ich schrecklich. Ich versuchte, so hart zu schlagen, wie ich konnte, denn ich wusste, dass er nicht mehr aufstehen würde, wenn ich ihn einmal richtig traf. Dabei würde seine Größe keine Rolle spielen. Aber ich brachte eben keine Schläge durch. In keinem anderen Kampf teilte ich so wenig Schläge aus. Er nutzte seinen Jab und seine größere Reichweite, um mich aus dem Konzept zu bringen, und wenn ich ihn mit Körpertreffern mürbe machen wollte, hielt er mich einfach fest und klammerte. An diesem Morgen kämpfte er wirklich gut. Aber ich war auch ein leichtes Ziel, denn ich bewegte meinen Kopf so gut wie gar nicht.

Er hatte ganz offensichtlich keine Angst vor mir. Er schlug sogar nach dem Gong und auch nach dem Trennkommando des Ringrichters weiter. Er kämpfte schmutzig, aber das gehört zum Boxen dazu, jeder macht das. Als

ich nach der dritten Runde in meine Ecke zurückkehrte, wurde deutlich, dass Aaron und Jay überhaupt nicht zufrieden waren.

„Du gehst nicht nahe genug an ihn ran“, sagte Aaron. „Du musst näher an ihn ran und seine Deckung überwinden. Du bewegst dich viel zu wenig.“

Sag bloß! Warum versuchst *du* das nicht mal! Immerhin hatte der Typ einen Reichweitenvorteil von 30 Zentimetern!

„Mach endlich wieder das, was du kannst“, sagte Jay. „Auf jetzt. Leg los!“

Das sagt sich leicht, wenn man nicht selbst die Schläge einstecken muss. Ich schaute einfach nur auf den Boden. In der vierten und fünften Runde nahm mich Douglas ziemlich hart ran. In der fünften begann mein Auge zuzuschwellen, aber als ich in meine Ecke zurückkam, stellte sich heraus, dass sie kein Kühleisen dabeihatten, um mein Auge offenzuhalten. Ich konnte es erst gar nicht glauben, als sie etwas, das wie ein extragroßes Kondom aussah, mit Eiswasser füllten und es mir aufs Auge drückten.

In der sechsten Runde war ich erschöpft. Mein linkes Auge war jetzt endgültig geschlossen. Aber auch Buster sah müde aus, vor allem, als der Gong zur siebten Runde ertönte. Aber ich kam einfach nicht zu ihm durch. In der achten brachte er mich ins Wanken und hatte mich in den letzten 20 Sekunden an den Seilen. Ich wartete immer noch auf meinen entscheidenden Schlag. Da er mich mit Schlägen eindeckte, konnte ich mein gesundes Auge nicht genau fokussieren, trotzdem entdeckte ich plötzlich eine Öffnung in seiner Deckung. Bisher war er mir in diesen Fällen immer wieder entwischt, und ich konnte den Abstand zu ihm nicht überwinden. Aber jetzt war er müde geworden und konnte sich nicht mehr schnell genug bewegen. Ich feuerte also mein Markenzeichen, einen rechten Aufwärtshaken, ab, und er ging zu Boden.

Und dann wurde ich beschissen. Der Zeitnehmer war Japaner und der Ringrichter Mexikaner, und sie sprachen unterschiedliche Sprachen und konnten das Anzählen nicht koordinieren. Als der Ringrichter „fünf“ sagte, war Douglas bereits acht Sekunden am Boden. Er konnte also aufstehen, bevor er vollends ausgezählt worden war. Und ich war der Dumme. Das gehört zwar zum Boxen dazu, aber ich glaube, dass ich in diesem Fall

wirklich übervorteilt wurde. Die WBA hätte eigentlich auf unserer Seite stehen müssen. Ich wusste, dass ich gewinnen würde, weil meine Gegner im Grunde nicht nur gegen mich, sondern auch gegen die Offiziellen kämpften, die von Don regelmäßig bestochen wurden. Zumindest erzählte er mir das. Vielleicht hatte er an diesem Tag vergessen, den Ringrichter zu bezahlen.

Aber ich möchte Busters Leistung auf keinen Fall schmälern. An diesem Tag hatte er viel Mut und Mumm. Einmal versetzte ich ihm einen fürchterlichen Schlag. Der Kopf von jedem anderen wäre danach zum Space Shuttle hinaufgeflogen, aber er steckte das weg. Ich war so fertig, dass ich ihn in der Runde darauf nicht vollends k.o. schlagen konnte. Und dann erholte er sich wieder. Am Anfang der zehnten Runde schlug ich ihm eine rechte Gerade ans Kinn, aber er feuerte eine Schlagsalve an meinen Kopf ab, die mit einem rechten Uppercut begann, der mich voll erwischte. Ich war danach so benommen, dass ich die Schläge nicht einmal mehr fühlte, sondern nur noch hören konnte. Mein Gleichgewichtssinn war vollkommen ausgeschaltet. Und dann ging ich zu Boden.

Als ich auf der Ringmatte aufschlug, verlor ich meinen Mundschutz. Während der Ringrichter mich auszählte, versuchte ich wieder auf die Beine zu kommen und gleichzeitig nach meinem Mundschutz zu tasten. Ich handelte nur noch im Unterbewusstsein. Ich war vollkommen von der Rolle. Der Ringrichter umarmte mich, nachdem er bis zehn gezählt hatte. Ich wankte völlig benebelt in meine Ecke zurück. Ich kaute auf meinem Mundschutz herum, aber ich wusste nicht einmal mehr, was das eigentlich war.

„Was ist passiert?“, fragte ich meine Ecke.

„Der Ringrichter hat dich gerade ausgezählt, Champ“, erwiderte Aaron.

Ich wusste, dass das eigentlich nur folgerichtig war. Der Kampf war von Anfang an dumm gelaufen. Ich verzichtete auf das gewohnte Interview mit HBO, da es in meinem Kopf immer noch klingelte. Ich hatte mindestens eine Gehirnerschütterung.

Minuten später hatte Don ein Treffen mit den WBC- und WBA-Offiziellen. Dann berief er seine eigene Pressekonferenz ein.

„Der erste K.o. hat den zweiten K.o. ausradiert“, zeterte er. WBC-Präsident José Sulaiman verschob erst einmal die Anerkennung eines der beiden Kämpfer als Boxweltmeister, da der Ringrichter sich nicht nach dem Zählen des Zeitnehmers gerichtet habe. Der Ringrichter gab zu, einen Fehler gemacht zu haben. Sulaiman forderte sofort einen Rückkampf. Inzwischen war ich wieder so weit bei Bewusstsein, dass ich an der Pressekonferenz teilnehmen konnte. Ich trug eine Sonnenbrille, um mein übel zugerichtetes Auge zu verdecken, und hielt eine weiße nasse Kompresse an mein geschwollenes Gesicht.

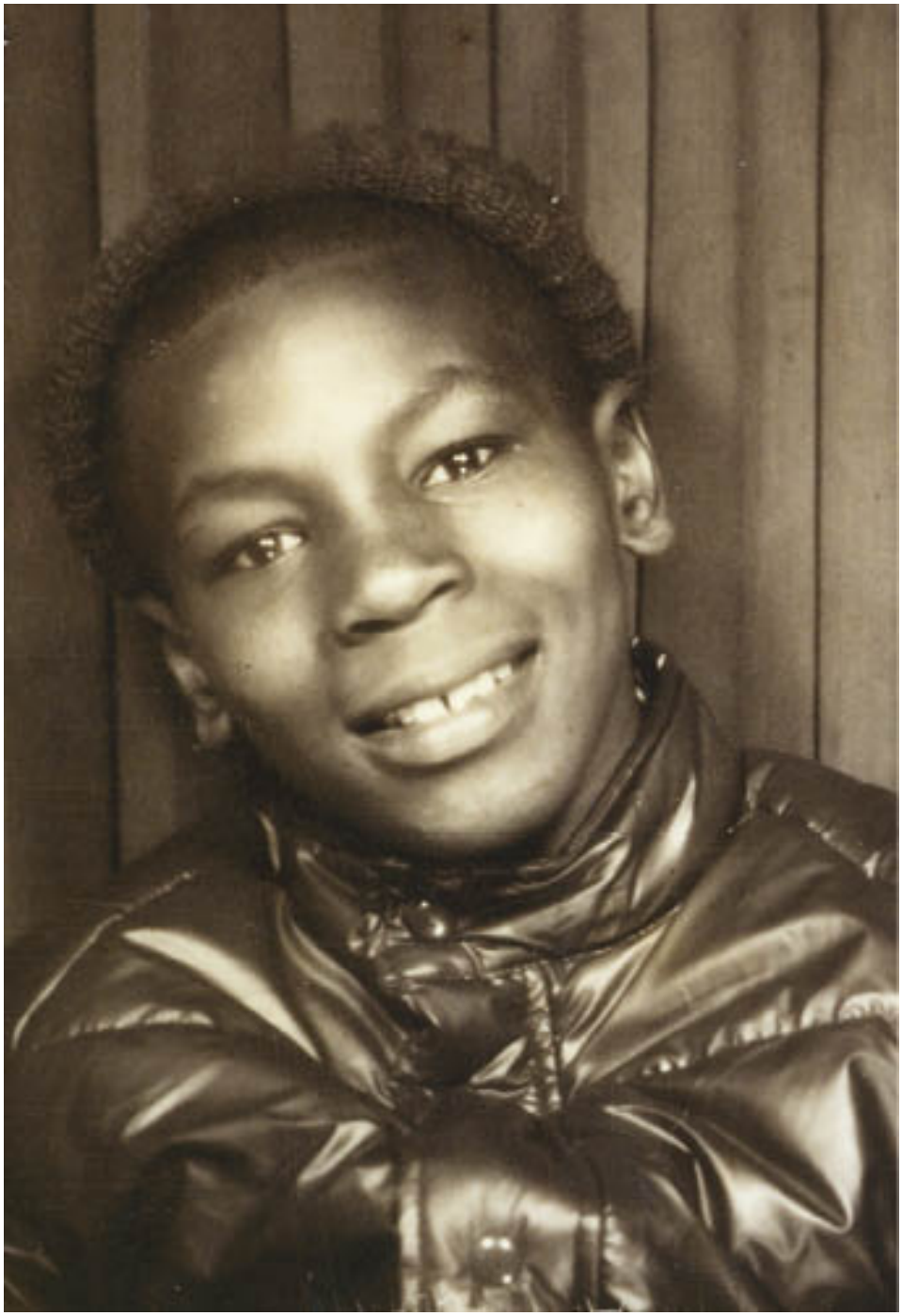
„Ihr Jungs kennt mich doch seit Jahren und wisst, dass ich niemals maule oder meckere. Ich habe ihn k.o. geschlagen, bevor er mich k.o. geschlagen hat. Ich will Weltmeister sein. Das wollen alle kleinen Jungs“, sagte ich.

Ich ging zurück in mein Hotelzimmer. Diesmal wartete dort kein Zimmermädchen auf mich. Es war eigentümlich, plötzlich nicht mehr Schwergewichtsweltmeister zu sein. In meinem Geist wurde das Ganze jedoch plötzlich zu einem Wink des Himmels. Ich wusste, dass Gott nicht die kleinen Tiere schikaniert. Der Blitz trifft stets die großen Tiere, weil nur diese Gott verärgern. Kleinere Tiere stören Gott nicht weiter. Gott muss die großen Tiere im Zaum halten, damit sie auf ihren Thronen nicht hochmütig werden.

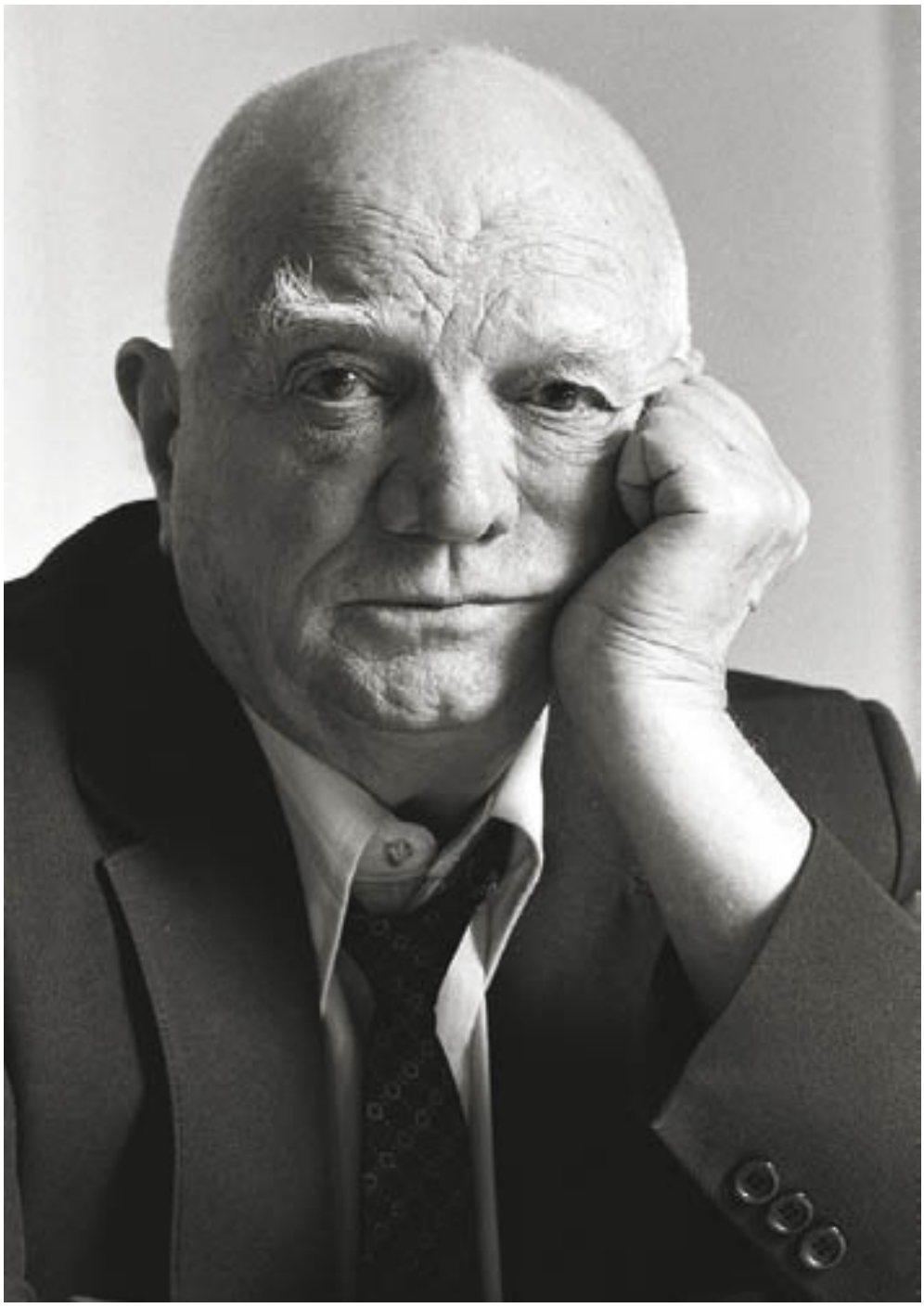
Ich lag auf meinem Bett und dachte, ich sei so groß geworden, dass Gott jetzt auf mich eifersüchtig war.

Mein Vater Jimmy „Curlee“ Kirkpatrick Jr.

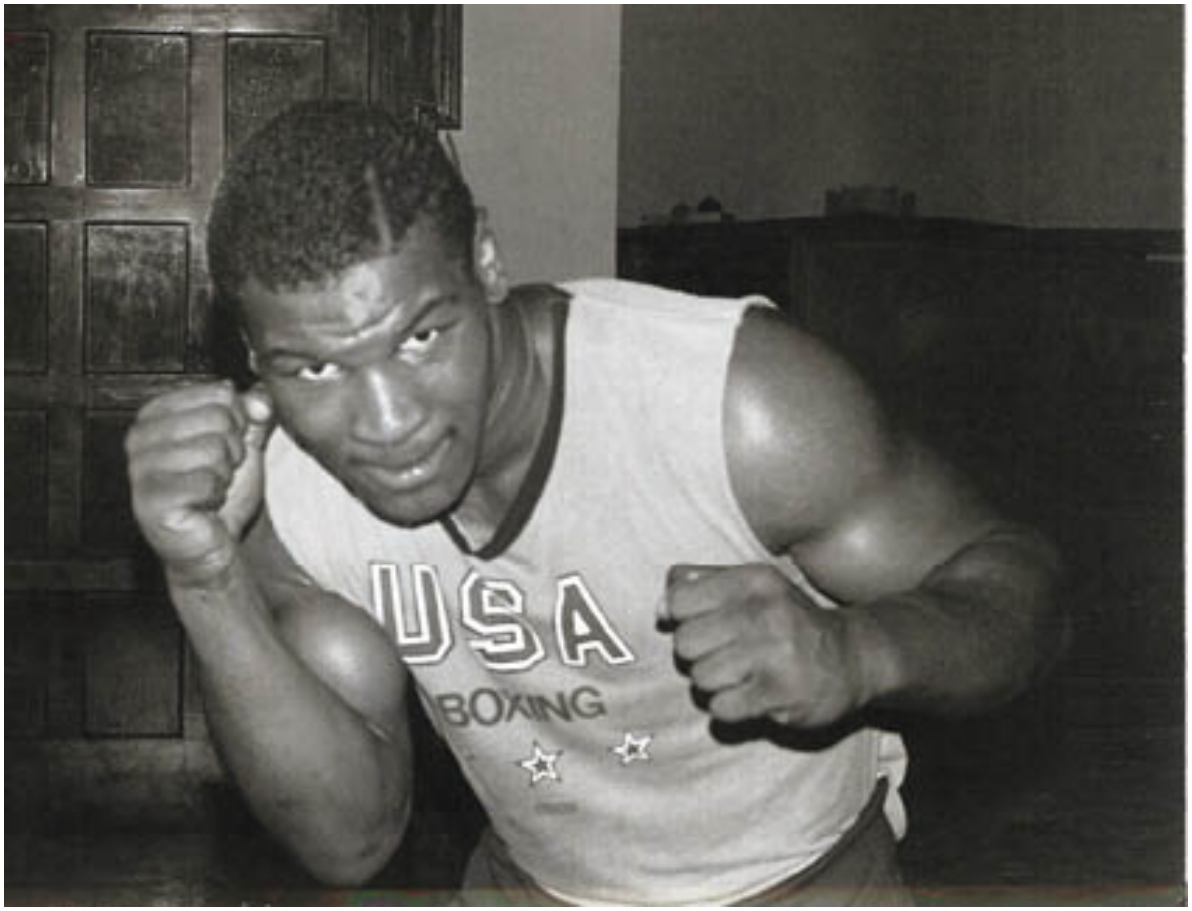
Meine Mutter Lorna Mae.



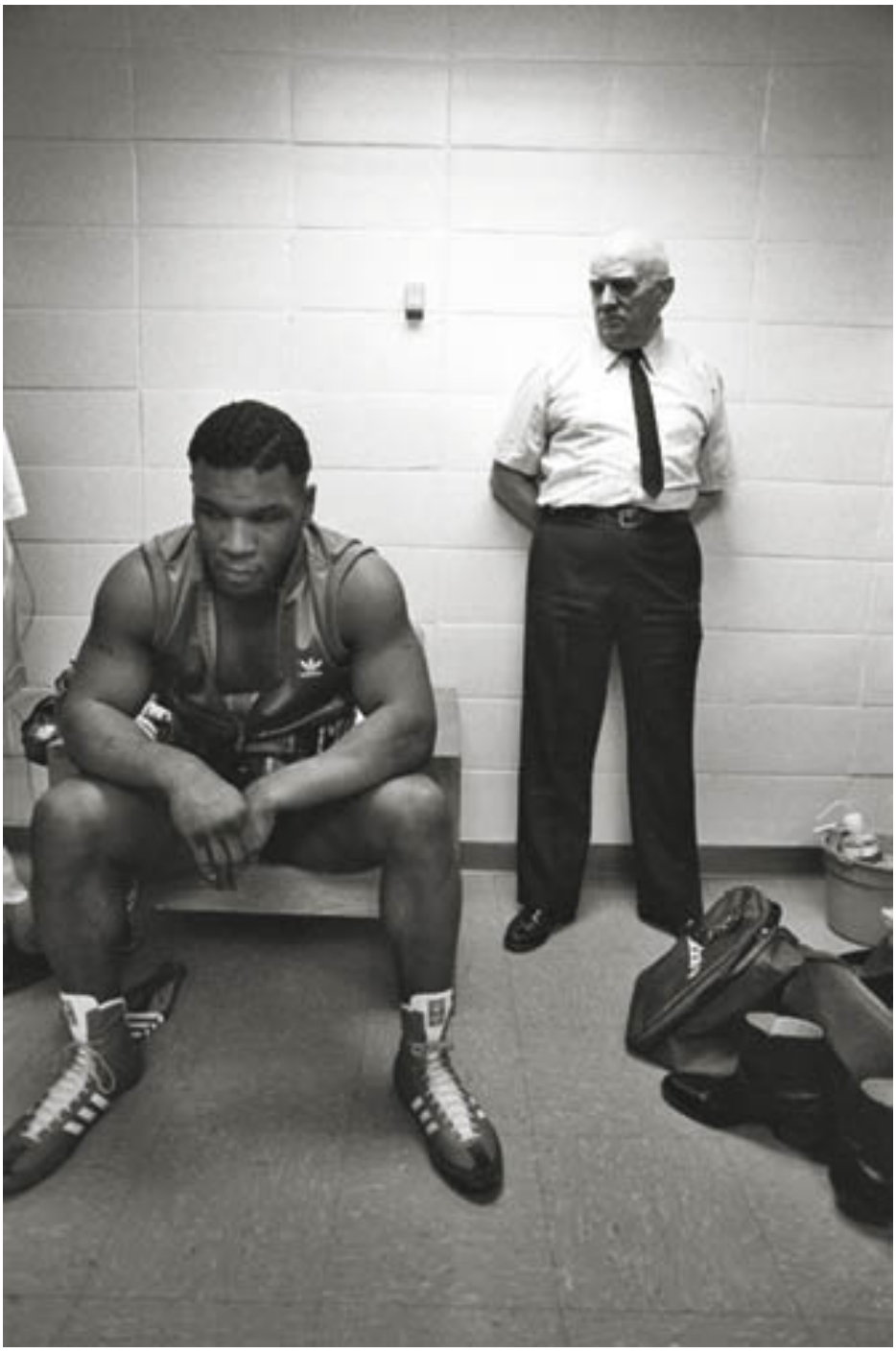
Ich selbst im Alter von neun Jahren.



Cus D’Amato.



Ich selbst im Alter von 13.



Cus und ich.

Mit Cus in Catskill.

Abendessen mit Cus und Camille.

Jogging zwischen zwei Kamerawagen während der Aufnahme eines Pepsi-Werbespots.

Cus’ Begräbnis am 7. November 1985. Von links nach rechts: Jimmy Jacobs, Kevin Rooney, Tom Patti, ich, Jay Bright, José Torres, ein Verwandter von Cus und Floyd Patterson.

Party zu meinem 19. Geburtstag in Steve Lotts Wohnung. Von links nach rechts: Steve Lott, Susan O’Brien, Jimmy Jacobs, Bill Cayton, meine erste Freundin Angie, ich, Loraine Jacobs und Doris Cayton.

Mit meinen Tauben in Catskill.

Mitch Green und ich kämpfen 1986 im Madison Square Garden. Ich gewann einstimmig nach Punkten und verbesserte meine Kampfbilanz auf 21:0.

Im Kampf gegen Marvin Frazier.

Durch meinen K.o.–Sieg gegen Trevor Berbick werde ich zum jüngsten Schwergewichtsboxweltmeister aller Zeiten.

Don King und ich feiern meinen Sieg über James „Bonecrusher“ Smith, durch den ich in meinem zweiten Titelkampf auch den WBA-Gürtel gewann.

In meinem Kampf gegen Tyrell Biggs im Jahr 1987 lande ich in der siebten Runde einen gewaltigen Kinntreffer. Durch den anschließenden technischen K.o. konnte ich meinen Titel erfolgreich verteidigen.

Der Schwergewichtsweltmeisterschaftskampf zwischen Michael Spinks und mir 1988. Ich schlug ihn in der ersten Runde k.o. und verteidigte dadurch erfolgreich meine drei Gürtel.

Ich trage nach dem Sieg gegen Spinks meine drei Weltmeisterschaftsgürtel.

Die Menge bedrängt mich, als ich nach Brownsville zurückkehre.

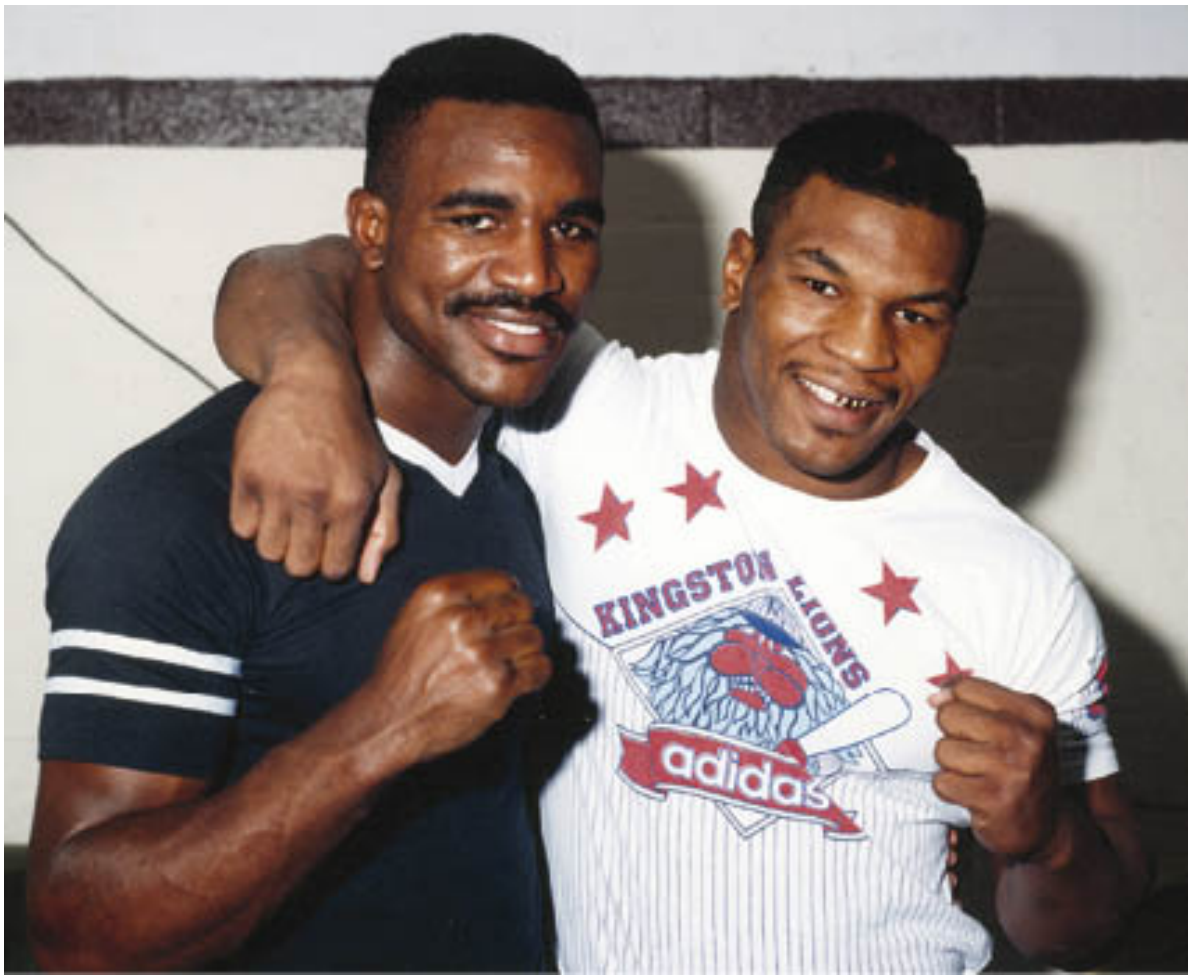
Während des Prozesses wegen der Auflösung meines Managementvertrags mit Bill Cayton spreche ich mit meinem Anwalt Steven Hayes. Am anderen Ende des Tisches sitzt Jimmy Jacobs Witwe Loraine. Hinter uns von links nach rechts: Donald Trump, Robin Givens und Ruth Givens.

Ich treffe Larry Holmes während unseres Kampfes im Januar 1988 mit einem linken Haken.

Holmes geht in der vierten Runde zu Boden.

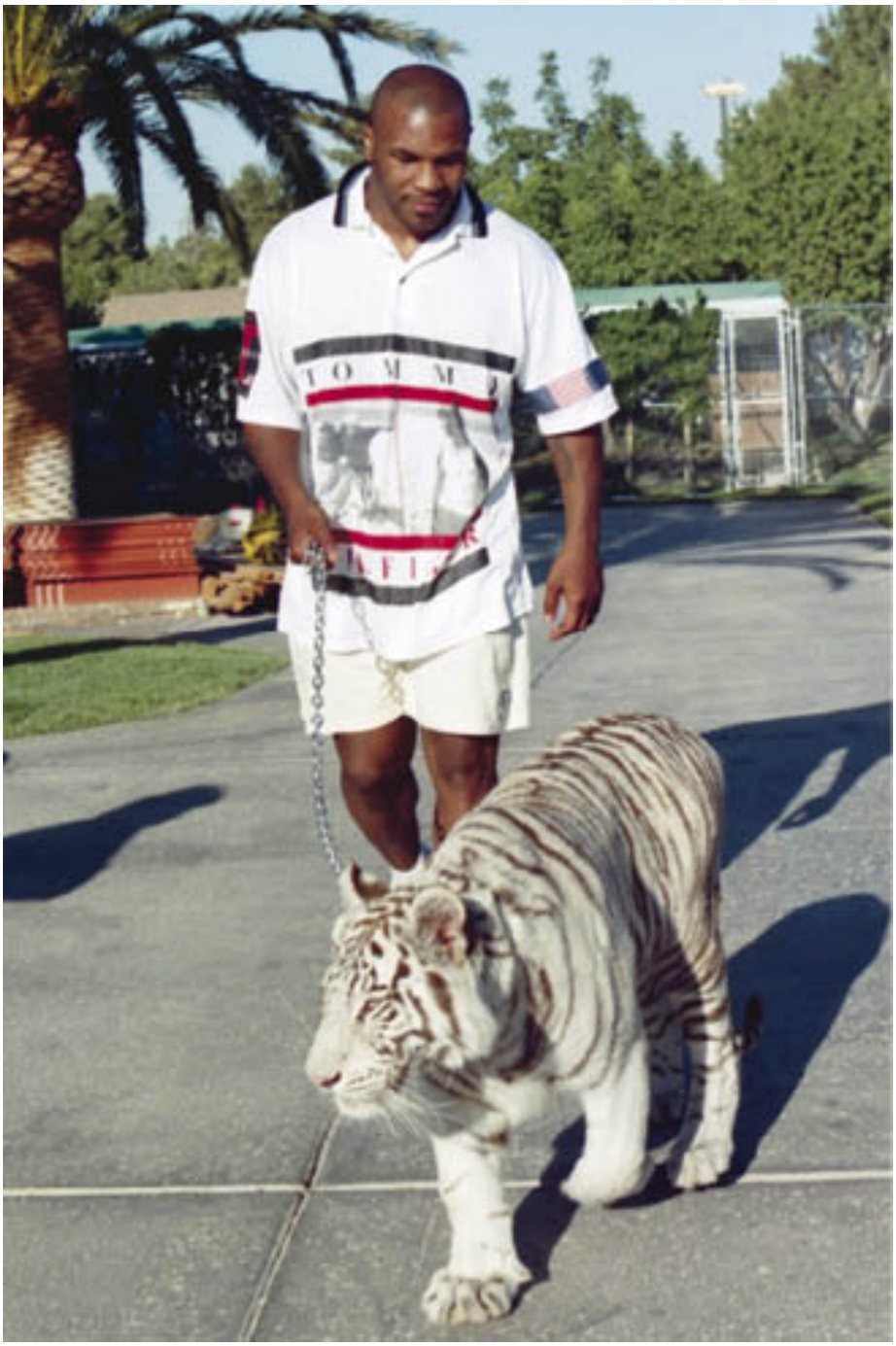
Begegnung mit einigen Sumo-Ringern während meines Aufenthalts in Tokio 1988.

Bill Cayton, ich und Jimmy Jacobs.



Mit Evander Holyfield.

Al Sharpton und ich.



Ich gehe mit meinem Tigermädchen Kenya spazieren.

Robin Givens und ich heiraten 1988.

Meine Ex-Frau Robin und ihre Mutter Ruth versuchen, mich auseinanderzureißen.

Es war ein langer Rückflug aus Tokio. Mein Auge war immer noch zugeschwollen, deshalb trug ich die große dunkle Sonnenbrille, die mir Anthony Pitts gegeben hatte. Während des Flugs sprach ich mit ihm.

„Ich nehme an, du verlässt mich jetzt“, sagte ich. Und süchtig nach Anerkennung, wie ich war, dachte ich, dass ich dem Untergang geweiht und alles vorbei sei.

„Mike, ich werde dich nie verlassen“, erwiderte er. „Du kannst mich nicht feuern, und ich kann nicht gehen, also kleben wir wohl aneinander. Du wirst sehen, dir geht’s wieder besser, wenn die Schwellung zurückgeht.“

Nach der Landung fuhren wir direkt zu Camilles Haus. Ich bin ein eigentümlicher Typ, ich kehre immer wieder zu meinen Wurzeln zurück. Heim zu meinen Mamas. Als Anthony am nächsten Morgen um sieben Uhr die Treppe herunterkam, machte ich bereits Sit-ups und Liegestützen.

„Oh, jetzt willst du also trainieren? *Nach* diesem gottverdammten Kampf“, sagte er.

„Mann, ich versuche nur, konzentriert zu bleiben“, entgegnete ich.

Später führte ich eine längere Unterhaltung mit Camille. Sie hatte beim Kampf in der ersten Reihe gesessen und den Eindruck, ich hätte irgendwie

abwesend gewirkt.

„Du hast überhaupt keine schweren Hammerschläge losgelassen“, sagte sie. „Du sahst aus, als ob du verlieren wolltest. Vielleicht hast du einfach genug.“

Wahrscheinlich hatte sie recht. Ich glaubte an die alte Theorie von Cus, dass eine Niederlage nur dann schlimm sei, wenn man nichts aus ihr lernte. Cus hatte mir immer erzählt, dass Boxkämpfe eine Metapher für unser ganzes Leben seien. Es ist nicht wichtig, dass du verlierst, wichtig ist nur, was du nach der Niederlage tust. Bleibst du am Boden, oder stehst du wieder auf und versuchst es erneut? Später erzählte ich den Leuten, dass mein bester Kampf der gegen Douglas war, weil er mir bewies, dass ich meine Schlappe wie ein Mann wegstecken und danach wieder auf die Füße kommen konnte.

Ich hing also in Catskill herum, spielte mit meinen Tauben und las Geschichten über meine Helden. Wie Tony Zale gegen Rocky Graziano zurückgekehrt war. Wie Joe Louis zurückkam, um Max Schmeling zu demontieren. Wie Ali aus dem Exil zurückkam. Wie Sugar Ray Robinson ausrastete, als er „ehemaliger Weltmeister“ vor seinem Namen stehen sah. Mein Narzissmus meldete sich zurück, und ich begann zu glauben, dass ich vom selben Stamm wie diese Jungs war. Ich wusste, dass ich diese Gürtel zurückbekommen würde. Ich würde mich an irgendeinen trostlosen Ort zurückziehen, diese meisterhafte Kampfkunst neu erlernen und dann als weit besserer Kämpfer zurückkehren, wie ich es früher in diesen Karate-Filmen der Shaw Brothers gesehen hatte. An diesen Unsinn glaubte ich wirklich. Dabei war ich in Wirklichkeit nur eine größenwahnsinnige Kanalratte.

Inzwischen war die ganze Boxwelt in heller Aufregung. Am Tag nach dem Kampf waren alle großen Zeitungen der Meinung, dass man Douglas nicht als neuen Champ anerkennen könne. Sobald er in die Staaten zurückgekehrt war, machte José Sulaiman tatsächlich einen Rückzieher. Don konnte jetzt nur noch um einen sofortigen Rückkampf betteln. Er nahm tatsächlich an, dass Evander Holyfield, der jetzt der Pflichtherausforderer war, mir den

Vortritt lassen würde, wenn er ihm ein hübsches Sümmchen bezahlte. Aber Holyfields Leute wussten, dass Don vorerst aus dem Meisterschaftsgeschäft raus sein würde, wenn Evander Buster besiegte.

Dann gab es noch die „Reporter“, die ihre Schadenfreude über meine Niederlage nicht zurückhalten konnten. Dieser kleine, schmierige Feigling Mike Lupica von der *New York Daily News* stellte mich sogar als neuen Satan an den Pranger. „Er ist jemand, der Frauen herumstößt, seine eigenen Freunde hinter den Kulissen verprügelt und die Menschen im Stich lässt, die ihn erst zum Champion gemacht haben. Hunde zeigen mehr Treue als er … Tyson gehört zu jenen Wilden, die die Kultur mit allem ausgestattet hat, was als normal gelten kann, die jedoch diese Gaben und die Geber zurückweisen und zu einem Leben auf der reinen Instinktebene zurückkehren. Das einzige Ende für einen solchen Menschen ist der Tod.“

Wuuuuuuuuu! Das haute voll rein!

In einem Interview mit ESPN ging ich darauf ein. Ich wurde gefragt, warum jeder von meinem Leben so fasziniert sei.

„Ich glaube, eine Menge Leute würden es gerne sehen, wenn ich mich selbst zerstörte. Sie möchten gerne sehen, wie ich eines Tages in Handschellen zu einem Polizeiwagen geführt werde und im Gefängnis lande. So wie man es bei Marlon Brandos Sohn gesehen hat. Die Leute sagen gerne: ‚Ich hab’s dir doch gesagt, ich habe dir doch gesagt, dass er so enden würde.‘ Aber ich sitze nicht im Knast, und ich lebe auch nicht mehr in Brownsville, ich habe es also entgegen allen Erwartungen geschafft.“

Don organisierte ein paar weitere Pressekonferenzen für mich, und ich versuchte, dabei eine möglichst gute Figur abzugeben. Allerdings kam mir immer wieder meine Ehrlichkeit in die Quere.

„Niemand ist unschlagbar“, erzählte ich ihnen. „Manchmal bricht ein Typ irgendwie deinen Willen. Buster hat’s mir voll gegeben. Ich hatte für diesen Kampf nicht trainiert. Ich habe den Kampf nicht ernst genommen. Ich habe diese kleinen Japanerinnen gevögelt, als ob ich Trauben essen würde. Dort drüben in Japan hätte man denken können, ich sei Caligula.“

In L.A. brachte ich die ganze Pressemeute zum Wiehern, als ich ihr erzählte, wie ich mir daheim das Video des Kampfes angesehen habe.

„Ich sitze da und sage mir: ‚Hey Mann, duck dich!‘ Aber auf dem Bildschirm ducke ich mich nicht. Ich schreie: ‚Duck dich, du Depp!‘ Aber dieser Depp hört nicht auf mich.“

Ein Reporter fragte mich, ob ich nach dem Verlust meines Gürtels an Selbstmord gedacht habe.

„Hey! Ich muss noch ganz schön viel Geld ausgeben, bevor ich mich umbringe. Mit solchen Sachen muss man sich doch jeden Tag auseinandersetzen. Ob ich geweint habe? Ich wünschte mir, ich könnte weinen! Das letzte Mal habe ich bei meiner Scheidung geweint. Bei solchen Anlässen weint man. Soll ich Ihnen mal was erzählen? Tatsächlich war es eine Erleichterung. Eine Menge Druck ist von mir abgefallen.“

Tatsächlich hatte mich meine Scheidung ganz schön umgehauen. Noch heute fällt es mir schwer, das zuzugeben, aber wenn ich das damals sogar in aller Öffentlichkeit zugab, zeigte das nur, wie schwer es mich erwischt hatte.

Die Leute versuchten, Entschuldigungen für mich zu finden, aber ich kaufte ihnen das nicht ab. Selbst Larry Merchant, der mich nicht immer sehr respektvoll behandelte, versuchte in einem Interview für ein HBO-Special eine Woche nach dem Kampf meine Niederlage damit zu erklären, dass mein Auge zugeschwollen war.

„Aber ich hatte ja noch ein anderes Auge. Das hätte ich benutzen können. Du musst bis zum Ende kämpfen“, entgegnete ich. „Ich atmete ja noch.“

Als ich aus L.A. zurückkam, zog ich mich sofort in mein Refugium in Catskill zurück. Allerdings reiste jetzt die halbe Welt dorthin, um ein Interview mit mir zu bekommen. Reporter aus Brasilien, England, Skandinavien und Japan hingen in Catskill und Albany herum und suchten Plätze wie den September-Club auf, wo ich regelmäßig hinkam. Sie klingelten an Camilles Haustür, und sie fing sofort Krach mit ihnen an.

„Kommt bloß nicht mehr hierher, lasst ihn in Frieden, er ist nur ein kleines Baby“, schrie sie. „Ihr solltet euch schämen!“

Buster Douglas hatte zwar den Kampf gewonnen, aber niemand interessierte sich für ihn, die Leute schauten nur auf mich. Man produzierte sogar ein Musikvideo mit meinem Knockout, in dem ich nach meinem Mundschutz taste. Es war die reine Ironie. Im Unterbewusstsein wollte ich eigentlich verlieren, um aus diesem Dampfdrucktopf herauszukommen, aber jetzt hatte ich dadurch eher das Gegenteil erreicht.

„Ich kann jetzt nicht aufhören, ich bin eine Kampfnutte“, erklärte ich einem Reporter. „Jetzt muss ich etwas beweisen. Tatsächlich frage ich mich manchmal, ob mich diese Niederlage nicht vielleicht sogar größer gemacht hat.“

Mitten in dieser verworrenen Situation starb meine Schwester. Sie war der einzige Mensch, der keine Angst hatte, mir, wenn nötig, den Kopf zu waschen; sie war bis zu ihrem Tod meine Beschützerin. Sie hatte ziemliches Übergewicht, und ihr Mann erzählte mir, sie habe am Abend zuvor ziemlich viel Kokain geschnupft. Hoffentlich hat sie das nicht getan, weil sie wegen mir deprimiert war. Ich hatte am Abend vor ihrem Tod ein längeres Telefongespräch mit ihr.

„Sprich mit deinem Vater“, riet sie mir. „Und lass bitte dein Auge untersuchen.“

Sie stand Jimmy, unserem leiblichen Vater, immer besonders nahe. Sie wollte, dass ich zu ihm eine Beziehung aufbaute. Meine Schwester war wirklich etwas Besonderes. Wenn ich ihr Geld geben wollte, lehnte sie das ab. Sie war mit ihrem Leben im Ghetto zufrieden und wollte nie etwas von mir.

Ich war traurig, als sie starb, aber inzwischen hatte ich mich an den Tod gewöhnt und verstand tief im Innern, was es damit auf sich hatte. Wir veranstalteten eine große Begräbnisfeier in Brooklyn, die Reverend Al Sharpton leitete. Wir machten uns immer über Reverend Al lustig und zogen ihn wegen seiner Fettleibigkeit und seines riesigen Haarschopfes auf, trotzdem war er in unserer Gemeinschaft ein absoluter Held. Wir waren wirklich stolz auf ihn. Wir wussten ja, woher er kam und wo er jetzt war. Es war das reine Wunder. Neulich schaute ich mir auf PBS einen

Dokumentarfilm über die Geschichte von Brooklyn an, in dem Milton Berle erzählte, was es hieß, arm in Brooklyn aufzuwachsen. Er meinte, wenn man einen beschissenen, schlecht bezahlten Job hatte, galt das nicht als ein Scheitern. Gescheitert war man dann, wenn man nach Williamsburg und Brownsville zurückmusste. Das schnitt mir tief in die Seele.

Ich selbst musste meine Freunde in Brownsville besuchen, nachdem ich den Titel verloren hatte. Ich wollte nicht mit eingezogenem Schwanz zurückkehren, aber meine Freunde waren einfach großartig. Ich wurde nur so mit Liebe überschüttet und war jetzt viel mit meiner Freundin Jackie Rowe zusammen. Sie und ich hatten in unserer Kindheit zusammen kleine Geschäfte gemacht. Ich und meine Freunde raubten eine Wohnung oder einen Laden aus und kamen dann zu Jackie, um bei ihr das Geld aufzuteilen. Jackie war eine voluminöse, nassforsche Frau, die dir ihre Meinung unverblümt ins Gesicht sagte. Sie ähnelte also meiner Schwester. Tatsächlich fing sie nach Nieceys Tod an, sich als meine Schwester zu bezeichnen.

Obwohl ich mich davon überzeugt hatte, dass mir die Götter meinen Gürtel zurückgeben würden, war ich nach meiner Niederlage traurig, beschämt und voller Selbstzweifel.

„Bist du noch ganz bei Trost, du Arsch?“, herrschte mich Jackie an. „Weißt du nicht, wer du bist? Das war nur ein einziger Kampf, Mike. Du hast verloren. Scheiß drauf. Das Leben geht weiter. Du bist und bleibst der Beste.“

„Glaubst du das wirklich?“, fragte ich nach.

„Ja, ich weiß es sogar. Du hast nur deine eigenen Kampfregeln vernachlässigt und nicht das getan, was du hättest tun müssen.“

„Du hast recht, du hast recht“, sagte ich dann.

Wenn ich Jackie besuchte, parkte ich meinen Wagen vor ihrer Wohnung, die in einer städtischen Sozialsiedlung lag. Ich machte es mir bei ihr bequem, und Jackie ging los, um mir mein Lieblingsessen zu besorgen. Manchmal beugte ich mich aus dem Fenster und rief etwas zu den

vorbeigehenden jungen Mädchen hinunter. Sie schauten dann hoch und konnten ihren Augen nicht trauen.

„Das kann doch nicht Mike Tyson sein. Ist das Mike Tyson? Mike! Mike!“

Als sich das herumsprach, strömten so viele Leute herbei, dass die Polizei ein Absperrband um meinen Ferrari spannen und den ganzen Häuserblock absperren musste.

Manchmal fuhr ich mit Jackie nach Harlem, und auch dort drehten die Leute durch.

„Du bist immer noch der Größte, Champ“, riefen sie mir zu. „Du kriegst den Titel zurück!“

Diese Leute flößten mir tatsächlich neue Zuversicht ein. Es tat gut, immer noch geliebt zu werden.

Don hatte einen Comeback-Kampf gegen Henry Tillman abgeschlossen, der am 16. Juni 1990 in Vegas stattfinden sollte. Ich begann mein Training in New York, bevor wir nach Vegas übersiedeln würden. In dieser Zeit wurde gerade mein Arschgriff-Fall verhandelt, und ich musste vor dem Training regelmäßig vor Gericht erscheinen. Der ehemalige Weltmeister Emile Griffith arbeitete mit einigen Boxern in unserer Trainingshalle. Eines Tages sagte er etwas, das mich zutiefst beeindruckte und dafür sorgte, dass ich meine Niederlage gegen Douglas endlich vergaß.

Ich unterhielt mich mit ihm über den Douglas-Kampf.

„Na ja, allzu gut habe ich da ja nicht gerade ausgesehen, oder?“, sagte ich etwas kleinlaut.

„Ich weiß, dass sich der große Mike Tyson von so etwas nicht entmutigen lässt“, erwiderte Mr. Griffith.

Oh Mann. Diese wenigen Worte veränderten meine Meinung über mich selbst und mein Comeback vollkommen. Ist das nicht verrückt? Als ich das hörte, war die Niederlage plötzlich nicht mehr wichtig, und ich war wieder ein Champion. Als er das sagte, war ich wieder da.

Das Team Tyson bekam damals zwei neue Mitglieder. Don heuerte Richie Giachetti als meinen neuen Cheftrainer an. Und ich bekam mein erstes Kind von einer Frau namens Natalie Fears, einen Sohn, den ich D’Amato nannte.

Mitte April zogen wir nach Vegas um, wo ich mit dem eigentlichen Training begann. Ich hängte mich dort rein wie ein Verrückter. Ich stand um vier Uhr früh auf, machte einen Morgenlauf und danach Krafttraining im Fitnessraum. Nachmittags führte ich Sparringskämpfe durch und fuhr dann zwei Stunden lang im Las Vegas Athletic Club Rad. George Foreman sollte bei der Veranstaltung am 16. Juni in einem Vorkampf auftreten. Als wir uns in Vegas trafen, hatte er etwas Interessantes über den Verlust eines Meisterschaftstitels zu sagen.

„Du schämst dich, den anderen in die Augen zu blicken, vor allem den Gepäckträgern am Flughafen. Du willst keine Taxifahrer mehr sehen, weil du ganz genau weißt, was sie denken. Und um dein Selbstbewusstsein zurückzugewinnen, fängst du an, Unmengen Geld für Autos und Anzüge auszugeben, die dich wieder wie der Beste in der Welt aussehen lassen. Mike Tyson wird nicht mehr ruhig schlafen, bis er die Chance bekommt, noch einmal um den Titel zu kämpfen, und gewinnt. Er wird nicht mehr schlafen, bis er seinen Namen wiederhergestellt hat. Ich hasse es, einen jungen Mann so etwas durchmachen zu sehen, aber so laufen die Dinge eben."

Ich stimmte George damals nicht unbedingt zu. Ich war so größenwahnsinnig, dass ich einfach wusste, dass ich den Gürtel zurückgewinnen würde. Aber dass ich jetzt ernsthaft trainieren musste, wusste ich auch.

Am Abend des Tillman-Kampfes war ich bereit bis in die Haarspitzen. Ich würde gegen den Typen boxen, der mich bei den Amateuren geschlagen hatte. Es war eine großartige Comeback-Geschichte. Wenn der Kerl zu Boden ging, war ich rehabilitiert. Obwohl er eine olympische Goldmedaille gewonnen hatte und eine respektable Kampfbilanz von 20:4 aufwies, lautete die Wettquote 1:2, dass ich ihn in der ersten Runde ausknocken würde.

Ich gab den Quotenmachern recht. Gleich zu Beginn des Kampfes erwischte mich eine schwere rechte Gerade, die mich jedoch überhaupt nicht aus der Fassung brachte. Ich nahm ihm mit einer gewaltigen Rechten

an den Körper den Wind aus den Segeln und erwischte ihn schließlich 24 Sekunden vor dem Ende der Runde mit einer über dem Kopf geschlagenen Rechten an der Schläfe. Er fiel wie ein gefällter Baum auf den Rücken. Ich wollte Henry wirklich nicht verletzen, sondern es möglichst schnell zu Ende bringen. Ich mochte ihn sehr und war froh, dass er auch einmal einen ordentlichen Zahltag hatte. Tillman gehörte zu der Sorte von Boxern, die wirklich gut waren, aber nicht genug Selbstvertrauen hatten. Wenn er an sich geglaubt hätte, wäre er zu einem legendären Boxer geworden und in die Hall of Fame aufgenommen worden.

Auf der Pressekonferenz nach dem Kampf lief Don wieder einmal zu großer Form auf.

„Er ist zurück, er ist Mighty Mike Tyson“, krähte er.

Ich verdrehte ihm den Arm und sagte ihm, er solle den Mund halten.

„Du weißt doch, dass du zurück bist“, entgegnete er mir.

Ich ließ mich ein wenig über den Kampf aus und bezeugte Henry meinen Respekt, aber dann wollte ich über meinen kleinen Sohn reden.

„Er ist absolut hinreißend. Er ist sechs Wochen alt und wiegt fünfeinhalb Kilo. Er kann sogar schon aufrecht sitzen! Ich lebe nur noch für meinen Sohn.“

Einige Monate nach dem Kampf kam der Prozess wegen meiner Arschfingerei endlich zu einem Abschluss. Ich wurde wegen Körperverletzung verurteilt, und um die Höhe des Schmerzensgeldes festzulegen, verlangten die Anwälte der Klägerin, dass wir eine Vermögensaufstellung vorlegten. Dons Anwalt stellte sie zusammen, und wir fanden heraus, dass mir Don noch 2 Millionen Dollar aus dem Kampf in Tokio schuldete. Laut dieser Aufstellung besaß ich 2,3 Millionen Dollar Bargeld, das Haus in New Jersey, das 6,2 Millionen wert war, mein Haus in Ohio und Autos und Schmuck im Wert von 1,5 Millionen Dollar. Mein Gesamtvermögen belief sich also auf 15 Millionen. Angesichts meiner Kampfbörsen hätte es eigentlich viel höher sein müssen. Ich wusste nicht, ob sie wegen des Prozesses die Bücher frisiert hatten oder ob man mich tatsächlich beschissen hatte. Wie auch immer, die Geschworenen gestanden

dieser Frau weit weniger als die Million Dollar zu, die sie verlangte. Tatsächlich sollte sie gerade einmal 100 Dollar erhalten. Als ich das Urteil hörte, stand ich mitten im Gerichtssaal auf, zog einen 100-Dollar-Schein aus der Tasche, leckte ihn ab und klebte ihn mir auf die Stirn. Sie verzichtete aber darauf, das Geld in bar zu bekommen.

Mein nächster Comeback-Kampf sollte am 22. September in Atlantic City stattfinden. Der Gegner würde Alex Stewart sein, ein ehemaliger jamaikanischer Olympiateilnehmer, der seine Karriere mit 24 K.o.-Siegen hintereinander begonnen hatte. Seine bisher einzige Niederlage war ein technischer K.o. in der achten Runde gegen Evander Holyfield. Dabei hatte er den Kampf dominiert, bis er einen Cut bekam, auf den sich Holyfield in der Folge konzentrierte. In meinem Trainingslager bekam ich ebenfalls einen Cut über dem Auge, der mit 48 Stichen genäht werden musste. Der Kampf wurde deshalb auf den 8. Dezember verschoben.

In der Zwischenzeit wollte HBO unbedingt den Vertrag mit mir verlängern. Seth Abraham glaubte schließlich, er habe eine Vereinbarung mit Don erreicht, die eine Verlängerung um zehn Kämpfe für insgesamt 85 Millionen Dollar vorsah. Im letzten Moment machte Don jedoch einen Rückzieher. Als Grund dafür gab er an, er wolle nicht, dass Larry Merchant meine Kämpfe kommentiere, weil dieser immer nur Mist über mich erzähle. Nach dem Stewart-Kampf benutzte Don dieses Argument als Ausrede, um zu Showtime überzuwechseln. Ich glaubte damals, dass der Vertrag mit Showtime besser sei, fand jedoch später heraus, dass er besser für Don, aber nicht für mich war.

Während ich auf den Kampf gegen Stewart wartete, musste Buster Douglas seinen Titel gegen Evander Holyfield verteidigen. Ich wusste, dass Holyfield gewinnen würde. Douglas hatte starkes Übergewicht, und Holyfield war der bessere Boxer. Douglas gab einfach auf. Er bekam ein paar Schläge ab und legte sich auf den Boden. Er war nur eine Hure, die 17 Millionen Dollar kassieren wollte. Er ging in diesen Kampf ohne die Würde und den Stolz, seinen Gürtel unbedingt verteidigen zu wollen, kassierte eine Menge Geld, verlor aber seine Ehre. Du kannst keine Ehre gewinnen, du

kannst sie nur verlieren. Typen wie er, die nur für Geld boxen, werden nie zu Legenden. Das macht Buster noch heute zu schaffen. Ich traf ihn Jahre später bei einer Autogrammstunde, die wir gemeinsam bestritten. Niemand wollte ein Autogramm von ihm. Dieser Typ hatte Geschichte geschrieben, als er mich schlug, aber die Erinnerung an ihn war gleich null.

Am Tag nach seinem Sieg verkündete Holyfield, dass er seinen Titel gegen George Foreman verteidigen würde. Das pisste mich wirklich an. Aber alle wollten mich nur niedermachen und in den Schatten stellen, was ihnen jedoch nicht gelang. Ich war immer noch der größte Star der Boxwelt. Auch ohne Gürtel war ich größer als sie alle.

Stewart und ich boxten schließlich am 8. Dezember in Atlantic City gegeneinander. HBO war so wild darauf, den Vertrag mit mir zu verlängern, dass sie sogar Spike Lee engagierten, den Einführungsfilm zu drehen, der vor dem Kampf gezeigt wurde. Damit wollten sie Pluspunkte bei mir gewinnen. Ich entschied, in Spikes Film ein wenig Scheiße zu labern und damit die Leute zu verärgern.

„Alle sind sie gegen uns“, schwadronierte ich. „Don und ich sind zwei schwarze Jungs aus dem Ghetto, die versuchen, irgendwie zurechtzukommen, und sie mögen einfach nicht, was wir sagen. Dabei haben wir keine Vorurteile gegen Weiße, sondern verteidigen nur die Sache der Schwarzen.“

Ich meinte das natürlich nicht ernst. Es machte mir nur Spaß, die Leute zu provozieren.

„Sie ändern immer die Regeln, wenn Schwarze Erfolg haben. Der Erfolg von Schwarzen ist für sie einfach inakzeptabel“, ergänzte Don. Als HBO einigen Reportern diesen Filmausschnitt vorspielte, waren sie empört. Auftrag erfüllt.

Allerdings zahlte ich für meine Verbindung mit Don einen hohen Preis. Hugh McIllvaney, ein berühmter schottischer Sportjournalist, führte meine Niederlage gegen Douglas auf meine Zusammenarbeit mit King zurück.

„Von allen Faktoren, die zu Tysons Niedergang beitrugen, war seine Verbindung mit Don King vielleicht am schädlichsten. King hat den

Abstieg fast jedes Boxers beschleunigt, mit dem er verbunden war.“

Er hatte vollkommen recht. Don war reines Gift und ständig auf Konfrontation aus. Er tat das absichtlich. Als ich mich mit ihm einließ, lehnte mich plötzlich jedermann ab. Er machte keinerlei Anstalten, etwas gegen mein kindisches Gehabe zu unternehmen. Als die Leute merkten, dass ich mich nicht von ihm lösen wollte, blockierten sie alles, was ich zu tun versuchte.

Bei der Pressekonferenz vor dem Kampf redete ich wieder einmal wirres Zeug.

„Ich bin ein Champion. Champion zu sein, ist eine Geisteshaltung. Ich werde immer Champion sein. Glücklich zu sein, ist nur ein Gefühl wie Hunger oder Durst. Wenn man sagt, dass man glücklich ist, ist das nur ein Wort, das einem gegeben wurde, um ein ganz bestimmtes Gefühl zu beschreiben. Als ich mich entschied, meine Ziele zu verwirklichen, gab ich jede Möglichkeit auf, sogar daran zu denken, dass ich glücklich werden könnte.“

Tatsächlich war ich nie ein glücklicher Mensch. So bin ich einfach nicht veranlagt.

Ich boxte gern in Trumps Casino in Atlantic City. Das war mein dritter Kampf dort und mein dritter K.o.-Sieg in der ersten Runde. Ich erwischte Stewart nach gerade mal vier Sekunden mit einer harten Rechten, und er ging kurz zu Boden. Dann jagte ich ihn durch den ganzen Ring und schickte ihn erneut mit einer Rechten auf die Bretter. Ich schlug so wild auf ihn ein, dass ich einmal selbst auf die Matte fiel, als ich ihn verfehlte und der eigene Schwung mich aus dem Gleichgewicht brachte. Schließlich trieb ich ihn in die Enge und schlug ihn 33 Sekunden vor Ende der ersten Runde mit einer Linken zu Boden. Da dies der dritte Niederschlag in einer Runde war, wurde der Kampf beendet, wie es die Regeln vorsahen.

Nachdem man Stewart untersucht hatte, ging ich zu ihm hinüber und umarmte ihn.

„Mach dir nichts draus. Du bist ein guter Boxer. Denk immer daran, dass ich von einem absoluten Penner geschlagen wurde.“

Auf meinem Weg aus dem Ring stellte mir der Chefkommentator von HBO ein paar Fragen. Bei den letzten beiden Kämpfen hatte ich mich geweigert, hinterher mit seinem Kollegen Larry Merchant zu sprechen.

„Ich möchte meinen Fans, die HBO schauen, danken, dass sie mich all die Jahre unterstützt haben“, unterbrach ich ihn. „Dies war mein letzter Kampf für HBO, weil ich glaube, dass sie Holyfield lieber sehen als mich.“

Die neue Schwergewichtssensation war zu dieser Zeit ein kanadischer Boxer namens Razor Ruddock. Er hatte im April 1990 gegen Michael Dokes geboxt, und die Videoaufzeichnung seines K.o.-Siegs machte seitdem in der Boxwelt die Runde. Ich selbst sah das Video, als Alex Wallau von ABC Sports es mir vorspielte.

„Was denkst du?“, fragte mich Alex hinterher.

Da ich in der Kunst der Manipulation recht bewandert war, lehnte ich mich zurück und blieb cool.

„Was soll damit sein? Ich bin kein Michael Dokes. Ich schlage diesen Typen nach ein paar Sekunden k.o. Der kann mir nicht das Wasser reichen.“

Aber nachdem Holyfield einen Kampf mit Foreman abgeschlossen hatte, musste ich mich anderweitig umtun. Also vereinbarte Don einen Kampf gegen Ruddock, der am 18. März 1991 in Vegas stattfinden sollte.

„Scheiße, diese Leute versuchen, mich fertigzumachen. Sie schicken mir die großen Kaliber, um mich dranzukriegen“, dachte ich.

Anfang Januar fing ich an, hart zu trainieren. Ich ließ Tom Patti, meinen alten Hausgenossen aus der Zeit bei Cus, in mein Camp kommen. Eines Abends schauten wir zusammen im Fernsehen einen Kampf von Ruddock an. Dabei fiel mir eine Schwäche in seinem Boxstil auf.

„Ich werde diesen Typ vernichten“, erzählte ich Tom.

Ich wusste, dass Ruddock ein gefährlicher Puncher war, aber jetzt hatte ich gesehen, dass ich schnell genug war, um seinen Schlägen auszuweichen. Er würde mich nicht hart genug treffen können.

Fast hätten wir den Kampf bereits ein paar Tage, bevor er angesetzt war, auf der Pressekonferenz im Century Plaza Hotel in Los Angeles begonnen. Wir stellten uns für die Fotografen zum sogenannten „Face Off“ auf und

schauten uns dabei aus ein paar Zentimetern Entfernung gegenseitig in die Augen. Dabei erzählte ich Ruddock, das ich ihn zur Schnecke machen würde. Razor versuchte, sich mir wie ein taffer Typ zu nähern, doch Anthony Pitts schubste Razor nach hinten.

„Lass ihn ruhig näher ran, damit er sich besser darstellen kann“, sagte ich. Ich wusste genau, dass ich ihn auch in einem Straßenkampf schlagen konnte. Razors Leibwächter wollten schon eingreifen, wurden jedoch im letzten Moment daran gehindert.

Danach fuhren wir zum Flughafen, um nach Vegas zurückzufliegen. Es stellte sich heraus, dass Razor und seine Crew denselben Flug nehmen würden. Im Terminal merkte Rory, dass er sein Handy im Auto vergessen hatte, deshalb zog Anthony los, um es bei Isadore, unserem Fahrer, zu holen. Als er zurückkam, ging er gerade die Stufen zum Terminal hinauf, als Ruddocks Leute herauskamen und ihm den Weg abschnitten.

Ruddock hatte zwei Leibwächter dabei. Einer von ihnen namens Kevin Ali sagte zu Ant: „Du hältst dich wohl für einen ganz tollen Typen?“ Er zeigte Anthony sein Walkie-Talkie. „Weißt du, wozu die gut sind?“ Er rückte Anthony dicht auf die Pelle, und der ballerte ihm eine. Als Isadore aus der Ferne dieses Handgemenge sah, rannte er die Treppe hoch und packte Anthony am Kragen!

„Isadore, was machst du denn da?“, protestierte Anthony. „Kümmere dich um diese Arschlöcher dort.“

In diesem Moment gingen die Sicherheitsleute des Flughafens dazwischen und trennten die Kampfhähne. Als Anthony in den Wartebereich zurückkehrte, erzählte er mir, was gerade vorgefallen war, und als wir ins Flugzeug stiegen, merkte ich, dass Ruddocks Männer direkt hinter uns sitzen sollten. Ich platzierte meine Leute deshalb ganz hinten im Flugzeug. Während des ganzen Flugs bewarf ich Ruddock mit Trauben. Um kein Risiko einzugehen, riefen wir noch aus dem Flugzeug unsere Leute in Vegas an und ließen die gesamte Crew, das Trainingscamp und sämtliche Sparringspartner zum Flughafen kommen, falls es doch noch Schwierigkeiten geben sollte. Aber nichts passierte. Noch nicht.

Als wir am Kampfabend ins Mirage kamen, teilte man uns Umkleidekabinen zu, die sich direkt gegenüberlagen. Kevin Ali begann sofort, Anthony dumm anzumachen.

„Yo Mann, ich erzähl dir jetzt mal was“, erwiderte Anthony. „Ich rauche zwar nicht, aber ich werde deine ganze verdammte Familie, dich, deinen Bruder und deine Mutter in der Pfeife rauchen. Ich kille euch Arschlöcher alle, da gibt’s kein Vertun.“

Als John Horne Anthonys Schimpfkanonade hörte, zog er ihn beiseite.

„Yo Mann, du betrittst heute nicht den Ring“, sagte er ihm. „Du bleibst draußen. Wenn Mike nämlich den Kampf gewinnt, werden diese Arschficker irgendwas unternehmen, also pass auf!“

An diesem Abend war es in Vegas ganz schön kühl. Wir boxten draußen im Freien vor einem riesigen Publikum von 16.000 Menschen. Als ich den Ring betrat, trug ich ein grün-weiß-gestreiftes Sweatshirt und eine Skimütze. Ich war der erste Boxer, der urbane Alltagskleidung im Ring trug.

Ruddock sah nervös aus und hyperventilierte. Jetzt hatte er es mit den großen Jungs zu tun. Ich wusste, dass er mich sofort angreifen würde, weil er so nervös war. Bereits einige Sekunden nach Kampfbeginn brachte ich eine Rechte durch, die ihn eindeutig erschütterte. Er antwortete mit ein paar harten Schlägen darauf, aber ich war für ihn zu schwer zu fassen. In der zweiten Runde stürzte er nach einer Linken kurz zu Boden, aber es war nur ein Streifschlag, und er hatte sich eher in meinen Beinen verhakt. Aber meine heftige Körperattacke hatte seinen Angriffsgeist gestoppt. Er konnte nicht mehr hart schlagen, und in der dritten Runde begann er zu klammern. Zehn Sekunden vor dem Ende der Runde konterte ich mit einem bösartigen linken Haken, und er ging kurz auf die Bretter.

Ich gewann jede Runde. In der sechsten schien er plötzlich aufzuwachen und deckte mich mit einem ganzen Hagel harter Schläge ein. Ich schüttelte jedoch nur den Kopf. Er traf mich mit einer rechten Geraden am Kinn, und ich wischte mir nur kurz übers Kinn und gab ihm das Zeichen, es noch einmal zu versuchen. Dass ich alle diese harten Schläge unbeeindruckt

einsteckte, muss ihn demoralisiert haben, denn in der siebten Runde traf ich ihn mit einem krachenden linken Haken am Kinn. Nach vier weiteren Schlägen taumelte er rückwärts in die Seile. Dann ging Ringrichter Richard Steele dazwischen und brach den Kampf ab, obwohl Ruddock nicht einmal zu Boden gegangen war. Ich hielt diesen Abbruch für verfrüht, obwohl ich ihn mit einem weiteren Schlag bestimmt ausgeknockt hätte.

Plötzlich brach um mich herum ein Tumult los. Razors Manager Murad Mohammad stieß meinen Trainer Richie zu Boden und trat ihm an den Kopf. Jay Bright zog mich in eine Ringecke, und wir beobachteten gemeinsam die Schlägerei. Inzwischen war auch Anthony Pitts in den Ring gestiegen. Als er Kevin Ali heranstürmen sah, schlug er ihn mit einer Rechten zu Boden. Dann versuchte Razors Bruder Delroy, sich auf Anthony zu stürzen, aber dieser packte ihn und wollte ihn gerade über die Seile aus dem Ring werfen, als ihm ein Ordner in den Arm griff. Delroy hing für einen kurzen Moment über dem Seil und versuchte, sich mit seinem herabhängenden Arm irgendwo abzustützen. Währenddessen zog mein Freund Greg Kevin Ali die Rolex vom Arm und griff ihm in die Taschen, um zu sehen, was er noch von ihm kriegen konnte. Es war eine absolut verrückte Szene.

Da es hinterher eine Menge Streit über das abrupte Ende des Kampfes gab, beschlossen wir, Ruddock einen Rückkampf zu gewähren. Wir saßen in Dons Büro in der East 69th Street in Manhattan, um die Einzelheiten des zweiten Kampfs zu besprechen. Don, Rory und John waren im oberen Stock, während ich mich mit Anthony eine Etage tiefer aufhielt, um mit Dons süßer kleiner Empfangsdame zu sprechen, mit der ich zu dieser Zeit ins Bett ging. Urplötzlich kam Kevin Ali herein. Kevin war ein guter Black Muslim, aber einige von diesen Muslim-Brüdern zeigen bei allem, was sie tun, ob beim Kämpfen, beim Essen oder was auch immer, dieses Moslem-Gehabe. Kevin schaute mich also an und sagte: „Oh wunderbarer Champion. Das war ein großartiger Kampf. Ich erweise dir meinen Respekt.

Du bist ein wahrer Krieger.“ Dann zeigte er auf Anthony und sagte: „Aber ihn muss ich leider umbringen.“

„Yo Mann, ich stehe doch direkt vor dir, du Arschficker“, sagte Anthony. „Du brauchst deshalb auch keinen Boten. Wenn du mir was zu sagen hast, sag es!“

„Wir müssen das auskämpfen, und dabei geht es ums Ganze, um Leben und Tod. Wir können das auch gleich hier ausfechten“, sagte Ali.

„Das gehörte doch nur zu unserem Job, das ist vorbei, lass gut sein!“, versuchte ich die Lage zu entspannen.

„Nein, Champ, das kann ich nicht gut sein lassen, ich muss das tun“, erwiderte Ali.

Er stellte also seine Aktentasche ab und zog seinen Mantel aus. Aber Anthony fackelte nicht lange und – bumm – hatte Ali seine Faust im Gesicht. Sie prügelten sich direkt an der Treppe, wo Don einen Raumteiler hatte aufstellen lassen, der mir jetzt die Sicht versperrte. Ich sah also nicht, wie Kevin die Treppe hinunterkullerte, aber wie in einem Zeichentrickfilm hörte ich, wie er – bumm, bumm, bumm – Stufe für Stufe nach unten rollte. Sofort darauf stürmte er jedoch wieder die Treppe hoch, um einen neuen Angriff zu starten. In diesem Moment kam mein Freund Greg mit einer Limoflasche in der Hand ins Zimmer. Als er sah, wie Anthony und Kevin aufeinander losgingen, schlug er Ali seine Flasche auf den Kopf. Ali brach zusammen, und Greg begann, seine Taschen zu durchsuchen.

„Nein, Greg, so einen Scheiß können wir hier nicht machen“, sagte ich. „Wenn du Geld brauchst, kriegst du es von mir. Wir können diesen Arsch hier nicht ausrauben.“

Der ganze Lärm führte dazu, dass Don, John und Rory die Treppe herunterkamen, um nachzuschauen, was eigentlich los war. Ali stand inzwischen wieder auf den Beinen und behauptete jetzt, Anthony habe ihn völlig unvermittelt angegriffen.

„Das ist totaler Schwachsinn“, rief ich. „Ant saß ganz ruhig hier, als dieser Arschficker hereinkam und ihn bedrohte. Ant hat sich nur verteidigt.“

Don warf Ali aus seinem Büro. Der ging nach draußen und begann, vor dem Haus auf und ab zu laufen. Als wir auf die Straße traten, sahen wir dort Ali stehen. Unser Fahrer war zu dieser Zeit Captain Joe, ein Moslem, der schon lange der Nation of Islam angehörte und die Ali-Zwillinge gut kannte. Ali wollte den Kampf wiederaufnehmen, aber ich erklärte ihm, dass gerade Ramadan sei und in dieser Zeit Frieden herrschen müsse.

„Mike, hier geht es um sein Selbstverständnis als Mann“, sagte Captain Joe. „Er kann an Ramadan keinen Frieden halten, wenn er mit sich selbst nicht in Frieden lebt. Er muss das hier zuerst erledigen.“

„Willst du es hier und jetzt ausfechten?“, wollte Ali von Anthony wissen.

„Aber klar doch. Du hast doch selbst gesagt: Auf Leben oder Tod.“

Die beiden gingen auf dem Gehsteig wie zwei Kampfroboter aufeinander los. Nach einiger Zeit warf Anthony seinen Gegner mit einem richtigen Ringergriff zu Boden und trat ihm zwei Mal gegen den Kopf. Er wollte es gerade ein drittes Mal tun, als Rory ihn festhielt und wegzog.

„Du wirst ihn umbringen, Mann“, rief Rory.

„Genau das ist meine Absicht“, entgegnete Ant. „Er hat doch selbst gesagt: Auf Leben oder Tod.“

Es wurde allmählich Zeit, ins Kino zu gehen. Der Film fing gleich an. Anthony stieg über Ali hinweg, wir setzten uns in den Wagen und fuhren los. In diesem Moment traf Al Braverman, ein legendärer Trainer, der für Don arbeitete, ein. Als er Ali dort bewusstlos liegen sah, rannte er ins Büro, holte ein paar Papierhandtücher und etwas Wasser, säuberte ihn und brachte ihn wieder zu Bewusstsein. Man rief einen Krankenwagen, und das war das Ende der Geschichte.

Der Revanchekampf war für den 28. Juni angesetzt. Ich hatte ein wenig freie Zeit, bevor wir ins Trainingslager gingen, deshalb fuhr ich mit meinem schwarzen Lamborghini Diablo von New York nach Ohio, um mir ein bisschen die Gegend anzusehen. Dann kehrte ich zum Training nach Vegas zurück. Richie stellte strenge Regeln für mich auf. Dazu gehörte ein Zapfenstreich um 19 Uhr, damit ich am anderen Morgen um 5 Uhr für meinen 10.000 Meter-Lauf genügend ausgeruht war. Nach kurzer Zeit war

ich total gelangweilt. Wenn ich nicht gerade trainierte, schaute ich mir Zeichentrickfilme an. Irgendwann stürmte dann Don in mein Zimmer.

„Verdammt noch mal, Mike, du musst dir doch auch noch was anderes anschauen als diese Scheiß-Cartoons“, sagte er und legte Dokumentarfilme über Nazi-Deutschland in den Videorekorder ein. Don war besessen von den Nazis. Immer ging es um Hitler dies und Hitler das. Er glaubte, dass die Juden die Nigga Deutschlands waren und dass der Faschismus auch hier bei uns an die Macht kommen könnte. Wir sollten also aus der Geschichte lernen.

In unserem Trainingscamp hatten wir einen neuen Küchenchef. Don hatte Chef Early, der seit langem für uns gekocht hatte, gefeuert, angeblich, weil er für sich selber Fleisch abgezweigt hatte. Diese Begründung hielt ich für gequirlte Schifferscheiße. Rudy Gonzalez, einer meiner Leibwächter, traf ein paar Jahre später Chef Earlys Neffen, und der erzählte ihm, Don habe Early entlassen, weil der sich weigerte, „Zauberpulver“ in mein Essen zu schütten. Er behauptete, John Horne habe Chef Early ein Pulver gegeben, das angeblich die „Stärkungsvitamine“ enthielt, die ich nicht hätte einnehmen wollen. Chef Early schaute sich das Pulver genauer an und entdeckte darin ein winziges Stück einer orangenen Kapsel, auf der eine 5 oder ein S aufgedruckt war. Rudy schaute dann in einem Arzneimittelverzeichnis nach und fand heraus, dass es wie das Stück einer Chlorpromazin-Tablette aussah. Don hatte anscheinend so viel Angst vor mir, dass er mir ohne mein Wissen Medikamente verabreichen wollte.

Richies hartes Trainingsregiment trieb mich fast zum Wahnsinn. An einem Abend weckte ich Rudy um 20 Uhr auf. Wir schlichen zu meinem Ferrari hinunter und fuhren nach L.A., wo ich mich mit einer Frau zu einer heißen Nummer verabredet hatte. Rudy jagte den Wagen auf 300 Stundenkilometer hoch, sodass wir in zweieinhalb Stunden in L.A. waren. Ich begann das dann regelmäßig zu machen, was sich auch bald in der Trainingshalle zeigte. Immerhin hatte ich an diesen Tagen gerade einmal zwei Stunden geschlafen. Giachetti hatte keine Ahnung, warum ich plötzlich so schlapp war. Er kam mir erst auf die Schliche, als er sich die Auspuffrohre des

Ferraris anschaute, die wie verbrannte Marshmallows aussahen. Danach ließ er Rudy alle Türen mit Alarmanlagen sichern, damit ich mich nachts nicht mehr heimlich davonmachen konnte.

Eines Nachts wurde Rudy von einem lauten, dumpfen Schlag aufgeweckt. Er stand auf, machte das Licht an und ging nach draußen. Dort fand er mich in einem Dornbusch verheddert. Ich war vom Fenster im ersten Stock heruntergefallen, als ich aus dem Haus zu schleichen versuchte. Ich wollte meinen Ferrari leise die Auffahrt hinunterrollen lassen und mich dann nach L.A. davonmachen.

Mein ganzes Leben lang wollte ich ausgehen und Spaß haben. Ich hätte damals einfach sagen sollen: „Ich scheiße auf euch alle, ich gehe jetzt aus." Stattdessen schlich ich mich heimlich davon. Einmal hielt ich im Nicky Blair's, meinem Lieblingsrestaurant in Vegas, in Gesellschaft einiger heißer Mädchen Hof, als plötzlich Don hereinstürmte.

„Was zum Teufel machst du hier, Mike?", brüllte er. „Dein Kampf ist bald."

„Entschuldigung, Don", antwortete ich. „Ich würde es begrüßen, wenn du jetzt einfach gehst. Ach, übrigens, Mädels, das ist Don King."

Als meine nächtlichen Rennfahrten nach L.A. endeten, ließ ich Rudy meinen Wagen nach Ohio überführen, wo sie ein Loch in die Außenwand meines Spielzimmers schlugen, den Wagen hindurch und mitten im Raum auf eine Plattform hievten, sodass ich und meine Freunde uns hineinsetzen konnten, wenn uns danach war.

Bereits vor dem Kampf begann ich mit meiner psychologischen Kriegsführung gegen Ruddock. Wir nahmen ein Werbefilmchen für *Showtime* auf, und ich trug eine dunkle Sonnenbrille und schaute richtig düster drein.

„Ich mach dich zu meiner Tussi", erklärte ich Ruddock.

„Auf dein Niveau lasse ich mich nicht herab", sagte er.

„Pass auf, dass du mich mit deinen dicken Lippen auch richtig abknutschst", konterte ich.

Das war zwar ziemlich beleidigend, aber ich wusste, dass er ein testosterongesteuerter Macho war. Ich wusste, dass ich damit an seine Psyche herankam. Das war eine Gedankenmanipulationsmethode, die ich von Cus gelernt hatte. Verwirre den Feind. Wenn man die Sexualität eines Machos in Frage stellte, bereit ihm das Probleme.

Ein weiterer Grund, warum ich immer wieder nach L.A. fuhr, war mein Freund Kevin Sawyer, der einen Pager-Laden besaß. Er piepste mich immer wieder an, um mir mitzuteilen, dass er ein paar Mädels für uns aufgetrieben habe. Er lud ein halbes Dutzend Mädchen ein, wir gingen alle zusammen in ein Zimmer und feierten eine Orgie.

Ich war gern mit Kevin zusammen. Ich war damals fies und gemein zu Frauen. Bevor ich kam, erzählte er den Mädels: „Mike ist wirklich ein netter Kerl. Er hatte nur keine gute Erziehung. Er wurde als Kind verlassen und hat Vertrauensprobleme.“ Diese Scheiße wirkte wie ein Zaubermittel. Ich beschimpfte sie als Schlampen und Nutten, und sie meinten dann nur: „Ich verstehe deine Situation. Meine Eltern haben mich auch verlassen.“ Kevin sagte mir immer: „Spiel einfach mit, okay?“ Don, John und Rory wurden wütend, wenn ich wieder einmal angepiepst wurde. Sie nahmen mir meinen Pager weg, legten ihn in den Eisschrank und drohten damit, Kevin umzubringen.

Unser zweiter Kampf nahm richtiggehend epische Ausmaße an. Ruddock war bei diesem Kampf viereinhalb Kilo schwerer als beim letzten Mal. Ich wog sogar ein halbes Kilo weniger als er, aber ich war ziemlich schwach, weil ich innerhalb eines Monats über 15 Kilo abgenommen hatte. Direkt vor dem Kampf war ich völlig außer Kontrolle. Ich trank, fraß und vögelte Frauen. Ich stand auf und fuhr nach L.A. zu Roscoe’s, um Brathähnchen zu mampfen. Zum Ausgleich nahm ich fettverbrennende Wassertabletten und aß erst wieder etwas nach Einbruch der Dunkelheit. Am Morgen, Nachmittag und Abend machte ich Krafttraining.

Ich schlug Ruddock in der zweiten und der vierten Runde zu Boden und brachte ihn noch ein paar Mal in große Schwierigkeiten, aber ich konnte ihm einfach nicht den Rest geben, weil ich durch den schnellen

Gewichtsverlust zu schwach war. Seine Schläge waren so hart wie die eines Maulesels, aber ich war zu konzentriert und konnte das wegstecken. Beide bekamen wir Punkte abgezogen, weil wir nach dem Gong noch einen Schlag abgefeuert hatten. Mir wurden sogar zwei Punkte wegen Tiefschlägen abgezogen. Es war ein echter Krieg. Trotzdem errang ich einen eindeutigen, einstimmigen Punktsieg.

★ ★ ★

Im Juli hielt ich mich gerade in Washington D.C. auf, als ich aus New York einen Anruf von meinem Freund Ouie erhielt. Ein alter Freund von uns war gerade in Washington erschossen worden, und Ouie hatte jetzt Angst, dass mir dasselbe passieren könnte, wenn mich die falschen Leute sahen. An diesem Abend ging ich zu einem Konzert von Whitney Houston und hing danach noch hinter der Bühne mit ihr ab.

Auf meinem Weg zurück nach New York kam ich durch Philadelphia. Dort fand im Spectrum gerade das Budweiser Superfest statt. Craig Boogie nahm an der Show teil, und ich besuchte ihn gerade hinter der Bühne, als B Angie B, eine von MC Hammers Backup-Sängerinnen, die ebenfalls auf diesem Konzert auftrat, auf mich zukam und mich regelrecht abschleppte. Anschließend verbrachten wir die Nacht zusammen. Angie erzählte mir, dass sie als Nächstes nach Indianapolis gehen würde, um dort auf der Black Expo aufzutreten. Ein paar Stunden zuvor hatte mich Reverend Charles Williams angerufen, der die Black Expo leitete, und mich zu dieser Ausstellung eingeladen. Also wollte ich mich dort mit Angie treffen.

Ich versuchte, meine Leibwächter abzuschütteln. Anthony war sowieso in L.A. und bereitete sich auf seine Hochzeit vor, die in dieser Woche stattfinden sollte. Rudy bat ich, mich nicht zu begleiten. Er telefonierte daraufhin mit Ant, und der rief wiederum John Horne an. Sie entschieden, dass Dale Edwards mich in Indianapolis treffen sollte. Dale war Dons Neffe, ob angeheiratet oder blutsverwandt, weiß ich nicht mehr. Von Beruf war er Polizist in Cleveland.

Dale und ich checkten in unser Hotel ein. Anschließend ließ ich mich von meinem Limo-Chauffeur zum Haus der Tante von B Angie B fahren. An diesem Abend gingen wir in einen Nachtclub und tranken drei Flaschen Dom Pérignon. Wir verzichteten darauf, die Rechnung zu bezahlen, als der Hausfotograf mich bat, ein Bild von mir machen zu dürfen, und kehrten um etwa 2:30 Uhr morgens in mein Hotel zurück. Angie und ich schliefen in dieser Nacht und am nächsten Morgen mehrere Male miteinander. Dann brach sie auf, um sich auf ihr Konzert vorzubereiten.

Etwas später holte mich Reverend Williams in meinem Hotel ab und brachte mich zur Expo. Unterwegs fragte er mich, ob ich nicht einigen Teilnehmerinnen des Schönheitswettbewerbs Miss Black America guten Tag sagen wolle. Als wir den Ballsaal des Omni-Hotels betraten, flippten die Mädchen regelrecht aus.

„Schau mal! Das ist Mike Tyson!“, schrien sie.

Ich ging auf sie zu, und sie umringten, umarmten und küssten mich. Sie nahmen gerade einen kleinen Werbespot auf. Während also die Wettbewerbsteilnehmerinnen in einer Tanzformation über die Bühne wirbelten, ging ich an ihnen vorbei, schaute mir jede von ihnen an und machte einige ungelenke Tanzbewegungen. Dazu improvisierte ich einen kleinen, ziemlich albernen Rap: „I’m in a dream, day after day, beautiful women in such an array“ – Ich bin in einem Traum, Tag für Tag von schönen Frauen umgeben in einer solchen Formation. Ich muss wieder einmal wie ein echter Schmock ausgesehen haben.

Als die Mädchen sich hinterher um mich drängten, baggerte ich sie auf meine übliche Weise an: „Hey, ich möchte euch heute Abend sehen. Ist das möglich? Mein lieber Mann, das wird geil werden, wenn ihr auf mein Zimmer kommt.“ Ich verhielt mich wieder einmal wie ein Machoschwein, aber sie fuhren voll darauf ab. In der Mitte der ersten Aufnahme umarmte ich Desiree Washington, eine der Kandidatinnen, und erklärte ihr, dass ich sie später noch einmal sehen wolle. Sie war sehr entgegenkommend, flirtete mit mir und signalisierte mir, dass sie auf mein Angebot eingehen wollte. Ich erklärte ihr, dass ich noch einiges zu erledigen habe und mit meinen

Freunden das Konzert besuchen würde, mich aber später am Abend mit ihr treffen wolle. Ich forderte sie sogar auf, ihre Zimmergenossin mitzubringen, damit wir einen flotten Dreier veranstalten könnten.

Als ich ging, war uns beiden klar, dass wir später am Abend miteinander Sex haben würden. Ich sah sie dann noch einmal am Nachmittag bei der Eröffnung der Expo. Sie war mit ihrer Zimmergenossin Paula da, die ich gerne dazu gebracht hätte, Desiree später auf mein Zimmer zu begleiten.

„Da sind ja meine hübschen Zwillinge“, sagte ich, als ich sie erblickte.

Desiree zeigte mir einige Fotos von ihnen, die während des Badeanzug-Wettbewerbs aufgenommen worden waren und die ich mir unbedingt anschauen sollte. Am Ende bestätigte sie noch einmal, dass sie mich später am Abend treffen wolle.

Ich wurde von einer schwarzen Lady mittleren Alters durch die Stadt chauffiert, der der Limousinen-Service gehörte. Dale und ich verhielten uns ihr gegenüber wie richtige Arschlöcher. Wir verhöhnten sie als dumme, hässliche Schlampe. Ich ließ sie die Limo anhalten, stieg aus und pisste mitten auf die Straße. Ich war einfach nur ein arroganter Scheißkerl. Das sollte sich noch rächen, als sie später gegen mich aussagte.

Nach dem Konzert stiegen Dale und ich wieder in die Limo, und wir riefen Desiree an, die noch oben in ihrem Hotelzimmer war. Ich sagte ihr, sie solle sich „etwas Lockeres“ anziehen. Als sie dann in den Wagen stieg, war ich überrascht, dass sie ein lockeres Bustier und nur ihre kurzen Pyjamahose trug. Sie war offensichtlich zu allen Schandtaten bereit. Wir begannen, auf dem Rücksitz herumzuknutschen. Ihr Hotel war von meinem nur einen Straßenblock entfernt. Wir stiegen aus der Limousine aus, sie und ich gingen in meine Suite und Dale in sein Zimmer.

Später, als die ganze Scheiße hochkam, war Anthony auf Dale richtig sauer. Er machte ihn für alles verantwortlich, was mir in Indianapolis zugestoßen war. Im Allgemeinen blieben meine Leibwächter im Wohnbereich meiner Suiten, wenn ich mich mit einer Frau im Schlafzimmer vergnügte, vor allem, wenn wir die Frau nicht kannten. Oft öffnete ich nach dem Sex die Tür, und Anthony saß bereits da. Er wollte

immer da sein und hören, was vor sich ging, für den Fall, dass es ein Problem gab. Manchmal lud ich meine Leibwächter sogar in mein Schlafzimmer ein, und wir fickten dasselbe Mädchen.

In meiner Suite gingen wir direkt ins Schlafzimmer. Desiree setzte sich im Schneidersitz auf einen Sessel, und wir unterhielten uns eine Weile. Sie schien alles über mein Tauben-Hobby zu wissen und erzählte ein wenig von Rhode Island. Wir sprachen sogar darüber, ob wir uns nicht treffen könnten, wenn ich an die Ostküste zurückgekehrt sei.

Heutzutage ist es mir eher unangenehm, einen Geschlechtsakt in allen Einzelheiten zu beschreiben, aber in diesem Fall bleibt mir aufgrund der Auswirkungen, die die Ereignisse in diesem Zimmer später hatten, wohl nichts anderes übrig. Nachdem wir uns eine Zeitlang unterhalten hatten, begann ich, sie zu küssen. Sie stand auf und ging ins Badezimmer. Später erfuhr ich, dass sie dort ihre Slipeinlage entfernte. Dann kam sie zurück ins Bett, und ich begann, mit ihr Cunnilingus zu praktizieren. Ich mag Oralverkehr, weil ich unbedingt sichergehen möchte, dass eine Frau befriedigt wird, wenn ich Sex mit ihr habe. Ich wusste jedoch nicht, dass ich in diesem Fall mit Blut gurgeln würde, weil sie gerade die Periode hatte.

Wir hatten etwa 20 Minuten lang Oralsex und fingen dann an, unzüchtige Sachen zu machen. Das schien ihr alles sehr zu gefallen, mein Glied war aber offenbar zu groß für sie, sodass sie sich etwas unwohl dabei fühlte. Deshalb fragte ich sie, ob sie oben sitzen wolle, was sie dann auch tat. Ich hatte kein Kondom übergezogen, deshalb zog ich mein Glied vor der Ejakulation aus ihr heraus.

Es war inzwischen richtig spät geworden, und ich musste bereits in etwa einer Stunde aufstehen, um den ersten Flug zurück nach New York zu erwischen. Ich sagte ihr, sie könne in meinem Zimmer bleiben, denn sie hatte sich zuvor darüber beklagt, wie klein ihr Zimmer im Omni-Hotel sei, das sie sogar noch mit ein paar anderen Mädchen teilen müsse. Sie bat mich dann jedoch, sie in ihr Hotel zurückzubringen.

Und jetzt wird es wirklich verrückt. Ich erzählte ihr, ich sei jetzt zu müde, aber ich würde sie auf dem Weg zum Flughafen an ihrem Hotel absetzen.

„Nein, bring mich sofort runter zur Limo“, zickte sie mich an.

„Fick dich doch selbst“, fluchte ich. „Verpiss dich!“ Ich war ein rüder, verwöhnter 25-Jähriger.

Sie stand auf, zog sich an und verließ das Zimmer. Mein Leibwächter Dale, der eigentlich im anderen Raum der Suite hätte sein müssen, stand gerade vor seinem danebenliegenden eigenen Zimmer, weil er sich beim Zimmerservice einen Hamburger bestellt hatte. Sie ging wortlos an ihm vorüber. Vor dem Hotel stieg sie in meine Limousine ein und wies den Fahrer an, sie in ihr Hotel zurückzufahren.

Unterwegs hörte sie der Limo-Chauffeur nur sagen: „Ich kann’s nicht glauben. Ich kann’s nicht glauben. Was glaubt er eigentlich, wer er ist?“

Am nächsten Morgen flog ich zurück nach Ohio und rief sofort Anthony in L.A. an, der zu dieser Zeit noch im Bett lag.

„Yo Mann. Ich glaube, ich habe Scheiße gebaut.“

„Okay, was hast du gemacht?“, fragte er.

„Ich habe letzte Nacht diese Tussi gevögelt, und dann habe ich sie aus meinem Zimmer geworfen“, erzählte ich ihm.

„Hast du dafür gesorgt, dass jemand sieht, wie du ihr Geld gibst?“, fragte Ant.

Das war Anthonys Methode, jedes mögliche Problem mit einer Frau im Keim zu ersticken. Er erzählte mir immer, dass keine Muschi mehr als 200 Dollar wert sei, aber wenn es ein Problem gab, sollte man mit der Tussi nach draußen gehen, sie auf die Backe küssen und ihr etwas Geld in die Hand drücken, wenn andere Leute das beobachten konnten. Er meinte, ab diesem Zeitpunkt sei das Ganze ein Geschäft, und man könne hinterher immer sagen: „Die Schlampe hat mir ihre Muschi verkauft.“ Das hatte ich natürlich nicht gemacht. Ich hatte sie nur aus meinem Zimmer geworfen, damit ich noch etwas Schlaf bekam, bevor wir zum Flughafen mussten.

Rudy und Jackie Rowe, meine Freundin aus Brooklyn, hielten sich gerade in dem Haus in Ohio auf. Nach meiner Ankunft legte ich mich sofort ins Bett und schlief einen Großteil des Tages durch. Etwa um fünf Uhr nachmittags teilte unser Koch Rudy mit, dass eine junge Frau am Telefon

sei, die mit mir sprechen wolle. Er habe ihr erklärt, dass ich indisponiert sei, aber sie bestehe darauf, mit mir zu reden. Rudy erzählte mir später, er sei ans Telefon gegangen und habe die junge Frau nach ihrem Namen gefragt.

„Desiree Washington“, antwortete das Mädchen. Zuerst glaubte Rudy, sie hätte Desree gesagt. Das war eine Freundin von mir aus Washington D.C.

„Sie müssen mich mit jemand anderem verwechseln“, sagte Desiree kalt. „Hier ist Desiree Washington. Er hat mich gestern getroffen.“

Rudy erklärte ihr, ich würde noch schlafen. Sie meinte daraufhin, sie werde später noch einmal anrufen. Tatsächlich klingelte um 20 Uhr erneut das Telefon. Rudy ging ran. Dieses Mal klang sie ausgesprochen gereizt.

„Ich möchte mit Mike Tyson sprechen“, sagte sie.

„Hier ist wieder Rudy am Apparat. Mr. Tyson ist immer noch nicht zu sprechen.“

„Ich muss JETZT mit ihm sprechen“, verlangte sie.

„Ich weiß nicht, Miss. Er muss erst zahlreiche dringliche Mitteilungen beantworten. Wenn Sie noch etwas Geduld haben, bin ich sicher, dass er Sie zurückrufen wird“, säuselte Rudy.

„Hören Sie, Mike Tyson sollte besser jetzt gleich mit mir reden, es eilt“, zischte sie und legte auf.

Ich wachte kurz darauf auf und kam herunter, um etwas zu essen.

„Irgend so eine Tussi, eine gewisse Desiree Washington, hat dich angerufen. Was ist los mit ihr?“, fragte Rudy. „Sie scheint ein Problem zu haben.“

„Ich möchte auf keinen Fall mit ihr sprechen“, sagte ich. „Sie hat mich heute Nacht im Hotel genervt. Nach dem Ficken ist sie ausgerastet.“

Ich erzählte Rudy, dass ich sie nicht nach unten zum Auto gebracht habe, das sie in ihr Hotel zurückbringen sollte. Er wusste, dass ich nie eine Frau nach unten begleitete. Das war Aufgabe meiner Leibwächter.

Am nächsten Tag verließ ich Ohio und kehrte nach New York zurück. Etwa eine Woche später fuhr ich mit meinem Freund Ouie im Auto. Ouie, der am Steuer saß, erhielt plötzlich einen Anruf, und sein Gesicht verdüsterte sich.

„Scheiße, Mike! Der Sommer ist im Arsch. Eine Frau behauptet, du hättest sie vergewaltigt“, sagte Ouie entrüstet und warf sein Handy auf den Boden.

„Was? Wen soll ich vergewaltigt haben?“, fragte ich. Ich dachte, dass ich vielleicht eine befreundete Straßen-Tussi gedisst haben könnte und sie mir jetzt einen Streich spielen wollte.

„Wo soll das passiert sein?“, fragte ich Ouie.

„Indiana“, antwortete er. „Was zum Teufel ist in Indiana passiert?“

Ich erzählte ihm, dass diese Frau um zwei Uhr morgens auf mein Zimmer gekommen sei und wie ich sie am Ende rausgeschmissen hätte.

Am nächsten Tag zierte ich das Titelblatt einer jeden Zeitung. Sofort rissen all diese untalentierten Comedians Witze über „Mike Tyson, den Vergewaltiger“. Als ich Don das nächste Mal sah, war er äußerst besorgt.

„Jetzt brauchst du meine Hilfe, Nigga. Dein Schwanz hat dich jetzt endgültig in Schwierigkeiten gebracht. Verdammt, Mike, jetzt brauchst du mich.“

Als er sich etwas beruhigt hatte, erzählte ich ihm, was passiert war. Er wusste, dass ich das nicht getan hatte. Wie kann man jemanden vergewaltigen, der um zwei Uhr morgens auf dein Hotelzimmer kommt? So spät ist nichts mehr offen außer Frauenbeinen.

Dons erste Strategie war, sie zu bestechen.

„Wir könnten der Schlampe etwas zahlen“, schlug er vor.

Tatsächlich schickte er kurz darauf einen Geistlichen, den er kannte, zu ihrer Familie, der ihnen Geld anbot, wenn sie die Anklage fallenlassen würden. Aber Desirees Vater zeichnete das Gespräch auf, und der heilige Mann erhielt selbst eine Anzeige.

Mir war nicht bewusst, dass Don das getan hatte, aber er bezahlte auch nicht zum ersten Mal einen Geistlichen dafür, dass er ihm einen Gefallen tat.

Wir wussten, dass wir es mit etwas Ernstem zu tun hatten, deshalb besorgte mir Don einen Anwalt. Ich selbst hatte mit der Auswahl des Anwalts und meines ganzen Verteidigungsteams eigentlich überhaupt nichts

zu tun. Ich hatte schon immer anderen Menschen die Entscheidung über mein Schicksal überlassen, ob es nun das Jugendgericht, Cus, Jimmy oder Don waren. Aus diesem Grund engagierte er jetzt Vince Fuller. Fuller war Dons Steueranwalt und hatte Don bei einer Anklage wegen Steuerhinterziehung erfolgreich verteidigt. Fuller vertrat auch John Hinckley, der versucht hatte, Präsident Reagan umzulegen, und nutzte dessen Geisteskrankheit, um einen Freispruch für ihn zu erwirken. Später fand ich heraus, dass Fuller zu dieser Zeit auch mit Dons Rechtsstreit mit Cayton beschäftigt war. Ich würde es Don durchaus zutrauen, dass er Fuller Geld schuldete und diesen deshalb dazu brachte, mir eine höhere Rechnung zu stellen, sodass ich am Ende nicht nur meinen, sondern auch Dons Prozess bezahlte. Ich weiß nur, dass Fuller für meine Verteidigung mehr als eine Million Dollar bekam.

Ich kam von Anfang an mit Fuller nicht gut aus. Er war ein arroganter, eingebildeter Kerl aus der weißen, angelsächsischen, protestantischen Oberschicht, also überhaupt nicht mein Typ. Jeder sah sofort, dass er ein kalter Fisch war. Er hatte noch nie einen Strafprozess vor einem Amtsgericht geführt, und es war für ihn völlig unmöglich, zu Geschworenen aus Indianapolis eine Beziehung aufzubauen. Tatsächlich war noch niemand in seinem Team je in einem Strafprozess aufgetreten, der nicht vor einem Bundesgericht stattfand. Ich weiß immer noch nicht, warum sie Jim Voyles, der aus dieser Gegend kam und mit den Menschen dort vertraut war, nicht mehr in die Prozessführung einbanden. Ich glaube wirklich, dass ich freigesprochen worden wäre, wenn er die Verteidigung verantwortet hätte.

Einige Leute glauben, dass die Tatsache, dass jemand für ein Verbrechen, vor allem ein so abscheuliches wie Vergewaltigung, verurteilt wurde, automatisch bedeutet, dass der Verurteilte diese Tat auch begangen hat. Dazu kann ich nur sagen: Wenn Sie mir nicht glauben, dass ich tatsächlich unschuldig war, sollten Sie einfach zwei Bücher lesen, die erst herauskamen, nachdem ich im Gefängnis saß. Das eine ist von Mark Shaw, einem Journalisten und ehemaligen Strafverteidiger, der meinen Prozess für

CNN, *USA Today* und ESPN analysierte. Das andere ist das selbstgerechte Buch, das der Ankläger in meinem Prozess, Gregory Garrison, hinterher schrieb, um auch einmal in den Schlagzeilen aufzutauchen. Tatsächlich interessierte ich mich nicht allzu sehr für meinen Prozess, während dieser lief. Ich war ein arroganter junger Schnösel, der sich nicht mit Einzelheiten befassen wollte. Dafür bezahlte ich ja diese ganzen Schlipsträger. Wenn Sie heute jedoch diese Bücher lesen, werden Sie mir bestimmt zustimmen, dass damals, 1992, in Indianapolis allem genüge getan wurde, nur nicht der Gerechtigkeit.

In Garrisons Buch finden sich viele interessante Einzelheiten über die Staatsanwaltschaft. Tatsächlich zweifelten bis zu meiner tatsächlichen Verurteilung wichtige Mitglieder des Anklageteams an ihren Erfolgsaussichten. Jeff Modisett, der Chefankläger des Marion County, wurde mit nur 285 Stimmen Vorsprung von insgesamt abgegebenen 180.000 Stimmen in sein Amt gewählt. Im einzigen Wahlbezirk, in dem er die Mehrheit erhalten hatte, lebten hauptsächlich Schwarze. Er war kein Dummkopf und wollte auf keinen Fall seine Wählerbasis verärgern. Er entschied sich also, mich nicht eines Verbrechens anzuklagen, sondern meinen Fall an eine Grand Jury zu überweisen, um das „Volk“ entscheiden zu lassen, ob hier ein Verbrechen begangen worden sei. Wenn die eine Anklage gegen mich abgelehnt hätte, wäre ihm das völlig egal gewesen. Er erzählte sogar einigen seiner Kollegen, dass er „den Fall gern von seinem Schreibtisch hätte“.

Tommy Kuzmik, der zuständige Polizeiermittler für Sexualverbrechen, erklärte Modisett, dass man ein Beweisproblem habe, weil es keinerlei physisches Beweismaterial gebe. Aber er meinte auch, dass Desiree eine großartige Zeugin abgeben würde, da sie „intelligent, wortgewandt, attraktiv“ sei. „Sie ist gut anzuschauen, leicht zu verstehen und glaubhaft.“ Am wichtigsten sei jedoch, dass sie kein Opfer sei, das „die Sprache der Straße benutzt“. Was er damit meinte, können Sie sich bestimmt vorstellen.

Garrison berichtet auch, dass „das FBI potenzielle Zeugen ausfindig machte und befragte“, weil die Leute, die eventuell die Anklage

unterstützen konnten, über das ganze Land verstreut waren. Hmm. Ist das etwa die übliche Vorgehensweise bei einem Vergewaltigungsvorwurf in den Vereinigten Staaten? Irgendwie kann ich das nur schwer glauben.

Am 13. August 1991 wurde also eine Grand Jury ernannt. Modisett beauftragte seinen Stellvertretenden Ankläger David Dreyer, der Grand Jury die Beweise vorzulegen. Laut Garrison war Dreyer Desirees Verhaltensweise nie ganz koscher erschienen. Als sie am 16. August vor der Grand Jury aussagte, hielt Dreyer „die mangelnden Emotionen“ für ihr Hauptproblem. „Sie wirkte eher wie eine unbeteiligte, vielleicht sogar etwas kalte Schönheitskönigin.“ Dreyer schätzte die Chancen, dass die Grand Jury eine Anklageerhebung beschließen würde, nur auf 50:50 ein. Tatsächlich hatte er wegen Desiree so viele Bedenken, dass er laut Garrison hinterher sagte: „Als die Jury mit ihrer Beratung begann, war ich mir tatsächlich selbst noch nicht sicher, ob es eine Vergewaltigung gegeben hat oder nicht!“ Und das war immerhin eine Aussage des Stellvertretenden Anklägers. Das hörte sich an wie eine Lehrbuchdefinition des „begründeten Zweifels“.

Ich selbst musste am 30. August vor der Grand Jury aussagen. Nun, eigentlich hätte ich nicht gemusst. Tatsächlich bat Jim Voyles Vince Fuller inständig, mich NICHT aussagen zu lassen. Ich hatte davon keinerlei Vorteile und würde der Anklage nur weitere Munition liefern, die sie während des Prozesses gegen mich verwenden konnte. Aber irgendwie überzeugten sich Fuller und Don selbst davon, dass ich vor der Grand Jury auftreten sollte.

„Dieser Mann ist unschuldig. Mike Tyson sagt, dass er unschuldig ist. Er macht eine Aussage, weil ich glaube, dass wir das tun sollten“, bellte Don an diesem Tag auf den Stufen zum Gericht vor allen Pressevertretern. „Ich glaube an ein faires Verfahren. Ich bin kein Anwalt, ich bin nur der Promoter des größten Boxers der Welt, der in diesem Herbst die Weltmeisterschaft zurückgewinnen wird.“

Ich musste mit einer langen Gefängnisstrafe rechnen, und er machte Werbung für meinen verdammten Kampf gegen Holyfield, der für November angesetzt war. Unglaublich, oder?

Man ließ mich an diesem Tag einen sehr konservativen dunklen Zweireiher anziehen. Wir wurden in einen kleinen Raum gebracht, in dem eine Klimaanlage eine Menge Lärm verursachte. Es gab sechs Geschworene. Fünf von ihnen waren weiß. Sie stellten mir Fragen, und ich beantwortete sie dermaßen leise, dass die Gerichtsschreiberin in ihrem Protokoll über 100 Fehler machte.

Einmal fragten sie mich, ob Dale Edwards sich im Wohnzimmer meiner Suite aufgehalten habe. Das bejahte ich. Dale hatte das bereits zuvor ausgesagt. Dort hätte er auch sein sollen. Genau konnte ich das natürlich nicht wissen, da die Schlafzimmertür ja geschlossen war.

Um mich anzuklagen, benötigten sie fünf von sechs Stimmen. Während der Verhandlung hatte ich immer eine große Bonbonschüssel vor Augen, die mitten auf dem Tisch stand und aus der sich die Geschworenen immer wieder bedienten. Einmal gab es eine kleine Pause.

„Könnte ich bitte ein Bonbon haben?“, bat ich.

„Sicher“, erwiderten sie. Und dann reichte mir die einzige schwarze Dame das Bonbon.

Am 9. September begann die Grand Jury ihre Beratung. Am Ende stimmten die Geschworenen mit 5:1 dafür, mich wegen Vergewaltigung anzuklagen. Wie dieses Votum zustande kam, können Sie sich selbst ausrechnen. Ich wurde wegen Vergewaltigung, kriminellen sexuellen Missbrauchs in zwei Fällen – einmal mit meinen Fingern, zum anderen mit meiner Zunge – und Freiheitsberaubung angeklagt. Insgesamt drohten mir 64 Jahre Gefängnis. Mein Prozess sollte am 27. Januar 1992 beginnen.

Direkt nach der Entscheidung der Jury hielten wir eine Pressekonferenz ab. Don zählte dabei alle Berühmtheiten auf, die auch einmal Probleme mit der Justiz hatten: Elvis, James Dean, Marilyn Monroe, Judy Garland. Dann gab ich meine Stellungnahme ab.

„Ich weiß, was passiert ist. Ich weiß, dass ich unschuldig bin. Ich habe niemanden geschadet. Ich liebe Frauen – ich meine, meine Mutter ist ja auch eine Frau. Und ich achte sie auch.“

Von September bis zum Prozessbeginn aß ich eine Menge. Ich war nervös. Ich trainierte für meinen Kampf gegen Holyfield, aber mein Herz war nicht beim Boxen. Einige Wochen nach Trainingsbeginn erlitt ich einen Riss des Rippenknorpels. Die Ärzte empfahlen mir, den Kampf zu verschieben. Wahrscheinlich hätte ich trotzdem kämpfen können, aber ich war froh über diese Verschiebung. Ich hatte wegen dieser Vergewaltigungsanklage schon genug um die Ohren.

Während ich vor lauter Stress immer mehr aß, stellte die Anklage ihr Team zusammen. Modisetts erste Strategie war gescheitert. Er hatte trotz der Grand Jury den Fall nicht von seinem Schreibtisch bekommen. Also entschied er sich für die nächstbeste Möglichkeit. Er engagierte einen unabhängigen Sonderermittler, einen Republikaner, der meinen Fall bearbeiten sollte. Greg Garrison war ein ehemaliger stellvertretender Staatsanwalt, der bis vor kurzem sein Geld damit verdient hatte, dass er Drogenhändler im Rahmen des RICO-Gesetzes anklagte, was ihm erlaubte, einen gewissen Prozentsatz der von den Dealern konfiszierten Vermögenswerte zu behalten. Schließlich verdiente Garrison damit so viel Kohle, dass Modisett nach seiner Wahl die Bearbeitung dieser Drogenfälle wieder in sein eigenes Amt zurückverlegte. Was für ein Schmierbeutel.

Modisett zahlte Garrison für die Übernahme dieses Falles nur 20.000 Dollar. Aber hier ging es ausnahmsweise mal nicht ums Geld. Er machte das dem Ruhm und der Ehre zuliebe und um seinen Namen in der ganzen Welt bekanntzumachen. Wenn man sein Buch liest, könnte man denken, dass er diesen Fall übernahm, um Indiana gegen die Hunnen zu verteidigen. „Ich bin ein Produkt des ländlichen Indiana, eines Landes konservativer Republikaner und hart arbeitender, anständiger Menschen, die ihre Felder bestellen, das Gesetz achten und ihren Freunden helfen, wenn diese in Not sind … Tyson hat sich einfach den falschen Ort für sein Verbrechen ausgesucht. Indiana ist anders als Palm Beach, Washington oder Los Angeles.“

Dann begann Garrison mit seinen Ermittlungen. Als Allererstes schaute er sich Desirees Slip an. Da man keinerlei körperliche Verletzungen an

Desiree festgestellt hatte, ging er jetzt in den Grand Jury-Raum und untersuchte die Kleidung, die sie in dieser Nacht getragen hatte. „Es schien eine etwas gewagte Kleidung zu sein, wenn man sie dort auf diesem Tisch liegen sah“, schrieb er später. Verdammt richtig. Sie trug lange Shorts, ein Bustier, „das an der richtigen Frau den gesamten Verkehr gestoppt hätte“, und ihr Höschen. Er glaubte nicht, dass der Slip „mit dem Bild einer jungen geldgierigen Goldgräberin übereinstimmte, die darauf aus war, sich in dieser Nacht den früheren Schwergewichtsweltmeister und dessen Portemonnaie zu angeln“. Ich nehme an, er verstand einfach nichts von Gelegenheits-Sex.

„Ich öffnete das Höschen und schaute hinein, als ob ich es anziehen wollte.“ Also, wenn das nicht pervers ist. Er bemerkte die Blutflecken in diesem Slip und reimte sich zusammen, dass Desiree das Höschen nach unserem Geschlechtsverkehr wieder angezogen hatte und das Blut aus den Verletzungen, die ich ihr beigebracht hatte, in den Stoff des Slips eingedrungen war. Jetzt passte für ihn alles zusammen. Sie erzählte die Wahrheit, und ich hatte sie vergewaltigt. Der Beweis dafür war ihr Höschen.

Er dachte sich: „Verdammt, ich bin jetzt 40 Jahre alt und hatte in meinem Leben schon ein paar Mal Sex. Dabei verletzt man eine Frau nicht auf diese Weise. Selbst wenn, dann macht man bestimmt nicht weiter. Wenn es wehtut, sagt die Frau, solle man damit aufhören.“

Garrison konnte auch nicht glauben, dass wir mehr als 20 Minuten Oralsex hatten. „Auch diese Darstellung der Ereignisse widersprach allem, was ich über Sex wusste.“ Vielleicht hätte er den Kinsey-Report statt all dieser Rechtslehrbücher lesen sollen. Er war überzeugt davon, dass Desiree diese beiden kleinen Schürfwunden in ihrer Vagina nicht bekommen hätte, wenn wir einvernehmlichen Sex gehabt hätten und sie entsprechend feucht gewesen wäre. Dabei ging es jedoch nicht um vaginale Feuchtigkeit, sondern um Größe und Intensität. Doch das kann jedem mal passieren.

Natürlich kam diese Sache auch während des Prozesses zur Sprache. Voyles wollte die Größe meines Glieds ansprechen und einen Arzt in den

Zeugenstand rufen, der bestätigt hätte, dass meine Gliedgröße diese vaginalen Schürfwunden verursacht haben könnte, aber Fuller wollte davon nichts wissen. Er war ziemlich zart besaitet, was die sexuellen Aspekte dieses Falls anging.

Aber selbst nach der kriminaltechnischen Untersuchung dieses Slips konnte Garrison immer noch nicht verstehen, welchen Grund ich gehabt haben sollte, jemanden zu vergewaltigen. „Ich gab zu, dass ich keine Ahnung hatte, warum sich Tyson entschlossen hatte, Desiree zu vergewaltigen, wo er doch Dutzende von Frauen hätte haben können."

Er stellte sich diese Frage immer noch, als ich bereits verurteilt worden war.

Dann unternahmen Garrison und seine Assistentin Barbara Trathen eine kleine Reise. Im November fuhren sie nach Rhode Island, um sich mit Desiree und ihrer Familie zu treffen. Sie waren erstaunt, wie „höflich und nobel" ihre Familie war. Natürlich kann ein solcher erster Eindruck auch täuschen. Als die Anklagevertreter Rhode Island besuchten, hatten Desiree und ihre Mutter ihrem Vater bereits vorgeworfen, er würde sie körperlich misshandeln, und waren aus diesem „Traumhaus" ausgezogen.

Garrison und seine Stellvertreterin wurden am Flughafen von Edward Gerstein abgeholt. Mr. Gerstein spielte im ganzen Fall eine sehr wichtige und interessante Rolle. Kurz nach Beginn der Ermittlungen trat ein Anwalt aus Rhode Island namens Walter Stone an die Familie Washington heran. Er war ein Berater der International Boxing Federation, weshalb es ein Interessenkonflikt gewesen wäre, wenn er selbst Desiree vertreten hätte. Stattdessen schlug er seinen Partner Edward Gerstein vor. Auf diese Weise wurde Gerstein zu Desirees Rechtsanwalt. Sie beauftragten ihn, mich im Rahmen eines Zivilprozesses auf Schadensersatz zu verklagen und möglichst hohe Honorare für die Film- und Buchrechte zum Fall auszuhandeln. Als Garrison von Gersteins Verbindung mit der Familie Washington erfuhr, flippte er aus.

„Diese Nachricht war eine Zeitbombe. Wenn auch nur der Verdacht aufkam, dass die Familie Washington zivilrechtlich auf Schadenersatz

klagen wollte, hätte das unserem Fall schwer geschadet. Es wäre uns dann unmöglich gewesen, den Vorwurf zu entkräften, sie sei von Anfang an nur auf das Geld aus gewesen.“

Was machte die Anklage also? Sie hielt diese Information vor meinem Verteidiger-Team geheim. Nach dem Prozess kritisierte die damalige Gerichtsreporterin von NBC, Star Jones, die Staatsanwaltschaft dafür, nicht enthüllt zu haben, dass Desiree einen Honorarvertrag mit einem Zivilanwalt abgeschlossen hatte: „Das ist schäbig. Ein Ankläger hat die Pflicht, alle Beweise auf den Tisch zu legen.“

Garrison und seine Stellvertreterin begannen, Desiree über den Fall zu befragen. Offensichtlich fanden sie es etwas problematisch, dass Desiree ins Badezimmer meiner Suite gegangen war, um ihre Slipeinlage zu entfernen. Desiree behauptete, ich sei plötzlich aufdringlich und lüstern geworden und sie sei in Panik geraten. Sie sei deshalb ins Badezimmer geeilt, habe ihre Slipeinlage entfernt und sei ins Bett zurückgekehrt. Als Garrison sie noch einmal fragte, warum sie ins Badezimmer gegangen sei, antwortete sie: „Das war das Erste, was mir einfiel, nachdem er plötzlich aufdringlich wurde.“

Wenn das stimmte, hätte sie ja als Nächstes daran denken können, einfach das Zimmer zu verlassen. Wenn sie wirklich eine Gefahr spürte, wie sie es behauptete, wäre es für sie doch ein Leichtes gewesen, zu gehen. Voyles ließ sogar für 6.000 Dollar ein Modell des Hotelzimmers herstellen, um genau das zu beweisen. Aber natürlich ließ ihn Fuller wieder einmal auflaufen und benutzte das Modell während des ganzen Prozesses nicht ein einziges Mal.

Garrison glaubte jedoch nicht, dass dieses Slipeinlagen-Dilemma der Anklage schaden könnte. Er war nur allzu bereit, Desiree zu glauben, als diese behauptete, sie habe ihre verschmutzte Slipeinlage „aus Gewohnheit“ entsorgt. Als sie dann merkte, dass sie ihre Tasche im Schlafzimmer vergessen hatte, glaubte sie, sie könne sich „auf einer der Partys, an denen sie noch teilnehmen wollte“, eine neue Slipeinlage beschaffen. Wie bitte? Niemand sprach in dieser Nacht davon, auf irgendeine Party zu gehen. Wo

wollte sie eigentlich um diese Zeit eine frische Slipeinlage bekommen, etwa in einem speziellen Slipeinlagen-Geschäft, das rund um die Uhr geöffnet hatte?

Garrison erfuhr auch von meiner gerichtlichen Aussage in Caytons Rechtsstreit gegen Don King, als ich Thomas Puccios junger Assistentin Joanna Crispi eindeutige Avancen gemacht hatte. Er war schockiert, dass ich ihr gegenüber den Geschlechtsverkehr mit den Fingern simuliert hatte und ihr danach erklärte: „Ich möchte dich ficken." Irgendwie konnte er jedoch nicht glauben, dass ich Desiree Washington genau das Gleiche gesagt hatte. Dabei war das ein guter Beweis für die rüden Umgangsformen, die ich damals gegenüber Frauen an den Tag legte.

Garrison flog auch nach Washington, um sich mit dem dortigen Bundesstaatsanwalt zu treffen, der ihm Hintergrundinformationen über Fuller lieferte. Der US-Anwalt erzählte Garrison, dass man sich in Washingtoner Justizkreisen wundere, warum Fuller diesen Fall übernommen habe. Er passte so überhaupt nicht in das Profil einer Edel-Kanzlei. „Sie befassen sich einfach nicht mit dieser Form von Straßenkriminalität. Niemals. Nicht einmal hier in Washington."

In Washington suchte Garrison auch die BET-Studios auf, um mit Charlie Neal zu sprechen, der damals den Schönheitswettbewerb Miss Black America moderiert hatte. Charlie erklärte Garrison, dass er bei Desiree nach der angeblichen Vergewaltigung keinerlei Veränderung bemerkt habe. Außerdem hätte ich alle Frauen dort haben können. Warum hätte ich also eine von ihnen vergewaltigen sollen? Ich nehme an, dass Garrison nicht besonders gefiel, was er von Charlie gehört hatte.

„Was er [Charlie] zu sagen hatte, ließ sich folgendermaßen zusammenfassen: ‚Ich hab nix gesehen, ich hab nix gehört, und ich weiß nix.' Mir wurde klar, dass er entschlossen war, diesen Honkies, diesen Scheiß-Weißen, nichts zu erzählen, was diese gegen einen schwarzen Bruder verwenden könnten", schrieb Garrison. Was für ein degeneriertes, rassistisches Arschloch.

Am wütendsten wurde ich jedoch, als ich las, dass sich mein alter Freund José Torres ebenfalls mit Garrison getroffen hatte. Er erzählte ihm dabei den üblichen Mist, dass Boxen heiße, seinen Lebensunterhalt mit Lügen und Betrügen zu verdienen, und dass die besten Boxer auch die besten Lügner und Betrüger seien. Eine Finte sei zum Beispiel eine glatte Lüge. Dann erklärte er Garrison, dass kein anderer Boxer so gut lügen könne wie ich. Anschließend wiederholte Torres seinen gewohnten Schwachsinn über mich, Frauen und Sex, den er in sein Buch aufgenommen hatte, damit es sich besser verkaufte. Torres erzählte Garrison, ich hätte ihm gegenüber geprahlt, Robin so hart geschlagen zu haben, dass sie „an jede verdammte Wand im Zimmer geprallt“ sei. Ich hätte ihm erzählt, das sei wohl der härteste Schlag gewesen, den ich jemals jemandem versetzt hätte.

Da Torres Garrison außerdem erklärt hatte, dass wir uns inzwischen verkracht hätten, hätte dieser das meiste mit einer gewissen Vorsicht aufnehmen müssen. Aber am schlimmsten verriet Torres mich, als Garrison ihn fragte, ob ich fähig sei, jemanden zu vergewaltigen.

„Aber ja. Absolut“, erwiderte Torres. Und dann begann er mit seinem pseudofreudianischen Mist, dass ich meine Libido nicht kontrollieren könne, weil mein Es zu stark sei. „Er nimmt sich, was er will. Das hat er schon immer getan“, sagte Torres. Ich konnte nicht glauben, was ich da las. Garrison wollte dann am Ende seiner Befragung noch von Torres wissen, worauf er gefasst sein müsse, wenn ich in den Zeugenstand treten würde.

„Er wird versuchen, Sie auszutricksen und den Geschworenen zu erzählen, was diese hören wollen. Vergessen Sie nicht, Boxer sind Lügner. Und Tyson ist der beste.“

Desiree kam nach Indianapolis, um dort bereits vor Prozessbeginn eine offizielle Aussage zu machen, wie es nach dem in Indiana geltenden Recht üblich war. Fuller entschied sich, sie nicht selbst zu befragen, sondern überließ diese Aufgabe seiner Kollegin Kathleen Beggs. Garrison war über Beggs’ Strategie geschockt. Sie machte nämlich Desiree total zur Schnecke. Beggs war laut Garrison „aggressiv, arrogant, unfreundlich und bösartig“. Anstatt ihr durch Freundlichkeit Informationen zu entlocken, die meine

Verteidiger später hätten benutzen können, brachte sie Desiree zum Weinen. Es war ein grober Fehler, allerdings nicht der letzte, den mein Millionen-Dollar-Verteidigungsteam begehen würde.

Mein Prozess begann am 27. Januar 1992. Die Richterin hieß Patricia Gifford. Sie hatte bereits die Grand Jury-Verhandlung geleitet, deshalb wurde ihr jetzt automatisch auch die Leitung der Gerichtsverhandlung übertragen. Sie war früher in diesem County stellvertretende Staatsanwältin gewesen, die vor allem die Anklage in Vergewaltigungsfällen vertreten hatte. Sie hatte geholfen, das Gesetz zum Schutz von Vergewaltigungsopfern einzubringen, das unter anderem vorsah, dass man diese vor Gericht nicht nach ihrem Sexualverhalten in der Vergangenheit fragen durfte und auch keine Beweismittel einbringen durfte, die sich darauf bezogen. Dies sollte in meinem Fall später noch eine große Rolle spielen. Sie war ein Mitglied der Republikanischen Partei und konnte ihre Vorfahren so weit zurückverfolgen, dass sie offiziell zu den „Töchtern der Amerikanischen Revolution“ zählte. Ihr Vater war Army-Oberst gewesen. Sie war also genau der Typ Frau, der ausgezeichnet zu mir passte … Im Übrigen hätte sich Richterin Gifford ohne Schwierigkeiten wegen Voreingenommenheit aus diesem Prozess zurückziehen können. Tatsächlich erließ das Oberste Gericht von Indiana nach meiner Verurteilung eine neue Verfahrensregel, die anordnete, dass der Richter, der eine Grand Jury geleitet hatte, später nicht mehr den eigentlichen Prozess führen durfte.

Jetzt war es Zeit, eine Jury aus „meinesgleichen“ auszuwählen. Da bestand nur das Problem, dass Indiana damals noch die Wählerregistrierungslisten als Grundlage für die Auswahl der Geschworenen benutzte. Da jedoch viele Schwarze nicht zur Wahl gingen, konnten sie auch nicht zu Geschworenen ernannt werden. Dies war im Übrigen ein weiteres „Tyson-Gesetz“, das nach meiner Verurteilung geändert wurde. In meinem Fall waren von den 179 potenziellen Geschworenen 160 weiß. Fuller und sein Team hatten ohnehin Probleme, eine geeignete Jury auszuwählen. Sie hatten das noch nie gemacht und deshalb auch keinerlei Erfahrung. Garrison war dagegen auf diesem Gebiet

ein absoluter Könner. Wenn er die potenziellen Geschworenen interviewte, plauderte er mit ihnen über alles Mögliche und fragte sie etwa, ob sie in der Nähe des großen Wal-Marts an der Autobahn lebten. Fuller war dagegen kalt und abweisend und konnte zu diesen Geschworenen aus dem ländlichen Mittleren Westen überhaupt keinen Kontakt herstellen.

Fuller war sogar zu stur, um einen Experten für die Geschworenenauswahl zu engagieren. Das führte dann dazu, dass er nichts gegen die Aufnahme eines früheren Marines, eines Rednecks namens Tim, in die Jury unternahm. Später meinte einer der anderen Geschworenen, dass Tim „viel konservativer und sittenstrenger war als der Rest von uns, eben ein richtiger Redneck“. Dieser Typ wurde dann Vorsitzender der Jury und spielte bei meiner Verurteilung eine größere Rolle als irgendjemand sonst.

Wenn tatsächlich 90 Prozent der Prozesse bereits durch die Eröffnungsplädoyers entschieden werden, wie einige Leute behaupten, dann waren wir in diesem Gerichtssaal von Anfang an unterlegen. Garrisons Plädoyer dauerte volle 45 Minuten. Heute würde man glauben, er habe aus *Fifty Shades of Grey* vorgelesen.

„Er grinste sie an. Seine Stimme war plötzlich leise und völlig verändert. Er zog ihre Beine auseinander und steckte seine Finger in sie hinein. Sie schrie vor Schmerzen. Das medizinische, anatomische, physiologische Wunder der menschlichen Sexualität, das dafür sorgt, dass die weiblichen Mitglieder dieser Gattung feucht werden, wenn sie sexuell erregt sind, funktionierte in diesem Fall natürlich nicht, und sie geriet in Panik. Als diese dicken Finger in sie eindrangen, tat das fürchterlich weh, und sie schrie laut: ‚Nicht!‘“

„Sie springt aus dem Bett, zieht in aller Eile ihre Kleider an, wischt sich die Tränen aus dem Gesicht, während sie sich anzieht und zusammen mit ihren Kleidern ihre Würde wiederzufinden versucht, und dann fragt sie: ‚Steht diese Limousine immer noch dort unten?‘ Und er sagt: ‚Oh, du kannst dableiben, wenn du möchtest.‘ Und sie sagt: ‚Warum? Damit du das alles noch einmal machen kannst?‘“

Im Vergleich zu diesem Garrison war Fuller ein furztrockener Langweiler. Er versuchte, das Bild einer Desiree zu zeichnen, die raffinierter war, als es ihr Alter erwarten ließ, und die keinesfalls das süße, unschuldige Girlie war, als das sie die Anklagevertreter darstellten. Aber Garrison zeigte während Fullers ganzem Plädoyer durch seine Körpersprache, dass er völlig anderer Meinung war. Dabei wies Fuller auf einige Ungereimtheiten zwischen den unterschiedlichen Geschichten hin, die Desiree verschiedenen anderen Mädchen erzählt hatte. Den einen erzählte sie, sie habe geschrien, den anderen versicherte sie, sie habe das nicht getan. Einem Mädchen erzählte sie, ich hätte sie im Bett angegriffen, und einer anderen, dass wir auf dem Boden Sex gehabt hätten. Sie schien offensichtlich ihre Geschichte nach und nach zu erfinden und immer wieder zu verändern. Dann machte Fuller jedoch in seinem Eröffnungsplädoyer einen großen Fehler. Er versprach, dass die Jury die ganze Geschichte von mir persönlich erfahren würde. So etwas machte man in einem wichtigen Prozess wie diesem auf keinen Fall. Einige meinten später, dass die Beweislage der Anklage so dünn war, dass wir überhaupt keine Zeugen hätten aufrufen müssen. Selbst wenn wir nur still dagesessen hätten, hätten wir einen Freispruch erreichen können. Aber nun hatte er ihnen versprochen, dass ich später selbst aussagen würde, was ich deshalb auch tun musste. Noch schlimmer war, dass Fuller während des ganzen Plädoyers nicht ein einziges Mal in meine Nähe gekommen war. Er klopfte mir nicht auf die Schulter, er schaute nicht in meine Richtung und zeigte keinerlei Verbundenheit, wie man sie zwischen einem Verteidiger und seinem Klienten eigentlich erwartete. So etwas lernte man doch bereits im ersten Semester Jura.

„Die Geschworenen erlebten kein funktionierendes Verteidigungsteam, nur einen überheblichen Anwalt aus einem anderen Bundesstaat, der von Anfang an kalt wie ein Fisch wirkte.“ Das stammt nicht von mir, sondern von Mark Shaw.

Nachdem er ihre Zimmergenossin befragt hatte, rief Garrison Desiree in den Zeugenstand. Mit Hilfe des Gesetzes zum Schutz von Vergewaltigungsopfern gelang es ihm, sie als schüchterne, naive

Collegestudentin darzustellen, die in ihrer Kirchengemeinde als Sonntagsschullehrerin und Gemeindehelferin tätig war. Sie behauptete, erst einmal gezögert zu haben, als ich sie gebeten habe, zu meiner wartenden Limousine herunterzukommen. Sie sei erst eingestiegen, als ich ihr versichert habe, wir würden eine „Sightseeing-Tour“ unternehmen. Sicher, nachts um zwei gibt es in Indianapolis ja auch eine Menge anzuschauen. Im Rahmen einer Vortragsreise war ich erst neulich wieder einmal dort und konnte mich versichern, dass das Einzige, was man zu dieser Zeit in der Umgebung des Canterbury Hotels „besichtigen“ konnte, herumirrende Schizophrene, Obdachlose und, wenn man Glück hatte, eine verbrauchte Nutte waren.

Desiree wiederholte ihre Geschichte, dass wir uns nicht geküsst oder Händchen gehalten hätten und ich ihr gegenüber keinerlei Zeichen der Zuneigung gezeigt hätte, bis ich sie aufs Bett gezogen hätte und zudringlich geworden sei. Danach sei sie ins Badezimmer gegangen und habe ihre Slipeinlage entfernt und weggeworfen. „Ich hatte noch eine Einlage in meiner Tasche und dachte, ich könnte sie später anziehen.“

Als sie zurückgekommen sei, hätte ich sie aufs Bett gedrückt, ihr das Top ausgezogen und ihre Shorts und ihren Slip heruntergestreift. Dann hätte ich zwei Finger in ihre Vagina eingeführt und sie „penetriert“. Sie behauptete, sie habe ihrer Mutter am nächsten Abend alles erzählt, und dann hätten sie 911, die Notrufnummer der Polizei, angerufen.

Garrison war der Meinung, dass sie eine großartige Zeugin abgegeben hatte. Andere waren sich da nicht so sicher. Einige Reporter meinten, sie sei zu „stoisch“ gewesen. Einer schrieb sogar, dass sie „etwas zu brav“ und „fast zu perfekt“ aufgetreten sei.

Garrison hatte bereits vor dem Prozess einen örtlichen Anwalt engagiert, der sie einem probeweisen Kreuzverhör unterzog. Damit wollte er herausfinden, wie sie unter Druck reagieren würde, wenn sie Fuller später in die Mangel nehmen würde.

Robert Hammerle fragte zu Beginn nach den Ungereimtheiten, die er in ihren bisherigen Aussagen entdeckt hatte.

„Schauen Sie, Sie sind also Mike Tyson begegnet, und

Sie haben gesehen, wie er alle diese Mädchen angemacht hat … und dann haben Sie ihm ein Bild von sich in einem Badeanzug gegeben und konnten sich immer noch nicht denken, dass er Sex im Sinn hatte?“, fragte er Desiree.

„Nein“, antwortete sie.

„Er ruft Sie mitten in der Nacht an, Sie gehen zu seiner Limousine hinunter, und wenn Sie einsteigen, küsst er Sie, und Ihnen kam dabei nie in den Sinn, dass er auf Sex aus sein könnte?“

„Nein.“

„Dann gingen Sie mit ihm in sein Hotel und gingen auf sein Zimmer und setzten sich auf sein Bett, und es kam Ihnen immer noch nicht in den Sinn, dass er mit Ihnen Sex haben wollte?“

„Nein.“

Schließlich sagte er: „Selbst mich törnen Sie jetzt an, und Sie glaubten, dass *er* nicht an Sex mit Ihnen dachte?“

Er bohrte immer weiter und fragte sie vor allem nach dieser Slipeinlage.

„Das alles ergab keinen Sinn“, teilte Hammerle Garrison mit. „Aber es war ihre Story, und sie blieb dabei. Insgesamt hatte ich den Eindruck, dass sie mit mir einen verbalen Kampf ausfocht. Man hatte mir erzählt, sie sei ein 18 Jahre altes naives Mädchen, aber ich bekam das Gefühl, dass ich es mit einer viel stärkeren Person zu tun hatte, die sich von mir in keiner Weise überfahren lassen wollte. Ich verstand nur nicht, wie diese Stärke mit den naiven Fehlern zu vereinbaren war, die sie angeblich gemacht hat.“

Hammerle erzählte seiner Frau später von dieser Slipeinlage. Sie meinte, dass jede Frau, die ins Badezimmer gehe und ihre Slipeinlage entferne, erwarte, dass sie bald Sex haben würde. Er stimmte seiner Frau zu. Als Hammerle am nächsten Tag Garrison im City-County Building begegnete, erklärte er ihm: „Sie, mein Freund, stecken tief in der Scheiße!“

Im Nachhinein wünschte ich mir, Hammerle wäre mein Anwalt gewesen. Als Fuller Desiree dann ins Kreuzverhör nahm, schien er mit dem Herzen nicht voll dabei zu sein. Mark Shaw war derselben Meinung.

„Fullers höfliches und ziemlich halbherziges Kreuzverhör war nur schwer zu verstehen, vor allem, da Garrisons Direktverhör ihm so viele Steilvorlagen bot, noch einmal bei Washington nachzubohren, was genau in diesem Hotelzimmer zwischen ihr und Tyson passiert war“, schrieb er.

Shaw konnte nicht begreifen, warum Fuller ihre offensichtliche Abwehrhaltung nicht besser ausnutzte. Sie hätte ihm sicher weit mehr Informationen geliefert als verlangt. Er fragte auch nicht nach den Einzelheiten der Vereinbarung, die ihre Familie mit ihrem Zivilanwalt getroffen hatte. Tatsächlich log sie sogar über den Zweck seiner Verpflichtung. Sie wusste sehr wohl, dass sie mich nach dem Ende dieses Strafprozesses zivilrechtlich verklagen würde, um eine Menge Geld von mir zu bekommen. Was sie dann ja auch tat.

Fuller feuerte auch nie schnelle Fragen auf sie ab, wie Hammerle es in seinem Probe-Kreuzverhör getan hatte. Er trieb sie nie in die Enge. Hätte er das getan, hätten die Geschworenen vielleicht gemerkt, dass sie in Wirklichkeit nicht so naiv war, wie sie sich gab. Als Fuller erwähnte, dass Desiree von den Ausrichtern des Schönheitswettbewerbs gerügt worden sei, weil sie sich in dieser Nacht bei Johnny Gills Konzert hinter der Bühne wie ein Groupie aufgeführt habe, teilte sie der Jury doch tatsächlich mit, sie wisse nicht, was ein Groupie sei!

Fuller fragte sie nicht einmal, warum sie ihre Slipeinlage entfernt habe. Er wunderte sich nicht, wie ich Oralsex mit ihr treiben und sie gleichzeitig aufs Bett drücken konnte. Wo waren ihre blauen Flecken, wenn ich sie körperlich überwältigt hatte? Wenn sie tatsächlich geschrien hatte, warum hatte sie dann niemand im Hotel gehört?

Ich bitte Sie, wir sind mitten in der Nacht in einem hellhörigen Hotelzimmer, sie schreit, und niemand bekommt das mit? Wenn mich jemand angegriffen hätte, wäre ich doch sofort aus dem Zimmer geflüchtet. Draußen auf dem Gang hätte ich sofort Alarm geschlagen. Ich hätte in meiner Panik an die Türen der Nachbarzimmer geklopft und gerufen: „Hilfe, helfen Sie mir, dieser Typ ist hinter mir her!“ Man musste doch

nicht Inspektor Columbo sein, um zu merken, dass sie absoluten Unsinn erzählte.

Der andere Zeuge der Anklage, der mir wirklich schadete, war der Bereitschaftsarzt Stephen Richardson. Er sagte aus, dass er Desiree in der Nacht nach der angeblichen Vergewaltigung untersucht habe. Er fand keine Blutergüsse oder Hautabschürfungen auf ihren Armen und Beinen und keine Anzeichen dafür, dass sie geschlagen oder gequetscht worden war. Es gab keine Verletzungen an ihren inneren und äußeren Schamlippen. Allerdings fand er zwei kleine, drei Millimeter breite und neun Millimeter lange Schürfwunden am Introitus, ihrer Scheidenöffnung. 10 bis 20 Prozent der Vergewaltigungsopfer hätten an dieser Stelle Verletzungen, sagte er aus. Er meinte, dass er in seinen 20 Berufsjahren nur zwei Mal solchen Verletzungen begegnet sei, die durch einvernehmlichen Sex hervorgerufen worden seien.

Wenn man ihn so reden hörte, waren das ganz kleine Abschürfungen. Aber Garrison hatte eine Aufnahme von Desirees Muschi um ein Vielfaches vergrößern und auf ein Brett aufziehen lassen, das er dann im Gerichtssaal aufstellte. Wenn man dieses Foto betrachtete, bekam man den Eindruck, jemand hätte mit einer Hammerfinne auf diese verdammte Muschi eingeschlagen. Selbst der „Gebärmutterschieber“ hätte das nicht geschafft. Dieses Bild sah einfach schrecklich aus. „Risswunden und Schürfwunden“, diese beiden Ausdrücke werde ich nie vergessen.

Fuller hatte Dr. Richardsons Aussage nichts entgegenzusetzen. Dabei wäre das durchaus möglich gewesen. Voyles hatte einen Urologen organisiert, der nach einer Untersuchung meines Schwanzes ausgesagt hätte, dass diese kleinen Schürfwunden bei der Penetration verursacht worden sein könnten. Aber Fuller wollte davon nichts wissen. Dabei hätte er das unbedingt tun sollen.

Statt des Urologen ließ Fuller irgendeine bescheuerte Ärztin auftreten, die so konfus agierte, dass sie eher der Anklage nützte. Mein Millionen-Dollar-Verteidigungsteam!

Bevor die Anklagevertreter ihre Beweisaufnahme abgeschlossen hatten, versuchten meine Anwälte, drei weitere Zeugen der Verteidigung aufzurufen. Mein Verteidigungsteam bekam während des Prozesses eine Menge verrückter Anrufe. Sie waren also recht skeptisch, als ein Mädchen anrief, das berichtete, sie und zwei ihrer Freundinnen hätten an diesem Abend beobachtet, wie ich und Desiree auf dem Weg ins Hotel auf dem Rücksitz meiner Limousine uns umarmt, uns geküsst und Händchen gehalten hätten! Das hätte natürlich unserer Sache sehr geholfen. Es hätte gezeigt, was für eine wortgewandte Lügnerin Desiree in Wirklichkeit war. Voyles besorgte sich die Erlaubnis, die Limousine kurzzeitig vom Polizeiparkplatz zu holen, wo sie als Beweisstück abgestellt worden war, und sie nachts vors Hotel zu stellen. Tatsächlich konnte man trotz der getönten Scheiben die Insassen ganz genau erkennen.

Sie befassten sich jetzt näher mit diesen Mädchen und fanden heraus, dass sie alle glaubhaft waren. Als sie jedoch versuchten, ihre Zulassung als Zeuginnen zu erreichen, bekam Richterin Gifford fast einen Anfall. Sie wollte wissen, warum man der Anklage nicht sofort von diesen Zeuginnen erzählt habe. Sie bekam zur Antwort, dass man zuerst ihre Glaubwürdigkeit überprüfen wollte. Das war ihr aber völlig egal. Es war, als ob sie das Ganze persönlich nehmen würde.

„Ich bin der Meinung, dass es für die Staatsanwaltschaft des Staates Indiana eine substantielle Beeinträchtigung ihrer Rechte wäre, wenn ich diese Zeugen *nicht* ausschließen würde. Ich glaube, dass die Staatsanwaltschaft genauso ein Anrecht auf einen fairen Prozess hat wie der Angeklagte“, sagte sie und ließ meine höchstwahrscheinlich wichtigsten Zeugen nicht im Prozess aussagen.

Dann machte die Staatsanwaltschaft ihrerseits den Sack zu. Sie riefen Mrs. Washington in den Zeugenstand, die dann richtig dick auftrug.

„Ich habe meine alte Desiree verloren, und sie wird auch nicht mehr zurückkommen. Ich will nur meine Tochter zurückhaben.“

Selbst einige Geschworene begannen zu weinen.

Dann spielte man eine bearbeitete Fassung ihres Anrufs bei der Notrufnummer der Polizei vor. Dies war, als ob Desiree noch einmal in den Zeugenstand treten würde, ohne dass wir sie danach ins Kreuzverhör nehmen konnten.

„Ich war an diesem Abend mit dieser Person in einer Limousine unterwegs, und die Person erzählte mir, dass er ins Hotel gehen müsse, um seine Leibwächter zu holen, und er fragte mich, ob ich kurz mit reinkommen wolle, und ich sagte: ‚Oh, okay, in Ordnung.' Ich glaubte eben, er sei ein netter Mensch. Und dann gingen wir rein, und die Person begann, mich anzugreifen. Ich kam gerade aus dem Badezimmer, und diese Person stand in der Unterhose da und tat dann, was er tun wollte. Dabei sagte er immer wieder: ‚Wehr dich nicht, wehr dich nicht!' Und ich sagte: ‚Nein, nein, geh runter von mir, geh runter von mir, bitte, geh von mir runter!' Und er wiederholte immer wieder: ‚Wehr dich nicht, wehr dich nicht!' Diese Person ist viel stärker als ich, und er tat, was er tun wollte, und ich flehte: ‚Hör bitte auf, hör bitte auf!' Aber er hörte nicht auf."

Später versicherte die Frau, die ihren Anruf entgegennahm, Desiree immer wieder, dass sie das Opfer sei. Aber dann rutschte ihr etwas höchst Interessantes heraus.

„Ich versuche nicht, Ihnen zu sagen, was Sie tun sollen, aber Sie sollten auf keinen Fall Angst haben", erzählte ihr die Frau, die Desiree dazu bringen wollte, die Vergewaltigung anzuzeigen.

„Aber jemand, den jeder im Land kennt, gegen jemanden wie mich, einen ganz gewöhnlichen Menschen, ich meine, die Leute glauben doch sofort, dass ich nur aufs Geld aus bin, oder so", sagte Desiree aus heiterem Himmel.

Dass dieses Band als Beweisstück zugelassen wurde, war für meine Sache ausgesprochen schädlich. Viele Rechtsgelehrte waren der Ansicht, dass man es eigentlich nicht hätte zulassen dürfen, aber das war dieser kleinen Richterin wieder einmal völlig egal.

Jetzt war es Zeit, unsere Version der Geschichte darzustellen. Inzwischen hatten Voyles und ich jedoch ein ausgesprochen schlechtes Gefühl, was den

Ausgang des Prozesses anging. Ich hatte nie sehr viel Vertrauen in unser Rechtssystem. Dieser junge Kennedy, William Kennedy-Smith, ein Weißer, war nur eine Woche vor Beginn meines Prozesses in Palm Beach vom Vorwurf der Vergewaltigung freigesprochen worden, aber ich wusste, dass ich verurteilt werden würde, denn so funktionierte das System. Ich bin ein Nachkomme von Sklaven. Ob mich die Leute wirklich als menschliches Wesen respektieren, daran habe ich bis heute meine Zweifel. Ich war der Nigga, und dieser Cowboy-Ankläger würde mir seine gespornten Cowboystiefel ins Gesicht treten. Keiner dieser Leute würde mir helfen. Ich war bereits an dem Tag im Arsch, an dem man mich anklagte. Man würde mich auf die eine oder andere Weise drankriegen.

Fuller und Beggs waren keine Hilfe. Kathleen Beggs war kalt wie ein Eisschrank. Sie geriet einige Male mit Richterin Gifford aneinander, und man konnte sehen, dass die Richterin sie hasste wie die Pest. Als Voyles Fuller riet, Beggs solle etwas herzlicher auftreten, erwiderte Fuller: „Von Ihnen brauchen wir keine Ratschläge."

Dieses Genie Fuller meinte mich dadurch verteidigen zu können, dass er Desiree vorwarf, sie habe doch wissen müssen, mit wem sie sich da einließ, denn ich sei ja bekanntermaßen eine rüpelhafte, vulgäre, sexbesessene Kreatur. So charakterisierte mich mein eigener Verteidiger! Selbst Garrison konnte Fullers Strategie nicht begreifen. Er wusste, dass er meinen Ruf endgültig ruinieren und mich bei den Geschworenen menschlich erledigen würde, wenn er mich als Sexmaschine darstellte. Ich wäre dann in deren Augen „so gefühllos und primitiv, dass kein ernstzunehmender Mensch Sympathie für ihn empfinden könnte". Garrison bezeichnete Fullers Verteidigungsstrategie sogar als rassistisch: „Die Verteidigung beraubte Tyson seiner Individualität und verwandelte ihn in eine Pappfigur aus einem rassistischen, nicht jugendfreien Cartoon", schrieb Garrison in seinem Buch.

Ich musste lachen, als ein Mädchen, das wir als Entlastungszeugin aufgerufen hatten, dem Gericht erzählte, was ich zu einer anderen Teilnehmerin an diesem Schönheitswettbewerb gesagt hatte: „Ich möchte

dich ficken, und bring deine Zimmergenossin mit, denn ich bin ein Promi, und du weißt ja, was wir so machen.“

Natürlich diente das nicht gerade meiner Sache. Als ich aussagen musste, war ich so arrogant, dass ich eigentlich zu meinem eigenen Belastungszeugen wurde. Inzwischen war ziemlich klar, wie das alles enden würde. In dem Gebäude, in dem die Geschworenen untergebracht waren, brach ein kleines Feuer aus. Hinterher erklärte einer der schwarzen Geschworenen, dass ihn das dermaßen erschüttert habe, dass er nicht mehr weitermachen könne. Das war der Nigga, der sich zuvor immer über das Essen und die Unterkunft beschwert hatte. Als ihn die Richterin aus der Jury entließ, war Garrison begeistert. Er war davon überzeugt, dass der Mann dafür gesorgt hätte, dass die Jury zu keiner eindeutigen Entscheidung gekommen wäre. Jetzt waren nur noch zwei schwarze Geschworene übrig.

Wir riefen zahlreiche Zeugen auf, die das Bild, das Desiree von sich selbst entworfen hatte, erschüttern sollten. Eine Teilnehmerin des Schönheitswettbewerbs sagte aus, Washington habe ihr erklärt, dass „sie Geld wolle, dass sie wie Robin Givens sein wolle“. Außerdem habe Desiree „schmutzige Ausdrücke“ benutzt und sexuelle Anspielungen gemacht. Laut dieser Zeugin soll ich gesagt haben: „Willst du auf mein Zimmer kommen? Ich weiß, dass du mich nicht ranlässt, aber ich frage dich trotzdem.“ Das klang nach mir.

Ein anderes Mädchen sagte aus, sie habe, als sie mich sah, zu Desiree gesagt: „Da kommt dein Ehemann. Er spricht nur nicht sehr gut.“

„Mike muss nicht sprechen. Er verdient das Geld, und ich erledige das Reden“, habe Desiree daraufhin gesagt. Beide Mädchen bemerkten an Desiree nach der angeblichen Vergewaltigung keinerlei Veränderung.

Ein drittes Mädchen sagte aus, dass Desiree und ich während dieses Wettbewerbs wie ein Pärchen miteinander geschmust hätten. Ein weiteres Mädchen sagte, dass Desiree mir einen „tödlichen Blick zugeworfen“ habe, als ich einer anderen Frau den Hintern getätschelt hätte. Caroline Jones sagte aus, Desiree habe ihr erklärt: „Dort stehen 20 Millionen Dollar“, als sie mich auf der Probe erblickt habe.

Am 7. Februar trat ich selbst in den Zeugenstand. Im Großen und Ganzen erzählte ich dieselbe Geschichte, die Sie bereits gelesen haben. Es gab nur einen Unterschied: Als ich erzählte, dass ich Desiree gesagt hätte, ich wolle sie ficken, zuckte die gesamte Jury zusammen, als ob sie ein Blitz getroffen und sie das „F-Wort“ noch nie gehört hätte. Fuller hatte mich lausig schlecht auf meine Aussage vorbereitet, und seine Befragung war sprunghaft und bezog sich überhaupt nicht auf die wesentlichen Punkte. Als er fertig war, vertagte Richterin Gifford die Verhandlung auf den nächsten Tag. Dies gab den Anklagevertretern eine ganze Nacht Zeit, meine Aussage genau zu analysieren und ihre eigenen Fallen vorzubereiten.

Als Garrison am nächsten Tag mit der Befragung an der Reihe war, hob er zuerst einmal darauf ab, dass eine 18-Jährige, zu der man, wie ich, gesagt hatte: „Ich will dich ficken“, niemals antworten würde: „In Ordnung. Ruf mich an.“ Ich glaube, er lebte tatsächlich noch im Mittelalter. Aber das war auch derselbe Mann, der meine Behauptung, ich hätte mit Desiree etwa 20 Minuten lang Oralsex gehabt, folgendermaßen kommentierte: „Auch diese Darstellung der Ereignisse widersprach allem, was ich über Sex wusste.“

Er versuchte mich auch zum Geständnis zu bringen, dass meine Erfolge im Ring ein Ergebnis meiner „Gerissenheit“, also meiner Fähigkeit, den Gegner durch Finten zu täuschen, seien. Das bedeutete natürlich, dass ich ein Lügner war. Was für eine Arschgeige.

Nach mir trat Johnny Gill in den Zeugenstand und sagte aus, dass Desiree nicht einmal zusammengezuckt sei, als ich ihr erklärt habe, ich wolle sie ficken. Fuller rief dann noch ein paar weitere Zeugen auf, die erklärten, Desiree habe ihnen gesagt, ich sei „gut gebaut“ und hätte „einen Hintern, an dem man sich festhalten kann“. Insgesamt war die ganze Verteidigung jedoch völlig unzusammenhängend. Selbst ich konnte erkennen, dass Fuller jede übergreifende Strategie fehlte. Der Hauptfehler war jedoch, das Fuller und Beggs viel zu prüde und spießig waren, um näher auf die „schmutzigen Details“ des Geschlechtsverkehrs einzugehen, den ich mit dieser Frau gehabt hatte. Sie vermittelten den Geschworenen also nicht die

notwendigen Fakten, auf deren Hintergrund die Jury ein Urteil zu meinen Gunsten hätte fällen können oder sogar müssen.

Fullers Schlussplädoyer war dermaßen langweilig, dass ein Geschworener ihn unterbrach und fragte, ob er auf die Toilette gehen könne. Das war kein gutes Zeichen. Wann kam er endlich zu dem entscheidenden Punkt, nämlich als ich angeblich zu Desiree sagte, sie mache mich an, und sie daraufhin nicht das Hotelzimmer verließ, sondern ins Badezimmer ging, ihre Slipeinlage entfernte und dann zurück ins Bett kam? Ich wartete lange darauf, aber er wich dem aus.

Dann war Garrison mit seinem Schlussplädoyer an der Reihe. Es war zwar wieder einmal die alte Leier, aber er wickelte die Geschworenen mit seinem Wortgeklingel auf eine Weise um die Finger, wie es Fuller nie gekonnt hätte. „Die Augen der ganzen Welt sind auf uns gerichtet. Überall wollen die Menschen wissen, ob die Bürger des Marion County den Mut haben, eine harte Entscheidung zu treffen. Ich möchte jedoch nicht, dass dieser Mann verurteilt wird, weil die ganze Welt zuschaut. Ich möchte, dass er verurteilt wird, weil Sie glauben, dass die Beweise über jeden begründeten Zweifel hinaus zeigen, dass dieses schöne, ehrliche Kind in unsere Stadt kam und dort von einem professionellen Betrüger getäuscht, belogen, umgarnt, umworben, isoliert, gefügig gemacht, missbraucht und vergewaltigt wurde. Wenn Sie das glauben, und die Beweise es bestätigen, dann müssen Sie das entsprechende Urteil fällen. Das ist alles.“

Der letzte Nagel wurde in meinen Sarg geschlagen, kurz bevor die Jury sich zur Beratung zurückzog. Fuller stellte den Antrag, dass die Richterin die Geschworenen bei ihrer Rechtsbelehrung darauf hinweisen solle, dass auch ein Fall von „stillschweigender Einwilligung“ vorliegen könne. In diesem Fall wäre ich nicht der Vergewaltigung schuldig, wenn „das Verhalten der Klägerin unter Berücksichtigung aller Umstände als Einwilligung in die fraglichen Akte ausgelegt werden kann“. Aber die frühere Vergewaltigungsanklägerin lehnte Fullers Antrag ab, und die Geschworenen erfuhren nichts von diesem anerkannten Rechtsgrundsatz.

Am 10. Februar 1992 begann die Jury, die aus acht Männern und vier Frauen bestand, exakt um 13:15 Uhr über meinen Fall zu beraten. Es war nicht weiter überraschend, dass der frühere Marine und jetzige IBM-Verkäufer Tim, dieser stramme Redneck, zum Vorsitzenden gewählt wurde. Nach einer 15-minütigen Beratung führten sie die erste Abstimmung durch, ohne zuvor über die Beweislage diskutiert zu haben. Sie ging unentschieden 6:6 aus. Rund neun Stunden später kamen sie dann zu einem einstimmigen Urteil.

Wir kehrten alle in den Gerichtssaal zurück. Als die Geschworenen hereinkamen, konnten sie nicht einmal zum Tisch der Verteidigung hinüberschauen. Das war’s dann. Als ich im ersten Anklagepunkt das Wort „schuldig“ hörte, traf es mich wie ein Schlag. „Oh Mann“, flüsterte ich. Aber überrascht war ich eigentlich nicht.

Draußen mussten wir uns der Presse stellen. Ich blieb nach Stellung einer Kaution bis zur Urteilsverkündung auf freiem Fuß.

„Mit einer fairen Verhandlung hatte ich hier nie gerechnet“, sagte ich. „Ich wusste, dass ich unschuldig war, aber ich wusste auch, dass das Urteil aufgrund der Geisteshaltung des Gerichts und des Anklägers schnell erfolgen würde. Der Ankläger war ein rassistischer, publicitysüchtiger kleiner Schwächling. Ich war nervös, weil ich wusste, dass mich dies eine ganze Zeit von den Menschen trennen würde, die ich liebe, aber ich war auch darauf vorbereitet.“

Mein Erzfeind, der Ex-Marine Tim, erklärte der Presse, „dass wir bei genauerer Untersuchung klar erkannten, dass hier keine Einwilligung seitens des Opfers vorlag“.

Mark Shaw zog in seinem Buch das richtige Fazit. „Tyson hatte das Pech, es mit einer Richterin zu tun zu haben, die ganz klar auf der Seite der Anklage stand, mit Anklägern, die wahrscheinlich wichtige Beweisstücke zurückhielten, mit einem weitgehend unfähigen Strafverteidiger, dessen Verteidigung wahrscheinlich mehr als alles andere zusammen für den Schuldspruch verantwortlich war, und mit einer Jury, die sich mehr für Tysons öffentliches Image des bösen Buben als für die dürftigen

Beweismittel in diesem Fall interessierte. Garrisons bester Schachzug in diesem Prozess war seine Strategie, Desiree Washington erfolgreich als die schüchterne, unerfahrene, naive, sittsame und anständige College-Studentin zu präsentieren, die sie ganz bestimmt nicht war, wie er sehr wohl wusste. Indem sie das Gesetz zum Schutz von Vergewaltigungsopfern auf geschickte Weise nutzten und obwohl sie sehr wohl wussten, dass Washington mit einem Zivilanwalt eine Vereinbarung unterzeichnet hatte, Tyson auf Schadensersatz zu verklagen und ihre Film- und Buchrechte zu verkaufen, stellten die Ankläger sicher, dass die Jury nie einen Hinweis darauf bekam, dass Washington etwas anderes als eine eifrige Kirchgängerin und ein Ausbund von Tugend sein könnte. Dabei kannte die Staatsanwaltschaft ihre zweifelhafte sexuelle Vergangenheit und ihre Therapiebedürftigkeit.“

Das Karma schlug noch während des Prozesses bei Garrison zu. Er verlor seine Frau. Sie hatte gerade ein Baby von ihm bekommen, brannte jedoch mit dem Polizisten durch, der sie während des Prozesses bewachen sollte.

Die Zeit zwischen meiner Verurteilung und dem Strafantritt verbrachte ich in meinem New Yorker Apartment. Eines Tages, als ich von einer Freundin zurückkam und gerade ins Haus gehen wollte, sah ich einen Mann vor dem Haus stehen. Ich wollte gerade an ihm vorbei, als er mich ansprach.

„Hey, Sohn, wie geht’s denn so?“

Erst jetzt schaute ich ihn genauer an und erkannte ihn endlich: Es war mein Vater. Ich hatte ihn seit der Beerdigung meiner Mutter vor zehn Jahren nicht mehr gesehen.

„Oh, hi, und selbst?“, fragte ich, flippte aber nicht aus, bloß weil ich ihn wiedersah. Mein Leben war bisher ganz gut verlaufen, ich verspürte ihm gegenüber keine Bitterkeit. Er sah recht schüchtern und sogar ein bisschen verängstigt aus. Bestimmt hatte er schon so manches über meine Gossenmentalität gehört. Aber als ich lächelte und ihn umarmte, löste sich seine Anspannung.

„Komm mit rauf“, sagte ich und führte ihn in die Lobby.

„Hallo, Mr. Tyson“, begrüßten mich der Portier und der Hausdiener.

„Wow, du bist ja ein richtig bedeutender Mann geworden, wie?“, sagte mein Vater.

„Nein, ich bin überhaupt nicht bedeutend, das ist alles nur eine Illusion.“

Mein Vater hatte mich schon früher wiedersehen wollen. Im Oktober 1988 schickte die *New York Post* einen Reporter zu seiner Sozialwohnung in Brooklyn, um ihn zu interviewen.

„Ich geh nicht zu Mike und halte die Hand auf“, erklärte mein Vater dem Reporter. „Ich will sein Geld nicht. Es ist ja nicht so, dass ich es nicht nehmen würde oder es nicht gut gebrauchen könnte, aber ich nehme es nur, wenn Mike es mir von sich aus gibt.“

Damals war ich viel zu sehr mit meinen Kämpfen beschäftigt, um mich um ihn zu kümmern. Aber im Laufe der Jahre hörte ich von anderen Leuten in Brooklyn viele Geschichten über meinen Vater. Mein Alter war ein richtig gerissener Gossentyp – Gauner, Zocker, Zuhälter und Diakon. Er gehörte zu diesen Jesus-Freaks, die für ihren Jesus sogar töten würden. Dad stammte aus Charlotte, North Carolina, das mitten in der protestantischen Region im Süden der USA liegt, im so genannten Bibelgürtel. Als er noch jünger war, sang er in einer Gospelgruppe mit. Er blieb Jesus sein ganzes Leben lang treu, machte aber auch ziemlich viele schmutzige Sachen. Er war wirklich ein besonderer Typ. Kleidete sich immer gut und hatte die Frauen in seiner Gemeinde gut im Griff, wenn sie zu ihm kamen und seinen Rat suchten. Als ich in Brooklyn heranwuchs, hörte ich manchmal von den Frauen auf der Straße: „Dein Vater und sein Bruder waren Zuhälter, und wir schafften für sie an.“ Er hatte den Ruf, der coolste Gauner und Lude in ganz Brooklyn zu sein.

Ich war längst nicht so taff wie mein Vater. Ich stellte mir zwar immer gern vor, dass ich so knallhart wie er werden würde, aber ich war einfach nicht der Typ dafür. Ich hatte gehört, dass mein Vater North Carolina habe verlassen müssen, nachdem er mit einem Weißen in Streit geraten sei. Sein Onkel, vom Typ her eher ein Onkel Tom, schlichtete den Streit und rettete meinem Vater das Leben; er versprach, dafür zu sorgen, dass mein Vater aus der Stadt verschwinde. So kam mein Alter nach New York. Kaum war er

dort angekommen, als er auch schon in eine Bar ging und eine super aussehende Frau anmachte. Nach einer Weile kam ein Typ mit einem schicken großen Hut herein, einer von diesen cool aussehenden Schwarzen, fegte meinen Vater vom Barhocker und quatschte das Mädchen nun selbst an.

„Der Arsch hier ist nur ein Hinterwäldler-Nigga“, sagte der Kerl zu dem Mädel, „mit dem verplemperst du deine Zeit.“

Mein Vater stieg in den nächsten Bus, fuhr den ganzen Weg nach Charlotte zurück, holte sein Gewehr, fuhr wieder nach New York, spürte den Kerl auf und erschoss ihn. Wenn Dad mit der Polizei von Brooklyn Ärger hatte, klärten er und sein Bruder die Sache durch eine kleine Schießerei mit den Bullen. In Brooklyn genoss mein Vater eine Menge Respekt.

Meine Eltern lernten sich in Charlotte kennen. Meine Mutter ging in Winston-Salem zur Schule; sie lernte zuerst die Schwester meines Vaters kennen, die im Grunde die Beschafferin für meinen Vater war. Sie beschaffte ihm Drogen und hübsche Frauen. Und dabei brachte sie auch meine Mutter mit meinem Vater zusammen. Während meiner Kindheit war mein Vater nicht sehr präsent, ließ sich aber regelmäßig blicken. Wir hielten nicht viel von ihm, weil meine Mutter ihm gegenüber ziemlich bittere Gefühle hegte. Ich denke aber, er verfügte sowieso nur über eine sehr schwach entwickelte Familienkompetenz, daher war das vermutlich alles, wozu er fähig war. Damals hatte es ein Schwarzer mit einer Familie eben nicht leicht.

Und jetzt stand er vor meinem Haus und wartete auf mich. Ich nahm ihn mit in mein Apartment. Wir ließen uns etwas zu essen bringen und fingen an zu reden. Er schien überrascht, dass ich so positiv auf das Wiedersehen reagierte. Aber ich wollte wirklich mehr über ihn erfahren, deshalb lud ich ihn ein, mich in meinem Haus in Ohio zu besuchen. Ich bot an, ihm ein Auto zu kaufen, damit er dorthin fahren könnte, vielleicht einen Mercedes-Benz.

„Oh Gott, nein, mein Sohn, bitte nicht!“ protestierte er. „Das einzige Auto, das ich fahren kann, ist ein Cadillac. Keine Ahnung, wie man einen Mercedes fährt.“ Was den Cadillac anging, hatte er tatsächlich so was wie eine Zuhälter-Prediger-Mentalität.

Ein paar Wochen später besuchte mich mein Vater zusammen mit den zwei Kindern meiner Schwester in Ohio. In diesem Stadium seines Lebens war er ein sehr interessanter Mann. Oft verbrachte er den ganzen Tag in der Kirche. Er ging um neun Uhr morgens hin und blieb bis fünf Uhr abends, dann kam er kurz nach Hause, um etwas zu essen, ging dann wieder zurück und blieb bis elf Uhr abends in der Kirche.

Anscheinend gefiel ihm mein Lebensstil. Nach ein paar Tagen fühlte er sich schon wie zu Hause und lud sogar einen seiner Predigerfreunde ein, noch so einen Typen, der auf seine Erscheinung und seine Klamotten großen Wert legte. Die beiden saßen dann ständig herum und quatschten über alles Mögliche. Ich beobachtete ihn und studierte seine Gewohnheiten. Er liebte Süßigkeiten – ich meine, er war schon 68 und stopfte immer noch Süßigkeiten in sich hinein. Ich dachte: „Wow! Ich stehe auch auf süßes Zeug. Das habe ich wohl von ihm.“

Irgendwie beneidete ich ihn auch um seine Beziehungen zu Frauen. Ich war mit meinen Beziehungen nie richtig zufrieden, aber er musste sich die Frauen förmlich vom Hals halten. Mein Vater war ein sehr erfolgreicher Kuppler, während ich nicht mal zwei Hunde dazu bringen konnte, sich zu paaren. Er hatte 17 Kinder gezeugt, und aus allen waren recht ordentliche Leute geworden. Später lernte ich ein paar von ihnen kennen, aber keiner war so behämmert wie ich.

Einmal setzte ich mich zu meinem Vater und fragte ihn: „Erteile mir mal eine Lehre. Was weißt du über das Leben? Was kannst du mir geben? Spiel mal meinen Vater.“

„Von mir kannst du nichts lernen, mein Sohn“, sagte er. „Ich kenne mich nur in der Bibel und der Zuhälterei aus. Und das ist nichts für dich. Das weiß ich, denn ich hab dich mit deinen Frauen zusammen gesehen.“

Tatsächlich hatte ich versucht, ihn mit all meinen glamourösen Frauen zu beeindrucken.

„In dieser Beziehung bist du ein Idiot, Sohn. Das ist nicht unbedingt schlecht, manche Leute sind eben so, wenn es um Frauen geht. Manche Männer lernen nie, mit Frauen umzugehen. Und zu denen gehörst du. Du hast keine Ahnung, wie du mit Frauen reden musst. In der Hinsicht bist du einfach nicht gut. Du küsst sie auf den Mund. Verdammt, weißt du eigentlich, was sie sonst noch so machen, wenn sie nicht mit dir zusammen sind? Entweder lutschen sie an meinem verdammten Schwanz, oder jemand anderes spritzt ihnen in den Mund. Aber du küsst sie ganz brav auf den Mund und steckst ihnen deine Zunge rein …“

Als mich mein Vater zum ersten Mal besuchte, benahm er sich noch ganz bescheiden. Aber als er merkte, dass ich ihm gegenüber ganz offen war, wurde er allmählich dreister.

„Um ehrlich zu sein, ich weiß nicht mal, ob du wirklich mein Sohn bist. Eine Frau geht, schon kommt die nächste, die geben sich praktisch die Klinke in die Hand“, sagte er am Ende seines Besuchs. „Du musst ihnen klarmachen, dass sie alle zusammen kommen sollen. Ich hatte manchmal fünf oder sechs Mädchen im Haus, und dazu noch deine Mama …“

Aber hallo. Allmählich wurde mir sein Geschwätz echt zu ludenhaft, so genau wollte ich das alles gar nicht wissen. Dafür war ich nicht gebaut.

„Hey, jetzt mal langsam, Alter“, sagte ich. „Ich liebe meine Mutter. Du bist mein Vater, und dich liebe ich auch. Keine Lust, über euch beide zu reden. Reden wir doch lieber über unsere Beziehung als Vater und Sohn.“

Ich musste noch ein paar Sachen erledigen, bevor ich mich zum Strafantritt einfinden musste. Denn ich war überzeugt, dass man mich ins Gefängnis schicken würde. Deshalb rief ich Natalie an, die Mutter meines Sohnes D’Amato.

„Hör mal, ich überweise dir jetzt 100.000 Dollar. Und wenn ich dann drin bin, veranlasse ich, dass dir jeden Monat etwas überwiesen wird.“

Kaum hatte sie das Geld erhalten, als sie sich auch schon einen Anwalt nahm und eine Millionenklage gegen mich einreichte. Was absolut

großartig war, denn nachdem sich der Prozess über mehrere Jahre hingezogen hatte, erreichte mein Anwalt eine gerichtliche Verfügung zu einem Vaterschaftstest, und dabei stellte sich heraus, dass das Kind gar nicht von mir war. Was ich verdient hatte. Das passiert einem eben, wenn man Nutten fickt. Das war noch so ein schwerer Verrat, den ich verkraften musste. Ich war wie am Boden zerstört, als dieses erste Testergebnis kam. Denn ich hatte wirklich geglaubt, dass er mein Sohn sei, eine Menge Zeit mit ihm verbracht und mit ihm sogar für das Cover vom *Jet Magazine* posiert. Nach dem Vaterschaftstest hat mich diese Frau noch jahrelang gequält und belästigt. Ich glaube nicht, dass sie noch etwas aus ihrem Leben machen kann. Ich wäre jedenfalls nicht erstaunt, wenn sich jemand mit ihr einlässt und dann ebenfalls reingelegt wird oder so.

★ ★ ★

Nach der Verkündung des Strafmaßes schickte man mich ins Indiana Youth Center. Das war ein Knast der mittleren Sicherheitsstufe, der in den 1960er Jahren für reiche, weiße, nicht gewalttätige jugendliche Straftäter gebaut worden war. 1992 war das Gefängnissystem in Indiana aber schon so überlastet, dass sie dort auch erwachsene Straftäter einwiesen, größtenteils Leute, die Freiheitsstrafen wegen Sexual- oder Drogendelikten absitzen mussten und die zu schwach waren, um in die wirklich harten Gefängnisse eingewiesen werden zu können. Aber im Laufe der Jahre schickte man auch ein paar Mörder und andere Gewalttäter dorthin. Als ich ankam, waren im Gefängnis 1.500 Insassen untergebracht, und über 95 Prozent von ihnen waren Weiße.

Mir wurde eine Zelle in einem der neueren Gebäude, dem M-Trakt, zugewiesen. Hier waren alle in Zweimann-Zellen untergebracht, die verstärkte Türen, aber kleine Fenster statt Gitterfenstern hatten. Wenn man in die Zelle kam, befanden sich links zwei Betten und rechts eine Toilette und ein Schrank, in dem man seine Sachen aufbewahren konnte. Außerdem

gab es noch einen Schreibtisch. Die Zelle maß nur ungefähr zweieinhalb auf drei Meter.

Damals war mir noch nicht klar, dass es letztlich doch ein Segen sein konnte, im Knast einzusitzen. Weiß der Himmel, was aus mir geworden wäre, wenn ich draußen geblieben wäre, schließlich führte ich damals ein total verrücktes Leben. Eingesperrt zu sein, gab mir das erste Mal in meinem Leben die Zeit, wieder zu Atem zu kommen und ruhiger zu werden. Aber ich will hier nicht den Eindruck erwecken, ich wäre auf der Stelle erleuchtet worden oder hätte den ganzen Tag nur „Kum bay ya, My Lord“ gesungen. Im Gegenteil, ich war scheißwütend, dass ich in den Knast gehen musste. Mir war klar, dass ich mindestens drei Jahre lang einsitzen würde, aber wenn es ein weißes Mädchen gewesen wäre, hätte man mich bestimmt für 300 Jahre eingebuchtet.

In den ersten paar Wochen im Knast wartete ich nur darauf, dass mich jemand falsch einschätzte und mich für einen Weichling hielt. Ich konnte es kaum erwarten, diesen Psychopathen hier zu zeigen, dass ich genauso mörderisch war wie sie, wenn nicht noch mehr. Zunächst einmal musste ich all diesen Tieren klarmachen, dass bloß keiner meiner Zelle zu nahe kommen oder mein Scheißzeug auch nur anfassen sollte. Ich war aggressiv und kampfbereit.

Eines Tages, bald nach meiner Ankunft, schlenderte ich herum, als mir ein Typ zurief: „Hey, Tyson, du Scheiß-Treejumper!“ Ich hatte keine Ahnung, was er damit meinte. Zuerst hielt ich das für ein Kompliment, vielleicht hielt er mich für einen großartigen Athleten mit absolut erstaunlichem körperlichen Geschick, einer, der sogar über Bäume springen konnte. Aber dann fragte ich jemanden.

„Ein Treejumper ist ein Vergewaltiger, Mike“, erklärte mir einer der anderen Gefangenen. „Verstehst du – einer, der hinter Bäumen kleinen Kindern auflauert und dann hervorspringt und sich an ihnen vergreift.“

„Ach du Scheiße“, sagte ich.

Ein paar Tage später saß ich im Gemeinschaftsraum, als sich ein echt sympathischer Insasse zu mir setzte. Er war einer dieser ultrahöflichen

christlichen Brüder, zeigte ständig ein strahlendes Lächeln und war der beliebteste und von allen am meisten geachtete Typ im Knast.

„Mike, du bist doch kein Vergewaltiger“, sagte er und blickte mir tief in die Augen. „Ich beobachte dich schon eine ganze Weile. Du bist nur einfach ein großer dummer Junge, der mal ein bisschen Spaß haben wollte, aber du hast ganz bestimmt niemanden vergewaltigt. Ich weiß das, weil ich ein richtiger Sexualstraftäter bin. Ja, das hab ich gemacht. Eine Frau brutal vergewaltigt und missbraucht. Hast du schon mal die weiße Frau gesehen, die mich besuchen kommt? Sie ist nicht meine Freundin, sie ist mein Opfer.“

„Was?“

„Ich habe zum Herrn gefunden, Mike. Dann habe ich ihr geschrieben, und seitdem schreiben wir einander, und sie kommt mich besuchen. Ich weiß, wer ein Vergewaltiger ist und wer nicht, weil ich selber einer bin.“

Während ich mich noch im Gefängnis akklimatisierte, tobte draußen eine Kontroverse. Den meisten Meinungsumfragen zufolge zogen eine Menge Leute meine Verurteilung in Zweifel, selbst in Umfragen, bei denen hauptsächlich Frauen befragt worden waren. Eine große Mehrheit der Farbigen dachte, dass der Prozess gegen mich nicht fair gewesen sei. Selbst einer der Geschworenen in meinem Verfahrens erklärte einem Journalisten gegenüber, dass keiner der schwarzen Geschworenen mit meinem Fall zu tun haben wollte, weil alle Angst gehabt hätten. Jeden Tag telefonierte ich mit Don, und er versicherte mir, dass er daran arbeite, mich so schnell wie möglich rauszuholen. Deshalb kann sich wohl jeder vorstellen, wie ich mich fühlte, als ein Richter am 31. März, sechs Tage nach meiner Einweisung ins Gefängnis, meinen Antrag auf Aussetzung der Gefängnisstrafe auf Kaution bis zur Entscheidung über die Berufung ablehnte. Ich lehnte feste Nahrung ab und nahm nur noch Flüssigkeit zu mir. Dann wurde ich ein paarmal wegen kleinerer Verstöße bei der Gefängnisleitung angezeigt. Zum Beispiel wurde ich dafür bestraft, dass ich ein paar anderen Gefangenen Autogramme gegeben hatte. Ich wurde immer

streitlustiger und schon bald abgemahnt, weil ich Wärter und andere Insassen bedroht hatte.

Zusammen mit einem großen hellhäutigen Farbigen namens Bob geriet ich in weitere Schwierigkeiten. Zuerst blödelten wir nur herum, aber dann wurde es ernst. Als er abhauen wollte, pflanzte ich ihm eine ziemlich große Beule auf den Kopf. Ein anderer Gefangener, Wayne, kam herbei und befahl mir, mich wieder abzuregen. „Du musst diesen Typen nichts beweisen“, sagte Wayne. „Du willst bald wieder nach Hause, Bruder, während sie noch sehr lange hier drin bleiben müssen.“

Er hatte recht. Glücklicherweise verpfiff Bob mich nicht, als einer der Wärter herbeilief. Er sagte, er sei nur gestolpert, sonst hätte man mich vielleicht zu ein paar weiteren Monaten Knast verdonnert.

In so einem Gefängnis ist es schwer, auch nur halbwegs menschlich zu bleiben. Ich habe Dinge gesehen, von denen ich nie geglaubt hätte, dass Menschen sie einander zufügen könnten. Ich habe gesehen, dass Männer wegen einer Zigarette bis aufs Messer miteinander kämpften. Es kam vor, dass sie einem Gefangenen Benzin in die Zelle schütteten und es anzuzünden versuchten, damit der Kerl verbrannte. Oder eine Wärterin wurde in ein WC verschleppt und dort vergewaltigt. Ich sah Wärter fliehen, nachdem ihnen Gefangene mit einem Rasierer das Gesicht halb aufgeschlitzt oder mit einem Tacker auf sie eingeprügelt hatten. Den Männern, die solchen Mist machten, war es völlig egal. Sie hatten nichts zu verlieren, sie hatten sowieso noch 40, 50 oder 100 Jahre Knast vor sich. Manche hätte man gar nicht zu noch längeren Strafen verurteilen können. Es war also immer ein Drahtseilakt, sich mit diesen Soziopathen anzulegen. Sie gehörten wohl eher in Heilanstalten als in ein Gefängnis.

In den ersten paar Monaten war ich geradezu paranoid – ich war überzeugt, dass irgendjemand, entweder ein Mitgefangener oder ein Wärter, mich hereinlegen wollte, mir vielleicht Drogen unterschieben oder mich so provozieren würde, dass ich zuschlug. Dann hätte man mir noch ein paar weitere Jahre aufgebrummt. Dabei wollte ich die Sache nur irgendwie hinter mich bringen. Deshalb blieb ich die ganze Zeit in meiner Zelle und

wollte mit niemandem was zu tun haben. Manchmal suchte ich Gefängnisdirektor Trigg in seinem Büro auf.

„Hören Sie, ich möchte jetzt gern nach Hause. Meinen Sie nicht, dass es an der Zeit ist, dass ich entlassen werde?“

„Nein, aber es ist an der Zeit, dass Sie in Ihre Zelle zurückgehen“, antwortete er dann immer und rief nach den Wärtern, damit sie mich zu meiner Zelle zurückbrachten.

Eines Tages ging ich in meine Zelle und schloss die Tür. Ein weißer Insasse blaffte mich an: „Komm da raus, Nigga. Du brauchst dich für nichts zu schämen. Deine Zeit habe ich schon zehnmal abgesessen. Du musst dich fit halten und in Form bleiben. Du wirst wieder boxen. Man hat dich nur vorübergehend eingebuchtet.“

Einmal leistete ich mir einen Brüllwettkampf mit einem rassistischen Wärter, und dann mischten sich auch schon andere Insassen ein. Die arischen Suprematisten aus einer anderen Abteilung stürmten zu uns herüber, weil sie glaubten, einer ihrer Jungs sei involviert. Der Wärter forderte einen ganzen Bullenschlägertrupp als Verstärkung an, und schon herrschte das totale Chaos. Die Leute schrien: „Hau sie zusammen, Mike! Mach Brei aus den Ärschen!“ Es war ein regelrechter Aufstand. Sie mussten den ganzen Zellentrakt abriegeln, und ich wurde ins Loch gesteckt.

Das Loch war genau das – ein Loch. Man wurde in einen winzigen Raum, ungefähr zwei Meter mal zwei Meter fünfzig, geworfen, mit nur einer Matratze auf dem Boden und einer Toilette. Die Hälfte der Zeit nahm man mir die Matratze weg, und ich musste auf dem nackten Betonboden pennen.

Es war unmenschlich, in einem Raum eingesperrt zu sein, in dem das Licht täglich 23 Stunden lang brannte. Aber daran gewöhnte man sich. Man wird sich selbst zur besten Gesellschaft. Im Loch entdeckt man sogar eine seltsame Art von Freiheit. Hier wurde nicht jede deiner Bewegungen überwacht, wie es bei den übrigen Gefangenen der Fall war. Das Loch ist die schlimmste Situation, in die man geraten kann, und genau deshalb fühlte ich mich dort in meinem Element.

Während des ersten Jahres im Knast machte ich nichts als Probleme. Ich wurde abgemahnt, weil ich mich nicht schnell genug bewegte, mich ungehörig benahm, die Wärter bedrohte und andere Insassen schikanierte. Ich brachte so viel Unruhe in den Laden, dass man mich beinahe in den P-Trakt geschickt hätte. Dort wurden nur die wirklich gefährlichen Insassen untergebracht, die sich weigerten, zu arbeiten oder Anweisungen zu befolgen. Diese Typen hielt man vom Rest der Gefangenen getrennt. Ich hielt mich allmählich auch für so ein Arschloch, deshalb fing ich an, mich wie einer von ihnen zu benehmen. Dort wurde man ständig in eine Zelle gesperrt und rund um die Uhr von Wärtern beobachtet.

„Fickt euch, ihr Schlappschwänze“, schrien die P-Knastis die Wärter ständig an.

Ihre Zellen hatten Gitterfenster; wenn wir vorbeikamen, schrien sie auch uns an.

„Hey, Champ, reg dich ab! Ich hab gehört, dass du ein bisschen wild bist da draußen. Zu uns rein willst du ganz bestimmt nicht, Champ. Mit uns willst du dich ganz bestimmt nicht anlegen“, schrien sie mir zu.

„Hey, wenn ihr euch ein bisschen besser benehmen würdet, könnten sie euch vielleicht wieder unter normale Menschen lassen“, schrie ich zurück.

„Fick dich doch, du affiger Wichser!“, blafften sie zurück.

Danach regte ich mich tatsächlich ein bisschen ab. Ich wollte keinesfalls wie ein Tier leben. Im P-Trakt wurde es so schlimm, dass man sogar die Gitterfenster abmontierte und durch solide Glasscheiben ersetzte, damit die Insassen die Vorübergehenden nicht mehr anspucken konnten.

Das Loch reichte mir als Strafe, damit kam ich zurecht. Und warum auch nicht? Schließlich war ich in Wohnungen aufgewachsen, die wie Kloaken stanken. Ich stammte sozusagen direkt aus der Jauchegrube.

Im Dezember erfuhren wir, dass Desiree schon vor dem Vergewaltigungsprozess mit Rechtsanwälten über Buch- und Filmprojekte verhandelt hatte. Jetzt kamen ein paar Geschworenen Bedenken, dass sie die falsche Entscheidung getroffen haben könnten.

„Nach dem, was ich jetzt erfahren habe, kann ich sie nicht mehr als glaubwürdige Zeugin ansehen“, erklärte Dave Vahle den Medien. Vahle war einer der Geschworenen. „Unser Eindruck war, dass da ein Mann eine Frau vergewaltigt hatte. Im Rückblick scheint es eher, dass da eine Frau einen Mann vergewaltigt hat.“

Sowohl er als auch Rose Pride, eine weitere Geschworene, schrieben an das für den Bundesstaat Indiana zuständige Berufungsgericht und forderten, dass mein Prozess neu aufgerollt werden müsse. Jetzt versuchte Desiree eine Art Schadensbegrenzung. Sie erschien in dem amerikanischen TV-Nachrichtenmagazin *20/20* und gab dem Magazin *People* ein Interview. Und im Juli verklagte sie mich dann auch noch vor dem Zivilgericht. Ihr Vater erklärte, die Klage sei eingereicht worden, weil sie nicht mehr hinnehmen wolle, von Don King und Alan Dershowitz, meinem Anwalt für den Berufungsantrag, mit Schimpfnamen belegt zu werden. Desiree hatte sich einen neuen Anwalt namens Deval Patrick genommen. Der Name könnte Ihnen vielleicht bekannt vorkommen: Er ist seit 2007 Gouverneur von Massachusetts. Und dieser Kerl war es auch, der mich verklagte, weil ich Desiree Washington nicht genauer bezeichnete Schäden zugefügt hätte, sowohl körperliche als auch emotionale. Er behauptete sogar, ich hätte Desiree nicht nur eine, sondern gleich zwei Geschlechtskrankheiten angehängt.

Kurz darauf reichte der Anwalt Ed Gerstein, Desirees ursprünglicher Ambulanzjäger, beim Rhode Island Supreme Court Klage bezüglich seines ursprünglichen Anwaltsvertrags mit der Familie Washington ein und erwirkte eine gerichtliche Stellungnahme. Darin hieß es, der Staat Indiana solle diese Angelegenheit untersuchen, da Desiree möglicherweise einen Meineid geleistet habe, als es in ihrem Kreuzverhör bei meinem Prozess um die Frage des Anwaltsvertrags ging. Dershowitz stürzte sich sofort auf diese Information und bezeichnete die Sache als „rauchenden Colt“; er meinte, damit ließe sich meine Verurteilung aufheben. Er nannte Desiree eine „geldgierige Goldgräberin und obendrein eine Lügnerin“.

Am 9. Juli nahmen 500 Menschen an einer Kundgebung im Zentrum von Indianapolis teil. Sogar aus Compton war eine Stadträtin angereist, um vor der Menge zu sprechen.

„Wir werden nicht dulden, dass Desiree damit durchkommt, indem man uns dafür instrumentalisiert, einen der größten Männer zu vernichten, die wir je hatten."

Aber ungefähr einen Monat später machte Richterin Gifford meine Hoffnungen erneut zunichte. Sie verweigerte mir nicht nur einen neuen Prozess, sondern bestätigte auch eine frühere Entscheidung, dass Dershowitz Desiree nicht wegen ihrer Aussagen zu ihrem Anwaltsvertrag belangen könne. Und dann hob sie die ganze Sache auch noch auf eine persönliche Ebene und erklärte, sie sei geschockt über Dershowitz' Versuch, dem Gericht eine betrügerische Absicht zu unterstellen.

Im Oktober 1992 starb mein Vater. Ich wollte zur Beerdigung, aber man ließ mich nicht raus. Man versuchte wirklich, mich fertigzumachen. Immer noch wurde ich für alle möglichen idiotischen Bagatellen abgestraft und sammelte immer mehr Strafzeit an. Ich bezahlte sogar zwei Beerdigungen für ihn, eine oben im Norden, danach ließen wir ihn nach North Carolina bringen. Mein Neffe erzählte mir, dass die legale Ehefrau meines Vaters schier ausgerastet sei, weil seine ganzen Ex-Huren bei der Gedenkfeier in der ersten Reihe gesessen hätten.

Nach Neujahr gab es wichtige neue Entwicklungen in meinem Fall. Am 12. Januar brachte das *Globe Magazine* die Story, dass Desiree nicht ganz so unschuldig sei, wie sie von der Staatsanwaltschaft porträtiert worden war. Das Magazin hatte Freunde von ihr interviewt, die alle erklärten, dass sie im Blick auf Sex ziemlich raffiniert sei. Und eine Freundin behauptete sogar, Desiree habe das Wort Vergewaltigung erst erwähnt, nachdem ihr Vater herausgefunden habe, dass sie Sex mit Tyson gehabt hatte; das habe ihn sehr wütend gemacht.

Ende Januar widmete die Boulevard-Nachrichtensendung *Hard Copy* meinem Fall eine einstündige Sondersendung mit dem Titel „Zweifel sind angebracht". Desiree hatte Barbara Walters in der Sendung *20/20* erklärt,

dass sie die Klage fallengelassen hätte, wenn ich mich nur bei ihr entschuldigt hätte. Auf diese Aussage hatte sich Dershowitz gestürzt.

„Kann man sich das überhaupt vorstellen, dass jemand nach einer Vergewaltigung mit einer bloßen Entschuldigung zufrieden wäre?“, fragte er.

Am 15. Februar kam es vor dem Berufungsgericht von Indiana zu einer Anhörung über meinen Revisionsantrag. Zuvor hatten die Richter endlich den Vertrag herausgerückt, den Desiree mit ihrem Anwalt abgeschlossen hatte. Dershowitz konzentrierte sich auf vier Hauptpunkte, die seiner Ansicht nach ein Berufungsverfahren rechtfertigten: dass Zeugen bei der Verhandlung nicht angehört worden waren, die Desiree und mich beim Knutschen im Auto beobachtet hatten; dass das „stillschweigende Einverständnis“ in der Belehrung der Geschworenen nicht enthalten war; dass die Aufzeichnung des Notrufs zugelassen wurde; und schließlich auch Desirees Anwaltsvertrag mit Gerstein für das zivilrechtliche Verfahren gegen mich. Viele Rechtsexperten, darunter Mark Shaw, glaubten, Richterin Gifford habe so viele Fehler gemacht, dass ein neues Verfahren gerechtfertigt sei.

Nach der Anhörung zum Berufungsverfahren schlug eine weitere Bombe ein. Dieses Mal ging es um Desirees Behauptung, vergewaltigt worden zu sein. Wayne Walker, ein Schulfreund aus Desirees Zeit an der Highschool, behauptete, Desiree habe ihrem Vater erzählt, er, Wayne, habe sie vergewaltigt. Wayne gegenüber habe sie erklärt, sie habe das nur getan, um ihn zu decken, weil er sonst enorme Problem bekommen hätte. Walker sagte dem Radio-Sender ESPN, als er von Desirees Vergewaltigungsvorwurf gegen mich erfahren habe, habe er spontan gedacht: „Jetzt macht sie genau das Gleiche noch einmal.“

Noch im selben Monat berichtete die *New York Post*, Mary Washington habe ihren Mann Donald im Oktober 1989 verhaften lassen und ihn wegen Vergewaltigung und Körperverletzung Desirees angezeigt. Desiree erklärte bei ihrer Vernehmung, der Vater habe sie „geschlagen und unter das Waschbecken gestoßen … Immer wieder stieß er meinen Kopf gegen die

Wand und auf den Boden. Ich konnte mich befreien und griff nach einem Messer, um mich zu schützen“.

Was mochte der Grund dafür gewesen sein, dass Desiree von ihrem Vater verprügelt wurde? Wie ihre Mutter bei meinem Prozess aussagte, sei Donald „durch die Decke“ gegangen, als Desiree ihm erzählte, sie habe ihre Jungfräulichkeit verloren. Ihre Mutter machte sich solche Sorgen, dass sie Desiree „wegen schwerer Depressionen und Selbstmorddrohungen in psychotherapeutische Behandlung“ gab.

Damit hatte Desirees Mutter bestätigt, dass Desiree ihre Unschuld schon im Oktober 1989 verloren hatte. Das war der Zeitpunkt, an dem sie, wie Wayne behauptete, Sex mit ihm gehabt hatte, woraufhin sie ihn beschuldigte, sie vergewaltigt zu haben. Natürlich schwor Desiree in einer eidesstattlichen Erklärung zu einer von meinem Anwalt eingereichten veränderten Begründung des Berufungsantrags, dass sie mit dem Jungen niemals Sex gehabt habe.

„Ich bestreite kategorisch und ohne Einschränkungen, dass Wayne und ich jemals Geschlechtsverkehr mit Penetration ausübten. Ferner bestreite ich kategorisch und ohne Einschränkungen, dass ich Wayne jemals beschuldigt hätte, mich vergewaltigt zu haben.“

Dabei gab es nur ein Problem: Dershowitz hatte einen anderen Jungen gefunden, einen gewissen Marc Colvin, ebenfalls einer von Desirees Freunden, der öffentlich erklärte, dass das, was Desiree geschworen habe, eine Lüge sei.

„Nach längerem Zögern habe ich mich entschlossen, diese Mitteilung zu machen, weil ich Desiree immer noch als eine Freundin betrachte. Ende 1989 rief sie mich an und vertraute sich mir an, dass sie Geschlechtsverkehr mit Wayne Walker gehabt habe … Sie sagte, dass sie danach ins Bad gelaufen sei und geweint habe.“

Ach, was für ein Wirrwarr hatten wir nun! Ich frage mich nur, was ihr Vater wohl gesagt hätte, wenn Desiree ihm erzählt hätte, dass sie einvernehmlichen Geschlechtsverkehr mit mir gehabt habe. Wir haben es hier offenbar nicht mit den stabilsten Familienverhältnissen zu tun.

Was meine Berufung anging, fühlte ich mich mit Dershowitz als Anwalt recht zuversichtlich. Daher wirkte es auf mich wie ein Schlag mit dem Hammer, als der Antrag am 7. August vor dem Indiana Court of Appeals abgelehnt wurde. In einer 2:1-Entscheidung urteilte das Gericht, dass Gifford ihren Ermessensspielraum nicht missbraucht habe, als sie die Befragung meiner wichtigsten Zeugen vom Verfahren ausschloss. Nur ein Richter stellte sich auf meine Seite. Richter Patrick Sullivan schrieb: „Nach erneuter Prüfung sämtlicher Gerichtsakten komme ich unvermeidlich zu der Schlussfolgerung, dass ihm [Tyson] nicht die erforderliche Fairness zuteil wurde, die ein wesentliches Element unserer Strafgerichtsbarkeit darstellt.“ Mit anderen Worten: Dieser Nigga wurde verarscht. Und damit verlor ich auch die letzten kläglichen Reste meines Vertrauens in unser Rechtssystem. Die Sache war wie üblich ein abgekartetes Spiel. Deshalb überraschte es mich in keiner Weise, als der Indiana Supreme Court, der oberste Gerichtshof von Indiana, sechs Wochen später keine weitere Anhörung zu meinem Berufungsantrag zuließ. Aber schauen wir doch mal, warum das Gericht sie nicht zuließ. Für die Entscheidung, sich mit meinem Fall zu befassen, wäre eine 3:2-Mehrheitsentscheidung nötig gewesen. Die hätte ich auch bekommen, nur hatte sich Richter Randall Shepard, ein liberales Mitglied des Gerichts, wegen eines Interessenkonflikts aus dem Fall zurückgezogen. Offenbar hatten der Richter und seine Frau am 20. Jahrestreffen seiner Yale Law School-Klasse teilgenommen. Die Frau des Richters war auf dem Toilettengang zufällig meinem Anwalt Dershowitz über den Weg gelaufen.

„Sie sagte, sie habe Dershowitz erklärt, dass sie seine Einlassungen zur Berufung vor dem Indiana Court of Appeals verfolgt habe und dass er sich im weiteren Verlauf des Verfahrens besser auf die Art und Weise einstellen müsse, in der man sich in Indiana mit diesen Dingen befasse … Ich gestehe ein … dass dieses Gespräch nicht angemessen war … Meine Frau bedauert sehr, den Gedankenaustausch herbeigeführt zu haben, und empfindet darüber tiefe Beschämung. Meine eigene Entscheidung, die Gründe für meine Befangenheit nicht offenzulegen, war von dem Wunsch getragen,

meiner Frau die Peinlichkeit einer öffentlichen Darlegung der Gründe und einer Debatte über ihr Verhalten zu ersparen“, beschrieb Richter Shepard den Vorgang später.

Das erweckte den Anschein, als habe Shepards Frau Dershowitz ein paar Hinweise gegeben, wie er meinen Berufungsantrag gewinnen könnte. Aber der Richter wollte sich nicht dem Verdacht ausgesetzt sehen, dass seine Entscheidung von der Meinung seiner Frau diktiert würde. Also wahrte er das Gesicht seiner Frau und trat mich dafür in meinen schwarzen Arsch. Die Entscheidung fiel mit 2:2 Stimmen, und das reichte, um mir die Tür vor der Nase zuzuschlagen.

Jetzt hatte ich keine Hoffnung mehr, aus dem Knast rauszukommen. Ich brauchte über ein Jahr, um mir darüber klar zu werden, was ich mit meiner Zeit anfangen sollte. Das erste Jahr im Bau war die schiere Hölle, ich sammelte einen Strafmonat nach dem anderen. Ich begegnete allen im Gefängnis mit Misstrauen. Man hatte mich in eine Zelle gesteckt, in der bereits ein Bursche namens Earl saß, ein richtiger Modellgefangener. Earl hatte 30 Jahre wegen Drogenhandels abzusitzen, was bedeutete, dass er noch mindestens 15 Jahre vor sich hatte. Die Gefängnisverwaltung dachte, dass er am besten geeignet sei, mich anzuleiten und mich von weiteren Problemen fernzuhalten.

Am ersten Abend nahm ich einen Bleistift und hielt ihn Earl drohend vor die Nase.

„Dich Scheißer bring ich um, wenn du meine Sachen auch nur einmal anrührst. Und wehe, es fehlt was“, sagte ich. „Und ich werde die Zelle nicht putzen. Lass mich einfach in Ruhe.“

Earl schaute mich nur an.

„Hey, was soll der Scheiß?“, fragte er. „Hör mal, Mike, ich bin nicht so ein Typ. Ich steh auf deiner Seite, Bruder, und will dir helfen. Lass dich nicht noch tiefer in die Scheiße ziehen. Dafür stecken sie dir nur noch mehr Strafmonate in den Arsch. Ich kannte Typen, die hierher kamen und ein oder zwei Jahre hatten und am Schluss dann für genau den gleichen Scheiß lebenslänglich kriegten. Du hast einfach noch nicht kapiert, wie das hier

läuft, junger Bruder. Du brauchst mich, damit ich dir beibringe, wie du dich hier verhalten musst, dann ist der Rest der reine Durchmarsch.“

Ganz allmählich lernte ich von Earl. Ich brauchte eine ganze Weile, bis ich das selber merkte, aber Earl war echt beeindruckend. Manchmal liefen wir im ganzen Trakt herum, während mir Earl Tipps gab und mir alles Mögliche erklärte.

„Halte dich von den Arschlöchern da drüben fern, Mike. Mit den Bullen dort darfst du kein Wort wechseln. Nicht mal ‚Guten Morgen‘, halte einfach immer die Klappe, Mike. Wenn du siehst, dass ich einem Typen den Schwanz lutsche oder den Arsch küsse, brauchst du nicht überrascht zu sein. Ich würde das nie machen, aber falls doch, sei nicht überrascht. Überhaupt darf dich rein gar nichts überraschen, was du hier zu sehen bekommst, kapiert? Und mach keine Bemerkungen, über nichts und niemanden, halte einfach immer die Klappe. Wenn du siehst, wie eine Bande Niggas mit Messern auf einen anderen einsticht, gehst du einfach weiter. Du schaust sie auf keinen Fall an, lass dich von denen bloß nicht dabei erwischen, dass du sie anschaust. Was du hier siehst, das siehst du nicht. Wenn einer einen anderen fickt, schaust du weg, das geht dich nichts an. Mach keine Witze und keine Bemerkungen darüber, denn das ist seine Frau, Nigga. Wenn du draußen eine Frau respektlos behandelst, tritt man dir in den Arsch. Das ist hier nichts anderes.“

Und er hatte recht. Mit den Standards und Verhaltensweisen der Außenwelt kam man hier im Gefängnis nicht weiter. Draußen hielt man Homosexuelle oft für schwache Persönlichkeiten, die man leicht ausnutzen konnte. Aber die Kerle hier drin waren Krieger, die konnten dich schon im nächsten Moment umbringen. Wenn man zwei starke Typen im Hof Hand in Hand herumgehen sah, dann begegnete man ihnen trotzdem mit Respekt, sonst hatte man wirklich ein Problem. Im Knast ist jeder imstande zu morden, egal, wie groß oder schmächtig er ist.

Wenn man eine Zeit lang im Gefängnis verbracht hat, fängt man an, bei den anderen eine gewisse Menschlichkeit wahrzunehmen, sogar bei den rassistischen Wärtern. Es ist egal, ob es um schwarze Gangmitglieder geht,

um Neo-Nazis oder um mexikanische Gruppenvergewaltiger … jedenfalls lernt man sie allmählich besser kennen, wenn sie einem erzählen, dass jemand in ihrer Familie gestorben ist oder dass einer Probleme mit seiner Frau hat.

Als ich endlich kapiert hatte, wie dieses System funktionierte, fing ich an, die Dinge in meinem Sinn zu manipulieren. Dabei half mir einer der Insassen, ein Lebenslänglicher namens Buck. Der stammte aus Detroit und hatte ungefähr 15 Jahre schon hinter sich. Ich erhielt damals jeden Tag eine Tonne Briefe aus der ganzen Welt. Eines Tages saß Buck in meiner Zelle und blätterte durch ein paar Briefe.

„Hm, Mike … Ich merke gerade, du weißt eigentlich gar nicht, wie du die Briefe lesen musst."

„Was? Wie meinst du das, Nigga?", fragte ich gereizt. „Ich habe lesen gelernt!"

„Du kannst lesen, aber du weißt nicht, wie man zwischen den Zeilen liest", erklärte er mir. „Da stecken nämlich bestimmte Botschaften drin. Die Leute wollen deine Gefühle nicht verletzen, weil du ein berühmter Boxer bist und weil sie glauben, dass du eine Menge Geld hast, aber sie benutzen Wörter, die du gar nicht kennst, weil du nicht sehr lange zur Schule gegangen bist, Mike."

Obwohl er mir solchen Mist erzählte, war ich nicht beleidigt.

„Schau mal hier. Diese Tussi schreibt: ‚Wenn es irgendetwas gibt, das ich für Sie tun kann, schreiben Sie es mir.' Weißt du, das bedeutet nicht einfach: ‚Schreiben Sie mir, wenn ich etwas für Sie tun kann', sondern: ‚Ich will etwas für Sie tun, Sie müssen es nur sagen.' Oder in dem Brief hier: ‚Ich würde Sie wirklich gern kennenlernen und eine Beziehung zu Ihnen als Mensch aufbauen.' Das soll eigentlich heißen, dass sie deine Lebenssituation verbessern will. Sie will dir helfen und sich um deine Gesundheit und dein Wohlergehen kümmern. Wenn du von der etwas brauchst, würde sie dir sofort helfen."

„Wir sind hier in einer einzigartigen Situation, Mike. Vor uns liegen Möglichkeiten, eine Menge Geld zu scheffeln. Für dich läuft es zurzeit

nicht so arg gut, Mike. Du hast den Anwälten eine Tonne Geld hinwerfen müssen. Wahrscheinlich wirst du der Zicke, die dich verklagt hat, einen weiteren Haufen Geld reinschieben müssen. Du brauchst mindestens ein Hausgeldkonto. Wie sollst du dich hier gut ernähren? Den Fraß in der Cafeteria kannst du nicht essen.“

„Du hast recht, ich brauche Hausgeld“, stimmte ich zu.

Ich begriff, was Buck meinte, und tat mich mit ihm zusammen. Er nahm meine Briefe in Empfang und antwortete den Frauen, und schon rollte der Rubel in unsere Richtung. Wir bekamen Geld überwiesen und uns wurde Schmuck zugeschickt, sogar ausländisches Geld ging ein, wir ertranken förmlich in Geld. Es dauerte nicht lange, bis einer der Direktoren meinen Anwalt Jim Voyles anrief.

„Wir haben ein Problem mit Mikes Verfügungskonto“, teilte ihm der tellvertretende Direktor Slaven mit.

„Was für ein Problem?“

„Er hat 100.000 Dollar auf seinem Konto“, erklärte Slaven.

Aber schon bald bekam ich es mit der Angst zu tun. Ein paar dieser Frauen wollten mich im Gefängnis besuchen. Was sollte ich tun? Ich hatte keinen blassen Schimmer, was Buck ihnen geschrieben hatte. Hatte er am Ende ein paar Miezen geschrieben, ich sei bereit, sie zu heiraten? Allmählich kam mir der Verdacht, ich würde wieder mal reingelegt.

Mir wurde klar, dass ich Buck dazu bringen musste, damit aufzuhören. Ich erklärte ihm, dass er die Leute auffordern müsse, das Geld nicht mehr an mich, sondern an meine „Schwester“ oder meine „Tante“ zu überweisen, und Buck würde es dann von deren Konten auf mein Konto transferieren lassen. Als er entlassen wurde, übernahm ein junger Gangbanger namens Red das Beantworten der Briefe. Schon bald gab Red mit seiner schönen neuen Uhr an und sah mit den Goldkettchen und Diamantringen wie ein richtiger Zuhälter aus.

Eines Tages tauchte eine Engländerin auf und wollte mich sprechen. Sie war eine der Frauen, mit denen Red korrespondiert hatte. Red saß gerade im Loch und bat mich, rauszugehen und mit der Frau zu reden. Aber er

erzählte mir nicht, dass er mit ihr eine ziemlich turbulente Beziehung hatte und dass sie sich zerstritten hatten. Ich dachte, das würde super laufen, und marschierte ahnungslos in den Besucherraum.

Kaum hatten wir Platz genommen, als sie auch schon loskeifte.

Sie hielt gerade ein Baby im Arm. „Wo ist meine Diamantkette? Wo ist die Uhr, die ich dir geschickt habe? Ich will alles zurück, du verdammtes Arschloch!“

Aber hallo! Das wollte ich mir von dieser durchgeknallten Schlampe nicht bieten lassen, wo ich sie doch nicht mal kannte! Ich stand auf und marschierte aus dem Raum.

Vermutlich beschwerte sie sich anschließend bei der Gefängnisleitung, jedenfalls leitete man eine Untersuchung ein. Der Typ, der die Sache untersuchen musste, kam zu mir. „Sie kennen also diese Frau gar nicht? Sie hat Ihnen auch nie Schmuck geschickt, richtig?“ Er wusste, dass ich damit was zu tun hatte, aber er wollte auch nicht, dass etwas nach draußen drang.

„Nein, Sir. Ich weiß nichts darüber. Ich habe ihr nie einen Brief geschrieben“, erklärte ich. Die Gefängnisleitung war offenbar sehr besorgt, dass man sie belangen könnte, denn schließlich befand ich mich in der Obhut des Staates. Aber sie verfolgte die Sache weiter und fand schließlich heraus, dass Red daran schuld war, und verlegten ihn woanders hin.

Vielleicht fragen Sie sich, wie ein junger, im Saft stehender Kerl wie ich im Gefängnis an eine Möse kam? Na gut, ich kam sogar an ein paar Muschis heran, und das hatte ich einem kleinen weißen Insassen zu verdanken. Ich beobachtete eines Tages, dass dieser Kerl Besuch von einem hochschwangeren Mädchen bekam. Ich dachte, dass ihr jemand anders das Baby gemacht haben musste und dass sie jetzt nur gekommen war, um ihrem Ehemann die Neuigkeit schonend beizubringen, aber so war es nicht. Sie küssten sich, Zungenkuss und alles. Die Gefängnisleitung drehte schier durch und stellte ihn zur Rede.

„Ist es Ihnen denn völlig egal, dass Ihre Frau schon wieder ein Kind von einem anderen Mann bekommt?“, fragten sie.

„Hey, das ist meine eigene Angelegenheit. Warum mischen Sie sich da ein?“, fragte er.

Ich fragte ihn, was eigentlich Sache sei.

„Das sind wirklich meine Kids, Mike. Das ist schon das zweite, seit ich hier einsitze. Funktioniert ganz gut, du musst nur dafür sorgen, dass deine Lady die richtigen Sachen anzieht, wenn sie dich besuchen kommt – Höschen ohne Zwickel und darüber ein weites Sommerkleid mit Knöpfen vorne. Aber sie muss es umgekehrt anziehen, so dass die Knöpfe hinten auf dem Rücken sind. Dann bittest du um Erlaubnis für einen Hofgang mit ihr und führst sie zu der Ecke, wo die Picknicktische stehen. Und sie setzt sich dir auf den Schoß, aber mit dem Rücken zu dir, und dann besorgst du es ihr. In der Ecke gibt es keine Kameras, und im Hof passt nur ein einziger Wärter auf die Gefangenen auf, du musst also nur aufpassen, dass er nicht gerade vorbeikommt.“

Den Scheiß hätte mir der Kerl wirklich nicht erzählen dürfen. Die Idee war super, und da ich meiner Meinung nach zu Unrecht im Knast saß, sah ich auch nicht ein, warum man mir jede sexuelle Betätigung verbot. So dachte ich eben. Ich sah meine Fanpost durch und suchte mir die Mädchen aus, die mir am besten gefielen. Ich schrieb ihnen zurück: „Hey, hättest Du nicht Lust, mich zu besuchen? Ich schicke dir ein Flugticket.“ Dann gab ich ihnen die ganzen Anweisungen mit dem weiten Kleid und dem Höschen mit offenem Schritt. Sie dachten wahrscheinlich, dass wir höchstens Petting machen würden.

Als das erste Mädchen kam, wartete ich im Hof auf sie. Ich konnte nicht mal aufstehen, um sie zu begrüßen, weil ich mir die ganze Zeit ziemlich schmutzige Sachen vorgestellt hatte, damit ich bereit für sie war. Sie kam herüber, wir küssten uns, ich drehte sie um und, bums, ab ging die Post.

Sie hätte AIDS haben können oder so. Ich war aber völlig sorglos und benutzte kein Kondom. Herrgott, ich kannte die Tussi noch nicht mal, und schon trieb ich es mit ihr unter heiterem Himmel.

Nach einer Weile hatte ich aus der Sache eine Art Wissenschaft gemacht. Sobald sich das Mädchen auf meinen Schoß setzte, streichelte ich ihre

Hand, damit niemand sah, dass sie sich bewegte. Denn wenn ich es zu hart trieb, hüpfte sie auf und ab wie auf einem Scheiß-Trampolin, und das wäre nicht so gut gewesen.

Die Sache lief blendend, bis ich was richtig Dummes tat. Eines Tages konnte ich mich nämlich nicht mehr beherrschen und trieb es richtig mit einer. Aus welchem Grund auch immer hatte der Wärter an diesem Tag seinen Posten verlassen, kam um den ganzen Hof gelaufen und tauchte plötzlich von hinten auf. Er sah, was da abging. Wahrscheinlich hatte mich jemand verpetzt, denn normalerweise verließen die Wärter nie ihren Posten am Fenster. Er erwischte mich mit heruntergelassener Hose.

Nicht lange danach brachte das *Star Magazine* einen Artikel über eines der Mädchen aus Atlanta, die mich besucht hatten. Sie behauptete, von mir im Gefängnis geschwängert worden zu sein. Die Zeitschrift brachte ein Foto von ihr mit dickem Bauch. Gottseidank stellte sich dann heraus, dass es ein falscher Bauch war, den sie sich angelegt hatte, damit sie der Zeitschrift ihre Story verkaufen konnte. Ich war total glücklich. Aber das war dann auch das Ende meiner kleinen sexuellen Eskapaden. Man verbot sämtliche Hofbesuche. Ach du Scheiße, was waren die anderen sauer auf mich! Sie nannten die neue Verordnung nur noch die Tyson-Regel.

Inzwischen bereitete sich Earl auf seine Entlassung vor. Bevor er ging, setzte er sich zu mir.

„Wenn ich weg bin, will ich, dass du dich mit Wayno zusammentust. Der ist der einzige gute Mann hier. Sei vorsichtig mit allen anderen Typen, Mike. Du bist ein Insasse auf Zeit, aber die anderen sind echte Strafgefangene. Und das bleiben sie auch, bis sie abkratzen. Halte dich an Wayno, der wird dich nicht in irgendeinen Scheiß reinziehen.“

Ich kannte Wayno, aber er gehörte nicht zu meinen Freunden – das wurde er erst, als wir zusammen in einer Zelle lagen. Und wir wurden sogar so enge Freunde, dass er bis heute mit mir zusammenarbeitet. Wayno war so was wie der heimliche Boss im Knast. Eigentlich saß er wegen Kokainhandels ein, aber er hatte auch sehr viel Ahnung von Informationstechnologie und arbeitete an der Entwicklung eines Systems

für elektronische Fußfesseln. Er war der Sprecher unseres Trakts, der stellvertretende Coach unserer Basketball-Auswahl und ein führendes Mitglied der islamischen Gemeinde im Bau. Außerdem stammte er aus Indianapolis und war mit vielen Wärtern zur Schule gegangen. Wahrscheinlich hatte er ihnen früher sogar Koks verkauft.

Ich sollte eigentlich in der Sport- und Freizeitabteilung arbeiten. Vermutlich gab man mir diesen Job, damit ich in der Turnhalle trainieren konnte. Allerdings hing ich meistens am Telefon. Ich war praktisch ein Nonstop-Telefonierer. Kaum war die Morgenzählung vorbei und alle waren als anwesend gemeldet, marschierte ich zum Telefon. Jeder Trakt hatte sein eigenes Telefon, und wer sich zuerst auf der Liste eintrug, durfte zuerst ran. Ich sorgte dafür, dass sich auch ein paar andere eintrugen und kaufte ihnen dann ihre Telefonzeit für ein paar Packungen Zigaretten ab.

Ich behauptete immer, ich müsse mich mit einer Menge Rechtsangelegenheiten und mit meinen Anwälten herumärgern, aber in Wirklichkeit telefonierte ich meistens mit meinen Freunden und Mädchen.

„Tyson, du hängst jetzt schon seit einer Stunde an der Strippe!“, bekam ich immer wieder zu hören.

„Es geht um meine verdammten Gerichtssachen, okay? Beschwer dich beim Direktor!“, gab ich dann zurück.

Für mich war das Telefon so etwas wie eine Nabelschnur zur Außenwelt. Aber im Knast lernte ich auch eine andere wichtige Lektion. Wayno erklärte mir, wenn man versuche, Beziehungen nach draußen zu pflegen, würde einem die Zeit im Knast noch härter vorkommen. Klar, ich wusste, dass man am Tor alles abgeben musste – Autos, Geld, Boxhandschuhe, Gürtel, Frauen, Ringe, sein Handy, eben den ganzen verdammten Scheiß. All das existierte schlicht und einfach nicht mehr, bis man wieder entlassen wurde. Aber ich war so ein verwöhnter Bastard, dass ich mich nicht an die Regeln halten wollte, weil ich mir einbildete, ich könnte Regeln ändern, die längst in Stein gemeißelt worden waren. Aber das funktionierte natürlich nicht.

Ich hatte Freundinnen im ganzen Land, mit denen ich jederzeit reden konnte. Eine von ihnen hatte sogar eine Extra-Nummer für mich

eingerichtet. Wenn sie zu einer Party ging, nahm sie immer ihr Handy mit, und wenn ich dann anrief, holte sie ein paar Mädels ans Telefon.

Wenn ich nicht am Telefon hing, saß ich in meiner Zelle und las. Die Richterin wollte, dass ich mein Bildungsniveau verbesserte und den General Educational Development Test ablegte, deshalb büffelte ich dafür zusammen mit Muhammad Siddeeq, der im Gefängnis zu meinem geistlichen Berater geworden war. Aber ich hatte keine Lust, Mathe und solchen Scheiß zu lernen, deshalb fing ich an, mit einem Lehrer, den mir Siddeeq besorgte, Chinesisch zu lernen. Ich lernte genug Chinesisch, um mich richtig unterhalten zu können, und das erwies sich Jahre später als nützlich, als ich nach China reiste.

Aber auf Bücher fuhr ich voll ab. Mit nichts kann man die Zeit besser verbringen als mit einem Buch. Jeden Abend lasen Wayno und ich uns gegenseitig was vor. Einer nahm das Buch, der andere ein Lexikon oder ein Wörterbuch, und wenn wir auf ein Wort stießen, das keiner von uns kannte, schlugen wir es nach. Wir benutzten die neuen Wörter auch in unseren eigenen Sätzen, sodass sie allmählich in unseren Wortschatz übergingen.

Will Durants *Story of Civilization* las ich besonders gern. Ich las Maos Buch, ich las Che. Außerdem Machiavelli, Tolstoi, Dostojewski, Marx, Shakespeare und so weiter. Ich versuchte es auch mit Hemingway, aber der deprimierte mich zu sehr. Allmählich trieb ich auch auf Revolutions- und Rebellenscheiß zu. Aber meine Lieblingslektüre war *Der Graf von Monte Christo* von Alexandre Dumas. Mit der Hauptfigur, Edmond Dantes, konnte ich mich echt gut identifizieren. Auch er war von seinen Feinden zu Unrecht beschuldigt und ins Gefängnis gebracht worden. Aber Dantes brütete in seiner Zelle nicht einfach vor sich hin, sondern arbeitete entschlossen an seinem Erfolg und seiner Rache. Wenn ich mir im Gefängnis wirklich verloren vorkam, las ich ein bisschen in Dumas.

Am Anfang war ich richtig sauer auf die Gesellschaft. Ich kam mir wie ein Märtyrer vor. Wie ich immer sagte: „Die Herrschaft eines Tyrannen endet mit seinem Tod, aber die Herrschaft eines Märtyrers beginnt mit seinem Tod.“ Und je mehr ich Mao und Che las, desto mehr wurde ich zum Gegner

des Establishments. Mao schätzte ich so sehr, dass ich mir sein Porträt tätowieren ließ, neben dem des afroamerikanischen Tennisspielers Arthur Ashe. Dessen Autobiografie gefiel mir wirklich, ich hatte keine Ahnung gehabt, was für ein vernünftiger und vielseitiger Mann er gewesen war.

Auf Maos verdammtem Langen Marsch ging ich sozusagen direkt neben ihm her. Nachdem klar war, dass all meine Hoffnungen auf eine Berufung sich zerschlagen hatten, setzte ich mir das Ziel, das System auf jede erdenkliche Weise zu manipulieren. Ich suchte mir die schwächsten oder die neuen Wärter aus oder einen Wärter, der von mir beeindruckt war.

Als ich in Waynos Zelle umzog, wurden wir zu einem unschlagbaren Team. Wayno betrieb in seiner Zelle einen Laden – einen Tauschhandel mit den anderen Insassen. Sein Tauschtarif war 2:1. Wollte jemand, der gerade nicht genug Hausgeld hatte, eine Tüte Chips, ging er zu Wayno. Der gab ihm eine Tüte, schrieb den Namen auf, und später musste ihm der Kunde dann zwei Tüten zurückzahlen. Bevor ich bei ihm einzog, sagte ich: „Bruder, wenn du etwas von meinen Sachen haben willst, nimm es dir nur. Oder nimm dir gleich den ganzen Krempel."

„Mike, ich brauche nichts davon, denn wenn du mir was gibst, mache ich es doch nur wieder zu Geld, so ist das halt", sagte er. Also gab ich ihm eine Menge Zeug, und als ich dann bei ihm einzog, war unser Lager so groß, dass wir einen Teil der Waren auf ein paar andere Zellen verteilen mussten.

Wir verscherbelten die üblichen Sachen, die man von seinem Hausgeld kaufen konnte – Kekse, Zigaretten, Chips. Schon bald setzte ich aber auch meinen Promi-Status gewinnbringend ein. Kurz zuvor hatte mich Maya Angelou besucht; wir hatten uns zusammen fotografieren lassen. Eines Abends war ich hungrig, aber ein anderer Insasse hatte ein paar Donuts, auf die ich in diesem Augenblick sehr scharf war.

„Hey, Bruder, hier hab ich ein Foto von mir mit Maya Angelou, der Königin der afroamerikanischen Intellektuellen. Mann, schau dir nur mal das Foto an – das ist mindestens 50 Dollar wert", sagte ich.

Der Typ war tatsächlich so gerührt von dem Foto, dass er mein Hausgeld um zehn Bucks in bar aufbesserte und den Rest in Raten abstotterte. Das

machte ich dann noch mehrmals, wann immer mich irgendein Promi besuchen kam.

Einige weibliche Fans von mir schrieben mir nicht nur, sondern schickten auch geile Fotos von sich, sodass ich die Fotos und die Briefe schließlich getrennt verhökerte. Dann konnte sich ein Käufer entweder über dem Foto einen runterholen, oder er nahm Kontakt zu der Mieze auf. Aber manchmal verscherbelte ich auch Foto und Brief zusammen. Nach dem Foto konnte ich ungefähr einschätzen, welche Gruppe im Knast auf das abgebildete Mädchen abfahren würde. Wenn das Foto den Typ Hinterwäldlerin aus dem Mittleren Westen zeigte, sprach ich damit vor allem irgendeinen Bauerntrampel an: „Versuch's doch mal mit der Nudel hier." Echt komisch, aber manche dieser Burschen schrieben den Frauen tatsächlich, und ein paar heirateten sogar.

Bald gingen wir von Pornobildern zum Telefonsex über. Wenn es in Indianapolis sieben Uhr morgens war, war es in Los Angeles fünf Uhr morgens. Um diese Zeit machten dort die Clubs gerade dicht, deshalb rief ich einen Freund, Kevin Sawyer, per R-Gespräch an. Er hatte immer ein paar Mädels in seinem Laden, die einsatzbereit waren.

„Fangen wir mit dem Spielchen an!", sagte er fast immer, wenn ich anrief. Wir kassierten bei den Jungs dafür ab, dass sie zuhören durften, wie Kevin es mit den Mädchen trieb. Manchmal erkundigte ich mich zuerst nach dem Namen des Kerls und gab ihn dann an das Mädchen weiter, damit es ihn direkt ansprechen konnte.

„Oh, oh, John, du machst mich ganz wild, ich bin schon total nass", sagte sie dann. Und John blechte für den Scheiß einen Haufen Kohle.

Ich sorgte sogar dafür, dass auch meine Freunde draußen flachgelegt wurden. Zum Beispiel hatte ich einen Freund in Chicago, der einen echt heißen Club besaß. Zu ihm schickte ich Mädchen, die mir geschrieben hatten, damit er sie durchchecken konnte, ob sie gutes Material für seinen Club wären. Das war auch zugleich eine Investition in meine Zukunft. Wenn die Mädels nett waren, wollte ich sie selber besuchen, sobald ich wieder draußen wäre.

Wayno und ich kungelten und mauschelten wie irre. Bald mussten wir unsere Lagerhaltung auf sieben oder acht Zellen ausweiten. Wayno kümmerte sich um die Buchhaltung, und wenn jemand mit den Kreditraten in Verzug geriet, kümmerte ich mich ums Inkasso.

Das lief dann so ab, dass ich dem Typen einen kleinen Besuch abstattete. „Du Hurensohn, du rückst jetzt mein Geld raus, Mann.“ Ich brauche ja wohl nicht zu erwähnen, dass wir unsere Kohle immer bekamen, selbst wenn der Typ dafür einen weiteren Kredit bei einem anderen Kumpel aufnehmen musste.

Wir lebten im Knast wie Könige. Wayno verfügte über die nötigen Beziehungen zu den arischen Typen, die in der Küche arbeiteten, und zu einigen korrupten Aufsehern, die jeden Scheiß in den Bau schmuggelten. So war ich nie in der Fresshalle zu sehen, außer wenn es Eis zum Dessert gab.

An den meisten Abenden chillten wir nur in unserer Zelle, und die Aufseher lieferten uns, was immer wir bestellten – Pizzas, chinesisches Essen, Kentucky Fried Chicken, White Castle und so weiter. Manchmal gönnten wir uns im Knast sogar Hummer oder Grillfleisch. Ich glaube, Wayno hat im Gefängnis zum ersten Mal in seinem Leben gebratenen Reis mit Shrimps gegessen. Er las mir aus einem Buch über Kleopatra vor, und während wir aßen, diskutierten wir darüber, als säßen wir in einem Schlafsaal im College. Und wenn wir Lust auf ein echtes selbstgekochtes Essen hatten, sagte ich einfach Siddeeq Bescheid, der dann seine Frau bat, für uns ein wunderbares Lachsfilet mit Salat zuzubereiten.

Auf jeden Fall wollte ich dann eine größere Zelle haben. Deshalb suchten Wayno und ich unseren Freund Derrick auf, der in einer Eckzelle wohnte, die viel größer war als die regulären Zellen. Ich brauchte mehr Platz. Echt beschissen, wenn man von der eigenen Fanpost schier aus der Zelle verdrängt wurde.

„Wayno, den Scheiß mach ich nicht mehr mit“, erklärte ich. „Besorg uns einen Termin.“

Wayno arrangierte einen Termin bei Mr. Turner, dem Berater unseres Blocks, der wiederum Mr. Dalton, dem Leiter aller Zellentrakte, unterstellt war. Wir setzten uns, und Wayno trug unseren Antrag auf eine größere Zelle vor. Das konnte er echt gut, denn er trat auch als Sprecher für andere Knackis auf, wenn sie etwas mit der Verwaltung zu bereden hatten. Er trug Turner sehr diplomatisch unsere „legitimen Bedürfnisse“ vor und bat die Verwaltung, „unsere ehrerbietige Bitte“ wohlwollend zu prüfen. Mir ging das ganze diplomatische Gedöns aber gegen die Hutschnur.

„Mr. Turner, wenn Sie und Mr. Dalton am nächsten Wochenende Rehe jagen und Kreuze abfackeln, könnten Sie doch mal kurz darüber nachdenken, ob Sie nicht mir und meinem Kumpel hier eine größere Bude geben wollen?“

Turner war schon ziemlich bleich gewesen, als wir kamen, jetzt wurde er so weiß wie die Wand.

„Ja, Mr. Tyson, wir werden uns sofort darum kümmern.“

Ich brauche wohl nicht zu erwähnen, dass wir die größere Zelle nicht bekamen.

Wir hatten auch einen Basketballtrainer auf unserer Gehaltsliste. Er war ein Aufseher, aber er schmuggelte auch Nahrungsmittel und mein Lieblingshaargel in den Bau. Ich wusste jedoch auch, dass die Gier tief in der menschlichen Natur verankert ist. Außerdem wusste ich, dass die Leute auch den letzten Scheiß für einen machten, wenn man sie ordentlich dafür bezahlte. Manche Leute waren sogar ziemlich billig zu haben. Das allerdings habe ich nie richtig geschnallt – ich zahlte nämlich immer viel zu viel.

Eines Tages fragte ich ihn: „Hören Sie mal, können Sie mir nicht ein paar Tussis besorgen?“ Er zuckte mit keiner Wimper, glotzte mich einfach nur an und fragte dann zurück: „Wie viele wollen Sie haben?“

„Ach, es muss kein großer Aufstand gemacht werden. Kann ich nicht schnell mal die Wärterin dort drüben vögeln? Glauben Sie, dass sie die Beine breit machen würde? Ich zahle ihr 1.000 Bucks dafür.“

Ich konnte förmlich sehen, wie sein Gehirn losratterte, als er seine Provision ausrechnete.

„Mike, meinen Sie das im Ernst? Dann spreche ich sofort mit der Zicke, ich kenne sie nämlich aus den Clubs. Die fickt dich auf der Stelle."

So redete ein Aufseher, Mann. Und ich hatte gedacht, er würde mich erst mal abwimmeln: „Na gut, ich kann ihr das ja mal weitersagen." Aber er fuhr sofort voll darauf ab, während ich selber ein bisschen nervös wurde, weil ich plötzlich Angst hatte, Probleme zu bekommen.

„Bruder, du führst dich auf wie ein Wilder", ermahnte mich Wayno. „Geh in die Zelle und wasch dich mit kaltem Wasser. Benimm dich wie ein Geschäftsmann." So gab ich diese Idee wieder auf.

Im Gefängnis versucht man ständig, den Willen der Gefangenen zu brechen. Wenn die Wärter merkten, dass sich zwei Insassen anfreundeten, um sich gegenseitig die Zeit im Knast zu erleichtern, wurde bald einer der beiden in ein anderes Gefängnis verlegt. Genau das passierte Wayno mitten in der Nacht. Man schickte ihn ins Wabash, eine nagelneue Strafeinrichtung für Level 4-Gefangene mit Super-Maximum-Sicherheit. Wayno kritzelte hektisch die Telefonnummern seiner Schwester und seiner Freunde auf einen Zettel, damit ich sie verständigen konnte, wohin sie ihn gebracht hatten.

Das machte mich richtig sauer auf unseren Gefängnisdirektor Trigg. Ich musste mir was einfallen lassen, wie ich ihm diese Sache heimzahlen konnte.

Trigg war ziemlich unbeliebt. Jedes Mal, wenn er in den Hof kam, schrien die Insassen: „Du Scheiß-Nigga, du bist doch nur ein Onkel Tom." Mir fiel ein, dass er eine meiner Freundinnen gemocht hatte, wenn sie mich besuchen kam. Sie war eine super aussehende Mulattin, und Trigg ließ sie immer herein, auch wenn sie nicht auf der Besucherliste stand. Trigg wohnte in einem Haus auf dem Gelände. Ich sagte zu ihr: „Geh rüber zu seinem Haus und hänge ein bisschen mit ihm ab. Lass ihn auf Tuchfühlung ran, dann können wir behaupten, dass er dich belästigt hätte." Ich war damals wirklich finster und verbittert. Aber dann hellte sich meine

Stimmung wieder ein wenig auf, und wir verwirklichten den Plan doch nicht.

Inzwischen kam ich mit meinen Mitgefangenen ganz gut klar. Ich hielt mich selbst für ein riesengroßes Arschloch, während ich im Knast saß, vielleicht sogar für ein noch größeres, als ich es in der Welt draußen gewesen war. Das zeigt, wie stark mein Ego angekratzt war. Aber jeder wusste, dass ich ein Herz hatte, soweit das in einem Knast möglich war. Egal, ob einer weiß, schwarz oder sonst was war, wenn er etwas brauchte und ich es hatte, dann erhielt er es auch. Es ging nicht darum, dass mir alle was schuldeten.

Als Wayno verlegt wurde, war ich ein ordentlicher A-Gefangener. Ich trank weder Alkohol, noch rauchte ich Pot, solange ich im Knast war. Niemand hätte mir was verkauft, wenn ich es nicht gewollt hätte. Alle wollten, dass ich in Form blieb, damit ich wieder stark wäre und boxen könnte, wenn ich entlassen wurde.

Aber den Sex konnte und wollte ich nicht aufgeben. Deshalb fing ich an, ihn mir im Knast zu verschaffen. Die Sache fing damit an, dass man mich aufforderte, an einem Drogenberatungsprogramm teilzunehmen, denn wenn man den Abschlusstest bestand, wurde das Strafmaß ein wenig verringert. Deshalb redeten alle, vom Direktor über Don bis hin zu den Mitgefangenen, auf mich ein, dass ich den Kurs belegen sollte. Sogar der Drogenberater kam mir entgegen: „Ich kann dir helfen, dass dir sechs Monate erlassen werden.“ Ich selber wollte eigentlich nicht hingehen, weil ich damals mit Drogen rein gar nichts am Hut hatte. Andererseits würde sich dadurch mein Gefängnisaufenthalt ein wenig verkürzen.

Deshalb ging ich schließlich doch hin. Der Kurs wurde von einer netten Lady geleitet. Sie war zwar ein bisschen kräftig gebaut, aber ein Mann in meiner Lage konnte nicht wählerisch sein. Als ich schon ein paar Tage teilgenommen hatte, kam sie zu meinem Tisch, um einen Blick auf meine Arbeit zu werfen. Ich weiß nicht mehr, was über mich kam, jedenfalls flüsterte ich ihr ins Ohr.

„Wie geht’s denn so?“

Ich wollte sie nur einfach haben. Aber sie drehte sich zu mir und redete mit mir wie eine Frau aus der Gosse.

„Junge, wenn mich irgendein anderer anzumachen versucht hätte, dann hätte ich ihn sofort von hier nach Pendleton abtransportieren lassen. Nehmen Sie nur deshalb am Kurs teil, um mich sexuell zu belästigen? Nicht mal die Mörder hier kommen mir mit solchem Scheiß."

„Na gut, aber ich bin keiner von denen", sagte ich. „Ich bin einfach nur ein Mann, der jemanden sieht, der Hilfe braucht, genau wie ich selbst. Wir sind nämlich beide in einer Situation, in der wir Hilfe brauchen. Tut mir leid, ich wollte das eigentlich nicht sagen, aber neulich hab ich Sie mit Ihrem Sohn hereinkommen sehen. Ich weiß, dass ihr Leute nicht besonders gut bezahlt werdet, wenn ich also irgendwie aushelfen kann, sagen Sie es mir. Tut mir leid."

„Arschloch. Ich sollte Sie anzeigen."

„Nein, wirklich, ich meine es ernst."

Da erzählte sie mir irgendwelchen Mist über ihr Dach, das beim letzten Sturm eingedrückt wurde, und ich dachte: *Das ist es!*

„Ihr Dach ist also eingestürzt, und Sie und Ihr Baby wohnen trotzdem noch da drin? Wildhunde könnten da rein und ihn holen. Da kann Ihnen alles Mögliche passieren. Sie werden allein nicht mit all dem Zeug fertig, Sie sind schließlich eine alleinerziehende Mutter."

„Yeah, und Sie wollen mir jemanden schicken, der das repariert? Wie wollen Sie das denn machen, solange Sie hier im Knast sitzen?"

„Geben Sie mir nur einfach Ihre Adresse, dann erhalten Sie morgen ein Päckchen", versprach ich ihr. Ich lief sofort zum Telefon, rief einen Freund in Chicago an und bat ihn, ihr am nächsten Morgen zehn Riesen vorbeizubringen.

Am nächsten Tag erschien sie in einem hübschen Kleid, mit Make-up und einem breiten Lächeln. Ich dachte nur, oh, verdammt!!!

„Wie geht es Ihnen heute, Mr. Tyson?"

Ich nahm an, dass sie das Päckchen erhalten hatte. Jetzt wurde ich richtig nervös, ich hatte keine Ahnung, wie wir das jetzt machen sollten. Wir waren

allein im Raum.

„Sie gehen rüber zu Ihrem Tisch dort in der Ecke. Der ist durch das Fenster nicht zu sehen. Ich komme zu Ihnen, beuge mich über den Tisch, um Ihre Arbeit zu korrigieren, und Sie stehen direkt hinter mir. Okay?“

„Cool, cool“, sagte ich eifrig.

Aber ich war dann doch so nervös, dass ich ihn nicht hoch kriegte. Ich machte mir zu viele Sorgen, dass die ganze Sache arrangiert sein könnte, um mich dranzubekommen. Während wir es versuchten, schaute ich mich dauernd um und suchte nach einer versteckten Kamera. Außerdem hatte ich eine Riesenangst, dass jemand gleich die Tür aufreißen und behaupten würde, dass das eine Vergewaltigung sei.

Obwohl ich versuchte, die Gedanken aus meinem Hirn zu verdrängen, wurde mein Schwanz einfach nicht hart. Ich stellte mir alle möglichen schmutzigen Dinge vor, wie ich sie überall berührte, wie ich sie leckte, aber es funktionierte trotzdem nicht. Ich versuchte sogar, meinen Schwanz hineinzustopfen, aber auch damit hatte ich kein Glück.

„Es funktioniert nicht. Vielleicht versuchen wir es ein anderes Mal.“

Ich ging in meine Zelle zurück, und später am selben Tag rief sie mich wieder zu sich, und dieses Mal klappte es. Und nachdem wir erst einmal damit angefangen hatten, konnten wir nicht mehr genug davon bekommen. Immer wieder ließ sie mich in den Schulungsraum rufen.

„Tyson in den Schulungsraum“, tönte es aus dem Lautsprecher.

Manchmal rief sie mich dreimal am Tag zu sich. Sie ließ mich sogar ausrufen, wenn ich meine Trainingsstrecke lief. Dann musste ich ihr sagen: „Du darfst mich nicht rufen, wenn ich laufe, Baby. Das ist die einzige Zeit, die ich für das Laufen habe.“ Wenn jemand fragte, warum ich so viel Zeit für den Kurs brauchte, sagte sie nur: „Er muss sich auf den Abschlusstest vorbereiten.“

Sie war ein recht schweres Mädchen. Ich musste sie hochheben und an der Wand festhalten. Gottseidank hatte ich eine Menge Gewichtheben hinter mir. Nach einer Weile trieben wir es auf dem Tisch, dann auf dem Boden. Plötzlich hatte ich so viel Sex, dass ich sogar zu müde war, um im

Gymnastikraum zu trainieren. Ich lag den ganzen Tag nur noch in meiner Zelle.

Zu dieser Zeit war Wayno wieder zurückverlegt worden, und wir wohnten wieder in einer Zelle.

„Wieso trainierst du nicht mehr, Bruder?“, fragte er. „Normalerweise wärst du jetzt nicht hier, sondern würdest zehn Meilen laufen.“

„Ich hab mir hier drin eine Freundin zugelegt. Ich vögele die Drogenberaterin“, erklärte ich.

„Ach du Scheiße, hör bloß damit auf, Mike“, sagte er. „Das bringt dich nur in Schwierigkeiten. Du musst trainieren!“

Wie sich herausstellte, kannte Wayno die Frau von draußen. Zuerst war sie ein bisschen sauer, weil ich Wayno von uns erzählt hatte, aber Wayno war bereit, vor dem Schulungsraum Schmiere zu stehen.

Und eines Tages fand ich heraus, dass sie schwanger war. Ich rief meinen Freund in Chicago an. Er musste herkommen und sie in eine Abtreibungsklinik begleiten. Er war richtig wütend darüber.

„Klar, Möse ist Möse, wenn man im Knast sitzt, aber ich habe keine Lust, mich von allen anstarren zu lassen, wenn ich mit dieser Riesenbraut durch die Abtreibungsklinik marschiere“, beschwerte er sich.

Spätestens nach zwei Jahren hatte ich mich an das Leben im Gefängnis gewöhnt. Wenn ich einen schlechten Tag hatte, weil ich etwas im Fernsehen gesehen hatte, das mir nicht gefiel, oder weil ich ein beschissenes Telefongespräch geführt hatte und mit niemandem mehr reden wollte, schickte ich Wayno zur Verwaltung und ließ mich für ein paar Tage ins Loch einbuchten. Wayno packte meine Sachen zusammen, meine Brille und ein paar Bücher, und dann zog ich mich ins Loch zurück, um in Isolationshaft ein paar Tage zu chillen. Ich ließ mir sogar von einem Wärter einen Walkman ins Loch schmuggeln. Normalerweise war der Besitz eines Walkmans nicht erlaubt. Der Grund dafür war, dass mal ein paar durchgeknallte weiße Knackis die Geräte zu Walkie-Talkies umfunktioniert und damit die ganze verdammte Gefängnisverwaltung ausspioniert hatten. Aber wenn man erst mal im Loch hockte, wurde die Zelle nicht kontrolliert,

deshalb konnte ich den Walkman ständig benutzen und stundenlang den R’n’B-Sänger Tevin Campbell hören. Das war die einzige Cassette, die ich hatte. Ich joggte auf der Stelle und machte splitternackt meine Rumpfbeugen. Ich lief so viel, immer auf derselben Stelle, dass meine Fußabdrücke auf dem Betonboden zurückblieben, ich hatte den Boden praktisch ruiniert.

Im Loch beschaffte ich mir sogar ein Mobiltelefon. Morgens um zwei rief ich Freunde an, und die drehten fast durch, wenn sie merkten, dass es keine R-Gespräche waren. Der Netzempfang da unten war wirklich super.

★ ★ ★

Wer deine wahren Freunde sind, merkst du erst, wenn du in Schwierigkeiten gerätst. Nach meiner Verurteilung wegen Vergewaltigung liefen mir eine Menge so genannter Freunde davon. Aber für mich war es ein Segen, dass ich so viele gute Menschen um mich hatte, die mit mir durch dick und dünn gingen. Meine Stimmung schoss jedes Mal hoch, wenn ich Besuch von Leuten erhielt, die mir etwas bedeuteten.

Meine zweite Mom, Camille, besuchte mich dreimal. Ich wollte nicht, dass sie mich da drin sah, aber ich konnte es ihr nicht verwehren. Die Fahrt hierher war für sie sehr anstrengend, schließlich war sie schon in den Achtzigern, aber sie unternahm sie trotzdem. Jay begleitete sie meistens, und wir unterhielten uns über unsere Comic-Helden. Stan Lee, der Erfinder der Marvel-Comics, hatte mir welche geschickt, darunter auch eine Zeichnung von mir, auf der ich zusammen mit den Marvel-Superhelden posierte, als wäre ich einer von ihnen. Eines Tages stritten wir darüber, welche Comic-Figur die härteste sei. Für ihn war es Galactus; mein Mann war Apocalypse. Wir diskutierten lang und breit darüber, bis Jay schließlich sagte: „Mike, Galactus frisst Planeten. Wie willst du das überbieten?“

Meine Tochter Mikey, mein erstgeborenes Kind, besuchte mich ein paar Mal zusammen mit ihrer Mutter. Sie war damals erst drei Jahre alt, aber sie

erinnert sich noch heute an die Flüge von New York nach Indiana. Sie posierte mit mir für Fotos vor den Mauern aus Klinkersteinen.

Don King ließ sich ebenfalls ein paarmal blicken. Jedes Mal brachte er einen neuen Vertrag mit, den ich unterschreiben sollte, was total gegen die Vorschriften war, aber das war ihm egal. Ich war froh, wenn er kam, weil es nur darum ging, Geld zu verdienen. Rory und John Horne begleiteten ihn, kamen aber auch ohne ihn öfters vorbei. Sie widmeten mir wirklich viel Zeit.

Und ich war begeistert, als mich Betty Shabazz, die Witwe von Malcolm X, besuchte. Ich war so überrascht und berührt von ihrem Besuch, dass ich mein bestes Verhalten an den Tag legte und nichts Geschmackloses von mir gab. Sie war eine wirklich beeindruckende Dame.

Auch James Brown, der „Godfather of Soul“, schaute bei mir vorbei. Bruder Siddeeq führte ihn herein. Brown trug einen lila Anzug, lila Schuhe und eine rote Krawatte, und er hatte sein Haar glätten lassen. Er erzählte mir, dass er Jackie Wilson in den Arsch treten würde, wenn er noch lebte, weil der versucht hatte, sich mit ihm zu messen, indem er auch immer mit seinen Fingern durch sein Haar strich.

„Ich bin kein Boxer, ich stamme aus Georgia“, sagte er. „Die Leute haben sich vor Jackie gefürchtet, aber ich nicht. Fühl mal.“

Er zeigte mir seinen Bizeps.

„Hart wie Stein.“

Ich fragte James Brown über Otis Redding aus, mit dem er gut befreundet gewesen war. James behauptete, dass sein Flugzeug besser als das von Otis sei, das überladen war, als es abstürzte und Otis tötete. Es war beeindruckend zu hören, wie sich James brüstete. Er hatte das Ego eines Kämpfers.

Und dann quatschte er immer weiter über seine verschiedenen Unternehmen, wie zum Beispiel die Radiosender, die ihm gehörten. Das war ein einziges Bewerbungsgespräch, denn James Brown wollte mein Manager werden. Ich sagte ihm, er solle mit Siddeeq in Kontakt bleiben. Wenig später schickte er Siddeeq einen kurzen Brief. Er würde mich

managen; sein Anteil würde 70 Prozent betragen und meiner 30. Und ich hatte Don King immer für gierig gehalten!

Ich vergesse auch nie, wie mich der Rapper Tupac Shakur im Gefängnis besuchte. Im Vergleich zu all meinen anderen VIP-Bekannten hatte ich an Tupac die meisten Fragen. Sogar heute noch, wenn ich mit Leuten zusammentreffe, noch bevor sie von mir etwas über das Boxen wissen wollen, fangen sie unweigerlich damit an: „Wie war Tupac?“

Tupac war alles. Er war der verdammte Huey Newton, er war Mao Zedong, er war Karl Marx, er war einfach alles. Ich kann aus Marx und Hegels zitieren, aber Tupac konnte wirklich tiefgreifend über revolutionäre Theorien reden. Wenn man sich mit ihm unterhielt und ihn besser kennenlernte, zeigte sich, dass er klug wie eine Katze daherkam und nicht wie ein Schlägertyp. Sein Verstand war absolut faszinierend.

Ich hatte ihn 1990 auf einer Party in einem Club am Sunset Boulevard in Los Angeles kennengelernt. Der Veranstalter der Party war ein Freund von mir, und wir hingen draußen herum und quatschten. Alle trugen flotte Klamotten. Irgendwann fiel mir ein kleiner schwarzer Gossenjunge auf, der an der Tür herumlümmelte.

„Was geht ab, Kurzer? Was läuft bei dir so?“, fragte ich den Knaben. Er erinnerte mich irgendwie an mich selbst, als ich noch ein Kind der Straße war und auch immer vor den Clubs abhing, in die man mich nicht hineinließ.

„Geht so. Was ist da drin los?“, gab er zurück.

Ich merkte, dass er hineinwollte, und bat meinen Freund, ihn einzulassen. Aber der Kleine sagte, „Sekunde“, rannte davon und schleppte dann weitere 50 Straßenkids an, einer von ihnen war Tupac.

„Aber hallo“, sagte mein Freund. Wir führten die Kids zum Hintereingang und ließen sie hinein. Ich blieb noch eine Weile draußen, aber als ich dann wieder hineinging, stand Tupac mit einem Mikro in der Hand auf der Bühne und rockte die Party! Ich konnte es nicht fassen. Als er wieder herunterkam, steckten wir die Köpfe zusammen und hatten viel zu lachen. Wenn er

lächelte, erstrahlte der ganze gottverdammte Club. Mir wurde schon damals klar, dass diese kleine streunende Katze was ganz Besonderes war.

Ich bekam dann im Gefängnis einen Brief von Tupacs Mom. Ich wusste natürlich, wer er war, er war über Nacht kometenhaft aufgestiegen, aber mir war noch nicht klar, dass er der kleine Junge war, dem ich damals, 1990, Zutritt in den Club verschafft hatte. In dem Brief stand, dass Tupac in Indianapolis auftreten werde und dass er mich besuchen wolle. Kaum hatte er den Besucherraum betreten, als auch schon das reine Chaos ausbrach. Da kam dieser kleine Knilch herein, der vielleicht 60 Kilo wog, in Klamotten, die ihm viel zu groß waren, und alle drehten total durch – Schwarze, Weiße, Latinos, Marsmännchen, alle. Sogar die Aufseher bejubelten ihn. Bis zu diesem Moment hatte ich keine Ahnung gehabt, wie berühmt dieser Typ geworden war. Und erst jetzt, als ich ihn vor mir sah, schnallte ich, dass er eines jener Kids war, die ich vor Jahren zu der Party in L.A. eingeladen hatte.

Wir gingen zu den Picknicktischen im Hof.

„Wir ziehen hier gleich mal ’n Konzert ab, nur für dich“, sagte er und sprang auf einen Picknicktisch. „My nigga, I love you“, schrie er zu mir herunter.

Ich saß am Tisch und bettelte: „Bitte, komm runter! Bitte komm runter. Sonst sperren sie dich genauso ein wie mich. Bitte hör auf.“

Aber er hatte sich in den Kopf gesetzt, ein improvisiertes Konzert durchzuziehen. Ich wurde immer nervöser. Alles lief für mich momentan rund und friedlich, und da kam dieser Tupac, sprang auf den Tisch, und alle flippten aus vor Begeisterung. „Ach du Scheiße, dieses kleine Arschloch bringt mich wieder in Schwierigkeiten“, dachte ich.

„Mike, lass dich von denen nicht verarschen, lass dich nicht verarschen, Mann.“

Endlich konnte ich ihn vom Tisch herunterholen. Ich fing an, ihn wegen der Schweinekoteletts aufzuziehen. Ich war gerade Moslem geworden und machte einen auf rechtschaffen.

„Hör mal, Mann, du darfst nicht mehr so viel Schweinefleisch essen“, sagte ich.

„Woher weißt du, dass ich Schweinefleisch esse?“, wollte er wissen.

Ich zog ihn damit auf, aber er war ernsthaft interessiert. Tatsächlich beruhigte er sich allmählich, und wir konnten uns endlich normal unterhalten. Er erzählte mir, dass er unsere erste Begegnung nie vergessen hätte.

„Das hat noch nie jemand gemacht – eine Bande Niggas von der Gosse einfach in so einen netten, ordentlichen Club reinzulassen. Du bist dir immer treu geblieben“, sagte er.

„Nein, nein, das war verrückt, Nigga“, sagte ich. „Wir haben alle ein Recht darauf, das Leben zu genießen, und wir sind alle gleich – das war nichts Besonderes.“

Tupac war wirklich eine unglaublich starke Persönlichkeit. Er hatte eine Menge Leid und auch sehr harte Zeiten durchgemacht. Widrigkeiten im Leben können uns traumatisieren und schwere Lasten aufbürden, und dieses Gepäck schleppen wir mit uns, wohin wir auch gehen. Ich schleppe meine Probleme in meinen Glauben, manchmal auch in meine Beziehungen, und ich schleppe sie in meine verdammten Boxkämpfe. Es spielt keine Rolle, wie erfolgreich wir sind, dieses Gepäck haben wir immer dabei. Tupac zum Beispiel kam in einem Knast zur Welt und musste erleben, wie die Freunde seiner Mutter umgebracht oder für alle Zeiten ins Gefängnis gesteckt wurden. Wer so etwas durchmachen muss, nimmt irgendwann eine total ablehnende Haltung an, wenn niemand mehr zuhört und sich kein Mensch mehr für ihn interessiert. Er schaltet auf Autopilot und macht nur noch das, was er am besten kann. Tupac war ein richtiger Freiheitskämpfer.

Ich wollte mit Tupac über die Black Panther reden. Ich wusste, dass seine Mutter mit ihnen zu tun hatte. Sie war eine starke Frau. Und ich war zu der Zeit vom Lesen all der militanten Schriften ein bisschen radikalisiert worden.

Nach diesem ersten Besuch wurden wir ziemlich enge Freunde, und er besuchte mich noch mehrmals. Ich wäre jede Wette eingegangen, dass ich

bald in der Zeitung lesen würde, er habe einen Bullen erschossen oder sich mit jemandem geprügelt.

„Hey, hör mal, wenn du nicht aufpasst, kommst du spätestens dann hier rein, wenn ich hier rauskomme.“

Dann wurde er angeschossen und lag zu Hause im Bett, und ich arrangierte über einen Freund draußen eine Telefonkonferenz mit Tupac. Er erzählte, dass ein Freund von mir auf ihn geschossen habe, aber ich wusste nichts Näheres darüber.

Nachdem ich mich endlich im Gefängnis akklimatisiert hatte, fing ich ernsthaft an, mein Comeback zu planen. Ich fand es richtig bedrückend zu hören, wer die Schwergewichtsmeisterschaft gewann. Der Gürtel wurde wie ein Volleyball herumgereicht. Ich brannte förmlich darauf, aus dem Bau zu kommen und meinen Anspruch darauf anzumelden. Und allen zu zeigen, dass ich nicht der Loser war, für den sie mich hielten. Nein, ich würde auftreten wie ein Gott, der seinen rechtmäßigen Platz auf dem Thron einforderte. In meinem kranken Hirn kam ich mir wie eine dieser alten, edlen und heroischen Gestalten vor – wenn meine Suche nach dem Heiligen Gürtel nicht erfolgreich wäre, würde das unweigerlich das Ende unserer Zivilisation sein. Ich verfolgte meine kleinen selbstsüchtigen Ziele, als ob die ganze Welt davon betroffen sei.

Aber ich benötigte so eine Vision. Ich brauchte diesen Antrieb, eine große Leistung zu vollbringen, sonst wäre ich im Gefängnis verrottet. Deshalb schmiedete ich einen Plan. Ich wusste, was ich zu tun hatte und dass ich mich disziplinieren musste. Auf gar keinen Fall wollte ich handzahm werden. Die Verwaltung hatte mir die Arbeit im Gym zugewiesen, weil man wollte, dass ich in Form blieb. Aber dann schloss man mich dort wieder aus, weil man dachte, ich sei in den Drogenhandel im Gefängnis verwickelt. Damit hatte ich aber nichts zu tun, ich schmuggelte höchstens in my hair grease. Zwar wollte ich im Knast mitunter auch high sein, aber ich nahm nichts, weil ich mich auf einer Mission befand und den Weltmeisterschaftsgürtel zurückhaben wollte. Deshalb beschränkte ich mich hauptsächlich aufs Laufen und auf Freiübungen, um wieder in Form

zu kommen. Am Morgen lief ich im Hof, dann machte ich eine Menge Cardio-Training, Seilspringen und Liegestützen und Rumpfbeugen. Ich hatte Briefe von zwei anderen Boxern erhalten, die ebenfalls im Gefängnis saßen – Rubin „Hurricane“ Carter und James Scott; Scott hatte sogar die meisten seiner Kämpfe bestritten, während er im Rahway State Prison einsaß. Er schrieb mir, dass ich völlig untauglich sei, solange ich nicht „mindestens einen Clip mit 100 Liegestützen“ machen könne. Im Jargon von Straßenbanden ist ein Clip ein MG-Magazin mit 100 Patronen. Das schaffte ich zuerst nicht, aber ich übte und übte, und schließlich konnte ich ihm zurückschreiben: „Ich schaffe einen Clip mit 100.“

Abends musste Wayno meine Beine festhalten, und ich machte einen Clip mit 500 Sit-ups. Das machte ich, bis mein Hintern buchstäblich blutete. Wir hatten ein Wandradio in der Zelle, mit Kopfhöreranschluss, so dass man Musik hören konnte, ohne den Zellenkameraden zu stören. Ich stand manchmal morgens um zwei auf, zog meine Shorts an, setzte den Kopfhörer auf und joggte stundenlang auf der Stelle. Wenn Wayno dann aufwachte, waren die Wände feucht von meinem Schweiß, und alles war beschlagen. Manchmal trainierte ich auch tagsüber in unserer Zelle, und dann kamen die Wärter und die anderen Knackis und schauten mir durch das kleine Fenster stundenlang zu.

Noch schlimmer wurde es, wenn ich schattenboxte. Dann standen die Insassen, die Aufseher, das Verwaltungspersonal und überhaupt alle um mich herum, und jeder einzelne war ein verdammter Trainer.

„Beweg dich, Nigga. Ducken! Ducken!“, riefen sie. Alle mussten ihre Kommentare loswerden.

„Ich bin hier der Profi, Nigga, verdammt nochmal“, gab ich zurück. „Ihr schaut nur zu.“

Als ich in den Knast kam, wog ich 123 Kilogramm; nach sechs Monaten hatte ich mein Gewicht auf 98 Kilogramm reduziert. Mein Körper verwandelte sich von dem eines kleinen feisten Gorillas zu dem eines aus Marmor gemeißelten Adonis.

Während meines Gefängnisaufenthalts begann ich auch, mich mit dem Islam zu beschäftigen. Eigentlich war ich schon viel früher mit dem Islam in Kontakt gekommen. Captain Yusuf Shah, Dons Koch, war ein Moslembruder und ein Lehrer von Malcolm X und rechte Hand des Bürgerrechtlers Elijah Muhammad gewesen. Captain Joe, wie er auch genannt wurde, war ein hochangesehener Mann. Er war mein Chauffeur geworden, hätte aber eigentlich mein Bodyguard sein sollen – es gab kein Problem, das er nicht lösen konnte.

Don hatte ihn gefeuert, weil er Dons Schweinekotelett auf den Boden geworfen hatte und darauf herumgetrampelt war. Er hatte Captain Joe regelmäßig gedemütigt, indem er ihn zwang, Schweinefleisch für ihn zuzubereiten. Captain Joe zog tatsächlich Golfhandschuhe an, wenn er die Schweinekoteletts zubereiten musste. Eines Tages beobachtete ich, wie Captain Joe in Tränen ausbrach und auf das Schweinefleisch einschlug.

Ich war in L.A., als ich erfuhr, dass Don Captain Joe gefeuert hatte. Aber als ich wieder in New York landete, holte mich Captain Joe vom Flughafen ab.

„Man hat mir erzählt, dass du gefeuert wurdest“, sagte ich.

„Nein, nein, Bruder Champion, nichts ist passiert“, versicherte er mir. „Das war alles ein Missverständnis. Ich habe Mr. King geärgert, es war alles meine Schuld, ich hätte das nicht tun dürfen, es war sein Essen. Ich bin eben ein dummer Mensch. Allah hat mich gesegnet, und ich darf wieder für Mr. King arbeiten.“

„Captain Joe, wenn du mir nicht sagst, was wirklich passiert ist, werde *ich* dich feuern“, sagte ich. „Ich hab gehört, Don habe Besuch von ein paar Leuten bekommen. Also – was ist passiert? Wie viele Leute sind zu ihm marschiert?“

„75, alle mit Holstern“, gab Captain Joe demütig, aber mit einer unheimlichen Kraft in der Stimme zu, die zeigte, dass er immer noch Power hatte.

Offenbar war er nach dem Zwischenfall nach Harlem zurückgekehrt und hatte seinen Brüdern von der Nation of Islam erzählt, dass Don ihn

entlassen habe. Daraufhin waren 75 bewaffnete Männer zu Dons Büro marschiert, hatten dort alle verprügelt und Don gezwungen, Captain Joe wieder einzustellen.

„Du feuerst Captain Joe nicht, Captain Joe feuert dich“, hatten sie Don klargemacht.

Und so kehrte Captain Joe wieder zurück, vereinbarte aber mit Don, dass er in Zukunft als mein Chauffeur fungieren würde. Er war immer noch sehr einflussreich. Ein alter, harmlos aussehender Mann, aber mit einem einzigen Telefonanruf konnte er dir besorgen, was du benötigtest.

Es war eine Ehre, dass er für mich arbeitete. Captain Joe erwies sich für mich als eindrucksvoller Mentor – freundlich, mitfühlend, großzügig, einfach ein wunderbarer Mensch. Wir diskutierten ständig über spirituelle Fragen. Er glaubte, dass Spiritualität gut war, und war absolut glücklich, als ich zum Islam konvertierte; es war für ihn ein wunderbares Erlebnis, dass ich es so ernst nahm. Allerdings brachte ich es nie über mich, ihm zu erzählen, dass ich direkt nach der Zeremonie eines der Mädchen in mein Hotelzimmer mitgenommen hatte.

Ich stand also dem Islam schon recht positiv gegenüber, als ich ins Gefängnis kam.

Wir hatten einen Mitgefangenen aus Detroit, den wir Chuck nannten und der als Moslem aufgewachsen war. Ich lernte ihn in der Moschee kennen. Aber verstehen Sie mich nicht falsch: In die Moschee ging man nicht nur, um zu beten, dort erledigte man auch seine Geschäfte. Dort konnte man sich mit Insassen aus verschiedenen Abteilungen treffen. Ich lernte zwar meine Gebete, aber ich ging auch hin, um auf dem Laufenden zu bleiben und mir Sachen zu besorgen. Also betete ich zu Gott, aber ich bekam auch eine .45er. So war das eben. Ich liebe Allah, aber ich bin Mike, und ER hat mich so geschaffen, wie ich bin – einer, der andere Leute manipuliert und betrügt.

Chuck brachte mir also islamische Gebete bei. Als Lehrer war er allerdings grauenhaft, völlig überdreht, rüde und nicht sehr freundlich. Aber

er sprach Arabisch. Wenn wir uns durch die Gebete arbeiteten, schrie er immer wieder: „Wann kapierst du das endlich?“

„Was redest du da? Du hast es mir erst ein einziges Mal vorgesagt!“, wehrte ich mich.

Er hatte mir die Gebete so schnell vorgesprochen, als wollte er sämtliche Geschwindigkeitsrekorde brechen. Dem Mann hätte wirklich eine Dosis Ritalin gutgetan.

Also wiederholte er das Gebet ein wenig langsamer, aber dann brüllte er plötzlich: „Essen!“, und rannte einfach davon, weil es Zeit fürs Mittagessen war.

Von Chuck lernte ich also das Eröffnungsgebet, danach ging ich mit Wayno zum Unterricht. Waynos muslimischer Name war Farid. Zuerst benahm ich mich wie ein Rüpel und fand alles unerträglich. Bruder Siddeeq setzte sich zu mir und redete über den Islam, aber ich war extrem gereizt und wollte mir das nicht anhören. Aber als wir uns besser kennenlernten, fragte mich Siddeeq, ob ich nicht öfters mit den anderen zusammen beten wolle, und tatsächlich beruhigte ich mich allmählich. Ich gewöhnte mir an, zuerst zu beten und dann zusammen mit Farid den Koran zu lesen. Ich erlebte also nicht einen bestimmten Augenblick der Erleuchtung, sondern wurde schrittweise zu dem, der ich jetzt bin.

Die spirituelle Seite des Islam begriff ich jedoch nicht. Das kam erst viel später. Damals war ich wohl noch nicht reif für die Religion. Ich benutzte den Islam, um mir die Zeit zu vertreiben, und dabei half er mir tatsächlich sehr. Ich hatte etwas, an das ich glauben konnte, aber ich machte alle richtigen Dinge aus den falschen Gründen. Es war jedoch definitiv wichtig für meinen Reifeprozess und dafür, etwas über Liebe und Vergebung zu lernen. Das war meine erste Begegnung mit wahrer Liebe und Vergebung.

Ein Jahr, bevor ich entlassen werden sollte, kamen Gerüchte auf, dass ich vorzeitig entlassen werden könnte. Viele Journalisten der nationalen Presse wie Greta Van Susteren hatten inzwischen öffentlich Zweifel an den Gründen meiner Verurteilung vorgebracht. Meine Anwälte verhandelten mit dem Gericht und mit den Washingtons. Offenbar hatten sie eine

Vereinbarung erzielt. Wenn ich den Washingtons 1,5 Millionen Dollar zahlen und mich bei Desiree entschuldigen würde, könnte ich sofort entlassen werden. Ich würde nicht mal zugeben müssen, sie vergewaltigt zu haben, sondern mich nur dafür entschuldigen. Manche meiner Freunde wie Jeff Wald drängten mich zu der Entschuldigung.

„Mike, ich würde sogar zugeben, Mutter Teresa vergewaltigt zu haben, wenn ich dafür aus dem Scheißknast herauskommen würde“, sagte er zu mir.

„Wenn ich mich entschuldigen würde, dann würde das Gefängnis in meinem Kopf schlimmer als das Gefängnis, in dem ich jetzt bin“, widersprach ich.

Und so stand ich im Juni 1994 wieder einmal im Gerichtssaal der Richterin Gifford im Rahmen einer Anhörung zur Haftverkürzung. Ich trug eine Denimhose, ein hellblaues Arbeitshemd und Arbeitsschuhe. Der neue Staatsanwalt fragte, ob ich etwas vorbringen wolle.

„Ich habe kein Verbrechen begangen. Dabei bleibe ich, bis ich im Grab liege. Ich habe niemals mit Gewalt die Keuschheit einer Person verletzt.“

Das war nicht das, was alle hatten hören wollen. Also schickte man mich wieder in den Knast zurück. Alle umarmten und küssten mich, als ich zurückkam.

„Scheiß auf die Arschlöcher!“, sagten sie.

„Beruhigt euch“, sagte ich. „Bleibt cool. Nur noch ein Jahr. Das halten wir auch noch durch.“

Mir wurde klar, dass das noch lange nicht das Ende von Mike Tyson war. Schließlich war ich erst 28! Ich wusste, dass ich noch eine gute Belohnung kassieren würde, nachdem ich meine Zeit abgesessen hatte. Jetzt kamen wieder mehr Presseleute, um mich zu interviewen. Ich las eine Menge, und ich war aufgeweckt und damals sehr politisch eingestellt.

Larry King nahm ein zweiteiliges Interview mit mir im Gefängnis auf. Ihm kam es wirklich darauf an, ein Bild davon zu bekommen, wie es war, vom Gipfel der Welt in ein Leben hinter Gittern abzustürzen.

„Fehlt ihnen eine echte, romantische Liebe?“, fragte er.

Natürlich konnte ich ihm die Sache mit der Drogenberaterin nicht auf die Nase binden.

„Vielleicht, aber was ist schon Liebe? Liebe ist ein Spiel, Liebe ist ein Wettbewerb. Bei den meisten Leuten, die super aussehen, ob Mann oder Frau, kommt die Liebe immer wie von selbst, weil sie die Liebe förmlich anziehen. Aber sie müssen nie darum kämpfen – was würden Sie aus reiner Liebe tun? Liebe ist eine Situation, in der man bereit sein muss, etwas zu tun, denn wenn Sie was Wunderbares besitzen, gibt es immer jemanden, der es Ihnen streitig machen will, und wenn man dann nicht genug auf den Wettkampf vorbereitet ist, wird man schon beim geringsten Streit einknicken."

„Offensichtlich haben Sie inzwischen Ihre Situation und Ihre ganze Umgebung hier besser im Griff. Aber was ist mit dem Essen? Sicherlich sehnen Sie sich doch nach bestimmten Nahrungsmitteln?"

Natürlich konnte ich ihm auch nicht erzählen, dass wir uns Hummer und chinesisches Essen und leckere Menüs in die Zelle liefern ließen.

„Ach, mir geht's gut", sagte ich.

„Ich versuche nur, den Zuschauern einen Eindruck zu vermitteln, wie es ist, wenn man etwas nicht mehr hat, was sie jeden Tag haben", drängte mich Larry.

„Ich sag Ihnen mal was. Eine Menge Leute sitzen im Gefängnis, und vielleicht in viel schlimmeren Situationen als ich. Aber man lernt, wie es ist, auf sich selbst angewiesen zu sein. Ich glaube, es war der Dramatiker Tennessee Williams, der es mal ungefähr so ausdrückte: ‚Wir müssen einander misstrauen, weil es der einzige Weg ist, einander vor dem Verrat zu bewahren.' Und daran glaube ich, daran glaube ich wirklich. Ich glaube auch, dass jeder, der in mein Leben involviert ist, mich früher oder später verraten wird. Davon bin ich vollkommen überzeugt. Viele werden sagen, nein, nein, niemals. Aber daran glaube ich wirklich."

„Wenn Sie das glauben, müssen Sie sehr unglücklich sein", meinte Larry.

„Nein, ich bin nicht unglücklich, ich bin mir nur über meine Situation völlig im Klaren."

„Dann nenne ich Ihnen mal was Menschliches, das Ihnen ganz bestimmt fehlt: der Jubel“, sagte Larry. „Der fehlt Ihnen doch ganz bestimmt, oder?“

„Darf ich Ihnen mal was sagen? Gelobt sei Allah – das juble ich 100 Millionen Mal jeden Tag in meinem Kopf. Ich bin mein eigener größter Fan, niemand auf der Welt ist besser als ich. Deshalb denke ich gar nicht darüber nach, die Leute wissen doch gar nicht, wen sie da bejubeln. Ich allein kenne mich in- und auswendig und weiß, warum sie jubeln sollten, aber sie selber wissen es nicht, sie schreien nur, weil sie den Knockout sehen wollen. Nur dafür jubeln sie, für den K.o.-Schlag und für die ganze Show. Ich juble, weil ich weiß, wer ich bin.“

Alles lief super im Knast, bis jemand mich und die Drogenberaterin verpfiff. Eigentlich sollte ich in einer Woche rauskommen, wenn ich den letzten Test bestand, aber dann tauchte plötzlich dieser Typ von der Abteilung für Innere Angelegenheiten bei mir auf. Jemand hatte gepetzt, dass ich mit der Beraterin im Schulungsraum stundenlang zusammen sei, deshalb schickten sie mir einen Ermittler von außerhalb auf den Hals, der mich verhören sollte. Ich schwitzte wie ein Zuhälter, der nur eine Nutte hatte.

„Sie sollen eigentlich in einer Woche entlassen werden“, sagte er lässig. „Aber das würde sich ändern, wenn Sie für schuldig befunden würden.“

Gottverdammte Scheiße. Mir verschlug es buchstäblich den Atem.

„Aber ich habe nichts getan, Sir! Alle werden Ihnen bestätigen, dass ich ein guter Schüler bin“, wehrte ich mich. Solche Angst hatte ich vor diesem kleinen weißen Scheißer, dass ich den totalen Onkel Tom raushängte, mit ständigem „Ja, Sir. Nein, Sir.“

„Insassen haben ausgesagt, dass Sie mit der Beraterin unangemessen lange Zeit im Schulungsraum verbracht haben“, sagte er.

„Davon weiß ich nichts. Ich mache nur meine Arbeit. Ich habe eine Menge Beratungsbedarf. Ich hab eine Geschichte von Drogen- und Alkoholmissbrauch, und es gibt viele Versuchungen, gegen die ich mich tagtäglich wehren muss …“ Das kam mir einfach so spontan.

„Wissen Sie, Mike, ich persönlich glaube, dass Sie bei Ihrem Prozess den Kürzeren gezogen haben, aber das hier ist nun wirklich eine ernste und schwerwiegende Angelegenheit.“

Ich stand Todesängste aus, als ich die Befragung hinter mir hatte. Ich ging zum Besucherraum, weil ich Besuch von einem Mädchen erwartete. Auf dem Korridor sah ich den weißen Kerl, der gerade auf dem Weg zu meiner Beraterin war, um auch sie zu befragen.

„Suchst du mich, Quarkarsch?“, hörte ich sie losbrüllen.

Heilige Mutter Gottes! Mir sackten die Eier in die Kniekehlen. Kaum zu glauben, dass sie es wagte, mit diesem weißen Typen so umzugehen. Ich dachte nur: „Oh mein Gott, jetzt sind wir erledigt.“

„Was zum Henker wollen Sie von mir? Ich arbeite seit 17 Jahren hier und mache nur meine Arbeit!“

Sie nahm den Typen richtig auseinander und spielte die Ghetto-Karte voll aus, bis er total eingeschüchtert war. Dann kam sie zu mir, als ich im Besucherraum saß. Sie unterhielt sich ein bisschen mit mir, dann fasste sie meinen Schwanz durch den Hosenstoff an, der natürlich sofort hart wurde, und plötzlich kritzelte sie ihren Namen direkt dort auf den Stoff, wo meine Latte stand.

„Verdammte Scheiße, was machst du denn da?“, fuhr ich hoch.

Sie lächelte mich nur an.

Ich hörte nie mehr etwas von der Untersuchung. Und am Ende bestand ich sogar die Abschlussprüfung, obwohl ich eigentlich hätte durchfallen müssen. Bei einer Prüfungsaufgabe musste ich „drei Grundbedürfnisse des Menschen“ angeben. Meine Antwort war: Sex, Essen, Wasser, in dieser Reihenfolge. Atmen war nicht dabei, nur Sex, Essen und Wasser …

Jetzt waren es nur noch ein paar Tage bis zu meiner Entlassung. Ich würde Millionen und Abermillionen Dollar reicher aus dem Knast kommen – dank garantierter Einnahmen von Showtime und MGM Grand, die ich den Deals zu verdanken hatte, die Don King abgeschlossen hatte. Ich war von vielen umworben worden, aber Don King hatte sich als bester Schachzug erwiesen

und mir das meiste Geld geboten. Und als ich aus dem Knast kam, wartete auch eine neue Freundin auf mich.

Monica Turner hatte ich schon vor ein paar Jahren kennengelernt. Sie war die Freundin meiner Freundin Beth. Sie wollte mich mit Monica verkuppeln, weil sie glaubte, wir wären ein gutes Paar. Also sandte mir Monica einen Brief, den sie an Camilles Adresse schickte und dem sie ein Foto beilegte. Ich hatte jedoch erst wieder ungefähr zwei Wochen vor meinem Prozess Kontakt mit ihr aufgenommen. Als ich in D.C. war, fuhr ich einfach mit zwei Stretch-Limos vor ihrem Haus vor. Ihre Telefonnummer hatte ich noch im Kopf, ich besitze nämlich ein fotografisches Gedächtnis. Ich wollte sie besuchen, weil wir uns noch nie persönlich gesehen hatten. Also rief ich sie an.

„Wo bist du?“, fragte sie.

„Ich stehe vor deiner Tür.“

Sie kam zur Tür, und ich versuchte, sie zu überreden, mich hinein zu lassen und mit nach oben in ihre Wohnung zu nehmen. Sie fuhr nicht darauf ab. Ich hatte Craig Boogie bei mir.

„Kann ich mal schnell bei dir aufs Klo?“, fragte er.

Ihn ließ sie rein.

„Hey, warum lässt du ihn in dein verdammtes Haus?“, fragte ich. „Du kennst ihn doch nicht mal!“

„Weil er nur schnell aufs Klo will, während du reinwillst, um was anderes zu tun.“

Ich gab ihr einen Kuss und ging wieder. Danach kontaktierte ich sie nicht mehr. Bis ich eines Tages im Knast einen Brief von Monica erhielt.

„Oh mein Gott, bitte ruf mich an, bitte“, schrieb sie mir. Der Brief klang sehr besorgt und voller Mitleid. Ich rief sie per R-Gespräch an.

„Hey, möchtest du meine Freundin werden?“, fragte ich sie direkt und ohne Umschweife. So habe ich eben immer gelebt, immer nur für den Augenblick.

„Yeah! Ich will!“, sagte sie.

Das freute mich. Sie war ein nettes, cleveres Mädchen. Und sie hatte selbst eine Menge durchmachen müssen, war missbraucht worden und hatte harte Zeiten erlebt. Sie war mit einem Basketballspieler von den New York Knicks gegangen, hatte ihm aber inzwischen den Laufpass gegeben.

Ich schickte ihr Flugtickets, und sie kam mich sofort in Indiana besuchen. Damals hatte sie kein großes Einkommen, sie studierte noch Medizin und wollte Ärztin werden.

Als sie mich im Besucherraum sah, brach sie in Tränen aus.

„Ich kann es nicht glauben, dass du hier drin sein musst!“, schluchzte sie.

Zwischen uns funkte es sofort, und sie kam mich immer wieder besuchen. Sooft sie konnte, kam sie, manchmal sogar zweimal in einer Woche. Wir hatten nie Sex im Gefängnis. Wir fummelten vielleicht ein bisschen herum, aber ich wollte nicht riskieren, dass sie Besuchsverbot erhielt. Auf Monicas Besuche freute ich mich mehr als auf alle anderen. Am Anfang hatte sie noch etwas Übergewicht. Ich war damals recht oberflächlich und sagte ihr, sie solle ein paar Pfund abnehmen. Ich arbeitete einen Fitnessplan für sie aus und trainierte sie am Telefon. Sie war sehr motiviert und speckte ab.

Ich hatte drei Jahre im Gefängnis gesessen, und nun sollte ich endlich entlassen werden. Am Entlassungstag stand ich frühmorgens auf und packte meine Sachen. Farid war schon früher entlassen worden, deshalb hatte ich keine wirklich engen Freunde mehr, aber ich verabschiedete mich von den anderen Insassen. Ich brachte die Formalitäten für die Entlassung hinter mich und wartete darauf, durch das Tor zu gehen und vor Hunderte von Reportern und Kameraleuten zu treten, die draußen schon die ganze Nacht hindurch auf mich gewartet hatten. Kurz bevor ich hinausging, kam eine kleine weiße Wärterin zu mir.

„Ich bin stolz auf Sie, Mann“, sagte sie. „Hätte nie geglaubt, dass Sie damit fertig werden, aber Sie haben es geschafft. Sie haben sich nicht brechen lassen. Gratuliere!“

Ich dachte kurz darüber nach, was sie gesagt hatte. Mein Größenwahn meldete sich. Sie hätte nie geglaubt, dass ich damit fertig werden würde?

Wusste sie überhaupt, wo zum Teufel ich herkam? Ich war mit diesem System praktisch aufgewachsen! Für wen hielt sie mich eigentlich?

Aber das hatte sie gar nicht gemeint, sondern dass es ein gewaltiger Absturz vom Gipfel in die Ungnade gewesen war und dass ich mich an eine Gesellschaft angepasst hatte, in der ich mich nie für wichtiger als jeder andere im Knast halten durfte. Hinter Gittern sind alle gleich. Aber was mir die Wärterin jetzt hatte sagen wollen, ging bereits wieder über meinen Kopf hinweg – einen Kopf, der trotz meiner Bemühungen, auf dem Boden zu bleiben, immer aufgeblähter wurde, je näher ich der Freiheit kam.

In der Nacht vor meiner Entlassung aus dem Gefängnis konnte ich nicht schlafen. Um 4 Uhr hörte ich draußen über mir Hubschrauber kreisen. Sie waren von den Nachrichtensendern, die ihre Live-Berichterstattung vorbereiteten. Der Parkplatz vor der Vollzugsanstalt war gespickt mit den Satellitenschüsseln und Wagen der Pressereporter. Gegenüber hatte sich im Dunkeln auf einem Maisfeld eine riesige Menschenmenge versammelt, die einen Blick auf mich erhaschen wollte, wenn ich herauskam. Um sechs Uhr fuhren Don, Rory und John Horne in einer schwarzen Stretch-Limousine vor und gingen in die Haftanstalt.

Ich erwartete sie bereits, obwohl ich das Gefängnis eigentlich gar nicht verlassen wollte. An das Knastleben hatte ich mich inzwischen gewöhnt und es genossen, zu entspannen und Besuche von Prominenten und TV-Journalisten zu empfangen. Die Ruhe war wohlverdient gewesen. Aber jetzt musste ich wieder in die Welt hinaus.

Beim Hinausgehen holte ich tief Luft. Der kurze Weg bis zur Limousine kam mir wie eine Ewigkeit vor. Blitzlichter zuckten. Vier Hubschrauber schwirrten in der Luft. Und im Maisfeld jubelte die Menge – eine Reizüberflutung sondergleichen. In meinem schlichten schwarzen Mantel,

einem Leinenhemd und mit einem weißen Strickkäppchen auf dem Kopf bemühte ich mich um Demut, was mir aber schwerfiel.

Vor unserem Abflug nach Ohio wollte ich in einer örtlichen Moschee beten, um meine tief empfundene Wertschätzung und Dankbarkeit auszudrücken. Aber sogar diese Demutsgeste wurde zur Zirkusshow aufgeblasen. Siddeeq hatte Muhammad Ali angeworben, um mit mir zu beten. Er erwartete mich vor der Moschee. In dem Gedränge versuchte sich jedermann so in Stellung zu bringen, dass er mit mir zusammen auf den Bildern zu sehen sein würde. Ich diente ständig als Vehikel, wenn jemand ins Fernsehen oder in die Zeitungen wollte. Wieder einmal war richtig der Teufel los.

Nach dem Gebet flogen wir nach Ohio zu mir nach Hause. Ironischerweise führte mich dasselbe Team, das mich ins Gefängnis wandern gesehen hatte, jetzt wieder heraus. Don ging mir schon ein paar Stunden nach meiner Entlassung auf den Sack. Die Limousine war vollgepackt mit Flaschen Dom Pérignon. Entlang der Straße zu meinem Haus wurde ich von gelben Transparenten in den Bäumen begrüßt. Auf großen Spruchbändern stand: „WILLKOMMEN ZURÜCK BEI DEINER FAMILIE, MIKE“ und: „WIR HABEN DICH VERMISST, WELTMEISTER.“

Als wir bei mir zu Hause ankamen, hatte Don zur Begrüßung eine Riesenparty organisiert. Er hatte lauter Leute eingeladen, zu denen ich keine Beziehung hatte, und fuhr Hummer, Shrimps, Schweinefleisch und Champagner auf – wirklich appetitlich für einen Moslem. Ich setzte alle, einschließlich Don, vor die Tür. Dann vollzogen Monica und ich erst einmal unsere Beziehung.

Als Don am nächsten Tag vorbeikam, schmiss ich ihn raus. Wir sollten eine große Pressekonferenz abhalten, um unsere Abschlüsse mit dem MGM Grand Hotel in Las Vegas und *Showtime* bekanntzugeben, was mir aber scheißegal war. Ich strich seinen Namen aus der Presseerklärung.

„Bitte nicht, Mike“, bettelte Don. „Tu mir nicht an, was mir diese weißen Teufel antun.“ Seine Bitten ließen mich völlig kalt. Aber dann klappte er

einen Aktenkoffer mit 200.000 Dollar in bar auf und weckte meine Aufmerksamkeit. Weil kein anderer Promoter so viel Bargeld locker machen konnte, änderte ich meine Meinung. Ich setzte seinen Namen wieder in der Pressemitteilung ein, und einige Tage später gaben wir unsere neuen Geschäftsabschlüsse bekannt.

Man ließ mir keine Zeit, mich wieder an das Leben draußen zu gewöhnen. Weil ich 200 Millionen Dollar mit den Kämpfen verdienen würde, rückten mir zahlreiche Leute auf die Pelle. Es war schlimmer als in der Zeit, als ich eingefahren war. Alle schwirrten um mich herum. „Mike ist der Mann. Er ist es.“ Aber das Gefängnis rehabilitiert einen nicht, sondern entfremdet einen von der Gesellschaft. Egal, wie viel Geld man verdient, wenn man rauskommt, ist man menschlich abgestumpft. Ich war paranoid und hatte ständig Angst, dass es alle auf mich abgesehen hätten. Wenn ich die Sirene einer Ambulanz hörte, geriet ich in Panik. Einmal lag ich mit Monica im Bett, als ich aufwachte, sie anblickte und packte, weil ich dachte, jemand sei ins Bett gestiegen und versuche, mich zu erstechen. Ich war völlig verängstigt.

Ich war nicht mehr derselbe und hatte vom Gefängnis einen psychischen Knacks zurückbehalten. Ich verhärtete mich. Der Knast hatte mir im Grunde alles Leben geraubt. Ich traute keinem mehr über den Weg, nicht einmal mehr mir selbst. Ich wollte keine Frauen mehr um mich haben. Es schwelte viele Jahre in meinem Kopf. Ich konnte einfach nie loslassen, tatsächlich verfolgt mich das bis heute. Alle meine Freunde sagten: „Schließ doch damit ab.“ Aber sie mussten ja nicht damit fertigwerden. Das war kein weiches Ruhekissen.

Ich hatte zwei Verträge abgeschlossen, die mit hohen Vorschüssen verbunden waren. Deshalb wollte niemand hören, dass ich ein wenig Zeit brauchte, um meinen Kopf und mein Leben zu ordnen. Ich steckte voller innerer Konflikte. So verängstigt ich war, so großspurig wurde ich aber auch gleich wieder. Ich wollte alles und glaubte, wegen der langen Zeit im Knast sei mir das Leben vieles schuldig: Ich wollte die schönsten Mädchen vögeln, die schnittigsten Schlitten kaufen, die bombastischsten Häuser

besitzen. Ich war der Graf von Monte Christo, ein Gladiator. Gott selbst hätte keinen besseren Kämpfer erschaffen können. Und jetzt hatte ich Angst vor den Sirenen der Ambulanz.

Ich wollte meine allerbeste Leistung bringen, wusste aber nicht, ob ich es schaffen würde. Ich war 29 Jahre alt, fühlte mich aber deutlich älter. Und vor allem schämte ich mich dafür, dass ich gesessen hatte. In jeder neuen Stadt, in die ich reiste, musste ich mich als Sexualstraftäter registrieren lassen. Wenn ich es vergaß, nahm mich die Flughafenpolizei beiseite.

„Entschuldigung, darf ich Sie sprechen?“, sagte der Bulle. „Wie ich sehe, haben Sie sich hier nicht registrieren lassen. Wären Sie so nett, sich in der Stadt, in die sie reisen, zu melden. Man wäre Ihnen sehr dankbar. Ich könnte Sie jetzt auch sofort verhaften. Es wäre also klug, wenn Sie sich gleich nach Ihrer Ankunft melden.“

Oh Gott. Diesen Scheiß muss ich auf Reisen bis heute über mich ergehen lassen.

Alle erwarteten von mir, dass ich die gesamte Mannschaft im Schwergewicht umnietete, aber das war gar nicht so einfach. Wenn einem beim Boxen drei Jahre des Lebens geraubt wurden, kommt man nicht einfach so zurück, als sei nichts geschehen. Ali war der Titel aberkannt worden, aber er hatte nicht drei Jahre lang im Gefängnis gesessen, ohne trainieren zu können. Die Haftzeit hatte den Druck auf mich zusätzlich verstärkt.

Als ich aus dem Gefängnis kam, wollte ich aufrichtig und ein anständiger schwarzer Moslem sein. Aber es zog mich erneut in die materielle Welt hinaus. Zu viele Leute drangen zu einer Zeit auf mich ein, in der ich noch kein echtes Bewusstsein entwickelt hatte. Ich betete noch, aber diese ganzen Ablenkungen stürzten auf mich ein und machten aus mir wieder den Mike, der ich vor dem Knast gewesen war.

Es wäre leicht, Don vorzuwerfen, er habe mich in diese kranke Welt des Konsumprotzes, der Saufgelage und Weiber hineingedrängt. Vielleicht hatte er tatsächlich Sorge, ich könne mich einem fiesen islamistischen Typen anschließen und ihn abservieren. Aber schuld daran war allein ich. Ich

wollte allen beweisen, dass ich noch immer derselbe war, auch wenn man mich drei Jahre lang weggesperrt hatte. Trotz meines wie in Stein gemeißelten Körpers hatte ich einen maßlosen Fresstrieb. Ich hätte den ganzen Tag Kuchen und Eis in mich hineinstopfen können. Diesen Teil von mir musste ich unbedingt unterdrücken.

Schwieriger noch war es, meinen Sexualtrieb in den Griff zu bekommen. Monica wollte mich in eine Familie und ein stabiles häusliches Leben einbetten, aber damals wollte ich das nicht. Ich versuchte mich als Familienmensch, war aber völlig überfordert und deutlich zu unreif. Meine Vorstellung eines Familienmenschen sah so aus: „Halt einfach die Klappe, Schnalle, und nimm das Geld.“ Ich war einfach ein Ego-Schwein.

Kurz nach meiner Entlassung traf ich mich in New York mit Craig Boogie. Als wir die Straße entlanggingen, sah ich ein wunderschönes schwarzes Mädchen und ging ihm nach. Ich versuchte sie aufzuhalten und in ein Gespräch zu verwickeln, aber sie verschwand in einem Laden von Banana Republic. Als ich ihr folgte, sah ich, wie sie in einer Kabine verschwand, um etwas anzuprobieren. Als sie später aus dem Geschäft kam, fingen wir sie vor der Tür ab. Doch sie wollte nicht mit mir reden und lief einfach weg.

Als ich eine Woche später bei mir zu Hause in Ohio eine Fotosession für eine Zeitschrift hatte, tauchte dieses Mädchen auf. Sie war die Stylistin.

„Hey, ich kenne dich doch“, sagte ich. „Ich glaube, unsere Begegnung war einfach Schicksal. Du bist mir frei Haus geliefert worden.“

Sie war so scharf, dass der Fotograf nicht anders konnte, als mit der Kamera dauernd auf sie draufzuhalten. Ich machte sie mit meiner pseudointellektuellen Knast-Macker-Tour weiter an, bis sie darauf ansprang. Sie sagte mir, sie heiße Tuesday, worauf wir fortan viele Dienstage zusammen verbrachten.

Nun, da Geld hereinkam, war es Zeit, mir was echt Luxuriöses zuzulegen. Ich brauchte eine Bleibe in Las Vegas, weil ich dort Kämpfe austragen würde. Also kaufte ich mir neben Wayne Newtons Landhaus ein knapp 2,5 Hektar großes Anwesen. Es auszustatten, machte mir gewaltigen Spaß. Alles, von den Toilettenpapierhaltern bis zu den Leintüchern und Kissen,

war von Versace. Wenn man durch gewaltige Holztüren mit Kristallklinken ins Haus trat, blickte man sogleich auf einen riesigen Wasserfall, der von zwei Löwenfiguren eingefasst wurde. Unter den hohen Gewölbedecken hörte man überall im Haus das Plätschern des Wassers, das ein Gefühl der Ruhe vermittelte.

Weil ich mir gerne Karatefilme anschaute, ließ ich im Haus Heimkinos einrichten. Mein Schlafzimmer war trickreich mit der modernsten Tontechnik ausgestattet. Ich liebte die Berieselung so sehr, dass ich einige meiner Autos mit Musikanlagen ausstatten ließ, die mehr kosteten als das ganze Gefährt. Für das Foyer oben hatte ich eine fast 200 Quadratmeter große Wandmalerei mit den größten Boxern der Geschichte in Auftrag gegeben – und blätterte für das Kunstwerk 100.000 Dollar hin.

Wenn man in den Garten hinausging, fühlte man sich wie in Italien. Oder zumindest wie im Hotel Bellagio. Ich hatte einen Graben und einen riesigen Teich ausheben lassen. Um den Teich herum erhoben sich gut zwei Meter hohe Statuen bedeutender Krieger, von Alexander dem Großen, Hannibal, Dschingis Khan und dem haitianischen Revolutionär Jean-Jacques-Dessalines. Weil man solche Riesenstatuen nicht einfach so kaufen kann, hatte ich den Kerl angerufen, der die Löwen im MGM Grand Hotel gemeißelt hatte. Die Stücke entstanden nach Vorlagen, die ich eingereicht hatte, und mussten von einem Kran in den Garten gehievt werden. Den ganzen hinteren Teil säumten exotische Bäume, von denen jeder 30.000 Dollar gekostet hatte. Die Pflege verschlang fast 200.000 Dollar jährlich.

Natürlich brauchte ich auch ein Landhaus an der Ostküste. Also kaufte ich das größte Haus im Bundesstaat Connecticut. Es hatte gut 4.500 Quadratmeter Wohnfläche, 13 Küchen und 19 Schlafzimmer. Ich wollte jedes Schlafzimmer mit einem anderen Mädel ausstaffieren.

Das Anwesen war gewaltig: 12 Hektar bewaldetes Land, je ein Schwimmbad drinnen und draußen, ein Leuchtturm, ein Spielfeld für Racquettball und ein richtiger Nachtclub, den ich Club TKO nannte.

In diesem Haus fühlte ich mich wie die Titelfigur des Spielfilms *Scarface.* Mein Hauptschlafzimmer erstreckte sich über gut 460 Quadratmeter. Mein

weitläufiger begehbarer Wandschrank war mit erlesenen Klamotten, Schuhen und Herrenparfums so vollgestopft, dass er an ein Geschäft von Versace erinnerte. Wenn Monica da war, verfügte sie über einen eigenen Wandschrank von fast 100 Quadratmetern Fläche. Ein riesiger Balkon vor dem Schlafzimmer lag über dem Erdgeschoss des Hauses. Ins Schlafzimmer gelangte ich über eine marmorne Wendeltreppe oder einen gläsernen Fahrstuhl. Das Haus war der Hammer. Trotzdem konnte ich in den sechs Jahren, in denen ich es besaß, die Tage, an denen ich dort tatsächlich wohnte, an einer Hand abzählen.

Obwohl ich immer noch das Landhaus in Ohio besaß, kaufte ich ein viertes Domizil, diesmal für Monica, ein nettes Anwesen an einem Golfplatz in Maryland, auf dem Tiger Woods oft spielte. Wenn ich mein Geld nicht gerade für Häuser ausgab, frönte ich wieder meiner Leidenschaft für Autos. Solange ich im Knast saß, hatte ich nur noch sechs besessen, jetzt sammelte ich wieder Vipers, Spyders, Ferraris und Lamborghinis. Bei Beschleunigungsrennen fuhren wir die Straße vor meinem Haus in Las Vegas rauf und wieder runter.

Ich stattete alle meine Jungs mit tollen Schlitten aus. Einmal kamen Rory, John Horne und ich in Vegas an einer Rolls-Royce-Vertretung vorbei und sahen uns die Schaufenster an. Der Händler hielt wenig von uns drei schwarzen Typen, die in Sneakers und Jeans durch die Scheibe auf die teuren Wagen starrten. Als wir hineingingen, beachtete er mich nicht und schickte eine junge Aushilfskraft vor.

„Der Rolls da, wie viele habt ihr von dem auf dem Parkplatz?“, fragte ich den Typen.

„Wollen Sie eine Probefahrt machen?“, fragte der junge Verkäufer.

„Nein, ich nehme einfach alle, die Sie auf Lager haben.“

Nach diesem Kauf wurde der Kerl zum Geschäftsführer befördert.

Nach jedem Kampf verschwanden Boogie und ich nach L.A., wo wir den ganzen Tag am Rodeo Drive shoppen gingen. Anschließend schlemmten wir, schnappten uns ein paar Mädels und machten die Clubs unsicher. Von Zeit zu Zeit schaute ich immer noch im Versace-Laden im Caesar’s vorbei –

und ließ jedes Mal 300.000 Dollar liegen. Wenn wir aus dem Geschäft herauskamen, war das wie im Film *Der Prinz aus Zamunda,* mit all diesen Leuten, die eine Tasche nach der anderen, vollgestopft mit Plunder, zum Wagen schleppten. Lustigerweise ruhten die meisten Sachen in meinen Wandschränken, weil ich normalerweise nur Sneakers und Jeans oder Sweatshirts trug. Johnny Versace hatte mir immer Einladungen zu seinen Partys in den Knast geschickt. Er wusste, dass ich nicht kommen konnte, aber das war seine Art, um mir zu zeigen, dass er an mich dachte. Er war ein beeindruckender Typ.

Ich hatte so viel Kohle, dass ich irgendwann den Überblick verlor. Einmal hatten wir meine Sekretärin Latondia so eilig zu Rory nach Hause in New Jersey beordert, dass ihr keine Zeit geblieben war, eine Tasche zu packen. In einem Gästezimmer sah sie eine Reisetasche von Louis Vuitton stehen und nahm an, dass sie mir oder Rory gehörte. In der Hoffnung, an ein sauberes T-Shirt zu kommen, öffnete sie sie und war geschockt – eine Million Dollar in bar lächelten sie an. Sie rief sofort Rory herbei und zeigte ihm den Fund.

„Mann, Mike hat vergessen, wo er diese Tasche hingestellt hat“, sagte Rory. „Ich rufe ihn gleich an und frage ihn, ob er mir 200.000 Dollar leihen kann.“

Die Tasche hatte über eine Woche da gestanden. Ich hatte nach einer wilden Nacht in der Stadt völlig vergessen, wo ich sie abgestellt hatte. Jedes Mal, wenn Latondia meine Wäsche in die Reinigung brachte, kam sie mit versiegelten Plastikumschlägen zurück, in denen entweder sündhaft teure Armbänder oder 20.000 Dollar in bar steckten, die ich in den Taschen der Klamotten vergessen hatte. Bei Geld war ich nicht so detailversessen.

Finanziell schlug ich am wildesten über die Stränge, als ich mir Tiger- und Löwenjunge anschaffte. Noch im Gefängnis redete ich mit meinem Autohändler Tony. Als ich mich gespannt erkundigte, welche neuen Automodelle herauskamen, sagte mir Tony, er überlege sich, einen Tiger oder Löwen anzuschaffen, mit dem er in seinem Ferrari herumkurven wolle.

„Hey, ich will auch einen Tiger“, sagte ich.

Tony verbreitete die Kunde, die dann Anthony Pitts zu Ohren kam. Als ich nach dem Gefängnis in Ohio eintraf, warteten auf meinem Rasen vier Tierjunge auf mich. Ich war begeistert und spielte häufig mit ihnen, merkte aber bald, dass das keine normalen Haustiere waren. Wenn man zu viel mit ihnen herummachte, wurden sie mäkelig und stinksauer. Man musste ihre Eigenarten respektieren lernen, weil man es mit Kätzchen zu tun hatte und weil sie in wenigen Jahren auf fast 2,5 Meter und 180 Kilo Gewicht heranwachsen würden. Wenn sie sich dann auf die Hinterpfoten stellten, hätten sie mir mit einem Hieb ihrer Pranke die Schädeldecke zertrümmern können.

Am vertrautesten wurde ich mit dem weißen Tigerjungen, das ich Kenya nannte. Kenya folgte mir überall hin und schlief sogar bei mir im Bett.

Leute, die sich mit Raubtieren auskennen, waren ob meiner Beziehung zu Kenya verblüfft. Sie meinten, sie hätten es in 30 Jahren nie erlebt, dass ein weißer Tiger jemandem so gehorche wie Kenya mir. Sie lief durchs Haus, brüllte wie ein Löwe und suchte mich. Wenn ich ein Mädel im Haus hatte und Kenya draußen in ihrem Bereich eingesperrt wurde, brüllte sie nach mir. In heißen Sommernächten, in denen sie rollig wurde, heulte sie so lange, bis ich rausging und ihr den Bauch kraulte.

Kenya hatte weitgehend freien Zutritt zum Haus. Wenn sie draußen war, saß sie oben am Pool und blickte über den Zaun auf Wayne Newtons Pferde. Sie hätte problemlos einen Satz hinüber machen können, tat es aber nie. Für ihre Dressur zahlte ich einem Dompteur 2.500 Dollar die Woche. Mein Assistent Darryl und das Hauspersonal halfen dabei, Kenya aufzuziehen, hielten aber stets Abstand zu ihr. Weil sie manchmal zuzwickte, trauten sie ihr nicht so recht über den Weg.

Wer Raubtierjunge hält, muss sie dauernd in seiner Nähe behalten. Wenn man sie allein lässt und zurückkommt, wissen sie nicht mehr, wer man ist. Dann hat man ein Problem. Also beschaffte ich mir Genehmigungen und zwei 18-Rad-Transporter, damit ich sie auf Touren durchs Land mitnehmen konnte. Damals hielt ich nur noch die beiden Tigerjungen. Die Löwen hatten sich schon auf die Hinterpfoten gestellt und waren zu gefährlich

geworden. Einer hatte mich so in den Arm gebissen, dass die Wunde mit sechs Stichen genäht werden musste. In der Notaufnahme fragte man mich: „Na, was ist denn mit Ihnen passiert?“ Ich behauptete, ein Hund habe mich gebissen. Am liebsten hätte ich den verdammten Löwen umgebracht, aber dann merkte ich, dass es mein Fehler gewesen war. Nachdem ich eine Tetanusspritze verpasst bekommen hatte, verschenkte ich ihn.

Nach ein paar Monaten der Eingewöhnung in die Gesellschaft begann ich damit, für meinen Comeback-Kampf zu trainieren. Ich hatte mein Team um ein paar Mitglieder erweitert: Steve „Crocodile“ Fitch hatte ich vor Jahren in der Toilette des Madison Square Garden kennengelernt, in jener Nacht, in der mein Gegner nie erschien. Als er mich gefragt hatte, ob ich boxen würde, hatte ich gesagt: „Yeah, falls mein Gegner noch auftaucht.“ Später, als ich einmal im Gefängnis mit Rory redete, stellte sich heraus, dass Crocodile mit Oba Carr gearbeitet hatte, einem Boxer, den Don promotete. Rory holte ihn mir ans Telefon. Wir redeten über Freunde von mir, die er bei einem Knastaufenthalt kennengelernt hatte, und lagen auf derselben Wellenlänge. Er war genau meine Kragenweite und kam auch aus der Gosse.

Nach meiner Entlassung aus dem Knast ließ sich Don King bei mir eher selten blicken. Ich glaube, er hatte Angst, ich könnte mich an ihm vergreifen. Also schickte er fürs Geschäftliche John Horne vor, während Rory fürs Persönliche zuständig war. Sie teilten sich die 20 Prozent Managerhonorar, verdienten aber trotzdem immer noch mehr, als sie sich je erträumt hatten. Neben Rory und John hatte ich mein altes Security-Team mit Anthony Pitts an der Spitze. Zudem war Farid, mein einstiger Zellengenosse, immer in meiner Nähe, bis uns die Behörden mitteilten, dass wir keinen Umgang miteinander pflegen durften, weil wir verurteilte Schwerverbrecher waren.

Das Tyson-Team setzte inzwischen auf High-Tech. Statt Telefonen benutzten wir Walkie-Talkies, sodass wir miteinander kommunizieren konnten und auf dem Laufenden waren. Jeder hatte einen Decknamen: Rory war L1 und John L2. Ant war T1. Mein Freund Gordie hieß Groove. Don

nannten wir wegen seiner Frisur Frederick Douglass. Ich hatte gleich mehrere Decknamen. Manchmal hieß ich Mad Max, manchmal Arnold, nach Arnold Rubinstein, meistens aber Deebo nach dem Schläger aus dem Film *Friday,* weil ich mir immer etwas schnappte, Leuten ihr Zeug wegnahm, ihr Essen verdrückte oder einfach umschaltete, wenn sie gerade fernsahen.

Eigentlich passte mir das ganze Getue mit den Walkie-Talkies nicht so recht, weil man mich umso leichter aufspüren konnte. Im Trainingslager versuchte ich, Disziplin zu wahren, geriet aber beim Geruch von Pommes so aus der Spur, dass ich mich davonschlich und eine Portion in mich hineinstopfte. Ich versuchte immer, meine Sicherheitsleute abzuhängen und mit irgendeiner Frau ins Bett zu gehen. Als der Kampf nahte, wurde ich zusehends unwirsch.

Ins Training kehrte ich nur ungern zurück. Mein Kampf fand am 19. August gegen eine Flasche namens Peter McNeeley statt. Dem Kampf hatte ich anfangs zuversichtlich entgegengesehen, weil ich nach der Entlassung in bester Verfassung gewesen war. Aber beim Sparring im Camp in Ohio bekam ich von einem jungen Amateur ein paar so schwere Treffer verpasst, dass es fürchterlich schmerzte. Ich war es nicht gewohnt, einzustecken. Statt die vorgesehenen ganzen fünf Runden zu boxen, sagte ich: „Für heute reicht’s. Ich komme morgen wieder.“ Fuck, ich fasste es nicht, dass mir dieser Winz-Amateur so übel zugesetzt hatte. Schläge einstecken zu müssen hatte definitiv nichts mit guter Form zu tun. Wie sollte ich McNeeley schlagen, wenn ich nicht einmal mit diesem Amateur fertig wurde.

Während der August verging, fand ich meinen Rhythmus wieder und wurde startklar. Als wir zur Pressekonferenz vor dem Kampf gingen, war ich wieder der gewohnt übellaunige Typ. Ich spazierte in meinem schwarzen Anzug und mit einem weißen Panamahut hinein. Keiner in der Boxszene nahm McNeeley als Gegner ernst. Dieser Typ war bestenfalls ein Clubfighter.

Dem Kampf gegen McNeeley gab ich den Titel: „König Richard – die Rückkehr des Königs“. Ich benannte meine Kämpfe regelmäßig nach

großen Kriegern. Obwohl Cus schon lange tot war, redete ich immer noch mit ihm: „Keine Sorge, Cus, der König kommt wieder. König Richard kommt im Triumph zurück.“

Hätte ich noch Zweifel gehabt, hätten sie sich in dem Augenblick aufgelöst, als ich in den Ring stieg und McNeeley anstarrte. Als wir zur Belehrung zusammenkamen, schaute er mich nicht an. Ein Jahr nach dem Kampf verriet er Reportern, was ihm damals durch den Kopf gegangen war.

„Tyson lief mit diesem Schlägertyp-Song in den Ring ein. Ich war nicht darauf gefasst, es mit der Angst zu tun zu bekommen. Ich hatte ihn mir bei der Pressekonferenz genau angeschaut. In Straßenkleidung hatte er eher klein gewirkt. Jetzt stand ich mit dem Rücken zu ihm in meiner Ecke. Man will ja nicht vermöbelt werden und den Gegner dabei anschauen. Als wir in die Mitte des Rings traten, blickte ich nur auf seinen Bauchnabel. Tja, die Büchse der Pandora. Ich musste einen Blick riskieren. Er wirkte richtig aufgepumpt! Ungeheuer breit. Mit gigantischen seitlichen Rückenmuskeln! Mit diesem Hals und dem Schädel. Er ist ein grimmig aussehender Typ. Ich blinzelte und warf ihm eine Kusshand zu, hatte aber Angst.“

Ich dachte einfach: Dieser Typ ist verrückt! Am liebsten hätte ich ihm gesagt, „du bist wirklich ein verficktes Arschloch“, ich wollte aber mein Image als taffer Junge nicht ramponieren. Als der Gong ertönte, drängte er mich in meine Ecke. Ich konterte mit einer kurzen Rechten, woraufhin er zu Boden ging. Er stand aber wie ein Springteufel wieder auf, bevor Mills Lane beginnen konnte, ihn anzuzählen. Er hüpfte im Ring herum und ging erneut auf mich los. Ich fasste diesen Quatsch nicht. Nach dem Anzählen bis acht kam er wieder auf mich zu. Ich verpasste ihm einen linken Haken und eine Rechte, woraufhin er wieder zu Boden ging. Er stand auf und hätte weiterkämpfen können, aber sein Trainer sprang in den Ring und nahm ihn aus dem Kampf. Mills Lane schickte mich in eine neutrale Ecke. Es war ein Desaster. Im Publikum ertönten Buh-Rufe, während der Ringsprecher immer wieder sagte: „Was für eine Enttäuschung.“ Wir kämpften vor Fans in 90 Ländern und dem größten Publikum der TV-Geschichte, und die Ecke des Typen ließ ihn nicht kämpfen!

Auf der Pressekonferenz nach dem Kampf übte ich mich in Demut und pries Allah. „Ich muss viel lernen. Ich muss meine Fähigkeiten weiter kultivieren“, teilte ich den Reportern mit. Als man mich darauf ansprach, dass McNeeleys Leute ihn aus dem Ring genommen hatten, sagte ich: „Ich kenne mich. Ich bin ein Bluthund. Ich bin froh, dass man den Kampf abgebrochen hat. Kämpfen ist für mich das, was für Einstein Theorie und für Hemingway Worte waren. Kämpfen ist Aggression. Aggression ist meine Natur. Für mich geht’s beim Boxen nicht um Worte.“

Dann sagte McNeeley: „Schauen Sie sich die Filme an! Ich kam, um zu kämpfen, und ließ den Worten Taten folgen.“

„Und er schwärmte von seiner Niederlage“, ergänzte die *New York Post.*

Die Box-Kommission von Nevada entschied, dem Manager seinen Anteil an der Börse vorzuenthalten. Aber der stellte sich als Genie heraus. Er verschaffte McNeeley zwei Verträge für landesweite Werbung – 40.000 Dollar von AOL, um den Kampf nachzuspielen, und 110.000 Dollar von Pizza Hut, in deren Spot er von einer Pizzakruste k.o. geschlagen wurde.

Don war der Reinfall mit dem Typen, gegen den er mich in den Kampf geschickt hatte, offenbar so peinlich, dass meine Fans ihre 50 Dollar behalten und meinen nächsten Kampf im Free TV anschauen konnten. Als Nächstes sollte ich am 4. November gegen Buster Mathis Jr. antreten, der Kampf sollte von Fox übertragen werden. Ich bin sicher, dass Don ausgerechnet diese Nacht ausgesucht hatte, weil das Ereignis so mit dem dritten Kampf zwischen Riddick Bowe und Evander Holyfield im Pay TV zusammenfiel. Zu einem Streitpunkt wurde die Sache allerdings, als der Kampf verschoben werden musste, weil ich mir den rechten Daumen gebrochen hatte. Sofort fiel die Presse über mich her. Die *New York Post* titelte: „Beweis es, Mike.“

Tatsächlich hatte sie ein gutes Argument in der Hand: Ich hatte in der Vergangenheit mehrere Kämpfe aus taktischen Gründen verschoben, um meine Gegner psychologisch zu zermürben. Meine Gegner waren ganz auf den Kampf eingestellt, mit Adrenalin vollgepumpt gewesen und in einer Form, die sie nach der Verschiebung nicht mehr erreichen sollten. Sie

dachten, ich würde hart trainieren, weil ich den ganzen Tag im Studio war, ich tat in Wahrheit aber gar nichts. Vor dem neu anberaumten Datum legte ich mich dann heftig ins Zeug, während sie ihren Fitness-Zenit schon überschritten hatten. Diesen Trick hatte mir Cus beigebracht.

Ein Teil des Problems war, dass der Druck, mir den Titel zurückzuholen, inzwischen eskalierte.

„Die Leute lassen es sich nicht gefallen, dass ich erst gegen 10 oder 15 Nobodys antreten muss, bevor ich um den echten Titel kämpfe“, teilte ich einem Reporter mit. „Auf mir lastet ziemlich viel Druck, jetzt mal einiges zu erledigen. Die Leute wollen Mike Tyson in Spitzenkämpfen sehen. Und ich habe Exklusivverträge zu erfüllen. Meine Vertragspartner zahlen zu viel Geld, als dass ich mein Comeback langsam und bequem angehen könnte. Das ist ein Geschäft, ein großes Geschäft. Sie sind nur daran interessiert, dass ich im Ring stehe und für sie Geld verdiene.“

Wir verschoben den Kampf auf den 6. Dezember in Philadelphia. Die Buchmacher hatten aus meinem Kampf gegen McNeeley offenbar etwas gelernt. War er ein Außenseiter mit einem Wettkurs von 15:1 gewesen, so taxierten sie Mathis auf 25:1. Mathis war zwar ein deutlich besserer Boxer, ging aber mit leichtem Übergewicht ins Rennen. Beim Wiegen zog ich mein Sweatshirt mit dem Spruch EIGENTUM VON ALLAH aus, um meine Bauchmuskeln zu präsentieren.

„Wie in Stein gehauen, Adonis!“, kläffte Don King.

Als Buster an die Reihe kam, behielt er sein T-Shirt an und brachte schwabbelige 101 Kilo auf die Waage.

Als der Kampf begann, versuchte Buster wie zuvor McNeeley, mich anzugreifen. Zwei Runden kämpften wir in der Nahdistanz. In der dritten versuchte er mich in die Seile zu drücken, aber ich bewegte mich nach links, konnte zu einem Hebel ansetzen und verpasste ihm zwei rechte Uppercuts, woraufhin er zu Boden ging. Als ich auf der Pressekonferenz gefragt wurde, warum ich so viele Chancen zum Schlag verschenkt hätte, antwortete ich, ich hätte Mathis „einlullen“ wollen. Die verschenkten Schläge seien „alle ein Plan, alle eine Falle“ gewesen. „So wie das in

unserer Gesellschaft üblich ist.“ In Wahrheit war Mathis sehr schwer zu schlagen. Wenn man seine gesamte Karriere betrachtet, sieht man, dass niemandem gelungen war, was ich mit ihm angestellt hatte.

Mathis gab sich etwas lockerer.

„Als mich Mike Tyson niedergeschlagen hatte und ich aufschaute, war ich bis fünf angezählt. Ich fragte mich: ‚Verdammt, was war in der Zeit von eins bis vier?‘“

Während des Kampfes hatte Frank Bruno, ein amtierender Schwergewichtsweltmeister, direkt am Ring gesessen. Crocodile und ich setzten ihn schon mal unter Druck. Als wir den Ring verließen, schrie Croc Bruno zu:

„Jetzt kommt Mike. Jetzt schwimmen dir die Felle weg. Wir kommen, mein Sohn.“

Ich deutete auf meine Brustmuskeln.

„Ich bin die Nummer eins“, sagte ich Bruno.

Der Kampf hatte eine Zuschauerquote von 29 Prozent erzielt, die höchste, die Fox TV je eingefahren hatte. Das änderte aber nichts daran, dass ich mit meiner Leistung nach meiner Entlassung nicht zufrieden war.

Zum Kampf hatte ich Kenya in die Stadt mitgebracht. Monica hatte mir inzwischen ein Mädchen zur Welt gebracht, das wir Rayna tauften. Ich hatte zudem außer meiner eigenen Tochter noch eine Stieftochter namens Gina mit einer Frau aus New York. Wenn ich Keyna dabei hatte, mussten Monica und die Kinder Abstand zu mir halten, denn wenn sie zärtlich wurden, drohte Keyna anzugreifen. Deswegen ließ ich sie während des Kampfes im Hotel zurück. Als ich wiederkam, hatte sie die Suite komplett zertrümmert. Die Jalousien waren zerrissen, sie hatte auf den Boden geschissen und die große Couch im Wohnzimmer völlig zerfetzt.

Ebenso übel richtete sie Don Kings Stadthaus in Manhattan zu, wo ich nach dem Kampf übernachtete: Als ich in einen Club ging und sie dort zurückließ, rastete sie aus, und als sie mit dem Haus fertig war, musste es gesperrt und desinfiziert werden. Sie hatte es überall vollgekackt. Man hätte meinen können, wir hätten unsere Lektion gelernt. Zurück in Ohio sperrte

Rory sie in meiner Garage ein. Als wir sie später holen kamen, hatte sie das Dach eines meiner Maseratis heruntergerissen.

★ ★ ★

Nur ein Jahr nach meiner Entlassung aus dem Gefängnis ließ mich Don gegen Frank Bruno antreten, damit ich ihm seinen Gürtel abnahm. Aber diesem neuerlichen Druck war ich weder körperlich noch seelisch so richtig gewachsen. Als mich das *Ring Magazine* interviewte, war meine Anspannung zu spüren.

„Ich bin jetzt nervöser als zu Beginn meiner Karriere oder als ich Weltmeister war. Vielleicht ist es eine leichte Unsicherheit. Selbst im Training habe ich das Gefühl, dass ich zum letzten Mal Luft hole. Ich weiß nicht, ob das gut ist oder nicht. Ich weiß, was ich tun muss, aber Zweifel hat man schon. Das macht einen wohl so fuchsig: Man zweifelt an sich selbst, obwohl man so viele Jahre erfolgreich war."

Als mich der Interviewer auf meine Niederlage gegen Douglas ansprach, geiferte ich los:

„Die Leute reiten immer auf dem vielen Geld herum, das ich verdiene. Aber ich habe einen Haufen Störungen diagnostiziert bekommen. Ich kann mir nicht vorstellen, dass mich jemand um mein Leben beneidet. Wenn Sie durchgemacht hätten, was ich durchgemacht habe, hätten Sie sich wahrscheinlich umgebracht. Ich wäre fast krepiert. Ich musste bloß daran denken, damit mir die Haare grau wurden und ausfielen. Ich hätte zerbrechen können, bin aber stattdessen davongelaufen oder den ganzen Tag in meinem Zimmer auf und ab gegangen. Ich stelle mich unter die Dusche und, wumm, stürzt es wieder auf mich ein. Ich erwarte immer gleich das Schlimmste. Wenn Gutes geschieht, freue ich mich. Aber ich erwarte immer das Schlimmste. Ich erwarte, dass ich für den Rest meines Lebens abserviert werde. Ich brauche einfach wieder Selbstvertrauen. Wenn ich den Kampf gegen Bruno bestanden und den Gürtel um meine Taille

geschlungen habe, schlägt mich keiner mehr. Dann steigt mein Selbstvertrauen bis zum Himmel, bis zu den Sternen.“

Aber neben jedem einfühlsamen Interviewer, dem ich meine Sorgen anvertrauen konnte, gab es auch immer welche, die mich fertigmachen wollten. In einer Konferenzschaltung für die US-Medien fragte mich einer zum Kampf: „Mike, ist irgendetwas dran an den Gerüchten, wonach Sie eine Augenverletzung haben? Und, falls ja, rührt sie von all dem Pfefferspray beim Sex her?“

Manchmal konnte ich auch mein großes Maul nicht halten. So kam auf der Pressekonferenz, mit der für den Kampf geworben wurde, zur Sprache, dass ich einem Jugendzentrum in Vegas, das nach Martin Luther King benannt war, 50.000 Dollar gestiftet hatte.

„Das macht aus mir keinen netten Kerl. Inzwischen ist mir alles eher lästig. Ich weiß nicht, ob es eine Last für mich war, aber ich bin einfach kein fröhlicher Typ. Ich versuche mein Bestes, verfehle aber immer die Zielmarke“, sagte ich. Als mich ein Reporter auf meine kleine Tochter ansprach, machte ich Monica ein tollpatschiges Kompliment.

„Ihre Mutter ist schön, aber Rayna ist so schön und umwerfend, dass ihre Mutter daneben wie ein Hofhund aussieht.“ Was hatte ich mir dabei gedacht?

Das Trainingscamp für den Kampf gegen Bruno war durchgeknallt. Crocodile geriet mit meinen Sparringspartnern aneinander. Er sagte ihnen, ich würde ihnen den Schädel einschlagen, wenn sie ihm den Respekt versagten. Also schickte er den ersten Typen in den Ring und kam zu mir.

„Du, Mike, diese ganzen Typen sagen, dass sie dir in den Arsch treten werden. Dass eigentlich sie und nicht du um den Titel kämpfen müssten.“

Er hatte mich direkt hineingezogen. Jetzt versuchten mich diese Jungs plattzumachen. Ich war in der beschissenen Lage, dass ich mit Sparringspartnern Kämpfe auf Leben und Tod ausfechten musste. Was zum Teufel sollte das denn …?

Als ich eines Tages kurz vor dem Kampf am Seilspringen war, kam Crocodile zu mir.

„Du bist wieder da, Champion. Als Ali im Exil war, kam er zurück und kämpfte um den Weltmeisterschaftstitel“, sagte er.

„Ja, aber Ali hat ihn nicht bekommen. Ich werde ihn aber kriegen“, sagte ich. „Auch wenn ich nicht gegen Joe Frazier kämpfen muss, sondern gegen Frank Bruno. Ali musste gegen Tiere kämpfen, als er zurückkehrte, aber ich werde ihn trotzdem kriegen.“

Diese Zuversicht nahm ich mit in den Ring. Crocodile führte mich hinein. Er trug eine schwarze Weste mit einer Aufschrift in weißen Buchstaben auf dem Rücken: „VON WENIGEN GELIEBT, VON DEN MEISTEN GEHASST, VON ALLEN GEFÜRCHTET.“ Zum ersten Mal in meiner Laufbahn wurde ich beim Einzug in den Ring ausgebuht, weil Tausende von Brunos englischen Fans nach Las Vegas geflogen waren. Aber ich hörte das gar nicht.

„Tyson ist ein Vergewaltiger, la la la la la“, sangen sie. Auch das hörte ich nicht. Als Bruno in den Ring trat, roch ich buchstäblich seine Angst. Wie sein Promoter später anmerkte: Sobald sich die Tür zu seinem Umkleideraum öffnete und er sich zum Ring bewegte, „war es so, als habe jemand eine Nadel in ihn hineingestochen. Alle Luft war raus“. Als man die britische Nationalhymne abspielte, bekreuzigte er sich ein Dutzend Mal.

Ihn so ängstlich zu sehen, gab mir einen Schub. Er lieferte mir einen guten Kampf, als wir uns das erste Mal gegenüberstanden. Er hatte meinen Sparringspartner Oliver McCall im Kampf um den Titel besiegt und auch Lennox Lewis k.o. geschlagen.

Ich wusste, dass Bruno diese Begegnung scheute. Ich musste also nur hart bleiben und ihm ein paar gute Treffer verpassen, dann wäre die Sache gelaufen. Am Ende der ersten Runde überraschte ich ihn mit einer Rechten, die über seinem linken Auge eine böse Platzwunde aufriss. In der zweiten Runde klammerte er so häufig, dass ihm Mills Lane zwangsläufig einen Punkt abzog, aber egal. Ungefähr eine halbe Minute nach Beginn der dritten Runde wechselte er für eine Sekunde in die Rechtsauslage, woraufhin ich ihm zwei linke Haken verpasste. Er versuchte zu klammern, aber ich platzierte zwei hinterhältige rechte Uppercuts, von denen ihn der zweite fast

von den Füßen riss. Als er in die Seile taumelte, gab ich ihm den Rest. Ich hatte ihm zwölf unbestrittene Treffer verpasst. Mills Lane brach den Kampf ab, damit war ich der neue WBC-Weltmeister im Schwergewicht.

Ich drehte mich um, reckte im Triumph die Arme hoch und saugte die ganze Verehrung meines egomanischen Arsches in mich auf. In einer Anwandlung von Respekt und Selbstachtung fiel ich dann aber auf die Knie, legte die Stirn auf den Boden, pries Allah und sprach ein kurzes Gebet.

Im Hinterkopf wusste ich, dass ich Bruno nie geschlagen hätte, wenn er mit demselben Kampfgeist angetreten wäre wie bei unserem ersten Fight. Ich stand auf und ging zu seiner Ecke hinüber. Er saß auf einem Stuhl und wurde von seiner Frau getröstet. Ich strich ihm über den Kopf und küsste ihn auf die Wange.

In dieser Nacht feierte ich eine Party in meiner Hotelsuite. Mein Freund Zip und eine Horde Jungs aus L.A. kamen vorbei. Weil Zip Champagner liebte, bestellte ich gleich 100 Flaschen Dom Pérignon. Wir soffen die ganze Nacht durch.

Sechs Tage nach dem Kampf verflüchtigte sich meine Demut. Als Nächstes sollte ich Bruce Seldon seinen Gürtel abnehmen.

„Ich denke, mir stehen deutlich mehr als 30 Millionen zu, und ich glaube nicht, dass ich bekommen habe, was ich verdiene“, teilte ich der Presse mit. „Ich muss für meine Kinder sorgen. Wenn meine Kinder nichts zu beißen haben oder auf Sozialhilfe angewiesen sind, kratzt das keinen. Ich lasse mich nicht mit Almosen abspeisen, von wegen: ‚Du bist der große Champion, das schulden wir dir.‘“

Ich war wieder Weltmeister. Das hieß, dass mir jetzt noch mehr Pseudokünstler, Abzocker, durchtriebene Weiber und jede Art von Hochstaplern auf den Fersen waren. Ich konnte die Riesensummen gar nicht zusammenzählen, die mein Managementteam auf den Tisch legte, um mir habgierige Vamps und Leute vom Leib zu halten, die auf Prozesse aus waren. Rory und John Horne holten mich gewöhnlich von Jonny Toccos Boxhalle ab. Sie kamen früher und traten auf die Mädchen zu, die draußen

auf mich warteten. Sie wussten, wenn ich eine nur kurz zu sehen bekäme, würde ich mich mit ihr aus dem Staub machen. Mit der Trainingsdisziplin wäre es dann vorbei.

„Was wollt ihr von Mike?“, fragte Rory die Mädchen. „Wenn es euch um ihn ginge, wärt ihr gar nicht hier.“

Dann drückte er ihnen 10.000 oder 20.000 Dollar in die Hand, damit sie abhauten und mich trainieren ließen.

Meine Assistentin Latondia trug die Hauptlast im Umgang mit diesen armen Irren und Betrügern, die hinter meinem Geld her waren. Sie zahlte immer wieder Geld an Leute, die in Rollstühlen, mit Gipsverbänden oder mit Arztrechnungen in ihr Büro kamen und behaupteten, irgendwie sei ich an ihrer Misere schuld. Bei mir zu Hause „stürzten“ Arbeiter von Leitern und verklagten mich. Frauen fuhren im Nerzmantel in Limousinen vor und warteten stundenlang in der Hoffnung, dass ich im Büro auftauchen würde.

Wenn ich nicht ins Trainingslager ging, sondern mich herumtrieb und volllaufen ließ, gab’s schon manchmal Zoff. Deswegen hätte einiges von dem Geld auch in einen „Fonds für unerwartete Folgen von Volldröhnungen“ fließen sollen.

Ein Paradebeispiel solcher Vorfälle ereignete sich nach meinem Kampf gegen Bruno. Ich chillte in Chicago im Nachtclub Leonard’s, in dessen Büro direkt vor dem VIP-Bereich, mit diesem höchstselbst, Anthony und ein paar anderen Freunden, als mich eine durchgedrehte Mama mit Riesentitten im superknappen Mini zu sehen wünschte. Kaum hatte man sie ins Büro geführt, knutschten wir auch schon ein bisschen.

„Du weißt: Ich muss dich unbedingt haben“, sagte ich mein Sprüchlein auf und fühlte mich dabei wie ein ganz gewöhnlicher Schwarzer, der einen auf Rudolph Valentino machte.

Als sie mich richtig heiß zu machen begann, verließen Anthony und die Jungs das Büro und gingen rüber in den VIP-Bereich. Ich verabreichte ihr einen kleinen Liebesbiss in den Hals. Als ich dann erfuhr, dass sie aus Indiana kam, gab ich ihr allerdings den Laufpass. Ich glaube, ich habe sie sogar in den Hintern getreten. Ich begleitete sie aus dem Büro, als sie Leine

zog. Anthony überzeugte sich, dass sie kein bisschen verstört oder ähnliches war, weil das zu seinen Aufgaben gehörte.

Am nächsten Tag erhielt Leonard einen Anruf vom Freund dieser Frau.

„Meine Freundin sagt, Mike Tyson habe sie letzte Nacht in Ihrem Club belästigt“, sagte er. „Sie hat soeben Anzeige erstattet.“

Eine ungute Lage. Nach der Verurteilung in Indiana war ich immer noch auf Bewährung. Es reichte, dass ich einer Braut in den Hintern kniff, damit Richterin Gifford meinen Arsch für weitere neun Jahre wegsperren konnte.

Also fuhren Leonard und ein Freund, ein Großhändler in Sachen illegaler bewusstseinserweiternder Substanzen, nach Indiana, um dieses Mädel zu besuchen.

Sie sagte ihnen, ich hätte sie in den Hals gebissen und versucht, sie in der Intimzone zu berühren. Leonard spürte instinktiv, dass wir ein weiteres juristisches Hickhack unbedingt vermeiden mussten. Und er wusste, dass es ihr nur darum ging, mich um einen fetten Batzen Geld zu erleichtern.

„Sagen Sie mir, wie viel Sie wollen. Wir können keine Unannehmlichkeiten gebrauchen“, sagte Leonard.

„Bitte sehr, hier sind zehn Riesen“, bot Leonards Freund, der Großdealer, an.

„Zehn Riesen! Ich will zehn Millionen“, sagte das Mädel.

„Zehn Millionen!“, brüllte Leonard. „Was hat er Ihnen angetan? Ihnen die Muschi herausgeschnitten? Darüber reden wir noch.“

Als Leonard noch auf dem Highway in Richtung Chicago fuhr, war die Story bereits in den Nachrichten. Gleich nach ihrer Abfahrt hatte die Frau die Presse angerufen.

Also drehten die beiden um und fuhren zu ihrem Haus zurück. Inzwischen hatte sie einen zweitklassigen Anwalt bei sich, einen Typen im billigen Anzug mit hochgekrempelten Ärmeln. Er forderte eisern zehn Millionen.

Leonard und sein Freund fuhren nach Chicago zurück. Während er sich eine Strategie überlegte, rief ihn eine Freundin der Frau an. Leonard kannte sie sogar.

„Ich sage dir, dieser Frau ist gar nichts passiert“, sagte sie. „Wir sind in dieser Nacht zusammen zurückgefahren. Und sie hat sich über Mikes Auftritt überhaupt nicht geärgert.“

Leonard opferte sich. Die Freundin war eine ziemlich dicke Tusse. Er schickte ihr eine Limousine, um sie nach Chicago zu holen, wo sie auf einer Pressekonferenz, die er einberufen hatte, aussagen sollte. Auf halbem Weg zur Konferenz fing Leonard ihren Wagen ab, redete ein bisschen mit ihr und vögelte sie dann auf dem Rücksitz.

Am nächsten Tag schauten zwei Polizeibeamte vorbei, um in der Sache zu ermitteln. Leonard sagte ihnen, dass er und die beiden anderen Frauen, seine Nichte und ein Mädchen, mit dem er vögelte, die ganze Zeit mit uns im Raum gewesen seien. Um die Sache geradezubiegen, musste Leonard zu mir nach Ohio fahren. Bis zur Klärung der Vorwürfe war ich zu Hause festgenagelt. Mein Haus wurde von Pressefahrzeugen belagert. Leonard schraubte seine Fahrzeugkennzeichen ab und rollte durchs Tor auf mein Anwesen. Er erzählte Rory und John, was ich beim Verhör am nächsten Tag sagen sollte.

Bevor ich Hausarrest bekam, war ich an einem Sonntagabend zur „Gangsternacht“ in Leonards Club gefahren. Jeden Sonntag drängten sich dort um die 2.000 Gangster mit Anhang. Ich saß im VIP-Bereich an Leonards Tisch, als eine Horde junger Gangtypen zu mir kam. Ich machte mir richtig Sorgen beim Gedanken, dass mich die verlogene Schnalle wieder in den Knast bringen konnte.

„Na, Mike? Was ist mit dieser Zicke?“, fragte mich einer. „Wo wohnt die, Mann?“

Ich hielt den Mund, weil ich den Verdacht hatte, der Typ könne ein verdeckter Ermittler sein und mir eine Falle stellen.

Die Lady schien der Polizei nicht besonders glaubwürdig zu sein. 25 Jahre alt, Kosmetikerin und Inhaberin eines Spirituosenladens in Gary, Indiana, war sie mit einem Typen verheiratet gewesen, der wegen Handels mit Crack angeklagt gewesen und vor ein paar Wochen ermordet worden war. Außerdem hatte sie sich einige Tage vor dem besagten Vorfall im

Zusammenhang mit einer Klage wegen Körperverletzung außergerichtlich geeinigt. Bei dem Verkehrsunfall von 1994, um den es ging, hatte der aufnehmende Polizist damals vermerkt, dass es keine Verletzten gegeben habe.

Als die Polizei die Ermittlungen eingestellt hatte, reichte sie bei einem Bundesgericht Klage gegen Leonards Club mit der Behauptung ein, er habe zugelassen, dass sie belästigt wurde. Sie bekam ihr Geld, indem sie sich außergerichtlich mit Leonards Versicherungsgesellschaft einigte. Mit dieser Lösung konnten alle leben.

Sogar mein Bewährungshelfer versuchte aus der Sache Kapital zu schlagen. Das Gericht in Indiana hatte dem Psychologen Dr. Keith J. Smedi mit Sitz in Cleveland die Aufsicht über mich übertragen. Alles, was ich tun wollte, musste ich mir von ihm genehmigen lassen. Ohne seine Erlaubnis durfte ich nicht einmal Monica vögeln. Seinen Doktortitel hatte er wahrscheinlich von einem Onkel geerbt, da sein IQ so winzig war.

Während er für den Bundesstaat die Führungsaufsicht über mich ausübte, bearbeitete er alle meine Freunde, mich zu überreden, mit seinem Vater Geschäfte zu machen. Ich wusste, wie ich mit so einem Typen umgehen musste. Wenn ich in Schwierigkeiten geriet, würde er mir keinen Ärger machen, sondern mir die Sache nur unter die Nase reiben. Ich wusste, dass er sich früher oder später als käuflich herausstellen würde, also spielte ich einfach mit.

Anfangs untersagte er mir strengstens den Kontakt zu allen meinen prominenten Freunden. Dann versuchte er aber, mich zu erpressen, und betrachtete den Vorfall in Chicago als seinen Freifahrtschein in eine bessere Zukunft. Wenige Wochen, nachdem sich der Staub gelegt und die Polizei die Ermittlungen eingestellt hatte, schickte Smedi meinem Büro eine Rechnung für seine Leistungen:

„Am 7. April betrat Mr. Tyson, der sich zu muslimischen Gottesdiensten in Chicago aufhielt, einen Nachtclub. Wegen Mr. Tysons dürftigem Urteilsvermögen und möglicher Verstöße gegen Bewährungsauflagen

wurde durch Mr. Smedi ein Rückschlag hinsichtlich seiner „Vertrauenswürdigkeit“ und der „positiven Prognose“ mit Blick auf sein Programm festgestellt und beanstandet. Mr. Tysons Erholung von der Gefängnishaft erlitt ebenfalls einen ernsthaften Rückschlag! Fünf Optionen waren gegen Mr. Tyson in Betracht zu ziehen. Dr. Smedi oblag die Verantwortung, diese Empfehlung auszusprechen!

1. Dr. Smedi entschied sich *dagegen,* Mr. Tyson, wie anfangs gefordert, nach Indianapolis, Indiana, zurückzubeordern, um sich der Richterin und den Vorwürfen dieser jungen Frau zu stellen. Diese beschuldigte Tyson, er habe ihr in besagtem Nachtclub ins Gesicht gebissen.

2. Dr. Smedi entschied sich *dagegen,* Mr. Tyson nach Chicago zurückzubeordern, um sich dort den ausführlichen Vernehmungen durch die Behörden zu stellen.

3. Dr. Smedi entschied sich *dagegen,* Mr. Tyson bis zum Abschluss der Ermittlungen in Chicago zum Vorfall vom 7. April erneut in Gewahrsam nehmen zu lassen.

4. Dr. Smedi entschied sich *dagegen,* Mr. Tysons Bewährungsfrist und sein Therapieprogramm für Straftäter zu verlängern.

5. Dr. Smedi zog eine bedeutende „finanzielle Belastung“ in Betracht, um so die Denk- und Verhaltensweisen von Mr. Tyson zu verändern.

Anstelle der oben genannten Optionen ahndet Dr. Smedi diesen Akt aufgrund eines äußerst dürftigen Urteilsvermögens, der als potentielles Risiko für Rückfälle und Verstöße gegen Bewährungsauflagen gewertet wurde, mit sieben Millionen Dollar (zur Einwirkung auf die Einstellungen und das Verhalten, basierend auf Tysons Ausdruckspotential). Diese finanzielle Belastung zielt darauf ab, Mr. Tyson da zu treffen (d.h. zu schockieren), *wo es am nachhaltigsten wirkt, damit er seine Handlungen überdenkt und im realen Leben seine ‚denkende Einsicht‘ gebraucht, wenn*

er sich in Nachtclubs und anderen Örtlichkeiten aufhält, an denen sich auch zahlreiche junge Frauen aufhalten, dies mit Blick auf seine langfristige Prognose und insbesondere für die Zeit nach Ablauf seiner Bewährungsfrist. **Eine solche Lösung ist während der Bewährungszeit eines Sexualstraftäters natürlich nur einmalig möglich. Jeder weitere Akt eines Verstoßes gegen Bewährungsauflagen aufgrund eines dürftigen Urteilsvermögens kann zu einer Verlängerung der Bewährungsfrist und zu Empfehlungen führen, ihn erneut in Haft zu nehmen.** (Dank Mikes insgesamt guter Bemühungen bisher wird dies nicht erwartet, also weiter so!) Wegen Mr. Tysons positiven Anstrengungen bis zu diesem Zeitpunkt, abgesehen von dem Ausrutscher vom 7. April, ***wird diese Summe von sieben Millionen Dollar*** auf zwei Millionen Dollar diskontiert. ***Es sei daran erinnert, dass diese Zahlung die Verlängerung der Bewährungsfrist ersetzt und dazu dient, schwerwiegende negative Medienberichte zu vermeiden, wenn Tyson gezwungen würde, sich vor den Behörden in Indiana und Chicago zu verantworten, und um zu verhüten, dass Tysons Bewährungsauflagen ‚verlängert' werden. Die meisten dieser unmittelbaren Auflagen nach dem Vorfall in Chicago wurden zu diesem Zeitpunkt ausgesetzt.***

Aufgeschlüsselte Gesamtkosten: Unkosten April bis August 1996: 182.862,00 Dollar; 7. April: Zahlung für rückfälliges Verhalten durch mangelndes Urteilsvermögen und potentiellen Verstoß gegen Bewährungsauflagen: 2.000.000,00 Dollar

Summe, geschuldet Dr. Smedi: 2.182.862,00 Dollar.

Fällig in voller Höhe bis zum 15. September 1996.

Hochachtungsvoll Dr. K. J. Smedi."

Fantastisch! Wegen guter Führung hatte ich fünf Millionen Dollar Rabatt erhalten. Wir haben diesem erbärmlichen Schmock natürlich nie einen Cent

bezahlt und seinen Arsch nach Ablauf meiner Bewährung in die Wüste geschickt.

Nachdem ich meinen Gürtel wiederhatte, triumphierte erneut meine Großspurigkeit über alle Demut. Die Party zu meinem 30. Geburtstag schmiss ich auf meinem Anwesen in Connecticut und ließ Freunde aus dem ganzen Land einfliegen und in einem nahegelegenen Hotel einquartieren, das wir gekapert hatten. 13 Köche kochten unterschiedliche Menüs. Von Oprah Winfrey über Donald Trump bis Jay Z kamen alle, aber auch Zuhälter und ihre Straßennutten. Ein Kerl rollte von Hand Zigarren. Frankie Beverly und Maze spielten. Wer draußen an den 40 großen Bodyguards der Fruit of Islam vorbeigekommen war, gelangte über einen roten Teppich ins Haus.

In meiner damaligen Egomanie reservierte ich in meinem Haus 19 Schlafzimmer für Mädels, mit denen ich schlafen wollte. Tatsächlich sagte ich Crocodile: „Siehst du diese Mädchen? Die gehören alle mir.“ Hope war ebenfalls beleidigt. Sie hatte im Haus gewohnt, aber ich hatte sie kurzerhand in einem Hotel einquartiert, damit das Zimmer für eines meiner Weiber frei war. Das hatte sie gekränkt. Hope war eine hochattraktive Frau, und die Mädels, mit denen ich schlief, besaßen nirgendwo auch nur annähernd ihr Format.

„Mike, diese Frau, die du da reinsetzt, ist so grauenhaft und unsauber, dass sie mir mein Bett verdreckt. Wenn sie in dem Bett schläft, musst du die Matratze verbrennen“, sagte mir Hope.

Monica hatte ich gar nicht erst eingeladen. Ich sah sie damals kaum noch. Sie versuchte immer, für uns eine Lösung zu finden, aber ich war einfach ein Schuft. Für eine Heirat stand ich damals definitiv nicht zur Verfügung.

★ ★ ★

Der nächste Schritt zur Vereinigung der Weltmeistertitel bestand darin, mir den WBA-Gürtel zu holen. Gegenwärtig schmiegte er sich noch um die Taille von Bruce Seldon, aber nicht mehr lange. Ich hielt Seldon eigentlich

nicht für einen echten Gegner oder Konkurrenten. Ich trainierte kaum für den Kampf. Crocodile ging vor dem Fight mit mir zur Pressekonferenz, auf der wir ihm so zusetzten, dass er beim Wiegen im Korridor auf einem Stuhl Liegestütze machte. Er sah erschrocken aus. Sein Manager hatte große Töne gespuckt, was für ein großartiger Athlet er sei. Er rannte die 400 Meter in 50 Sekunden und konnte aus dem Stand einen Meter hoch springen.

„Was macht er, wenn er in den Ring steigt?“, fragte ich. „Stabhochsprung?“

Ich erhielt meinen WBA-Gürtel in weniger als zwei Minuten zurück. Ich traf Seldon mit einer Rechten oben am Kopf, die nicht allzu hart war, und verpasste ihm im Durchschwung noch einen Stoß mit dem Ellenbogen, worauf er zu Boden ging. Kaum war er wieder aufgestanden, traf ihn ein Haken, der ihn bäuchlings niederstreckte. Er stand wieder auf, taumelte aber, sodass ihn Richard Steele aus dem Kampf nahm. Ich hätte nicht gedacht, dass einer dieser Schläge ihn ausknocken könnte. Später verriet allerdings sein Trainer, dass Seldon im Ring vor Angst einen nervösen Zusammenbrauch erlitten hatte.

„Das ist erledigt, Cus, der Rest kommt später“, sagte ich zu Ferdie-Pacheco, als er mich nach dem Kampf interviewte.

Seit meiner Entlassung aus der Haft hatte ich ganze acht Runden geboxt und 80 Millionen Dollar verdient. Nur darauf fixierten sich die Leute. Keiner rechnete mir an, dass ich nach drei Jahren hinter Gittern zwei Weltmeisterschaftsgürtel errungen hatte. Dass mir diese Anerkennung versagt blieb, verletzte mich zutiefst.

Nach dem Kampf gegen Seldon kam Tupac zu mir in die Umkleidekabine. Ich war hocherfreut. Tupac stand für alles, was mit unserer Herkunft als Schwarze zu tun hatte und verkörperte diese Bitterkeit, diese Frustration, die fast alle Schwarzen in sich spüren und verbergen wollen. Ich habe jüdische Freunde, die manchmal einen anderen Juden sehen und bemerken: „Er ist zu jüdisch.“ Das dachten auch viele Schwarze über Tupac. Wir heuchelten, dass bei uns alles in Ordnung sei, obwohl es nicht stimmte. Als

Schwarzer ficht man ständig einen Kampf aus, egal wie reich oder mächtig man ist, irgendwer hat es immer auf einen abgesehen. Tupac redete von Schwarzen, die es satt hatten, niedergemacht zu werden und ohne einen Cent dazustehen. Er konfrontierte uns mit unserer Abkunft von Sklaven, und dafür wurde er von den meisten Schwarzen respektiert. Er ließ uns wissen, warum wir zornig sein sollten.

Ich hatte mir eigentlich vorgenommen, mich mit Tupac später in der Nacht in Suge Knights Club 662 zu treffen. Aber dann wollte ich doch lieber nach Hause und mich mit meiner Tochter Rayna beschäftigen. Ich nahm ein paar Drinks und sackte weg, bis mich jemand weckte.

„Mike, man hat gerade Tupac erschossen."

Ich fasste es nicht. Tupac hatte in einem Wagen gesessen, den Suge Knight steuerte. Als sie an einer Kreuzung anhielten, feuerte jemand aus dem Wagen hinter ihnen auf sie. Es musste geplant gewesen sein. Schon deshalb, weil Tupac nach dem Kampf im Casino mit einem Typen aus einer Gang aneinandergeraten war und ihn ins Gesicht getreten hatte. Aber er hatte den Typen am Leben gelassen. In so einem Fall ist höchste Alarmbereitschaft angesagt. Wenn ich nach einem Kampf aus dem Ring steige, sind meine Sinne besonders geschärft. Ich sehe im Publikum alles, rieche alles und höre alles. Man kann annehmen, dass Tupac nach dem Zoff ebenfalls besonders wachsam war. Folglich war es bestimmt ein Mord.

Mir kam das seltsam vor. Normalerweise haben Jungs wie Tupac 40 andere Typen im Gefolge, die sie beschützen. Wenn Tupac ihr Anführer war und sich gerade in einem Kampf befand, hätten sie ihn doch abschirmen müssen.

Es war einfach eine richtig üble Nacht. Tupac war erst 25 gewesen, aber sehr entschlossen und willensstark. Von wem hatte er das gehabt? Ein so großes Herz, so einfühlsam und trotzdem ein Krieger. Er war einfach ein klasse Typ gewesen. Ich hatte die Zeit mit ihm richtig genossen.

Mit zwei Gürteln und Tonnen von Geld hätte ich eigentlich glücklich und zufrieden sein müssen. Aber so war es nicht. Ich fühlte mich ständig niedergeschlagen und elend. Um mit allem fertigzuwerden, hatte ich seit

meiner Kindheit immer wieder Medikamente genommen. Nach dem Knast stand ich noch immer unter Medikamenten. Dann setzte ich auf Selbstmedikation. Im Gefängnis war ich ganz scharf darauf gewesen, Shit zu rauchen, hatte es aber nicht gewagt, weil man dort stichprobenartig Urintests durchführte. Bei Dr. Smedi konnte ich jetzt aber sicher sein, dass mein Urin sauber war.

Ich begann sogar wieder zu koksen. Unmittelbar nach dem Kampf gegen Seldon hatte ich mich mit einem Freund getroffen, der etwas dabei hatte. Ich bat ihn unverrichteter Dinge, mir das Tütchen zu geben. So verhält sich ein Süchtiger. Ich hatte 15 Jahre lang nicht mehr gekokst und, peng, war ich wieder dabei.

Ich wusste, dass gute Moslems weder Gras rauchen noch Koks schnupfen oder Champagner trinken. Aber ich hatte einfach unglaublich viel Scheiße am Hals. Ich bin sicher, Allah wusste, dass ich nicht stark genug war, um mit all dem fertigzuwerden, was mich erdrückte.

Wegen einer Scheißklage von Lennox Lewis wurde ich meinen WBC-Gürtel gleich nach dem Kampf gegen Seldon wieder los. Lewis war der obligatorische Herausforderer, aber ich wollte alle Titel haben. So hatte ich jetzt nur noch den WBA-Gürtel und trat gegen Evander Holyfield an. Hätte ich 1991 gegen ihn gekämpft, wie es ursprünglich vorgesehen gewesen war, hätte ich ihn sicher ausgeknockt. Das weiß er, und das wissen alle in seinem Camp. Meine Einbuchtung war das Beste, was ihm je widerfahren war. Das hatte meinen ganzen Zeitplan durcheinandergebracht. Ich war nicht mehr der zähe Kämpfer, der volle acht Runden überstand, und sagte stets, dass ich noch nicht so weit sei, um Spitzenkämpfe auszufechten. Aber Don drängte mich, und ich wollte Geld sehen. Aus Habgier ließ ich mich auf diesen Kampf ein.

Holyfield hatte in seinen letzten Kämpfen nicht die beste Figur gemacht. Er hatte einige verloren, war aber zumindest aktiv gewesen. Ich sah ihn im Kampf gegen Bobby Czyz, ein aufgeblasenes Halbschwergewicht, das ihn windelweich schlug und in der zehnten Runde besiegte. Folglich trainierte ich vor meinem ersten Kampf gegen Holyfield nicht besonders intensiv. Ich

schaute mir einige seiner Kämpfe an, hatte damals aber generell keine besondere Strategie. Ich stieg einfach in den Ring und schlug die Gegner. Der Wettkurs stand bei 25:1 für mich.

Später erfuhr ich, dass Crocodile von gewieften Jungs Informationen erhalten hatte, die sich beim Boxen angeblich auskannten. Holyfield rackerte sich 17 Wochen beim Training in den Bergen ab. Aber Croc ging irgendeiner Scheißdesinformation auf den Leim, wonach er angeblich nicht in Form sei.

„Du wirst diesen Typen erledigen, Mike“, sagte er immer wieder.

Holyfield und ich waren ein langes Stück Wegs gemeinsam gegangen. Wir waren beide auf den Junior Olympics gewesen und immer nett miteinander umgegangen. Wenn ich kämpfte, fieberte er mit mir mit und umgekehrt. Bei den Amateuren hatte er immer viel Pech gehabt. Er verlor einige Kämpfe, die er hätte gewinnen müssen, und wurde bei der Olympiade völlig plattgemacht. Wir hätten beide nie gedacht, dass wir später einmal gegeneinander antreten und so viel Geld einsacken würden.

Tatsächlich war das der Grund, warum ich noch boxte. Ich war nicht mit dem Herzen dabei, sondern brauchte einfach die Kohle. In den Ring zu steigen, machte mir keinen Spaß mehr. Mit dem war es nach meiner Entlassung aus dem Knast vorbei. Deshalb umgab ich mich damals mit so einem Burschen wie Crocodile. Er war ein guter Mann, der mich immer motivierte und für den Kampf begeisterte. Außerdem war er der Trainingsfreak, den ich brauchte, damit mich einer antrieb.

Der erste Kampf startete ganz gut. In der ersten Runde platzierte ich einen so wirksamen Körpertreffer, dass Holyfield aufschrie. Ich dachte, ich würde gewinnen. Aber ab der zweiten Runde hatte ich einen echten Blackout. Ich wusste nicht, wie mir geschah, merkte aber schließlich später beim zweiten Kampf erst so richtig, dass er mich mit Kopfstößen bewusstlos zu schlagen versuchte. In der zweiten Runde kämpfte ich nur instinktiv und erinnere mich an nichts mehr. In der sechsten Runde brachte er mir mit einem Kopfstoß einen Cut bei und knockte mich in der folgenden mit einem weiteren Stoß beinahe aus. In der zehnten Runde landete er 23 kräftige

Treffer, ohne dass ich etwas spürte. Ich hörte bloß dieses Zischen um meinen Kopf herum, während mich allein das Adrenalin auf den Beinen hielt. Zwischen den Runden hörte ich in meiner Ecke nichts von dem Scheiß, den meine Trainer auf mich einredeten. Ich erinnere mich weder daran, wie ich zum Kampf aufstand, noch wie ich in den Ring zurückging. Danach war ich so neben der Spur, dass ich meine Leute in der Ecke fragte, in welcher Runde ich Holyfield k.o. geschlagen hätte.

Im Umkleideraum war Crocodile völlig aufgebracht.

„Schau dir deinen Kopf an, Mike“, sagte er mir. Holyfield hatte mir mit Kopfstößen sechs faustgroße Beulen am ganzen Kopf verpasst. Außerdem war Croc überzeugt, dass mein Gegner Steroide genommen hatte. Lee Haney, einer aus seinem Camp, war ein ehemaliger Mr. Olympia und mutmaßlicher Steroid-Konsument. Er sagte, Holyfield habe beim Wiegen noch ganz normal gewirkt, sei beim Einzug in den Ring aber zu einem Goliath herangewachsen.

Ich wollte sofort wieder gegen Holyfield kämpfen. Ich war so dermaßen verrückt. Ich war noch total wund und angeschlagen, aber schon am nächsten Abend begann ich wieder zu trainieren. Ich war wütend, dass ich meinen Titel verloren hatte. Aber ich blickte nie auf einen Kampf zurück. Das Leben ging trotzdem weiter. Manche erleben eine Niederlage als großes Trauma. Als Floyd Patterson seinen Titel verloren hatte, ging er nur noch mit falschem Bart und Sonnenbrille in die Öffentlichkeit. Als Foreman gegen Ali und später gegen Jimmy Young unterlegen war, fragte ihn die Presse, wie sich die Niederlage anfühle. Er sagte: „Es ist wie ein großes finsteres Nichts, als sei man draußen auf See, mit nichts über dem Kopf und nichts unter den Füßen. Einfach nur nichts, das reine Nichts. Und es kam mit einem furchtbaren Geruch daher, den ich nie vergessen werde, dem Geruch der Trauer. Jeder schmerzhafte Gedanken im Leben reicht, auch vervielfacht, nicht an das heran, was ich jetzt empfand. Ich schaute mich um und war wie tot. Das war’s. Ich dachte an alles, für das ich gearbeitet hatte, hatte mich von meiner Mutter nicht verabschiedet, dachte an meine Kinder, an das ganze Geld, das ich in Bankschließfächern bunkerte – als

wenn man Papier anfasst und es in Rauch aufgeht. Alles stürzt zusammen. Ich blickte auf mein Leben zurück und sah es zusammenkrachen. Alles war ein großer Witz gewesen.“

So habe ich nie reagiert. Ich weiß, wer ich bin, dass ich ein Mann bin. Ein Typ wie Holyfield baute seine ganze Existenz um das Boxen herum auf. Deshalb kämpfte er auch so lange. Ich war Cus D’Amatos Zögling. Und Cus hatte immer gesagt, dass Boxen nicht alles im Leben sei, dass man mit ihm nur sein Geld, seinen Lebensunterhalt verdiene. Boxen ist nicht das Leben. „Niederlage, Sieg – nimm’s nie persönlich“, hatte er gesagt. Ich wurde mit jeder Niederlage fertig, weil Boxen nie zu meinem Leben wurde. So hatte Cus es mir beigebracht.

Monica war inzwischen mit unserem zweiten Kind schwanger. Ich bekam einen Scheißdruck vom Imam meiner Moschee in Vegas, weil ich noch nicht geheiratet hatte. Tatsächlich sah ich Monica und die Kinder kaum noch. Ich trainierte viel oder ging zu einer meiner zahlreichen Freundinnen. An dem Tag, den ich Monica für die Trauung vorgeschlagen hatte, übernachtete Hope bei uns. Ich brachte Hope zu ihrem College und fuhr dann zu einem neuen Mädchen, das ich in Washington getroffen hatte.

Hope setzte mir wegen eines Ehevertrags zu. Ich hätte wohl einen abschließen sollen, aber ich war einfach ein impulsiver Schmock. Monica und ich stritten uns andauernd – meistens natürlich, weil ich permanent mit anderen Frauen ins Bett ging.

Ich bat Bruder Siddeeq, nach Maryland zu kommen. Er führte die Trauung durch und brachte dann die Papiere einem Imam in Washington, der sie beglaubigen konnte. Die Ehe veränderte nichts. Ich verkehrte immer noch mit anderen Mädels und musste für meinen zweiten Holyfield-Kampf ins Training einsteigen.

Unmittelbar vor dem Rückkampf teilte ich der Presse mit, ich hätte eine schlechte Nacht verbracht, träte gegen Holyfield aber so an, als hätte ich ihn beim ersten Mal ausgeknockt. Diese Haltung hatte ich den mexikanischen Boxern abgeschaut. Wenn man einen Amerikaner im Kampf k.o. geschlagen hat, kämpft er beim nächsten Mal eher zaghaft. Aber wenn man

einen mexikanischen Kämpfer ausgeknockt hat, tritt er beim nächsten Kampf so an, als hätte *er* einen k.o. geschlagen. Diese Jungs lassen sich nie einschüchtern. Sie gehen unbeeindruckt an den nächsten Kampf heran.

Allerdings hatte ich für den zweiten Kampf ein paar Veränderungen vorgenommen. Ich ersetzte meinen alten Zimmerkameraden Jay Bright als Trainer durch Richie Giachetti. Jay zu feuern, war einfach, weil er zur Familie gehörte und Angehörige immer die Ersten sind, die gehen müssen. Jetzt trainierte ich doppelt so hart für den Kampf.

Drei Tage vor dem Kampf hatte es Streit um den Ringrichter gegeben. Vorgesehen war zunächst Mitch Halpern, der aber zu meinem ersten Kampf gegen Holyfield sturzbetrunken erschienen war. Ich hatte es bei der Belehrung, als er meinen Boxhandschuh berührte, sofort gerochen. Er hatte gerötete Augen. Ein Suchtbolzen wie ich sieht so etwas sofort. Kein Schiedsrichter hätte so eine Prügelei, wie Holyfield sie mir verabreicht hatte, jemals zugelassen. Aber der besoffene Mitch Halpern war so aus der Spur, dass er nicht mehr klar urteilen konnte.

Mitglieder meines Trainingteams versuchten ihn aus dem zweiten Kampf herauszuhalten. Viel weiß ich darüber nicht, weil ich normalerweise keine Einwände erhob. Meine Aufgabe war es zu boxen. Ringrichter, Zeitnehmer und alles andere gingen mich nichts an. Aber John Horne wandte sich an die Kommission und warf Halpern vor, er sei zu nachlässig gewesen. Er habe Holyfield Klammerungen und Kopfstöße durchgehen lassen.

„Ohne Mike Tyson wären Sie gar nicht hier“, sagte er den Mitgliedern.

Eine unkluge Bemerkung. Die Kommission hielt mit 4:1 Stimmen an Halpern fest. Dann zog sich Halpern aber von sich aus zurück. Holyfields Camp hatte erreicht, dass Joe Cortez und Richard Steele, die sie für parteiisch hielten, als Ringrichter ausgeschlossen wurden. Daraufhin berief die Kommission Mills Lane für den Kampf. Mills Lane, ein ehemaliger Bezirksstaatsanwalt und Bezirksrichter, war ausgiebig mit Äußerungen zitiert worden, wonach ich ein „brutaler Verbrecher“ sei, dem das Boxen untersagt werden müsse. Wie sollte ich eine faire Chance bekommen, wenn Leute solchen Scheiß über mich verbreiteten?

Zum Zeitpunkt meines zweiten Kampfs gegen Holyfield wusste ich aber noch nicht, dass Lane eine enge Beziehung zu ihm hatte. Holyfields Trainer Tommy Brooks wurde mit der Äußerung zitiert, Mills Lane habe in der Nacht, als Holyfield gegen Riddick Bow verlor, „Tränen vergossen“. Ich wusste nicht, dass sie ineinander verliebt waren.

Ursprünglich hätte der Kampf am 3. Mai 1997 stattfinden sollen, aber dann traf mich im Training ein Kopfstoß, sodass wir ihn auf den 28. Juni verschoben. Als Herausforderer musste diesmal ich als Erster in den Ring einziehen. Bei meinem Walk-in spielten wir einen Song von Tupac. Manche dachten, ich würde auf Gangsta-Rap setzen, um mein Image zu festigen, aber das war falsch. Ich wollte beim Einzug einfach gute Musik hören.

Zu Beginn des Kampfes fühlte ich mich ziemlich gut. Ich war zuversichtlich, mein Körper fühlte sich gut an, meine Bewegungen liefen flüssig. Ich wich gewandt den Angriffen aus und bewegte mich durch den Ring, ohne große Schläge zu lancieren. Ich boxte einfach. Und Holyfield verpasste mir wieder einen Kopfstoß. Für jeden Beobachter war erkennbar, dass Holyfield auf die Taktik setzte, abzuwarten, bis ich zu einem Schlag ausholte, um dann mit dem Kopf in mich hineinzugehen. Die Stöße waren keine Versehen, sondern Strategie.

In der zweiten Runde wurde es übler. Als ich einige Schläge austeilte, beugte er wieder den Kopf und, wumm, klaffte über meinem Auge ein tiefer Riss. Ich wandte mich sofort an Mills Lane.

„Er hat mit dem Kopf gestoßen!“

Lane sagte nichts, sondern wertete den Stoß als unbeabsichtigt.

Jetzt blickte Holyfield auf den Cut über meinem Auge. Er ging mit seinem Kopf auf mich los. Er war größer als ich. Was also machte sein Kopf unter meinem? Allmählich wurde ich missmutig.

Als die dritte Runde begann, wurde ich wild. Ich war so begierig darauf zu kämpfen, dass ich ohne Mundschutz aus meiner Ecke schoss. Richie rief mich zurück und setzte ihn mir ein. Gleich zu Beginn der Runde verpasste ich Holyfield mehrere harte Schläge. Das Publikum flippte aus. Es spürte, dass der Kampf eine echte Wende nahm. Und wieder rammte mich

Holyfield mit dem Kopf. Mir wurde ein wenig schummrig, als hätte ich einen kleinen Blackout, aber Wut und Adrenalin holten mich wieder zurück. Jetzt wollte ich ihn nur noch umbringen. Jeder konnte sehen, dass seine Kopfstöße nicht versehentlich passierten. Ich war außer mir, vergaß alle Disziplin, verlor die Beherrschung – und biss ihm ins Ohr.

Angeblich soll ich dazu mein Mundstück ausgespuckt haben, was aber nicht stimmt. Ich war so rasend, dass ich heute kaum noch weiß, was sich abspielte. Auf dem Videoband sieht es so aus, als hätte ich das Stück seines Ohrläppchens auf den Boden gespuckt, weil ich darauf deutete, wie um zu sagen: „Da hast du's jetzt." Tatsächlich tauchte das Stück nach dem Kampf wieder auf. Der Versuch, es anzunähen, ging allerdings schief.

Holyfield machte vor Schmerz einen Satz in die Luft, drehte sich um und ging in seine Ecke. Ich lief ihm nach, hätte ihm am liebsten zwischen die Beine getreten, rempelte ihn aber nur von hinten an. Der Fight war zum Straßenkampf geworden. Der Ringarzt schaute sich Holyfield an und ließ ihn den Kampf fortsetzen. Mills Lane zog mir zwei Punkte ab. Aber das war mir jetzt egal. Als der Kampf weiterging, verpasste er mir wieder einen Kopfstoß, und der Ringrichter sah natürlich wieder darüber hinweg. Als wir klammerten, biss ich Holyfield in sein anderes Ohr. Trotzdem kämpften wir die Runde bis zu Ende.

Dann brach die Hölle los. Holyfields Ecke beschwerte sich bei Mills Lane, dass ich ihn wieder gebissen hätte. Lane brach den Kampf ab. In meiner Wut hörte ich nicht einmal, wie der Ringsprecher verkündete: „Ringrichter Mills Lane hat Mike Tyson disqualifiziert, weil er Evander Holyfield in beide Ohren gebissen hat." Holyfield stand in seiner Ecke. Er hatte den ganzen Mist satt, während ich immer noch versuchte, ihn mir zu holen. Ich wollte alles und alle in seiner Ecke zusammenschlagen. Leute zogen an mir und hielten mich zurück, während Holyfield von Leuten umdrängt in seiner Ecke stand. Jeder versuchte ihn zu schützen. Er sah erschrocken aus. Ich versuchte ihn immer noch zu packen. 50 Leute waren an mir dran, inzwischen kämpfte ich auch gegen Bullen. Mein Gott! Man hätte mich einfach mit einem Elektroschocker zur Vernunft bringen sollen.

Irgendwie bugsierte man mich schließlich aus dem Ring. Auf dem Weg zur Umkleidekabine schüttete jemand eine ganze Flasche Wasser über mir aus. Ein anderer zeigte mir den Stinkefinger. Ich versuchte mir die Typen zu schnappen, wurde aber von meinen Leuten davon abgehalten. Ich raste vor Wut. Und weitere Zuschauer schütteten Wasser und Bier auf uns – und ruinierten Anthony Pitts 2.500 Dollar teuren Maßanzug.

Beim Interview im Ring behauptete Mills Lane, alle Kopfstöße seien „versehentlich“ erfolgt. Als Holyfield interviewt wurde, kroch er Mills Lane in den Arsch.

„Ich bin dankbar für einen Schiedsrichter wie Mills Lane, der die Lage erkannt hat, dass er dieses Ding beabsichtigt hat.“

In der Umkleidekabine raste ich noch immer. Mit Handschuhen boxte ich gegen die Wände. John Horne verschwand, um draußen mit Jim Gray, dem Ansager von *Showtime*, zu reden.

„Ich weiß nur, dass Mike einen fast acht Zentimeter langen Riss über dem Auge und Evander eine kleine unbedeutende Bisswunde am Ohr hat. Er ist herumgesprungen wie ein Hündchen. Seine Kopfstöße gingen einfach zu lange durch. Ach, kommen Sie, *ein* Kopfstoß ist vielleicht unbeabsichtigt, aber keine 15“, sagte John.

Von dem Interview nach dem Kampf weiß ich fast nichts mehr. Mein Gesicht war eine groteske Maske, übersät mit Platzwunden und Schwellungen. Ich sah wie ein Monster aus. Beim Hinausgehen fing mich Jim Gray vor der Umkleidekabine ab.

„Sagen Sie uns zunächst etwas zu dem Kopfstoß in der zweiten Runde, bei dem die Haut über Ihrem Auge aufgeplatzt ist.“

„Er hat mir in der ersten Runde und dann erneut in der zweiten einen Kopfstoß verpasst. Ich habe ihn sofort danach beobachtet. Er hielt mich umklammert und schaute mich direkt an. Dabei habe ich gesehen, dass er mich wieder mit dem Kopf zu rammen versuchte. Er beugte immer wieder den Kopf und stieß mit ihm zu. Und keiner hat ihn verwarnt oder ihm Punkte abgezogen. Was sollte ich machen? Es geht um meine Karriere. Ich kann mir doch nicht einfach solche Kopfstöße verpassen lassen. Ich muss

Kinder versorgen, und da verpasst mir dieser Kerl immer wieder Kopfstöße, um mir Cuts beizubringen und mich so aus dem Rennen zu schmeißen. Irgendwie musste ich zurückschlagen.“

„Gleich als Sie den Kampf unterbrochen und sich bei Mills Lane beschwert haben, und als er nicht reagiert hat, was haben Sie da zu Mills gesagt?“

„Das weiß ich nicht mehr. Ich sagte ihm, dass er mir einen Kopfstoß verpasst habe. Und wir hatten uns schon im ersten Kampf beschwert. Hören Sie, Holyfield ist nicht der zähe Krieger, wie alle sagen. Wegen einer kleinen Wunde am Ohr hat er aufgegeben. Ich habe eine aufs Auge bekommen, und er eine aufs Ohr, deswegen ist man doch nicht gleich behindert. Wenn ich einen Schlag einstecken muss, teile ich einen Schlag aus und muss wieder einen einstecken. Ich war zum Kampf bereit. Aber er wollte nicht kämpfen. Ich bin sofort wieder zum Kampf gegen ihn bereit.“

„Mills Lane hat den Kampf abgebrochen, nicht Holyfield“, sagte Jim.

„Ach, er wollte nicht kämpfen …“

„Mills sagte, er habe den Kampf abgebrochen. Sie haben ihn gebissen. War das die Vergeltung für das Auge, der Biss ins Ohr?“

„Egal, was ich getan habe: Er hat mir zwei Kämpfe lang Kopfstöße verpasst“, sagte ich.

„Aber das müssen Sie auch ansprechen, Mike.“

„Ich hab’s ja angesprochen! Im Ring!“

„Aber warum haben Sie das gemacht, Mike. War das die richtige Antwort?“

Langsam reagierte ich gereizt.

„Schauen Sie mich an, schauen Sie mich doch an!“, schrie ich. „Wenn ich nach Hause komme, werden meine Kinder vor mir erschrecken. Schauen Sie mich an!“

Ich stürmte davon. Wir fuhren direkt zu mir nach Hause, wo alle Frauen warteten. Aus irgendeinem Grund war keine in die Arena mitgekommen. Alle hatten sich den Kampf im Fernsehen angeschaut.

Vor meinem Haus ertönten wütende Proteste. Leute bliesen in Hörner und brüllten: „Schiebung!“ und „Verschwinde aus der Nachbarschaft!“ Sogar ein Fischkopf landete auf meinem Anwesen. Die Leute verschwanden erst, als die Jungs von meinem Sicherheitsdienst Luftpistolen in ihre Richtung abfeuerten.

Ein Arzt kam und nähte mir die Wunde. Dann tigerte ich im Esszimmer auf und ab.

„Das hätte ich bleiben lassen sollen“, sagte ich, bereute es aber nur halbherzig. Ich war jetzt ein disziplinloser Soldat.

„Meine Fans werden mich hassen“, sorgte ich mich.

Monica war sehr verständnisvoll und tröstete mich. Jeder mache mal Fehler. Kurz darauf rauchte ich ein bisschen Gras, nahm einen Drink und ging schlafen.

Derweil war es im Casino des MGM Grand zu Schlägereien gekommen. Verletzte mussten ins Krankenhaus gefahren werden. Spieltische kippten um, Chips verschwanden, und das Kasino musste schließlich dichtgemacht werden. Anhand der Überwachungsvideos wurden später die Diebe überführt und verhaftet. Es war irre.

Am nächsten Tag war ich völlig fertig. Ich hätte nicht gedacht, dass der Vorfall international einen so großen Aufruhr auslösen würde. Mein ganzes Leben war so: Wenn ich behauptete, etwas sei klein, dachte die ganze Welt, es sei groß. Und ich hätte auch nicht gedacht, dass man meine Reaktion ausnutzen würde, um an meiner Karriere zu sägen. Vielleicht hätte ich mehr Rücksicht auf mein Ansehen in der Nachwelt nehmen sollen, aber so bin ich eben nicht.

Behauptet wurde auch, ich hätte die Nummer mit dem Ohr nur gebracht, um einer Niederlage zuvorzukommen. Aber das ist Quatsch. Das hätte ich sonst ja auch schon in meinem ersten Kampf tun können. In allen Kämpfen, die ich verlor, habe ich jedes Mal tapfer massenhaft Prügel eingesteckt. Ich habe mich nie hingesetzt. Auf mich musste keiner herabschauen. Ich war wütend und außer mir und habe die Fassung verloren. Ich habe Evander

Holyfield ins Ohr gebissen, weil ich rasend vor Zorn war. Die Queensbury-Regeln waren mir da scheißegal.

Aber ich kam aus dieser Nummer nicht mehr heraus. *Sports Illustrated* druckte auf die Titelseite die riesige Schlagzeile: „IRRER!“ Präsident Clinton äußerte sich „entsetzt“. In den Shows von Letterman und Leno wurden über mich Witze gerissen. Ich wurde zum *Sportsman of the Ear* gekürt. Es sei ein guter Kampf fürs Pay per Chew gewesen, „Zahlen durch Kauen“ – eine Anspielung auf das Bezahlfernsehen Pay Per View. Die Presse verlangte ein lebenslanges Boxverbot. Mein Verhalten sei „schmutzig“, „ekelhaft“, „abstoßend“, „bestialisch“, „abscheulich“, „niederträchtig“ und „kannibalisch“ gewesen. Aber mir war das alles egal. Gegen mich hatten sich sowieso alle verschworen.

Statt auf die realen Abläufe reagierten die Leute auf die Bilder. Wenn man sich die Aufzeichnungen des Kampfes anschaut, sieht man ganz klar, dass Holyfield einen schmutzigen Kampf führte. Aber er hatte das Image des Saubermanns, weil er beim Einzug in den Ring fromme Gospelsongs sang. Und seine spätere Rolle in einem Steroid-Dealer-Ring bei Mobile, Alabama, machte ebenso wenig Schlagzeilen.

Verrückt war auch, dass viele meine Aktion verteidigt haben. Von der Presse aus Übersee schlug mir große Sympathie entgegen. Tony Sewell, ein englischer Journalist, veröffentlichte einen Artikel mit der Überschrift: „Why Iron Mike was right to take an earful“ – frei übersetzt: Warum Iron Mike jemand zurecht bei den Ohren gepackt hat. Er schrieb: „Während sich die Welt in moralischer Entrüstung übt und verlangt, dass Tyson wegen des Amoklaufs für immer gesperrt wird, wittere ich eine Spur Heuchelei. Tyson hat als Gladiator die Regeln verletzt. Aber die eigentlichen Barbaren sind die Zuschauer, die ihn jetzt den Löwen zum Fraß vorwerfen wollen.“

Diese Tat ist aus dem finstersten Antrieb entsprungen, der in allen Menschen schlummert. Man weiß, dass man so etwas nicht tun darf, tut es aber trotzdem, um authentisch zu bleiben. Als ich mich nach ein paar Tagen wieder in der Öffentlichkeit blicken ließ, beklatschten mich zahlreiche Leute dafür, dass ich diesen Kerl gebissen hatte. Sie fanden es cool.

„Yeah, Champ, ich hätte den Motherfucker auch gebissen!“, schäumten sie.

Allerdings fühlte ich mich deutlich besser, wenn ich für die Bisse ins Ohr nicht gelobt, sondern verurteilt wurde.

Kurz nach dem Kampf flatterten uns Klagen ins Haus. Ein Typ organisierte eine Sammelklage auf Erstattung des Eintrittsgelds. Eine Frau, die in einer provisorischen Bar in der Arena bedient hatte, behauptete, sie habe eine Verletzung erlitten, als ein Wachmann sie bei Ausbruch der Tumulte mit einem Stuhl beworfen habe. Sämtliche Klagen wurden abgewiesen.

Crocodile bekam von Holyfields Frau eine Klage angedroht. Er hatte mir während des Kampfs Anweisungen und Ermahnungen zugeschrien, darunter: „Beiß, Mike, beiß zu!“

Entgangen war ihr dabei allerdings, dass das Kommando „bite“ schlicht bedeutet, härter zu kämpfen.

Don sorgte sich wegen einer eventuell lebenslangen Sperre und überredete mich deshalb, mich in Schadensbegrenzung zu üben. Er beauftragte Sig Rogich, einen PR-Spezialisten, eine Erklärung zu verfassen, die ich am darauffolgenden Montag bei einer Pressekonferenz im MGM Grand Hotel verlas.

„Ich bin ausgerastet. Die Nacht am Samstag war die schlimmste in meiner Profikarriere. Dafür möchte ich mich heute entschuldigen und die Menschen, die von Mike Tyson mehr erwartet hatten, um Verzeihung dafür bitten, dass ich im Ring ausgerastet bin und etwas tat, das ich noch nie getan habe und nie wieder tun werde.“ Ich entschuldigte mich bei Holyfield und las dann weiter die Worte vom Blatt ab, die mir jemand aufgeschrieben hatte. „Ich sah wegen des tiefen Cuts über meinem Auge meinen Sieg gefährdet und habe deswegen die Nerven verloren. Ich kann mich nur damit entschuldigen, dass ich erst 31 Jahre alt bin, auf dem Höhepunkt meiner Karriere stehe und sie bisher durchgehalten habe, weil mir keine andere Möglichkeit blieb. Ich bin in Straßengangs aufgewachsen, habe mich durchgeboxt und werde dorthin nicht mehr zurückkehren. Ich habe aus

bitteren Erfahrungen lernen müssen, weil mir der Luxus, eine gute Ausbildung zu absolvieren, und die Menschen fehlten, die mir zu einer Zeit hätten helfen können, als ich sie am dringendsten brauchte. Ich erwarte eine Strafe und werde sie wie ein Mann auf mich nehmen. Ich habe um professionelle medizinische Hilfe ersucht, damit man mir sagt, warum ich das getan habe, und werde diese Hilfe annehmen. Jetzt will ich versuchen, nicht nur meinen Körper, sondern auch meinen Geist zu trainieren.“

Ich las die Worte ab, ohne sie innerlich anzunehmen. Ich fühlte mich beschissen und schämte mich, weil mir das nicht zu Herzen ging. Ich wusste, dass ich so einfach nicht davonkommen würde, aber ehrlich gesagt, war es mir egal, ob ich gesperrt würde. Ich war gerade in New York, um mir einen Ferrari zu kaufen, als die Sportkommission des Bundesstaates Nevada zusammentrat, um über mein Schicksal zu entscheiden. Vertreten wurde ich von Oscar Goodman, der später Bürgermeister von Las Vegas werden sollte. Die Journalisten hatten eine lebenslange Sperre verlangt. Trotz Oscars guter Verteidigung wollten die Mitglieder der Kommission am Ende doch mehr Blut sehen. Am 9. Juli befanden sie, dass ich „den Boxsport in Verruf“ gebracht hätte. Sie verurteilten mich zu einer Geldstrafe von 10 Prozent meiner Kampfbörse – 3 Millionen Dollar – und sperrten mich für mindestens ein Jahr. Ich fühlte mich richtig über den Tisch gezogen, nach allem, was ich für die Stadt getan hatte. Wie viel Geld ich Las Vegas eingebracht hatte, interessierte niemanden.

Es war eine weitere Lex Tyson. Eine so hohe Geldstrafe und eine so drastische Sperre hatte es im organisierten Sport bislang noch nicht gegeben. 1977 hatte der Basketballer Kermit Washington von den Lakers Rudy Tom Tomjanovich von den Huston Rockets während eines Spiels Kiefer und Schädel gebrochen. Obwohl er Rudy fast umgebracht hatte, kam er mit einer Geldstrafe von 10.000 Dollar und einer Sperre von 60 Tagen davon, auch wenn er seine Karriere daraufhin beendete. Der Hockey-Spieler Dale Hunter brach Pierre Turgeon mit einem Cross-Check von hinten das Schlüsselbein, nachdem dieser ihm die Scheibe abgenommen und den Führungstreffer erzielt hatte. Für Turgeon bedeutete die Verletzung

das Aus für die Playoffs in diesem Jahr. Hunter wurde für nur 21 Spiele gesperrt und verlor 150.000 Dollar seiner Einkünfte. Und noch besser: In den berühmten Summit Series 1972 im Eishockey zwischen Russland und Kanada brach Bobby Clarke dem besten russischen Spieler, Valeri Kharlamow, mit einem Stockschlag das Fußgelenk, woraufhin die Kanadier die Partie für sich entschieden. Clarke erhielt weder eine Geldstrafe noch eine Sperre, sondern wurde als Held gefeiert.

„Ich weiß nicht“, sagte er später, „was ich mir dabei gedacht habe. Es war schrecklich. Aber es war natürlich auch ein gutes Gefühl.“

Von Evander weiß ich, dass er dieses Gefühl auch kennt. Mit 18 Jahren trat er im Halbfinale der Georgia Golden Gloves gegen Jakey Winters an. Winters schickte ihn mit einem linken Körperhaken und einem linken Haken gegen den Kopf zu Boden. Holyfield stand benommen auf und riskierte einen K.o.-Schlag. Also umklammerte er Winters, spuckte seinen Mundschutz aus und biss ihm so sehr in die Schulter, dass es blutete. Winters schrie vor Schmerz auf und zog sich zurück. Dann ertönte der Gong. Der Ringrichter zog Holyfield einen Punkt ab und ließ den Kampf weiterlaufen, den Winters dann gewann. Für Holyfield hatte der Biss nur die Konsequenz, dass sich die Punktrichter einstimmig gegen ihn entschieden und damit sein Ego ankratzten.

Während meiner Sperre scheute ich das Rampenlicht und ließ mich nur selten in der Öffentlichkeit blicken. Ich verbrachte viel Zeit in Striplokalen, in die ich jedes Mädel, das ich kennenlernte, bei der ersten Verabredung mitnahm. Es wurde so schlimm, dass mir Latondia sogar Schecks in die Clubs brachte, damit ich sie drei Meter vor den an der Stange tanzenden Mädchen unterzeichnete. Ich hatte wirklich ein paradiesisches Leben.

Im Oktober 1997 wurde schließlich über Mitch Greens Klage entschieden. Er hatte 3 Millionen Dollar Schadensersatz und eine Buße in Höhe von 20 Millionen gefordert. Ich hatte Angst, mein Image sei so ramponiert, dass mich die Geschworenen aufs Korn nehmen würden, und erwog deshalb eine außergerichtliche Einigung über eine Viertelmillion Dollar. Zum Glück tat ich es nicht. Die Jury entschied, dass ich im Kampf provoziert worden sei und sprach ihm eine Entschädigung von 100.000 Dollar zu. Weil sie ihn aber zu 55 Prozent für erlittene Verletzungen verantwortlich machte, musste ich ihm nur 45.000 Dollar zahlen.

Allerdings ging mir allmählich das Geld aus. Die 114 Millionen Dollar, die ich zwischen 1995 und 1997 verdient hatte, waren weitgehend

ausgegeben. Zudem schuldete ich dem Finanzamt 10 Millionen Dollar. 6 Millionen Dollar hatte ich noch. Don gab mir einen Vorschuss von 4 Millionen, damit ich meine Steuern bezahlen konnte. Aber stattdessen richtete ich für alle meine Kinder Trusts ein – rückblickend eine dumme Entscheidung. In meiner Überheblichkeit dachte ich damals, ich könne mich zudröhnen, eine Nacht durchsaufen und von New York auf einem Motorrad mit 200 Sachen nach Hause in Connecticut brettern.

Die Ironie an der Sache war, dass ich mit gerade mal 16 Stundenkilometern dahinrollte, als ich meine Maschine zu Schrott fuhr. Minuten zuvor hatte die Polizei mich und meine Motorradkumpel noch angehalten, weil wir zu schnell gefahren waren. Obwohl ich weder Führerschein noch sonst was dabei hatte, ließ man uns nach einer Verwarnung ziehen. Als ich auf der Weiterfahrt müde wurde, verlangsamte ich mein Tempo bis in den Kriechgang, nickte für eine Sekunde ein, schreckte auf und sah, wie ich auf die Maschine meines Freundes direkt vor mir krachte. Erschrocken drückte ich voll auf die Bremsen und flog über die Lenkstange.

Während meiner Sperre arbeitete Latondia außerhalb meines Hauses in Conneticut. Sie erhielt einen Anruf von der Autobahnpolizei, dass ich einen Motorradunfall erlitten und medizinische Hilfe verweigert hätte. Ich war so durcheinander, dass eine Dame anhielt und mich ins Krankenhaus bringen wollte, mich stattdessen aber nach Hause fuhr. Ich wollte nur noch schlafen.

Von Latondia benachrichtigt, stieg Monica in Maryland in den ersten Flieger und eilte herbei. Zuvor hatte sie Latondia eingeschärft, mich unter keinen Umständen einschlafen zu lassen. Meine Rippen schmerzten so höllisch, dass ich kaum reden konnte, ohne nach Luft zu schnappen: Ich hatte eine durchbohrte Lunge, was ich aber zu der Zeit noch nicht wusste.

Ich wollte unbedingt schlafen, hörte aber immer nur: „Bleib wach, Mike.“ Am Ende verfrachteten mich Farid und Latondia in ein heißes Bad, um meine Schmerzen zu lindern, ohne dass es etwas nutzte. Schließlich fuhren wir zur Notaufnahme ins Krankenhaus. Eine Rippe und ein Schulterknochen waren gebrochen und ein Lungenflügel perforiert. Die

Krankenschwestern waren verblüfft, dass meine Beine noch heil waren, so zerfetzt war meine Hose. Ich hatte damals Übergewicht und war davon überzeugt, dass es den Sturz abgefedert hatte. Ich bekam mehrere Morphium-Spritzen und wollte noch mehr. Als ich kotzen musste, würgte ich zähen weißen Scheiß aus meiner Lunge. Aber dieses Morphium wirkte fantastisch.

Als es mir ein paar Tage später besser ging, warf ich alle aus meinem Haus: Monica, ihre Mutter, meine Tochter Rayna, Rory und meine Aufpasser. Als auch Farid und Latondia gehen wollten, rief ich sie zurück. Sie sollten doch dableiben. Tage später suchte ich Latondia in ihrem Büro auf.

„Rede mit Shawnee, Latondia. Ich will, dass ihr alle gut miteinander auskommt und zusammenarbeitet. Es wird sich etwas ändern. Bist du dabei?“

„Natürlich, das weißt du doch“, sagte sie.

Ich glaube nicht, dass sie mich ganz ernst nahm. Aber ich hatte mit dieser Shawnee Simms in letzter Zeit viel geredet. Craig Boogie war auf sie gestoßen und hatte sie mir vorgestellt. Boogie suchte immer nach Leuten, mit denen ich ins Geschäft kommen konnte. Sie lebte in Atlanta und war eine Schnellsprecherin mit einer großen Klappe. Sie behauptete, sie könne mir zahlreiche Verdienstquellen erschließen und wollte eine Stiftung gründen, um mein Image aufzupolieren. Dazu wollte sie die Shrivers und Kennedys ins Boot holen. Ich war für alles offen, was Geld bringen würde. Ich war pleite und hatte nicht gerade den Eindruck, dass Don sich krummlegte, um mir zu irgendwelchen Verträgen zu verhelfen.

Ein Vertrag mit dem Wrestling-Marktführer World Wrestling Federation (WWF), wonach ich im März 1998 bei der WrestleMania auftreten sollte, lag zur Unterschrift bereit. Ich lud Shawnee zu einem Geschäftstermin nach Connecticut ein. Wir hatten wochenlang täglich telefoniert, sahen uns aber nun zum ersten Mal.

Bei der Besprechung legte mir Shawnee die Hand auf die Schulter. Beim Verlassen des Gebäudes nahm ich sie beiseite.

„Fass mich, verdammt nochmal, nie wieder in der Öffentlichkeit an. Lass das bleiben, wenn ich mit Geschäftsleuten rede“, sagte ich.

Ich machte sie zur Sau und führte mich auf wie der Mobster Arnold Rothstein.

Aber Shawnee ließ sich nicht beirren. Einige meiner Freunde hatten mich von Anfang an vor ihr gewarnt, weil sie versucht hatte, sie über mich auszuquetschen. Sie habe sämtliche Informationen über mich und die Boxszene tagelang aus dem Internet runtergeladen und kenne nur deshalb die Namen sämtlicher Player. Sie waren davon überzeugt, dass sie keine gute Geschäftsfrau war, sondern nur ihre Masche gut drauf hatte. Ich wollte ihr trotzdem eine Chance geben und hatte sie immer im Ohr: „Du bräuchtest einige Empfehlungen. Du müsstest mit einem Kampf 60 Millionen verdienen …“ Bla, bla, bla.

Als Shawnee einmal von Atlanta herüberkam, schlief ich mit ihr, nicht weil ich sie attraktiv fand, sondern weil ich zugedröhnt war. Sie hatte mich nicht einmal zu verführen versucht. Es blieb das einzige Mal. Ich war damals wirklich ein Ferkel.

Mein Vertrag mit der WWF kam Ende Dezember zum Abschluss. Die Don King Productions kassierten für mich eine Gage von 3,5 Millionen Dollar dafür, dass ich beim Hauptkampf der WrestleMania XIV als Gastringrichter auftreten würde. Zudem sollte ich 25 Prozent aller Erträge des Bezahlfernsehens erhalten, die 600.000 Dollar überstiegen. Das klang so lange gut, bis ich merkte, dass Don noch einen Vertrag unterzeichnet hatte, wonach er 300.000 Dollar dafür einstreichen würde, dass die WWF mein Konterfei für ihre Werbekampagne nutzen durfte. Zudem kassierte er 10 Prozent aus den Erträgen des Bezahlfernsehens ab 600.000 Dollar. Warum zum Teufel verdiente Don mit meinem Konterfei eigentlich Geld?

Ich wandte mich an Jeff Wald, den ich über Don kennengelernt hatte, als ich mich von Cayton trennte. Jeff hatte mir bei der Scheidung von Robin geholfen und war ein cooler Typ. Ich hatte Respekt vor ihm, weil er wie Don und ich aus dem Nichts kam. Er hatte seinen Vater schon als Kind verloren und war von seiner Mutter ständig verprügelt worden.

Als ich Ende Januar in L.A. war, hatte ich zahlreiche Fragen zu meinen geschäftlichen Angelegenheiten. Ich bat Shawnee, Jeff anzurufen – um 6.30 Uhr morgens. Sie sagte ihm, dass ich draußen vor seinem Haus stehe. Er reagierte verärgert, weil er Geburtstag hatte, ließ mich aber rein.

„Wem gehört mein Konterfei?“, fragte ich gleich, als wir uns setzten.

Ich kam auf die 300 Riesen zu sprechen, die Don dafür einsacken sollte. Er hielt das für unverschämt und rief Don an.

„Du kannst doch nicht mit Mikes Bildnis Geld verdienen“, stellte er ihn zur Rede.

„Sitzt Mike bei dir?“, fragte Don.

„Ja“, sagte er.

„Okay. Ich trete ihm die Rechte ab, aber wieso triffst du dich mit ihm, ohne dass ich dabei bin, du Wichser“, brüllte Don.

Als Jeff aufgelegt hatte, überreichte ich ihm acht maschinengeschriebene Seiten mit den einzelnen Posten meiner letzten Finanzaufstellung. Jeff überflog die Seiten und flippte schier aus.

„Warum zahlst du acht Riesen pro Woche für das Haus, in dem du während deiner Zeit im Trainingscamp wohnst? Und du blechst Tausende von Dollar für Handtücher. Wer zum Teufel ist dein Buchhalter?“

„Muhammad Khan“, sagte ich ihm.

„Das ist doch Dons Buchhalter“, sagte er. „Wer sind deine Anwälte?“

Ich nannte meine Geschäftsführer von Sidley Austin.

„Das sind Dons Anwälte. Mit denen hatte ich oft zu tun“, sagte er.

Allmählich wurde ich wütend. Jeff sagte mir, ich solle am nächsten Tag wiederkommen. Dann habe er Zeit, um die Unterlagen genauer durchzugehen. Ich kehrte zu meinem Hotel zurück, dem Bel Air, und verschwand in meinem Zimmer.

Nachdem ich gegangen war, rief King bei Jeff an und drohte ihm, er werde in einen Flieger nach L.A. steigen und ihm eine Schrotflinte in den Arsch schieben. Er kam tatsächlich nach L.A., kreuzte vor dem Hotel auf und wollte mich bitten, Vernunft anzunehmen. Als ich vor dem Hotel gerade in meinen Wagen steigen wollte, versuchte er gleich mit einzusteigen.

„Mike, wir müssen reden“, sagte er. „Warum tust du mir das ausgerechnet jetzt an, wo mich diese weißen Ärsche wieder vor Gericht zerren?“ Ihm rückte die Staatsanwaltschaft gerade zum zweiten Mal wegen Versicherungsbetrugs auf die Pelle.

Ich trat ihm einfach gegen den Kopf, sodass er rückwärts aus dem Wagen taumelte, stieg aus und trat nochmals zu. All die Leute, die gerade auf ihre Wagen warteten, waren wohl ziemlich geschockt.

„Wenn du mit mir reden willst, dann in Jeff Walds Büro“, sagte ich und stieg in den Wagen ein.

Ich saß mit Jeff und seinem Partner Irving im Konferenzraum, als Don auftauchte.

Jeff hatte Don von Anfang an gefressen.

„Schau dir den ganzen Scheiß an, den du mit ihm getrieben hast, Mensch“, sagte er mit der Finanzaufstellung in der Hand. „Das ist doch nicht in Ordnung.“

„Kümmere dich um deine Angelegenheiten, Judas“, sagte Don. „Du hast mein Essen gegessen, auf den Sitzen gesessen, die ich dir hingestellt habe …“

Nachdem sie sich eine Zeit lang angebrüllt hatten, schlug Don einen versöhnlichen Ton an.

„Gut, dann schmeiße ich Rory und John raus, und du und Irving könnt ihre 20 Prozent haben“, sagte Don.

„Warte eine Minute“, sagte Jeff. „Mike sitzt ja da. Es sind seine 20 Prozent. Er muss entscheiden, wer ihn managt. 20 Prozent von was willst du uns eigentlich geben? Der Typ hat gar keine Berechtigung, und du tust den Teufel, etwas zurückzufordern. Fick dich!“

Sie schrien sich wieder an. Ich hatte das ganze Geschwätz satt, wollte Action, schnappte mir eine Gabel und ging auf Don los. Jeff stürzte sich mit seinen ganzen 1,68 Meter dazwischen.

„Vollidioten! Wagt das bloß nicht in meinem Haus!“, brüllte er. Im Korridor drehte seine Sekretärin durch und rannte aus dem Gebäude. Als

Don den Konferenzraum verließ, ging ich in ein Büro, rief Monica an und versuchte ihr klarzumachen, dass sie mich beruhigen müsse.

Als sich die Lage leicht entspannt hatte, kam Don in den Konferenzraum zurück.

„Schau dir an, wie viel Scheißgeld du Mike abgenommen hast, Don“, sagte Jeff.

„Schau du dir an, wie viel Geld er durch mich verdient hat“, antwortete Don.

„Das gibt dir, verdammt noch mal, nicht das Recht, ihn zu beklauen“, sagte Jeff. „Mir ist egal, was er dir verdankt. Du hast ihn nicht geschützt. Es war dein Job, ihn vor den weißen Haien zu beschützen. Für dich arbeitet ja kein einziger Schwarzer. Der einzige weiße Hai im Raum bist du.“

Ich drehte durch.

Don verließ den Konferenzraum.

„Ihr übernehmt den Scheiß“, sagte ich zu Jeff und Irving. Jeff machte sich sofort an die Arbeit und zog einen Buchhalter hinzu, der sich sämtliche Akten des Vorgängers aushändigen ließ. Dann wies er John Branca und seine Kanzlei an, alle meine Verträge durchzusehen. Branca war ein Top-Anwalt.

Derweil ließ Don keine Gelegenheit aus, um Jeff öffentlich anzuschwärzen. In einem Interview während eines Boxkampfs für den TV-Sender Showtime sagte er Jim Gray: „Dieser Jeff Wald ist ein Judas und Rassist.“ Jeff schaute mit seiner Frau zu, der ziemlich unwohl wurde. Bei seinem nächsten Aufenthalt in New York stellte er einen bulligen Polizeileutnant außer Dienst als Leibwächter ein.

Am 2. Februar feuerte ich John Horne und Rory als meine Manager. Branca schickte ihnen die Kündigung des Vertrags per Post. Ich liebte Rory, hatte aber keine andere Wahl, als ihn und John an die Luft zu setzen. Je weiter wir nachforschten, desto mehr kam ans Licht: Don hatte diese Jungs dazu benutzt, um mich zu Vertragsunterzeichnungen zu drängen, bei denen ich voll über den Tisch gezogen wurde. Sie hatten Millionen und Abermillionen verdient.

Von dem ganzen Vertrauensbruch und den Drogen, die ich nahm, war ich ganz benebelt. Und das war wohl auch besser so. Sonst hätte ich mir vielleicht eine Kanone geschnappt und ihnen ihr Scheißhirn aus der Rübe geblasen. Als ich jünger war, hätte das leicht passieren können, aber zum Glück fehlte mir dazu inzwischen der Mumm.

Am 4. Februar gab Jeff Walds Büro für mich eine offizielle Mitteilung heraus:

„Ich habe gegenwärtig meine persönlichen wie geschäftlichen Angelegenheiten in die eigene Hand genommen. Ich habe neue Anwälte und Buchhalter eingestellt, die mir direkt unterstellt sind. Ich habe das Unternehmen Mike Tyson Enterprises gegründet und bin damit befasst, mein Leben zu ordnen. Ich weiß die Unterstützung, die ich vom amerikanischen Publikum immer bekommen habe, zu schätzen und freue mich sehr auf eine glanzvolle neue Zukunft.

Gegenwärtig beantworte ich keine Fragen, aber bleiben Sie dran."

Am nächsten Tag nahm ich in New York im All Star Café an einer Pressekonferenz teil, um für die WrestleMania zu werben. Alle Reporter fragten nach meinem Verhältnis zu Don, John und Rory. Ich bestätigte, dass ich John und Rory entlassen hätte und versuche, mich von Don zu trennen. Dabei reichte ich Rory sogar noch einen Ölzweig der Versöhnung.

„Ich hoffe, Rory nimmt die Ablösung nicht persönlich. Er ist immer noch ein Teil meines Lebens. Es liegt an ihm, welche Rolle er in ihm spielen möchte."

Eine Antwort erhielt ich in Form einer offiziellen Erklärung, die Don, John und Rory abgaben.

„Ich liebe Mike", verkündete Don, „und das weiß er. Aber oft wirken auch äußere Kräfte und Einzelne, die versuchen, aus Mikes Frustration wegen seiner Sperre Kapital zu schlagen."

John und Rory wollten es offenbar nicht wahrhaben. „Ich glaube, dass es in den besten Freundschaften und Geschäftsbeziehungen manchmal Enttäuschungen und Missverständnisse gibt. Und so kategorisieren wir das Ganze hier", hieß es in ihrer gemeinsamen Erklärung.

Das war Rorys Antwort an mich. Er hatte sich auf Gedeih und Verderb auf die Seite zweier Mistkerle geschlagen. Er, für den ich durchs Feuer gegangen wäre, hatte mich verraten und verkauft. Aber das war mir schon früher passiert. Ich musste nach vorne schauen. Mit Rory und John habe ich seither nie wieder geredet.

Wir durchleuchteten die Geschäftsbeziehungen, die Don geknüpft hatte, darunter die mit Showtime. Wie wir feststellten, hatte er riesige Zahlungen „für Mike Tyson“ erhalten, von denen ich nie einen Cent gesehen hatte. Und Showtime stellte sich auf den Standpunkt, dass ich ihnen dieses Geld schulde. Jeff rief bei den Typen an, brüllte sie an und beorderte sie zu einer Besprechung mit unserer Rechtsabteilung nach Kalifornien.

„Ihr Typen seid noch üblere Verbrecher als Don King“, sagte er ihnen. „Ihr seid Scheißmanager.“

Sie interessierten sich nur für ihre Boni am Jahresende. Aber wir waren machtlos. Wir hatten einen gültigen Vertrag mit Showtime.

Ich war zu den Führungskräften des Senders etwas weniger höflich und dachte nicht daran, vor ihnen zu katzbuckeln. Ich hielt sie eher für unfähig. Bei einem Anruf drohte ich, Jay Larin in den Arsch zu treten. Sie meinten nur: „Sie dürfen einen Brief unseres Anwalts erwarten.“

„Fick deinen Anwalt in den Arsch, du Arschloch“, schrie ich.

Wir stießen auf so viel Scheiß, den Don und die anderen getrieben hatten, dass sich Jeff schließlich an Howard Weitzmans Partner Dale Kinsella wandte. Dale war ein großartiger Prozessanwalt. Ich traf mich ein paar Mal mit ihm. Als er später für einen Dokumentarfilm über mich interviewt wurde, erinnerte er sich an eines unserer Treffen.

„Bevor Mike aus der Haft entlassen wurde, stellte Don King die Weichen für seine Zukunft. Mike vertraute ihm in vielen Bereichen. Don sorgte dafür, dass er weder Anwälte noch Finanzberater oder Buchhalter hatte. Ich habe mit Mike einige Verträge durchgesehen. Mit einem hat es Don geschafft, Mike 43,5 Millionen Dollar aus der Tasche zu ziehen.“

Und das war nur die Spitze des Eisbergs.

Positiv war, dass ich seit Dezember zu einem Psychiater ging, zu Dr. Richard Goldberg, dem Leiter des Psychiatrischen Instituts an der Georgetown Medical School. Monica hatte mich mit ihm verkuppelt. Ich öffnete mich diesem Juden mittleren Alters zuerst nur widerwillig, aber er war wirklich fantastisch. Ich habe von den Sitzungen sehr profitiert. Goldberg diagnostizierte bei mir eine „disthymische Störung“, also eine chronische Depression. Er stellte mich auf Zoloft ein, sodass es mir den Umständen entsprechend sehr gut ging. Natürlich ergänzte ich seine Medikation um einige außerplanmäßige Substanzen.

Zoloft hat sicher dabei geholfen, dass ich nicht gleich ausrastete, als ich in einem Rund-um-die-Uhr-Restaurant in Maryland in einen merkwürdigen Streit geriet. Ich hatte mich im Club DC Live in Washington angetörnt. Als der Club dichtmachte, zog ich mit Adoria, der Leiterin der VIP-Beziehungen des Clubs, ihrer Mitarbeiterin und Jeffrey Robinson, einem gemeinsamen Freund von uns, weiter. Als wir gegen fünf Uhr im Restaurant eintrafen, bekamen wir einen Platz zugewiesen. Dann kam der Komiker Michael Colyar, den wir im Club kennengelernt hatten, mit seinem „Bodyguard“ und zwei schwarzen Frauen in den Dreißigern herein. Weil sie bei uns sitzen wollten, gab uns der Geschäftsführer einen größeren Tisch im Hauptraum. Da die Damen von Anfang an ziemlich unwirsch wirkten, ignorierte ich sie möglichst. Eine hübsche Europäerin trat an unseren Tisch und bat mich um ein Foto von uns beiden. Daraufhin machte mich die Schwarze im roten Kleid plötzlich übel an.

„Hoffentlich gefällst du dir in deinem Mike-Tyson-Berühmtheitsscheiß.“

Die scharfe Europäerin hatte die Arme um mich geschlungen und posierte für ihr Foto.

„So viel Liebe zeigen mir nicht einmal meine Schwestern“, sagte ich Adorias Mitarbeiterin.

Die Schnalle im roten Kleid drehte durch.

„Du wirst doch wohl keine weißen Frauen loben und den schwarzen den Respekt versagen, wenn zwei schwarze Königinnen anwesend sind?“

„Ja, versag nicht allen schwarzen Frauen den Respekt, wenn du eine weiße Schlampe im Arm hältst“, mischte sich ihre Freundin im schwarzen Kleid ein.

Ich überhörte es einfach, aber die Schnalle im Roten ließ nicht locker.

„Du bist nichts. Du bist bloß ein Ghetto-Nigga, der ein bisschen Geld ergattert hat“, sagte sie. „Ich bin Vollzugsbeamtin. Wenn du in meinem Knast gesessen hättest, hätte ich deinen Arsch in der Zelle eingemauert.“

„Fick dich, Schlampe.“ Ich hatte von ihrem Scheiß genug. Sie zog mich völlig runter.

Adoria stand auf und bat Colyar, die beiden Zicken aus dem Restaurant zu geleiten. Der Komiker wollte die im roten Kleid schon nach draußen führen, aber sie musste noch mehr Scheiß absondern.

„Du bist nichts, Nigga.“

„Aha? Und wenn zehn Schlampen wie ihr da lägen, würde ich über euch hechten, um zu einer toten weißen Nutte zu gelangen“, konterte ich.

Nun rastete sie vollends aus. Sie schnappte sich eine Tasse Kaffee vom Nebentisch und schüttete ihn über mein gestreiftes Hemd. Als ich aufsprang, stieß ich versehentlich den Tisch vor mir um. Gläser und Teller gingen zu Bruch. Ich war so wütend, dass mein Freund Jeffrey mich zurückhalten musste. Sie hatte großes Glück.

Ich knallte Geld auf den Tisch, dann gingen wir. Wie ich später erfuhr, blieben der Komiker und die beiden Frauen noch eine Stunde da und machten sich über mich lustig. Als sie ein Typ vom Nebentisch fragte, was denn passiert sei, sagte sie ihm: „Ich habe Mike Tyson ein ignorantes Arschloch genannt. Ich dulde nicht, dass er schwarze Frauen ohne Respekt behandelt. Es passt mir einfach nicht, dass Tyson mit diesen Whities schäkert und lacht, wenn Schwestern an seinem Tisch sitzen.“

Das alles weiß ich deshalb, weil ich in der Nacht von zu Hause aus Jeff Wald anrief. Er telefonierte sofort mit dem Inhaber des Restaurants, um unter den Gästen und dem Personal Zeugen ausfindig zu machen. Er bekam von allen eine Aussage. Die beiden Schnepfen hatten es darauf angelegt, mich zu provozieren, um mir eine Klage an den Hals hängen zu können.

Dass es nicht richtig geklappt hatte, machte ihnen nichts aus. Zunächst kontaktierte ihr Anwalt meinen und verlangte 20 Millionen Dollar. Neun Tage später reichten sie Klage ein, weil ich sie verbal attackiert und körperlich misshandelt habe, nachdem sie meine sexuellen Annäherungsversuche abgewiesen hätten, forderten aber nur noch 7,5 Millionen Dollar wegen tätlichen Angriffs, Körperverletzung, Beleidigung und seelischer Beeinträchtigung. Angeblich waren sie so traumatisiert, dass sie bei der Pressekonferenz nicht einmal zu den Journalisten sprechen konnten. Dafür redete ihr geldgieriger Rechtsverdreher.

„Diese Frauen haben ein schreckliches Martyrium durchlitten und wurden inmitten eines überfüllten Restaurants beschimpft und beleidigt."

Als wir alle gesammelten Aussagen vorlegten, schlug er einen leicht veränderten Ton an. Gegen Ende des Jahres boten sie uns eine Einigung über 2 Millionen Dollar an, dann verlangten sie nur noch 850.000 Dollar. Am Ende zahlten wir der Frau in Rot 75.000 und der in Schwarz 50.000 Dollar. Wir mussten uns einigen, weil ich damals keinen guten Leumund hatte. Ich war der großspurige Nigga, vor dem alle die Nase rümpften, vor allem die gehobene Mittelschicht. Ich hatte damals einfach schlechte Karten. Hätte mich jemand umgebracht, wäre er sicher davongekommen.

Ende Februar hatte ich mein neues Management beisammen. Ich stellte Jeff Wald, Irving Azoff und Shelly Finkel, einen alten Freund, der Evander Holyfield gemanagt hatte, als „Berater" ein. Die drei würden die normale Managervergütung von 20 Prozent untereinander aufteilen. So brachte ich deutlich mehr Geld nach Hause: Als wir Dons Verträge durchforstet hatten, waren wir unter anderem darauf gestoßen, dass er zusätzlich zu seiner Vergütung als Promoter meiner Kämpfe 30 Prozent meiner Kampfbörse eingestrichen hatte. Und das war illegal. Von meiner 30-Millionen-Dollar-Böse aus dem Kampf gegen Holyfield waren mir ganze 15 Millionen geblieben, weil Don 9 und John und Rory zusammen 6 Millionen Dollar abkassiert hatten. Zudem bediente sich Don mit 30 Prozent an den Prämien von Showtime und des MGM Grand Hotels.

Aber es kam noch dicker. King kassierte die gesamten Erlöse aus den Rechten für Websites und von ausländischen TV-Sendungen. Als wir den Vertrag mit dem MGM Grand Hotel schlossen, erhielt er von der Gesellschaft einen Kredit über 15 Millionen Dollar zum Kauf von MGM-Aktien, wobei MGM bis zum Auslaufen des Kontrakts mindestens eine Verdoppelung des Wertes garantierte. Von diesen 15 Millionen habe ich nie einen Cent gesehen. Zudem hatte Don zahlreiche Nebenvereinbarungen mit Showtime geschlossen, die die Vermarktung betrafen. Sie bezahlten ihn dafür, dass er mit meinem Namen für Ereignisse warb, die mit mir nichts zu tun hatten. Der Vertrag ermächtigte sowohl Showtime als auch Don, die Bücher zu prüfen, während ich außen vor blieb!

Als wären all diese linken Sachen noch nicht genug, hatte mich Don auch noch hier und da abgezockt. Er hatte über meine Konten anderen Boxern exorbitant hohe Börsen gezahlt und mir so noch mehr Geld aus der Tasche gezogen. Seiner Frau hatte er pro Abend ein Beraterhonorar von 100.000 Dollar und seinen beiden Söhnen eines von 50.000 Dollar zugeschustert. Dons Tochter hatte von mir pro Jahr 52.000 Dollar als Vorsitzende eines Mike-Tyson-Fan-Clubs kassiert, der aber nie zusammentrat. Sie hatte es nicht einmal für nötig gehalten, die stapelweise eingehenden Briefe zu öffnen.

Für angebliche Arbeiten in meiner Villa in Ohio hatte man mir Riesensummen in Rechnung gestellt. Zudem zahlte ich für die Zimmerreinigung, Anwaltskosten und den Unterhalt des Swimmingpools auf Kings Anwesen in Las Vegas. Für meinen Kampf gegen Razor Ruddock wurde eine „Bestätigungsgebühr“ für den WBC-Titel über 100.000 Dollar fällig, obwohl es nicht einmal ein Titelkampf gewesen war. Zudem sackte Don von mir zwei Millionen Dollar ein, um sich die Werberechte an Ruddock zu sichern. Meine ganzen Reisen plante und rechnete ein Reisebüro ab, das Dons Frau gehörte. Ich blechte lächerlich überhöhte Preise. Sogar bei meinen Handtüchern hatte man mich abgezockt.

Am 5. März reichten wir am Bezirksgericht von New York eine Klage gegen Don auf Zahlung von mindestens 100 Millionen Dollar ein. Am

selben Tag schickte mir mein Anwalt John Branca eine aufmunternde Botschaft:

„Dies gibt Ihnen die Gelegenheit, sich einen PLATZ in der GESCHICHTE zu sichern, als Führungspersönlichkeit beim Versuch, das Fehlverhalten und Unrecht geradezurücken, das Don King nicht nur an Ihnen, sondern auch an zahlreichen anderen Kämpfern in den letzten beiden Jahrzehnten begangen hat. Als eine solche Persönlichkeit würden Sie sich nicht nur im Boxsport, sondern auch in der gesellschaftlichen und kulturellen Geschichte Ihren Platz sichern, wie dies ein Arthur Ashe oder Curt Flood getan haben. Der Erfolg unseres Unternehmens hängt ganz von Ihrer STÄRKE und Überzeugung ab. Don King wird nach jeder Schwäche von Ihnen suchen und diese ausnutzen. Es braucht AUSDAUER und GEDULD und einen Prozess gegen Don King, der sich über drei Jahre hinziehen könnte, aber wenn Sie engagiert dran bleiben, werden Sie gewinnen."

Branca und Jeff Wald entwarfen auch eine Strategie, um mein Einkommen mit einer Kleidermarke und einem Plattenlabel sowie mit Rechten für Poster und einer Autobiografie aufzubessern.

Vier Tage später reichten wir Klage gegen John Horne und Rory Holloway über weitere 100 Millionen Dollar ein. Indem sie mich im Gefängnis zur Unterzeichnung des Vertrags mit Don verleitet hatten, was an sich schon illegal war, verdienten sie nach meiner Entlassung an meinen Kämpfen jeweils 22 Millionen Dollar. Als loyale Manager hätten sie es nie zulassen dürfen, dass ich irgendeinen Vertrag unterzeichnete, den Don anschleppte, insbesondere nicht den revidierten, mit dem er sich 30 Prozent meiner Börsen und Boni gesichert hatte. Statt mich für vier Jahre an Don zu ketten, hätte ich für jeden Kampf einen Einzelvertrag mit einem Promoter abschließen können, der mir das beste Angebot unterbreitete. Aber ich hatte den Fehler begangen, meine Karriere einem gescheiterten Bühnenkomiker und einem alten Kumpel anzuvertrauen. Cus hatte mir mal gesagt: „Hey, da draußen laufen als Menschen verkleidete Tiere herum. Und du bist nicht gewieft genug, beides auseinanderzuhalten."

Ich erwartete nicht, dass ich von Rory etwas hören würde, las aber schmunzelnd, was John Horne zu sagen hatte, nachdem wir ihm eine Klage an den Arsch gehängt hatten.

„Mike Tyson wusste nie zu schätzen, wie wir uns um ihn bemühten. Mike Tyson ist ein verurteilter Vergewaltiger, ein Schwerverbrecher, den wir zum begehrtesten Objekt im Boxgeschäft gemacht haben. Wenn er lange lebt, wird er wohl begreifen, wie viel wir dabei geleistet haben. Ich bin nicht dein Lakai, Mike. Ich habe nur aus Liebe und Loyalität zu dir gehalten."

Und er sagte: „Don King ist ein großer Mann. Wer über ihn herzieht, hat noch nie mit ihm zu Abend gegessen. Don King achtet meine Fähigkeiten, und ich achte ihn."

Auch wenn meine Berater an meiner Karriere arbeiteten, leisteten drei Frauen – Shawnee, Jackie Rowe und Monica – eine Menge Routinearbeit. Ich wollte Monica nicht in die Boxszene hineinziehen. Ich wollte nicht, dass sie sich mit diesem Bazillus ansteckte. Ich zog die Scheißtypen nur so an. Auch wenn sie erfahren waren und ihr Geschäft glänzend verstanden, blieben sie Scheißtypen, weil es ums große Geld ging. Monica wollte mich nur schützen. Das sehe ich heute so, auch wenn ich es damals nicht verstand.

Mit Shawnee und Jackie war es etwas anderes. Beide waren durchsetzungsfähige und nassforsche Geschäftsfrauen. Jackie kam aus der Gosse und war aus demselben Holz wie ich geschnitzt. Statt Geschäftspartnern diplomatisch zu kommen mit Geschwätz wie „Mike ist die bedeutendste Zugnummer. Mit ihm müsste sich MGM mehr als glücklich schätzen", sagte sie: „Ihr Arschlöcher müsstet diesem Mann den Hintern küssen." Shawnee war nicht so derb wie Jackie, konnte aber ziemlich gemein werden. Latondia war im Umgang mit beiden überfordert. Weil es sie krankmachte, wie sie herumkommandiert wurde, warf sie schließlich das Handtuch. Aber ich hatte mit meinem eigenen Scheiß eigentlich kaum zu tun. Ich dröhnte mich einfach zu und warf mein Leben in die Tonne.

Weil ich unbedingt Geld brauchte, verkaufte ich 62 meiner Fahrzeuge, darunter Sportwagen, sechs Ducatis und vier Honda-Laster – für insgesamt 3,3 Millionen Dollar. Mein neues Team verhandelte den WWF-Vertrag nach und erreichte, dass Don außen vor blieb. Statt des Honorars von 3,5 Millionen sprangen für mich jetzt 6 Millionen Dollar und 35 Prozent aller Erlöse aus dem Bezahlfernsehen heraus, die eine Million Dollar überstiegen. Ich freute mich richtig auf die Zusammenarbeit mit der WWF. Als Kind hatte ich mir ständig Ringkämpfe auf WNJU, Channel 47, dem spanischsprachigen UHF-Sender, angeschaut.

Obwohl ich viel Kritik dafür einstecken musste, dass ich bei der WrestleMania auftrat, war dies ein Höhepunkt meines Lebens. Manche halten Ringkämpfe für puren Blödsinn, aber ein 6-Millionen-Dollar-Scheck war kein Blödsinn. Ich hätte bereits 1990 in einem Kampf mit Hulk Hogan den Ringrichter machen sollen, aber nachdem Buster Douglas mich ausgeknockt hatte, hatte er den Job bekommen. Für dieses Sportereignis zu werben, machte mir viel Spaß. Ich sollte in der Parodieserie *MADtv* auftreten, deren Autoren sogar schon Sketche geschrieben hatten. In einem war ich zu Gast in einer Art Martha-Stewart-Show eines neuen Lifetime Channels, der sich im Sport breitmachen wollte.

„Ich finde, schlichte Blumenarrangements bringen einen Hauch Frühling in den tiefen Winter“, sollte ich sagen. „Sehen Sie, ich habe diese entzückenden Schwertlilien mit einem Tupfer Stiefmütterchen kombiniert.“

Ein Ringer sollte mich korrigieren: Man könne doch Schwertlinien nicht mit Stiefmütterchen zusammenbringen. Woraufhin wir uns prügeln sollten.

In einer Parodie eines Werbespots sollte ein Typ auf einer Party eine spannende Geschichte erzählen, es aber einfach nicht hinbekommen. Als er schließlich ganz allein dasaß, ertönte eine Stimme aus dem Off:

„Ist Ihnen das auch schon passiert? Damit ist jetzt Schluss. Denn Mike Tyson besucht Sie zu Hause und haut Ihnen was auf die Fresse!“

Ich sollte dem Typen einen Faustschlag ins Gesicht verpassen. In der nächsten Szene sollten erneut die Partygäste zu sehen sein. Der Typ saß mit

verschwollenem Gesicht, einem Veilchen und Verbänden da und konnte kaum reden, aber alle drängten sich um ihn.

„Wenn Ihr Leben richtig langweilig wird, rufen Sie uns an: Mike Tyson schaut bei Ihnen vorbei und haut Ihnen auf die Fresse!“

Jeff, Irving und Shelly zogen allerdings die Reißleine. Wenn ich in der Show aufgetreten wäre, hätte ich meine Box-Lizenz nie wiederbekommen.

Um für den Schaukampf am 27. März Werbung zu machen, absolvierten wir in verschiedenen Städten Live-Auftritte. In Boston hielten wir auf der City Hall Plaza eine Open-Air-Veranstaltung ab. Sie war fantastisch. Die Menge flippte aus und beschimpfte mich und die Ringer Shawn Michaels und Steve Austin. „TYSON BEISST“ oder „TYSON DER OHRENSCHRECK“ hieß es auf hochgereckten Schildern. Austin hatte mich herausgefordert und bei einem früheren Auftritt bedrängt. Jetzt sprang ich in den Ring, während Michaels und zwei Kollegen aus dem Profistall D-Generation X Austin in die Seile drängten. Ich trat ihm ein paar Mal gegen das Schienbein und drückte ihm anschließend einen dicken Schmatzer auf die Stirn.

Am Abend des großen Ereignisses zog ich in das Fleet Center mit einem T-Shirt von D-Generation X ein. Während des Kampfes feuerte ich am Ring offen Michaels an. Als Austin aus dem Ring flog, warf ich ihn wieder hinein. Dann wurde der Ringrichter k.o. geschlagen. Ich stieg in den Ring und schleppte ihn hinaus. Michaels und Austin rangen miteinander, bis Austin am Ende Michaels zu Boden schlug. Der Ringrichter war immer noch bewusstlos. Also sprang ich in den Ring, griff aber nicht Austin an, sondern zählte Michaels aus und erklärte Austin zum neuen Weltmeister. Als wir beide jubelten, überreichte er mir ein T-Shirt mit dem Aufdruck Austin 3:16. Dann kam Michaels wieder zu sich und stellte mich wegen Verrats zur Rede. Ich schickte ihn mit einem Faustschlag zu Boden und drapierte Austins T-Shirt über seinen Körper, woraufhin Steve und ich Arm in Arm hinausgingen.

Auf der Pressekonferenz nach dem Kampf wurde ich darauf angesprochen, dass mich Don, John und Rory um Millionen Dollar geprellt

hatten.

„Ich habe auch schon mal jemanden ein bisschen beschissen“, sagte ich. „Früher oder später rächt sich wohl alles.“

Jemand stellte eine Frage zu der Art, wie ich den bewusstlosen Ringrichter hinausbugsiert hatte.

„Ich bin auf Bewährung. Fürs Protokoll: Ich habe den Ringrichter nicht hart angepackt. Ich habe ihn brav aus dem Ring getragen und dann auf die Matte gelegt.“

Austin hatte der Presse gesagt, wir hätten die ganze Zeit insgeheim zusammengearbeitet, aber ich zog das ins Lächerliche, indem ich ihn ständig Cold Stone, wie die Eismarke, statt Stone Cold nannte. So zugedröhnt, wie ich war, dachte ich nur noch ans Schlecken.

Im Mai gaben wir bekannt, dass ich mein eigenes Plattenlabel, Iron Mike Records, gründen wolle. Mithilfe von Irving Azoff und John Branca fanden wir einen Vertrieb. Derweil ließ ich Jackie Rowe die Geschäfte führen. Zu unserer Klage gegen Don zogen wir meine früheren Anwälte und Vermögensverwalter von Sidley and Austin hinzu. Ich hoffte, dass die Klagen bald etwas abwerfen würden, weil ich selbst viel Geld ausgeben musste, um all die Klagen gegen mich abzuwehren. Neben den beiden Frauen aus dem Restaurant verklagten mich eine Firma, weil ich vom Kauf ihres Hauses in L.A. zurückgetreten war, mein Juwelier in Las Vegas, mein Bauunternehmer in Vegas, der Scharlatan Dr. Smedi und sogar mein ehemaliger Trainer Kevin Rooney.

Die verrückteste Klage führte Ladywautausa A. Je, eine bekloppte schwarze Tussi, die einen Handlanger hatte, der sie mit nichtsahnenden Stars auf dem Hollywood Boulevard ablichtete. Ich war gerade mit einem Filmemacher herausgetreten, als sie mir ein Bein entgegenstreckte und ihren Typen ein Foto schießen ließ. Dann reichte sie Klage gegen mich ein, weil ich mich an ihren Körper geschmiegt hätte. Ich soll ihr „den Bodysuit hochgezogen und gesagt haben: ‚Macht ein Foto davon.‘“ Kaum hatten wir ein paar Zeugen aufgetrieben, zog sie die Klage zurück.

In dem Prozess, den Smedi gegen mich führte, schlug ich mich grandios. Er verklagte mich auf die 7 Millionen Dollar, die er ursprünglich gefordert hatte. Aber wir reichten eine Gegenklage ein, mit der ich ihn dann um 50.000 Dollar erleichterte.

Weniger gut lief es gegen Rooney. Er behauptete, ich hätte ihm mündlich zugesagt, dass er mein „Trainer auf Lebenszeit“ sein würde. Trotz vieler Zeugenaussagen zahlreicher Freunde von Cus, wonach der von Rooney enttäuscht gewesen sei und ihn habe ablösen wollen, bestätigte das zweite US-Bundesberufungsgericht die 4,4 Millionen Dollar, die ihm eine Jury Jahre zuvor als Entschädigung zugesprochen hatte.

Es wurde also Zeit, wieder in den Ring zu steigen. Ich hatte schon ein Jahr ausgesetzt. Jeff hatte mit Dr. Elias Ghanem geredet, dem Chef der Box-Kommission von Nevada. Dr. Ghanem war mein Liebling. Der in Israel geborene Libanese war bettelarm in die USA eingewandert und hatte eine fantastische Arztpraxis aufgebaut. Er gehörte insofern einer ausgestorbenen Spezies an, als er sich um seine Patienten aufrichtig sorgte. Ob Elvis, Michael Jackson, Wayne Newton, oder die schwedisch-amerikanische Sängerin Ann-Margret – er hatte so gut wie alle Stars in Las Vegas behandelt. Und er liebte den Boxsport. Er versicherte Jeff, dass ich meine Lizenz zurückerhalten werde, weil meine Strafe ein bisschen zu viel des Guten sei. Nach der Sache mit Holyfield nahm er mich beiseite.

„Das hast du vergeigt, aber das wird schon wieder.“

Derweil bemühte sich Shelly Finkel, mir eine Boxlizenz in New Jersey zu beschaffen; er hatte von Jeffs Schritten bei Dr. Ghanem nichts mitbekommen. Shelly und ich hatten gute Beziehungen zu Larry Hazzard, einem ehemaligen Ringrichter und gegenwärtigen Boxkommissar von New Jersey. Jeff war gegen so einen Vorstoß, konnte sich in seiner gegenwärtigen Lage aber kaum dagegen stemmen. Folglich erschien ich am 29. Juli vor dem New Jersey Athletic Control Board zu einer Anhörung. Man hätte meinen können, Saddam Hussein würde vernommen. Als ich händchenhaltend mit Monica in das Gebäude trat, jubelten uns die meisten Besucher zu. Allerdings wurden wir von sechs Demonstrantinnen der

National Organization for Women ausgebuht, Frauenrechtlerinnen, deren Protest mich fast überall hin begleitete.

Im Verhandlungssaal standen genügend Bullen in Reih und Glied, um ausgewachsene Randale zu stoppen. Offenbar hatte man große Angst vor mir. Die Anhörung verlief zunächst positiv. Monica brachte vor: „Boxen ist seine Leidenschaft. Er vermisst es wirklich ungeheuer. Er braucht den Boxsport, und ich glaube, der Boxsport braucht ihn.“ Dann kam der ehemalige Herausforderer im Schwergewicht Chuck Wepner an die Reihe. Er mischte den ganzen Saal auf, als er an die Belehrung des Ringrichters Tony Perez vor seinem Kampf gegen Muhammad Ali 1975 erinnerte.

„Er untersagte mir Würgen und Schläge ins Genick. Das waren meine beiden besten.“

Bobby Czyz sagte ebenfalls für mich aus. Trotz dieser Bisse sollte ich wieder in den Ring zurückkehren dürfen.

„Ein Straßenjunge kam da zum Vorschein“, sagte er. „Wenn ich einem Typen ein Auge ausschlage, verschlucke ich es lieber, als dass ich es zurückgebe. So eine Einstellung braucht man als Boxer. Mike ist keineswegs so übel, wie es immer heißt. Er hat einen Fehler gemacht. Und ich weiß auch, dass er sich bedeutend verändert hat. Mike Tyson hat alles getan, um die bösen Mächte aus seinem Leben zu verbannen.“

Sie zeigten sogar ein Video, das Camille, inzwischen 93, in Catskill gedreht hatte. Sie verwies darauf, dass ich sie weiterhin unterstützte und sie „meine weiße Mutter“ genannt hätte.

Meine eigene Aussage begann vielversprechend. Ich machte geltend, dass mich Holyfields wiederholte Kopfstöße „benebelt“ hätten.

„Ich bin einfach ausgerastet. An dem Punkt war mir nichts mehr wichtig.“ Ich hatte einen Kloß im Hals und musste mich erst einmal sammeln. „Was ich getan habe, tut mir leid. Ich wünschte, es wäre nicht passiert. Es wird mich für den Rest meines Lebens verfolgen.“

Aber nach meiner Aussage ritt der beigeordnete Generalbundesanwalt Michael Haas weiter auf der Frage herum, warum ich Holyfield gebissen hätte. Er bohrte und bohrte, ob ich zu so einer Tat nochmals fähig sei.

„Diese Tortur hat mein inneres Leben zerstört“, sagte ich und versuchte meinen Ärger zu verbergen. „Glauben Sie, ich tue so etwas nochmals?“

Ich sollte eine abschließende Erklärung verlesen, aber dieser fiese Typ hatte mich völlig aus der Fassung gebracht.

„Ich bin für diese Erklärung zu wütend“, sagte ich meinem Anwalt Anthony Fusco Jr. „Wissen Sie was, Mann? Scheiß drauf. Warum muss immer ich so eine Scheiße durchmachen?“

„Ruhig, ganz ruhig“, versuchte mich Fusco zu beschwichtigen.

Sie konnten mich mal. Ich fühlte mich wie ein Arsch und hatte es satt, meine rebellische Seite zu unterdrücken. Ich dachte an Bobby Seal und die Chicago Seven, die sich vom Richter nichts hatten bieten lassen.

Trotz meines unwirschen Auftritts waren wir sicher, dass mir New Jersey die Lizenz zusprechen würde, obwohl auch noch New Yorks Generalbundesanwalt Dennis Vacco dazwischenfunkte. Vacco gehörte – zusammen mit Senator John McCain – zu einer Gruppe, die im Boxsport aufzuräumen versuchte. Sie hatte Anhörungen in Washington veranstaltet, zu der ich sogar eine scharfe Erklärung gegen Don eingereicht hatte.

„Mein finanzielles Geschick lag in den Händen eines Promoters und von Managern, die einen blind vor Wut machen konnten. Es gibt gigantische Möglichkeiten zum Missbrauch. Boxer enden dabei möglicherweise als Sklaven.“

McCain hatte eine Gesetzesvorlage für nationale Regeln im Boxsport eingebracht. Deswegen wandte sich Vacco erbittert dagegen, dass mir New Jersey vor Las Vegas eine Box-Lizenz gab.

„Es würde mich verletzen, wenn sie ihm eine Lizenz erteilten oder ihn in New Jersey boxen ließen“, teilte Vacco der Presse mit. Das werde er New Jerseys Generalbundesanwalt persönlich übermitteln.

Dieser ganze Zwist machte Jeff und die anderen so besorgt, dass meine Berater am 13. August, einen Tag vor der Sitzung der Sport-Kontrollbehörde von New Jersey, meinen Antrag zurückzogen.

Ich war mit der Welt fertig und dröhnte mich bei jeder Gelegenheit zu. Als Monica und ich Ende August in ihrem Mercedes unterwegs waren, fuhr uns

von hinten jemand auf, dem ein anderer von hinten in den Wagen gekracht war. Der Typ stieg aus, trat an die Fahrerseite und stänkerte Monica an. Dann brüllte er den Typen an, der ihn von hinten gerammt hatte. Daraufhin stieg ich aus und prügelte beide windelweich. Nachdem ich dem ersten Typen in die Eier getreten hatte, drosch ich auf den hinteren Fahrer ein. Monica schrie, während mich mein Bodyguard, der im Wagen vor uns gesessen hatte, zurückzuhalten versuchte. Heute bin ich darüber erschüttert, aber damals hatte ich mich nicht mehr im Griff, weil alles so deprimierend war. Ich war nur noch verzweifelt. Es war unvorstellbar: Ich hatte eine Frau und Kinder, sah aber trotzdem nirgendwo Land.

Wir stiegen zurück in den Wagen. Monica fuhr. Einige Kilometer vom Unfallort entfernt hielt uns die Polizei an, die jemand angerufen hatte. Ich war bis zum Geht-nicht-mehr dicht, klagte über Schmerzen in der Brust und beschwerte mich, dass man mich doch bloß aus rassistischen Gründen kontrolliere.

Die Beamten boten mir an, mich in ein Krankenhaus zu bringen. Monica sei Ärztin, sagte ich, woraufhin wir weiterfahren durften. Ich ließ mich tatsächlich in einem örtlichen Krankenhaus untersuchen und war okay. Da die Bullen nicht am Unfallort gewesen waren, konnte man mir die tätlichen Angriffe nur zur Last legen, wenn die Beteiligten klagen würden.

Das passierte dann auch. Am 2. September reichte Richard Hardick, der uns in den Wagen gefahren war, eine Klage gegen mich ein, weil ich ihn zwischen die Beine getreten hatte. Am nächsten Tag zog Admielec Saucedo mit einer Klage wegen Faustschlägen ins Gesicht nach.

Meine Mitarbeiter waren alle wegen des Falls besorgt. Wie sollte ich meine Box-Lizenz in Las Vegas zurückbekommen, wenn die Mitglieder der Kommission von den Übergriffen erführen? Noch schlimmer war, dass ich in Indiana noch immer unter Bewährung stand. Wenn Richterin Gifford wollte, konnte sie meinen Arsch für weitere vier Jahre im Indiana Youth Center verschwinden lassen.

Am 19. September erschien ich vor der Sportkommission in Las Vegas. Zur Verhandlung fuhr ich auf einem Motorrad vor – in Bluejeans und einem

schwarzen Hemd. Meine Anwälte warteten draußen auf mich. Als ich vom Bike stieg und meinen Helm auf den Boden knallte, ging ihnen so der Arsch auf Grundeis, dass sie schlicht davonrannten. Jeff Wald und ich lachten uns tot.

Es wurde eine kontroverse Verhandlung. Mein Anwalt Dale Kinsella hob auf die gewaltige Geldstrafe ab, die mich finanziell fast ruinierte. Das Reden überließ ich hauptsächlich den Anwälten und Leumundszeugen. Als ich Fragen beantwortete, schaute ich zu Dr. Ghanem hinüber, der mich immer wieder mit einem angedeuteten Kopfschütteln daran hinderte, etwas Falsches zu sagen. Die Verhandlung dauerte sechs Stunden. Danach trat Dr. Ghanem vor die Presse:

„Tyson ist sechs Stunden lang nicht explodiert." Das war gewissermaßen ein dickes Kompliment.

Die Kommission entschied nicht am selben Tag über mein Gesuch. Tatsächlich verabschiedete sie einen Antrag, wonach ich ein detailliertes psychiatrisches Gutachten vorzulegen hätte, bevor sie über meine Wiederzulassung entscheide. Dafür empfahl man mir die Mayo Clinic, die Menninger Clinic oder das Massachusetts General Hospital. Die Entscheidung verstand sich von selbst. Der Chef der Psychiatrie im Mass General war mit Irving Azoff in einer studentischen Verbindung gewesen.

Ich rief zwei meiner Freundinnen in L.A. an und beorderte sie im Flieger nach Boston. Ich wohnte im Hotel und ging täglich zu den Tests in die Klink. In der Nacht vor der ersten Untersuchung holte ich die Mädels mit meinem Schlitten vom Flughafen ab und ließ meinen Fahrer ein bisschen Koks auftreiben. In jeder Nacht, die ich in Boston verbrachte, feierten wir wie die Verrückten.

Am ersten Morgen ging ich mit einer Scheißlaune ins Krankenhaus. Ich wurde zu meinen Ärzten in einen Raum geführt, der wie ein Wartezimmer der Luxusklasse, wenn nicht gar wie ein Wohnzimmer aussah. Offenbar durfte ich mit einer VIP-Behandlung rechnen.

„Mann, das ist Schwachsinn", sagte ich laut. „Ich hab's nicht verdient, mit all diesen Arschlöchern meine Zeit zu vergeigen." Alle im Raum schauten

mich ein wenig erschreckt an.

Dann trat eine Weiße Ende 20 auf mich zu. Mich erinnerte sie an Velma aus der Zeichentrickserie *Scooby-Doo.* Sie trug einen Rollkragenpulli, hatte einen Kochtopfschnitt und eine fette Hornbrille auf der Nase. Mit besorgter Miene setzte sie sich neben mich. Ich schätzte, dass sie eine Professorin aus der Psychiatrischen war.

„Was ist los?“, sagte sie, „Sie sehen niedergeschlagen aus.“

„Die meinen, ich sei verrückt, weil ich diesem Nigga ins Ohr gebissen habe, aber sie haben keine Ahnung. Ich habe ihn bloß gebissen, weil er mir dauernd Kopfstöße verpasst hatte. Der Ringrichter hat nichts geahndet. Ich war verzweifelt und hatte keine Wahl.“

Sie dachte eine Minute nach.

„Sie waren in einem Kampf“, sagte sie ruhig.

Ich war voll zugedröhnt, aber ihre Worte drangen wie eine alte Zen-Weisheit bis tief in mein Innerstes vor.

Fuck, klar war ich im Kampf! Diese Weiße war fantastisch. Ich fühlte mich sofort geheilt. Sie sagte es mit unglaublicher Autorität. Ich war verblüfft, dass sie mich nach ein paar Sekunden total durchschaut hatte. Deshalb kosten diese Seelenklempner so einen Haufen Geld, dachte ich.

Dann holte mich eine Krankenschwester wieder auf den Boden zurück.

„Es ist Zeit für Ihre Medikamente, Nancy“, sagte sie zu der Frau, mit der ich gerade redete.

„Schieb sie dir in den Arsch“, fauchte die Frau und schlug ihr die Pillen aus der Hand. Die Schwester gab ein Zeichen, woraufhin zwei stämmige Wärter kamen und die Lady in eine Zwangsjacke steckten. Sie rang mit ihnen, bis sie schließlich von den beiden Kerlen überwältigt wurde.

Ich schaute mich im Raum um. Ein Typ redete sabbernd in einer Ecke mit sich selbst. Dann merkte ich, dass ich nicht im Luxuswartezimmer, sondern auf einer psychiatrischen Station gelandet war. Und alle, auch diese Weiße, waren total irre.

Die Sport-Kommissare von Las Vegas sollten am 19. Oktober über meine Wiederzulassung entscheiden. Deshalb schoben meine Anwälte

Überstunden, um mit den beiden Typen, denen ich im Straßenverkehr Gewalt angetan hatte, zu einer Einigung zu kommen. Für eine entsprechende Unterschrift sollten beide 250.000 Dollar und weitere 150.000 Dollar von Showtime erhalten, wenn ich nach Aufhebung der Sperre meinen ersten Kampf bestritten hätte. Zudem unterzeichneten beide eine eidesstattliche Erklärung, wonach sie zwar „glaubten“, dass ich die Person sei, die sie geschlagen habe, sie aber wegen ihrer „Desorientierung und der Verwirrung angesichts der Ereignisse des Tages“ nicht „absolut sicher“ sein könnten, dass tatsächlich „Mr. Tyson zugeschlagen habe“.

Vor meinem Verfahren am 19. Oktober bestand ein Kommissar darauf, mein psychiatrisches Gutachten zu veröffentlichen. Meine Anwälte wehrten sich mit Zähnen und Klauen gegen diese Ladung geballter Scheiße, aber irgendwie verhinderte es ein dubioses Gesetz, dass man mich wieder zum Boxen zuließ, ohne dass die Ergebnisse veröffentlicht wurden. Meine Selbstachtung war ohnehin im Keller, aber jetzt konnte auch noch jeder auf der Welt sehen, wie tief ich gesunken war. Obwohl mich die Ärzte als „chronisch deprimiert“ betrachteten, kamen sie zu dem Schluss: „Mr. Tyson ist geistig tauglich, um in den Boxsport zurückzukehren, die Regeln und Vorschriften einzuhalten und eine Wiederholung der Vorfälle des 28. Juni 1997 zu vermeiden. Auch wenn wir, wie oben erwähnt, seine Impulsivität, seine emotionalen Probleme und seine kognitiven Schwierigkeiten berücksichtigen, sind wir der Ansicht, dass keiner dieser Sachverhalte allein oder in Kombination Mr. Tyson die seelische Eignung für eine Rückkehr in den Boxsport versperren.“

Mit anderen Worten: Ich war ein krankes Arschloch, durfte aber in den Ring steigen und irgendjemanden windelweich prügeln.

Zur nächsten Verhandlung nahm ich Magic Johnson mit. Er wollte ins Box-Promoter-Geschäft einsteigen und würde auf diese Sport-Kommissare als Schwarzer sicher einen harmlosen Eindruck machen. Als es allerdings darum ging, wie er mich promoten würde, verärgerte mich etwas.

„Mike hat Geld gehabt, kann aber nicht mit ihm umgehen. Ich möchte ihm das beibringen. Er muss ein Geschäftsmann werden. Mike ist der Einzige,

den ich kenne, der 100 oder 200 Millionen Dollar verdienen kann, aber wenig damit anfangen würde. Er würde es verschenken. Er braucht einen Finanzverwalter. Und diese Fähigkeit würde ich in Mike Tysons Team einbringen.“

Ich blieb trotzdem ruhig, woraufhin die Kommission am selben Tag mit 4:1 Stimmen entschied, mir die Lizenz zurückzugeben.

Jetzt konnte ich in den Ring zurückkehren und Geld verdienen. Bei der Steuerbehörde stand ich inzwischen mit 13 Millionen Dollar in der Kreide. Manch einer wäre durchgedreht, während ich von meinen Multimillionen-Dollar-Gagen so verwöhnt war, dass ich mir keinerlei Sorgen machte.

Witzigerweise waren meine neuen Buchhalter gerade zu dieser Zeit auf ein Rentenkonto gestoßen, das auf meinen Namen angelegt war. Mit den Jahren war es auf einen Wert von über einer Viertelmillion Dollar angewachsen.

Bei Nachforschungen stellten die Buchhalter fest, dass Cus es in Catskill für mich angelegt hatte. Als sie mir das mitteilten, heulte ich los wie ein Baby. Ich erzählte es am Telefon Jay Bright und brach erneut in Tränen aus. Zum ersten Mal in meinem Leben begriff ich, was mit der Redewendung „der Wille zählt“ gemeint war. Cus muss gewusst haben, dass ich mein Geld verprassen würde. Ich hatte immer geglaubt, dass niemand meinen schwarzen Arsch wirklich geliebt hat. Nun entwickelte ich wieder ein wenig Vertrauen in die Menschheit.

Im Verfahren wegen des Gewaltdelikts im Straßenverkehr in Maryland verweigerte ich am 1. Dezember die Aussage. Wir hatten uns ja mit beiden Opfern geeinigt. Meine Anwälte waren überzeugt, ich würde bei der Urteilsverkündung, irgendwann im Februar 1999, mit einer Verwarnung davonkommen.

Der erste Kampf nach meinem Comeback war für den 16. Januar gegen den Südafrikaner Frans Botha angesetzt. Botha, der den Spitznamen „The White Buffalo“ trug, war keine faule Tomate. Er hatte 1995 den IBF-Titel errungen, war aber später positiv auf Steroide getestet worden und hatte ihn abgeben müssen. Er hatte das Vorprogramm zu meinem ersten Kampf

gegen Holyfield bestritten und einen glanzvollen Fight um Michael Moorers IBF-Gürtel hingelegt, bis er in der letzten Runde ausgebremst worden war. Ich nahm den Kampf gegen ihn also keineswegs auf die leichte Schulter.

Vier Tage vor dem Kampf gab ich in Las Vegas eine ganze Serie von TV- und Radiointerviews. Ein erstes hatte ich schon Russ Salzberg in New York für Channel 9 gegeben.

„Mike, Botha ist ein Außenseiter mit einer Kampfbilanz von 6:1. Machen Sie sich da überhaupt Sorgen?“, fragte er.

„Ich habe von Zahlen keine Ahnung. Ich weiß nur, was ich kann. Ich werde ihm den Arsch aufreißen.“

„Okay“, sagte er ein wenig betroffen. „Sie steigen mit ziemlich viel Wut in den Ring. Hilft Ihnen das, oder schadet es auch manchmal?“

„Wen interessiert das? Wir werden auf jeden Fall kämpfen. Was spielt das für eine Rolle?“

„Nun, die Wut auf Evander Holyfield hat Ihnen jedenfalls geschadet.“

„Scheiß drauf! Das war nur *ein* Kampf. Was passiert, passiert eben.“

„Mike, müssen Sie so reden?“

„Ich rede mit Ihnen, wie ich will. Wenn Sie ein Problem damit haben, schalten Sie den Sender ab.“

„Wissen Sie was? Ich denke, wir beenden nun dieses Gespräch“, sagte Russ.

„Gut! Fick dich!“

„Sie haben’s verstanden. Einen schönen Flug noch, Mike.“

„Verpiss dich, du Arschloch!“

„Sie sind einfach Spitze, Kumpel.“

„Ihre Mutter auch.“

Bei dem Interview hatte ich definitiv nicht unter Zoloft gestanden. Ich bin mir dessen so sicher, weil ich die Tagesdosis eine Woche vor dem Kampf abgesetzt hatte.

Beim Kampf war ich richtig eingerostet. Es wurde eine schreckliche Nacht für mich. Botha hielt mich ständig fest. Am Ende der ersten Runde

umklammerte er mich in der Ecke. Ich hebelte seinen linken Arm mit meinem rechten weg und versuchte ihm den Knochen zu brechen. Ich kann ein echt schmutziger Kämpfer sein, auch wenn ich das nicht zugeben durfte. Ich glaube, ich wollte sogar, dass die Leute darüber redeten, wie schmutzig und brutal ich sei. Als ich nach dem Kampf gefragt wurde, ob ich tatsächlich versucht hätte, ihm den Arm zu brechen, sagte ich nur: „Korrekt."

Von den ersten vier Runden entschied ich nur eine für mich. Zudem zog mir Richard Steele einen Punkt ab. Die Jungs von Showtime – Kenny Albert, Ferdie Pacheco und Bobby Czyz – dachten alle, dass mir Botha mit seinem Klammern und seinem Stil, den Fight in einen Straßenkampf zu verwandeln, ziemlich zusetzte. Aber nach der vierten Runde sagte ich Crocodile und Tommy Brooks, meinem neuen Trainer, dass er ermüden werde und ich an ihn herankommen könne. Ferdie Pacheco glaubte daran offenbar nicht.

„Tyson wirkt wie in Zeitlupe. Er kann keine zwei Schläge austeilen. Das Kennzeichen des Shot Fighters: Er kann keine zwei Schläge austeilen. Oh! …"

Ich brauchte keine zwei Schläge. Gerade als Ferdie dies sagte, traf ich Botha mit einer Rechten direkt auf den Kiefer. Er taumelte zu Boden, versuchte wieder aufzustehen, konnte sich aber nicht vor dem Auszählen retten. Dann torkelte er in die Seile und sackte wieder nieder. Ich hatte diesen hässlichen Kampf mit einem einzigen dröhnenden K.o.-Schlag wettgemacht. Botha war zu Boden gegangen, wie von einem Büffeltöter niedergeschossen. Ich hatte den Weißen Büffel erlegt.

Außerdem gab es nun auch Intrigen. Shelly und Shawnee hatten sich gegen Jeff und Irving verbündet. Jeff erholte sich noch von seiner Operation. Als Ko-Produzent von Roseanne Barrs neuer Show musste er nach L.A. zurückkehren und verschwand so weitgehend von der Bildfläche. Damit lag meine Karriere weitgehend in den Händen von Shelly, Shawnee und Jackie Rowe.

Und in denen des Justizsystems von Maryland. Am 5. Februar 1999 erschien ich in einem koksgrauen Anzug und einer schwarzen Weste in einem kleinen Gerichtssaal in Rockville. Bei mir waren Monica und mindestens ein Dutzend Anwälte und Berater. Ich hatte zu den Vorwürfen gegen mich die Aussage verweigert. Meine Anwälte hatten einen Deal vorbereitet. Ich sollte einer Haftstrafe entgehen und nur eine Geldbuße erhalten, auf Bewährung gesetzt und zu gemeinnütziger Arbeit verurteilt werden. Aber da wurde ich schon wieder gefickt.

Der neue Bezirksstaatsanwalt Doug Gansler und seine beigeordnete Anklägerin Carol Crawford tauchten im Gerichtssaal auf – mit einem elfseitigen Schriftsatz, der mich als eine Art Nazi-Kriegsverbrecher abstempelte. Vor allem Crawford hatte mich offenbar gefressen. Diese ziemlich maskuline Erscheinung hatte einen strengen Kurzhaarschnitt und wirkte wild entschlossen, ihren ganzen Zorn auf die Männerwelt an mir auszulassen. Ich war die stellvertretende Zielscheibe.

Anstatt sich an ihren Teil des Deals zu halten, tischten die beiden Lügner alles auf, womit sie mich in ein schlechtes Licht rücken konnten, auch die Behauptungen von Teddy Atlas, Cus hätte mich als Kind verzogen. Sie zitierten aus meinen Interviews, darunter aus einem mit Mark Kram für den *Playboy* 1998, in dem ich gesagt hatte, ich sei „ein ganz hasserfülltes Arschloch“ und würde „eines Tages explodieren“. Dann zitierten sie Kram, der geschrieben hatte, ich sei „die finsterste Figur des Sports“, der er je begegnet sei.

„Dieser Kommentar ist bemerkenswert von einem Mann, der die berüchtigte Box-Legende Sonny Liston kennengelernt hat, einen ehemaligen Häftling, der unter dubiosen Umständen an einer Überdosis Drogen starb und mit dem der Beschuldigte zudem auch noch eine Seelenverwandtschaft bekundete“, schrieben Gansler und Crawford zur Stützung der Anklage.

Zudem gaben sie den psychiatrischen Bericht des Massuchusetts General Hospital verzerrt wieder, der mir abgesehen von der Depression seelische Gesundheit bescheinigte.

„Vielleicht finden wir an dem Beschuldigten nichts ‚Verkehrtes', was über das hinausginge, was an jedem Schlägertyp aus der Nachbarschaft ‚verkehrt' ist. Dieser Schläger hat jedenfalls überall sein Revier. Den wohl wichtigsten Hinweis dazu gab dem Gericht der klinische Psychologe Dr. Robert Butterworth. Nach Durchsicht der Kommentare des Angeklagten im Interview mit Kram kommentierte Butterworth: ‚Wenn er uns allen ankündigt, dass er dies tun wird, wären wir Idioten, wenn wir mit so einer Tat nicht rechneten.' Auch wenn wir in dieser Rechtsprechung nicht präventiv strafen, muss das Gericht bei einer angemessenen Urteilsfindung stets die Sicherheit des Angeklagten wie die der Öffentlichkeit mit berücksichtigen. Der Angeklagte ist nichts weniger als eine tickende Zeitbombe."

War das zu fassen? Lebten wir im stalinistischen Russland? Diese beiden Lügner wollten ein Interview, in dem ich Dampf abgelassen hatte, und die Diagnose von jenem Dr. Butterworth, der nie einen Blick auf mich geworfen hatte, dazu nutzen, um mich hinter Gitter zu bringen, bevor „diese Zeitbombe" hochging. Es lag klar auf der Hand: Diese Leute waren nur darauf aus, mir eins auszuwischen, ohne dass es jemanden kratzte. Offenbar glaubten alle, ich hätte das verdient.

Sie behaupteten, dass man „in diesem Staat nicht präventiv" abgestraft würde, aber sie wollten genau das: „Eine vollzogene Haft dient dem doppelten Ziel der Bestrafung und Abschreckung. Rehabilitation durch ausgewogene Programme, wie von dieser Rechtsprechung festgelegt, kann schon in der Haftzeit beginnen und während der Bewährungsfrist jederzeit fortgesetzt werden. Da der Angeklagte seine Verantwortung leugnet und angesichts seiner Renitenz, seiner Kommentare zu seinem Charakter und seiner Vorhersagen zu seinem künftigen Verhalten werden die Ziele von Abschreckung und Rehabilitierung womöglich nie erreicht. Dennoch wird die breite Öffentlichkeit zumindest für die Zeit seiner Inhaftierung vor seinem Gewaltpotential geschützt."

Richter Johnson stimmte dem zu und verurteilte mich zu zwei Jahren Gefängnis, von denen eines zur Bewährung ausgesetzt wurde. Zudem

erhielt ich eine Geldstrafe von 5.000 Dollar, eine weitere Bewährung von zwei Jahren und 2.000 gemeinnützige Arbeitsstunden aufgebrummt. Für den Fall einer Berufung verweigerte er mir eine Freilassung auf Kaution.

Im Gerichtssaal, in dem die Zuhörer standen, hörte man schockierte Laute. Monica fing an, hysterisch zu weinen. Man legte mir Handschellen an und überführte mich sofort in den Knast.

Gansler bekam seine 15 Minuten Ruhm. Tatsächlich waren die Leute empört, dass ich für ein Jahr ins Gefängnis geschickt werden konnte, nachdem wir mit dem vorigen Staatsanwalt einen Deal ohne Haft erreicht hatten.

„Jeder Ankläger würde so handeln“, teilte Gansler einem Journalisten von AP mit. „Die Leute können sagen, was sie wollen.“

Man warf mich in eine 1,6 mal 2,4 Meter große Zelle in Block 2, ihrer Version der Schutzhaft. So wurde ich von den anderen Häftlingen, hauptsächlich privilegierten Sprösslingen aus dem Montgomery County, getrennt untergebracht. In meinem Block saßen nur die ein, die zu schwach oder zu aggressiv waren, um bei den übrigen Häftlingen einzusitzen. Ich bat um eine Verlegung zu den anderen. Ich wollte lieber bei den anderen Typen sein, um das System nutzen und mir Privilegien verschaffen zu können. So war ich aufgewachsen. Stattdessen saß ich nun in Schutzhaft. Aufseher kamen, machten Fotos von mir und verkauften sie an Zeitungen.

Nach zwei Wochen Haft landete ich wieder im Loch. Begonnen hatte es damit, dass man mir einen Knast-Seelenklempner schickte. Ich war bei Dr. Goldberg in Behandlung, einem der besten Psychiater des Landes, weshalb ich jedes Gespräch mit diesem Idioten verweigerte. Er setzte trotzdem meine Tagesdosis Zoloft auf die Hälfte herab. Dann wollte man mir anders aussehende Pillen verabreichen, deren Einnahme ich aber ablehnte.

Als ich zwei Tage später im Tagesraum telefonierte, trat ein besonders sadistischer Aufseher ein und hängte mitten in meinem Gespräch den Hörer ein. Im Knast bin ich ein anderer Mensch und noch reizbarer als zu Hause. Wenn eine Kleinigkeit schiefläuft, raste ich aus. In meiner Wut riss ich das Fernsehgerät aus seiner Metallhalterung, donnerte es auf den Boden, hob es

wieder auf und schleuderte es gegen die Gitter der Zelle, hinter denen der Aufseher und zwei Sicherheitsleute Position bezogen hatten. Ein kleines Stück Plastik fetzte davon, flog durch das Gitter und traf einen Wächter.

Die Wachleute schafften mich sofort in die „administrative Absonderung“. Ich wurde für 23 Stunden am Tag weggeschlossen. Ich durfte weder Snacks in der Kantine kaufen noch Besuche empfangen und nur noch mit meinen Anwälten oder Ärzten telefonieren. Gleich am nächsten Abend kam Doktor Goldberg und setzte mich wieder auf meine reguläre Dosis Zoloft.

Wegen des Zwischenfalls mit dem Fernsehgerät warf mir die Gefängnisverwaltung Randale, Sachbeschädigung und einen tätlichen Angriff auf einen Vollzugsbeamten vor, weil ihn eine kleine Plastikscherbe getroffen hatte. Man warf mich wieder ins Loch, und ich kam mir wie ein politischer Gefangener vor, so wie diese Baader-Meinhof-Typen, die im Knast immer durchgedreht waren und Selbstmord begangen hatten. Ich band mir eine Bandana um, so ein kleines spanisches Kopftuch, rannte splitternackt durch die Gegend und bewarf die Wachleute mit Gegenständen.

Ich bekam 25 Tage Isolationshaft aufgebrummt, durfte die Zelle aber nach Einspruch meines Anwalts bereits fünf Tage später wieder verlassen. Dieses Gefängnis machte mich gar nicht an. Ich wäre gerne nach Indiana zurückverlegt worden, denn hier hatte ich niemanden, der mir Stoff oder Mädels beschaffte. Da ich immer noch unter Bewährung stand, hätte man mich problemlos zurückbeordern können – allerdings gleich für die restlichen vier Jahre Haft aus meiner vorigen Verurteilung. Jim Voyles, mein Anwalt in Indiana, reiste 20 Mal nach Maryland und erreichte schließlich einen Deal, wonach ich dort zusätzliche 60 Tage absitzen sollte. Dann wäre meine Strafe in Indiana abgebüßt. Richterin Gifford war wohl mehr als glücklich, dass sie mich mit dieser Unterschrift endgültig loswurde.

Ich war stinksauer. Am liebsten hätte ich alle verklagt, um wieder in Indiana eingebuchtet zu werden. Aber als ich mich im Knast in Maryland eingelebt hatte, war doch alles gar nicht so schlimm. Monica durfte mir

selbstgekochtes Essen schicken. Weil ich nach ein paar Monaten stark zulegte, erteilte man mir auf meine Bitte hin die Genehmigung, mein Laufband und mein Fitnessrad in meiner Zelle aufzustellen. Im Knast war ich immer das Privilegienschwein.

Wir machten dort sogar ein Fotoshooting für die Titelseite des Männermagazins *Esquire.* Monica brachte mein neues Söhnchen Amir ins Gefängnis, damit wir Aufnahmen für einen Artikel über mich machen konnten.

Allmählich bekam ich auch zu den anderen Jungs in Schutzhaft Kontakt. Mehrere junge Typen saßen wegen Mordes ein. Zwei hängten sich während meiner Haftzeit auf – ein wohlhabender junger Israeli und ein schwarzer Pimpf, dem ich dann die Beerdigung zahlte, weil seine Eltern ziemlich mittellos waren. Es brach mir das Herz, diese jungen Prachtkerle aus privilegierten Familien zu sehen, die an Drogen geraten waren und wegen ein paar 100 Eiern irgendjemanden umgelegt hatten.

Als ich aus dem Gefängnis kam, hatte sich für mich dort ein Guthaben von 12.000 Dollar angesammelt. Ich ließ es unter den fünf Kerlen aufteilen, die mit mir in Isolationshaft gesessen hatten. Das waren keine schweren Jungs, sondern Kids, die kein Geld hatten und nie wieder nach Hause kommen würden.

Im Knast mutierte ich zum Alles-Checker der Sicherungshaft. Jungs schickten mir über Aufseher Botschaften zu, um mir ihre Probleme anzuvertrauen. Und manche Aufseher erzählten mir von irgendeinem jungen Kerl, der wohl ein Problem habe, woraufhin ich ihm eine Mitteilung schickte, damit er sich entspannte.

Besuch hatte ich eher wenig. Monica, Craig Boogie und ein paar Freunde kamen – und außerdem meine jamaikanische Freundin Lisa. Als Monica wenige Stunden, nachdem sie dagewesen war, im Besucherbuch ihren Namen las, spie sie Gift und Galle. Zum Glück trennte uns die kleine Glasscheibe.

Die größte Aufmerksamkeit erhielt allerdings John F. Kennedy Jr., als er mich eines Abends besuchte. Kaum hatte sich die Kunde verbreitet,

belagerten zehn Medienteams stundenlang das Gefängnis. Drinnen war die Hölle los. Ich bat John, allen Mitinsassen in meinem Trakt hallo zu sagen: „Los, umarme ihre Moms. Gib dem Typen einen Kuss.“ Ich war der Pate.

John und ich hatten uns in New York angefreundet. Als ich ihm eines Tages auf der Straße begegnet war, hatte er mich gebeten, ihn in der Redaktion seiner Zeitschrift *George* zu besuchen. Er war ein ganz fantastischer, bodenständiger Typ, der auf dem Fahrrad durch Manhattan fuhr und öffentliche Verkehrsmittel benutzte. Bei seinem Besuch sagte er mir als Erstes: „Meine ganze Familie hat mir dringend abgeraten, dich zu besuchen. Wenn du ihnen also begegnest und alle ‚Hi‘ zu dir sagen, dann weißt du Bescheid.“

Kurz vor seinem Besuch war ein Cousin von ihm in Schwierigkeiten geraten, weil er seine Babysitterin gevögelt oder etwas Ähnliches angestellt hatte.

„Ja, mein Cousin ist ein Aushängeschild für schlechtes Benehmen“, sagte John.

„Was du auch tust, rede nie respektlos über deine Familie in der Öffentlichkeit. Das will die Gesellschaft doch nur. Die Leute wollen dich brechen und zu einem Nichts machen“, riet ich ihm. „Bezeichne sie nur daheim als Arschlöcher, nie in der Öffentlichkeit.“

Wir redeten viel über die Familie Kennedy, insbesondere über Johns Großvater, aber er schien nicht so viel über ihn zu wissen.

„Er hat keinem seiner Söhne irgendetwas über Wirtschaft beigebracht. Niemand in der Familie kann ein Geschäft führen. Deswegen sind alle in die Politik gegangen. Er wollte uns Jungs unbedingt pampern.“

Deshalb gab er wohl seine Zeitschrift heraus – um es zu lernen. Er hatte das Gefühl, im Leben nichts zustande gebracht zu haben, und hätte so etwas vorzuweisen.

Wir redeten ein wenig über meinen Fall.

„Ich weiß doch, dass du nur deshalb hier einsitzt, weil du ein Schwarzer bist“, sagte er mir. Er machte mir deutlich, dass er schon wisse, was die Stunde geschlagen habe.

Irgendwann platzte ich einfach damit heraus: „Weißt du, du musst für ein politisches Amt kandidieren.“

„Was?“ Er schien ein wenig betroffen. „Meinst du wirklich?“

„Sonst würdest du meine Mutter und ihre Leute hängen lassen. So haben sie dich gesehen. Du kannst keine verlorene Generation, die so sehr an deine Familie geglaubt hat, im Stich lassen. Es geht nicht um mich, ich bin scheißegal. Ich kümmere mich um mich selbst, aber du kannst diese Leute nicht hängen lassen. Dein Vater und dein Onkel waren ihre Hoffnung, und du bist der Nachkomme dieser Hoffnung.“

Er sagte nichts und dachte wohl, ich sei verrückt.

„Nein, Nigga, diesen Scheiß musst du machen. Bist du verrückt? Was ist denn der Sinn deines Lebens? Du bist dafür geboren worden. Auf dir ruhen die Hoffnungen von Menschen, Mann. Das ist eine schwere Bürde, aber du hattest diese Mutter und diesen Vater nun mal.“

Aus John wäre ein fantastischer Politiker geworden. Ihm lag wirklich was an den Leuten. Bei ihm merkte man, dass es nicht nur verlogener Quatsch war, man merkte es schlicht daran, wie er zu Leuten Kontakt herstellte, wie er Leuten, die er gar nicht kannte, in die Augen schaute. Er hatte keine Angst davor, in der Öffentlichkeit zu stehen, und er wollte Kontakt. Mann, dachte ich, was für ein interessanter Typ.

An dem Abend wirkte er müde. Er sagte mir, er brauche einen Kaffee, weil er in der Nacht nach New York zurückfliegen würde. Er war mit seinem Fluglehrer hergeflogen.

„Nein, Mann. Fahr zu mir nach Haus. Übernachte bei Monica und den Kids“, sagte ich ihm. „Du bist ja wohl irre, dich jetzt noch ins Cockpit zu setzen.“

„Du glaubst nicht, wie ich mich da oben fühle, Mensch“, sagte er mir. „Ich fühle mich so unglaublich frei.“

„Blöd musst du dich da oben fühlen. Du kannst doch noch gar nicht richtig fliegen. Wenn du schon fliegen musst, dann allein. Nimm bloß niemanden mit, den du liebst.“

Er sagte nichts, fuhr in der Nacht aber doch noch zu Monica. Später verriet sie mir, was er ihr gesagt habe: „Na ja, Mike meint, ich sei blöd, weil ich selbst geflogen bin. Aber er hat einen Motorradunfall gebaut."

Wir hatten auch darüber gesprochen, was wir nach meiner Entlassung zusammen unternehmen würden. Er hatte von verschiedenen Frauen erzählt, und ich hatte mitbekommen, dass er mit seiner Frau viel Scheiß durchmachte.

„Wenn du rauskommst, gibt mir etwas Zeit, ein paar Dinge mit meiner Frau zu regeln. Dann unternehmen wir was zusammen. Du musst mit mir nach Aspen kommen."

„Aspen?", fragte ich. „In Aspen gibt's keine Niggas. Da kriege ich keine Liebe."

„Ach was. Lynn Swann treibt sich da auch rum", antwortete John.

„Ja, stimmt", gab ich zu.

Natürlich rührte ich auch die Werbetrommel, um bald rauszukommen. Ich war schon seit fast vier Monaten im Knast, und das reichte. John hatte doch da so eine Cousine, diese Kathleen Kennedy Townsend, Robert F. Kennedys jüngste Tochter, und die war damals stellvertretende Gouverneurin von Maryland.

„Hol mich hier raus", bettelte ich. „Bitte mal deine Scheißcousine."

„Ich kenne sie doch gar nicht richtig, Mike", sagte er.

Vielleicht war er auch nur so klug, sich im Besucherraum bedeckt zu halten.

„Du kennst sie nicht? Was zum Teufel meinst du damit? Ihr spielt doch in Hyannis Port immer alle zusammen Football."

Er lächelte und verschwand. Beim Hinausgehen wurde er von den Medienfuzzis bedrängt.

„Ich bin zur Unterstützung meines Freundes vor Ort", sagte John. „Mike ist ein ganz anderer Mensch, als sein Image vermuten lässt. Er hat sich wirklich bemüht, sein Leben in Ordnung zu bringen, und bekommt dazu künftig noch Gelegenheit. Ich bin in der Hoffnung hergekommen, Leute davon zu überzeugen, denn er hatte ein schwieriges Leben."

Dann stieg John in seine Limousine und fuhr zum Kaffeetrinken zu mir nach Hause. Und eine Woche nach John-Johns Besuch, peng, war ich raus aus dem Knast.

An meinem ersten Tag nach der Entlassung aus dem Gefängnis ging ich nach Hause, packte eine Reisetasche und machte mich auf nach New York. Ich verbrachte keine einzige Minute mit meiner Familie. Ich setzte mich, bum, ins Auto und fuhr nach New York, um eine Freundin zu besuchen. Ich hatte damals weder die Fähigkeiten noch die Mittel, ein verantwortungsvoller Mensch zu werden. Um ehrlich zu sein, wollte ich das auch gar nicht. Man kann nicht mit einem Fuß in einer Ehe und mit dem anderen in der Gosse stehen. All diese Freundinnen zu haben, obwohl ich verheiratet war, machte mich einfach an. Wenn ich noch ein paar wollte, brauchte ich nur auf die Straße zu gehen, und die Frauen warfen sich mir an den Hals. Ich war ein Sklave, der von diesem Promi-Chaos abhängig war. Ich wünschte mir, damit aufhören zu können, aber ich schaffte es einfach nicht. Nichts an meinem damaligen Leben war „schön“. Mein neues Management hatte neue Verträge mit Showtime und dem MGM Grand ausgehandelt. Don war zwar inzwischen aus dem Geschäft, aber da gab es immer noch diesen Millionenvorschuss, den Showtime mir bezahlt hatte und der in Dons Taschen gelandet war. Auch die Steuerbehörde IRS saß mir weiterhin im Nacken. Ich ging nach Phoenix, um dort für meinen nächsten

Kampf zu trainieren, und Anfang Juni begann ich, „gemeinnützige Arbeit“ im Gefängnis des berüchtigten Sheriffs Arpaio zu leisten. Er war begeistert, mich dort zu haben. Ich ging durch seine Zeltstadt, sprach mit den Gefangenen und forderte sie auf, künftig sauber zu bleiben. Gleichzeitig behandelten mich meine Bewährungshelfer, als sei ich der Mafia-Boss John Gotti höchstpersönlich. Sie ergriffen jede Gelegenheit, um mich dranzukriegen. Wenn sie das Gerücht hörten, ich hätte einen Nachtclub besucht, riefen sie meinen Anwalt an, und wir mussten irgendwelche Zeugen auftreiben, die das widerlegten. Der Anwalt schrieb ihnen dann etwa: „Wie ich Ihnen bereits mitgeteilt habe, hat Mike am Dienstag, dem 29. Juni, nicht den Amazon Nightclub besucht. Seine Frau Monica bestätigt, dass er zu dieser Zeit in seiner Wohnung im Bett lag und schlief.“

Mein Anwalt stellte sogar meinen Leibwächtern ein Schreiben zu, worin er sie aufforderte, ganz bestimmte Richtlinien einzuhalten.

„Wie Sie sicherlich wissen, hat das Amt für Bewährungshilfe des Maricopa Countys Mikes Überwachung verstärkt. Aus diesem Grund möchte ich Sie bitten, künftig das folgende Verfahren zu befolgen, mit dem Anthony im Übrigen bereits begonnen hat. Wenn Mike nach 22 Uhr das Hotel verlässt, sollten Sie sowohl Paul als auch seinen Dienstvorgesetzten Chad mit dem Pager anpiepen. Anthony hat deren Nummern. Außerdem hinterlassen Sie mir bitte eine Nachricht auf meinem Anrufbeantworter, wohin sich Mike begeben hat. Wenn Mike einen anderen Club oder auch nur ein anderes Restaurant aufsucht, müssen Sie sofort sowohl den Bewährungshelfern als auch mir mitteilen, wo er sich jetzt befindet. Wie ich es bereits mit Anthony besprochen habe, ist es äußerst wichtig, dass Mike unter allen Umständen ruhig bleibt, egal was die Bewährungshelfer unternehmen. Sollte es doch zu einer Konfrontation mit einem Bewährungshelfer kommen oder auch nur die Gefahr dafür bestehen, rufen Sie mich bitte sofort an!“

Ich bin Al Capone! Ich bin ein böser Nigga, der gefährlichste Mann der Welt! Sie können sich vielleicht vorstellen, wie sehr mein

größenwahnsinniges Ego von dieser Sache begeistert war. Man behandelte mich tatsächlich, als ob ich der Pate wäre.

Gleichzeitig versuchten immer noch irgendwelche schäbigen Typen, mich auf üble Weise zu linken. Eines Tages im August verrichtete ich gerade meinen Sozialdienst in Sheriff Arpaios Zelt, als er mich in sein Büro rufen ließ.

„Mike, einer meiner weiblichen Sheriffs will Anzeige gegen Sie erstatten. Sie behauptet, Sie hätten sie zu Boden geschlagen. Ich weiß allerdings nicht, warum sie eine ganze Woche brauchte, bis sie damit herausrückte."

„Sie waren doch die ganze Zeit mit mir zusammen. Sie wissen doch, dass das nicht stimmt", entgegnete ich.

„Ich sehe auch nicht, wie Sie das hätten tun können", stimmte er zu.

Natürlich war das Ganze reine Schifferscheiße. Aber es war die Scheiße, mit der ich es die ganze Zeit zu tun hatte. Es konnte mir also durchaus passieren, dass ich mir während meiner gemeinnützigen Arbeit eine Anklage einhandelte! Schließlich fand man Fotos und Videos, die genau dann und dort aufgenommen worden waren, wo dieser Übergriff angeblich stattgefunden haben sollte. Auf ihnen war zu sehen, wie mich dieser weibliche Sheriff strahlend anlächelte. Danach ließ man die Anschuldigung sofort fallen. Ich hätte jedoch durchaus zurück ins Gefängnis in Maryland wandern können. Aber ich glaube, dass man in Wirklichkeit Arpaio eins auswischen wollte; seine Sheriffs mochten ihn nicht besonders.

Am 23. Oktober 1999 stand ich in Vegas endlich wieder im Ring. Mein Gegner war Orlin Norris. Als ich noch Champ war, kannte ich den Typen überhaupt nicht, aber er tauchte auf allen meinen Pressekonferenzen auf und schaute mich nur mit einem leicht verrückten Blick an. Zwar hatte er mehrmals in meinem Vorprogramm geboxt, trotzdem erkannte ich ihn nicht wieder. Ich dachte nur: Vielleicht hat dieser Nigga eine Pistole dabei? Wer ist der Typ eigentlich? Habe ich ihn irgendwann mal angemacht oder ihm bei einem Würfelspiel sein ganzes Geld abgenommen? Ich bekam echt Angst. Noch nie hatte jemand die Eier gehabt, mir so was anzutun. Er

starrte mich nur an und sagte kein einziges Wort. Vielleicht hatte ich ihn ja irgendwann mal ungerecht behandelt.

Er war ehemaliger WBA-Weltmeister im Cruisergewicht und wusste also, wie man kämpft. In der ersten Runde tasteten wir einander erst einmal ab. Als der Rundengong ertönte, erwischte ich ihn mit einem linken Uppercut, der ihn auf die Bretter schickte. Richard Steele zog mir zwei Punkte ab, weil der Schlag nach dem Gong erfolgt war, aber das spielte dann keine Rolle mehr. Norris ging in seine Ecke zurück, setzte sich auf seinen Hocker und stand einfach nicht mehr auf. Er behauptete, er habe sich am linken Knie verletzt, als er zu Boden ging, und könne nicht mehr weiterboxen. Die Zuschauer begannen zu buhen und mit allen möglichen Sachen zu werfen. Plötzlich standen 50 uniformierte Bullen im Ring. Jetzt ging das schon wieder los! Ich war in guter Form und hätte ihn in der nächsten Runde bestimmt k.o. geschlagen, aber er wollte einfach nicht mehr von seinem Hocker aufstehen. Es wirkt direkt komisch, wenn man sich heute das Video anschaut. Er steht auf, geht langsam in seine Ecke zurück, setzt sich und hört seinem Trainer zu, der ihm erzählt, was er falschgemacht hat. Aber dann gibt er einfach auf.

Das war in Vegas ein weiterer schwarzer Fleck auf meinem Namen. Man wertete den Kampf daraufhin als ungültig. Als ich damals in meine Umkleidekabine zurückkehrte, wusste ich noch nicht, dass ich nie mehr in Las Vegas im Ring stehen würde.

Shelly Finkel glaubte, es sei besser für mich, eine Weile außerhalb der Vereinigten Staaten zu boxen, bis das Norris-Fiasko in Vegas etwas in Vergessenheit geraten sei. Er vereinbarte also für den 29. Januar 2000 einen Kampf in Manchester, England. Mein Gegner würde der britische Schwergewichtsmeister Julius Francis sein.

Mein Aufenthalt in England wurde zu einer großen Sache. Wo immer ich hinkam, scharten sich die Leute um mich. Als ich das Ghetto in Brixton besuchte, bedrängten mich so viele Fans und Verehrer, dass ich in einer Polizeistation Zuflucht suchen musste. Das war wohl das erste Mal in meinem Leben, dass ich freiwillig eine Polizeistation betrat.

Eine Woche vor dem Kampf führte ich ein Interview mit Sky TV.

„Haben Sie das Gefühl, dass Sie hier fair behandelt werden?“, fragte der Moderator.

„Eure Jungs behandeln mich mit Glacéhandschuhen im Vergleich zu dem, was ich aus den Vereinigten Staaten gewöhnt bin. Manchmal möchte man dann nicht einmal mehr vor die Tür treten, aber ich bin stark, und es gibt nichts, was mich aufhalten könnte. Ich lasse mich nicht mehr unterkriegen. Keiner darf mehr emotional auf mir rumtrampeln. Was immer noch auf mich zukommt, ich werde den Kopf hoch halten und mich der Sache stellen.“

„Sämtliche 21.000 Eintrittskarten für Ihren Kampf waren in gerade mal zwei Tagen ausverkauft. Warum, glauben Sie, ziehen Sie diese Boxfans geradezu magisch an?“, wollte der Moderator wissen.

„Ich weiß es nicht, aber ich weiß, dass weitere 60.000 Interessenten keine Tickets mehr bekommen haben. Sie sollten einfach die Sperren durchbrechen und den Eingang stürmen, das glaube ich wirklich.“

„Bringen Sie sie nicht auf dumme Gedanken, Mike“, sagte er erschrocken.

„Genau das brauchen sie doch, sie brauchen Ideen. Sie sollten mich kämpfen sehen können. Ich war ein Fan von Duran und ging mit ein paar Jungs aus meinem Viertel zu einem seiner Kämpfe. ‚Kommt, Jungs! Sie können uns nicht aufhalten!‘ Und wir stürmten einfach durch den Eingang.“

„Noch ein paar Fragen zu Julius Francis. Können Sie uns eine Voraussage machen, was passieren wird?“

„Ich weiß nicht. Ich glaube, ich werde Julius Francis töten“, sagte ich, ohne die Miene zu verziehen.

„Sie wollen ihn doch nicht wirklich töten, oder? Ich sage das nur, weil die Leute sich sonst auf dieses Zitat stürzen und sagen: ‚Oh, Mike Tyson will Julius Francis töten.‘“

„Das ist schon okay. Hören Sie, ich erzähle Ihnen jetzt mal was. Es stört mich überhaupt nicht, was jemand über mich sagt. Mike und Tyson sind zwei unterschiedliche Menschen. Für meine Kinder und meine Frau bin ich Mike und Daddy. Aber hier bin ich Tyson. Tyson ist nur ein Freak, der

einen Haufen Geld einbringt. Keiner kennt mich, keiner kümmert sich um meine Gefühle, meinen Schmerz oder das, was ich in meinem Leben alles durchmachen musste. Ihr habt keine Ahnung, wer ich bin oder was ich bin. Sie wissen nicht mal, warum sie mir zujubeln. Etwa weil ich ein guter Boxer bin? Weil ich zu mir stehe? Ich bin nicht Tyson. Ich bin zu dieser Person geworden, aber eigentlich bin ich Mike und Daddy, und das ist viel wichtiger für mich."

„Und diese andere Person sind Sie nur im Ring, oder?"

„Nein, jetzt im Moment! Gerade jetzt bin ich Tyson."

„Der Teufelskerl?"

„Ja, ich bin der Kerl, der am 29. diese ganze Freakshow veranstaltet. Jeder kommt und will sehen, wie ich jemanden umbringe oder zusammenschlage oder ausknocke. Tyson ist das Ticket, Tyson ist die Geldmaschine. Kaum jemand interessiert sich für Mike persönlich, denn Mike ist nur irgendein Nigga aus Brownsville in Brooklyn, der es eines Tages geschafft hat oder einfach nur Glück hatte. Wo ich herkomme, bin ich das Kaugummi auf Ihrer Schuhsohle. Gott hat mich gesegnet, ich weiß nicht, ob er mich in meine gegenwärtige Situation gebracht hat, ich weiß nicht, ob er mich hierhergeführt hat, aber die Leute hier sollen ja anständige Menschen sein, oder?"

Ich konnte in London nicht die Straße entlanggehen, sonst hätte es sofort einen Tumult gegeben, deswegen erledigten wir unsere Einkäufe mit dem Auto. Als wir einmal an einer Ampel halten mussten und die Leute sahen, dass ich im Auto saß, begannen sie, den Wagen hin und her zu schaukeln. Andere stürzten sich mit dem Kopf voraus auf das Auto. Es war wie in einem Land in der Dritten Welt, wenn sich der Diktator davonmachen will und die Menge seinen Wagen blockiert und vielleicht sogar dessen Dach abreißt. Aber diese Leute hier machten das aus Liebe.

„Wir lieben dich, Mike! Wir lieben dich!", riefen sie mir zu.

Es war wie damals bei den Beatles. Eine befreundete Dame saß vorne im Auto und sah aus, als ob sie jeden Moment einen Herzanfall bekommen würde.

„Verdammt“, sagte sie und drehte sich zu mir um. „Wer zum Teufel bist du eigentlich?“

Wir kehrten in unser Hotel zurück, aber die Menge versammelte sich unter unserem Fenster und stimmte Sprechchöre an. Sie gingen erst, als ich auf dem Balkon erschien und sie mit erhobenem Daumen grüßte. In diesem Moment hielt ich mich für Karl den Großen.

Natürlich gab es auch hier ein paar Leute, die mich überhaupt nicht mochten und das auch ziemlich deutlich sagten. Dazu gehörten vor allem die Frauengruppen und überhaupt alle feinen Damen. Ich wurde eingeladen, das britische Parlament zu besuchen, aber dann legten alle weiblichen Abgeordneten dagegen Protest ein. Vielleicht lag das auch daran, dass ich während eines Besuchs bei Madame Tussaud beim Anblick von Winston Churchills Wachsfigur laut gerufen hatte: „Noch so ein verdammter Limey.“ Diesen Spitznamen für die Briten fanden sie in diesem Fall wohl völlig unangebracht.

Es machte mir richtig Spaß, den Protestlern entgegenzutreten. Es gefiel mir, dass man mich in der ganzen Welt für einen verdammten Dreckfinken hielt. Ich fühlte mich wie Dillinger. Wegen meines üblen Rufs hielten die Gangster in jedem Land, das ich besuchte, ihre Clubs offen, damit ich dort abhängen konnte.

„Scheiß auf diese Arschficker, Mike“, sagten sie. „Wir stehen zu dir.“

Ich hatte in meinem Hotel ein hammermäßiges russisches Mädchen kennengelernt, das meinen ganzen Schmuck sah und mich daraufhin aufforderte, sie im Graff’s, dem edelsten Juweliergeschäft der Welt, zu besuchen. Sie arbeitete dort als Übersetzerin für die russischen Oligarchen und ihre Frauen, die dort einkauften. Ich ging schließlich mit meinem Kampf-Promoter Frank Warren dort vorbei, dem Don King von Europa. Sie bediente mich und begann, mit mir zu flirten. Sie fragte mich, wie ich als kleiner Junge gewesen sei, und ich antwortete: „Ich habe Leute ausgeraubt und gestohlen.“

„Hör auf, mich zu verkohlen!“, rief sie.

„Nein, wirklich. Ich bin in Häuser eingebrochen und habe Leute mit vorgehaltener Pistole ausgeraubt.“

Sie zeigte mir zwei fantastische juwelenbesetzte Uhren, von denen jede etwa 800.000 US-Dollar kostete. Warren versuchte jetzt, den großen Macker zu spielen.

„Die kaufe ich für ihn“, erklärte er dem Mädchen. Er war mit den Inhabern des Geschäftes befreundet. Also nahm ich mir die beiden Uhren und dazu noch zwei mit Diamanten verzierte Taschenspieluhren und ein Diamantarmband.

Ich ging danach noch ein paar Mal mit dem Mädchen aus und hinterher mit ihr ins Bett, bevor ich zu meinem Kampf nach Manchester weiterreiste. Was diesen Kampf anging, machte ich mir keine größeren Sorgen. Man konnte sehen, dass Francis nicht ernsthaft trainiert hatte, denn er schleppte immerhin 110 Kilo mit sich herum. Er hatte versucht, sich in irgendeinem Armeecamp in Form zu bringen, war dort aber nur noch fetter geworden. Ich glaube nicht, dass die englische Presse ihm große Chancen einräumte. Der *Daily Mirror* zahlte ihm 50.000 Dollar, damit er auf den Sohlen seiner Boxschuhe für ihn Reklame machte. Tatsächlich bekam er dann etwas für sein Geld. Ich schlug Francis in den ersten vier Minuten vier Mal zu Boden, bevor der Ringrichter den Kampf abbrach.

Als ich nach London zurückkam, rief ich meine russische Freundin an. Während ich mit ihr redete, hörte ich im Hintergrund einen Mann sagen: „Wer ist das, Tyson?“ Sie legte auf und besuchte mich sofort darauf in meinem Hotel. Jetzt wurde ich etwas nervös. Sie hatte mir bei unserer ersten Begegnung erzählt, sie habe eine Beziehung mit einem chinesischen Waffenhändler namens Michael.

„Oh Scheiße“, dachte ich jetzt. „Ich bin ein toter Mann.“

Ich war mir sicher, dass er ihr in mein Hotel folgen würde. Als sie ins Zimmer trat, bombardierte ich sie sofort mit Fragen.

„Ist Michael nicht wütend? Wird Michael leicht eifersüchtig?“

„Zur Hölle mit ihm“, erwiderte sie. „Der kann mir gestohlen bleiben. Der geht mir voll auf den Sack! Aber er hat einen Haufen Geld und kümmert

sich um mich.“

Jackie Rowe war ebenfalls im Zimmer und gab jetzt dieser naiven jungen Frau ein paar gute Ratschläge. Das russische Mädchen war so überwältigend schön, dass sie es bisher nie nötig hatte, mit jemandem ihr Spielchen zu treiben. Aber jetzt würde sie ihren Sugar-Daddy verlieren, wenn sie nicht aufpasste. Ich würde am nächsten Tag nach Amerika zurückkehren. Ich hätte sie gerne mitgenommen, aber das war einfach nicht möglich.

„Nein, nein, nein, nein“, erklärte ihr Jackie. „Du musst sofort zu ihm zurückkehren und ihm erzählen, dass alles in Ordnung ist. Du darfst deinen Kopf nicht zu schnell aus dem Maul des Löwen ziehen. Das musst du langsam und mit Bedacht tun. Schau mal, du brauchst doch sein Geld. Mike fährt morgen heim. Du willst doch diesen Typen nicht verlieren.“

Sie nahm sich diesen Ratschlag zu Herzen. Ich wusste, dass sie dieser Chinese wieder zurücknehmen würde, denn sie war einfach eine klasse Lady.

Kurz nachdem ich in die Staaten zurückgekehrt war, bekam ich schon wieder Probleme. Am 8. Mai ging ich mit meinem Freund Mack, einem Friseur, zum Chillen ins Cheetah’s, einen Stripclub in Las Vegas. Wenn ich zu dieser Zeit den Kopf freibekommen wollte, ging ich in einen Stripclub. Das war einfach üblich zu Beginn des neuen Jahrtausends.

Ich saß also ganz hinten im Club auf einer Couch direkt neben dem DJ-Pult und unterhielt mich mit meinem Freund Lonnie, einem der Manager dieses Etablissements, als plötzlich eine Stripperin, die sich Flower nannte, deren wirklicher Name jedoch Victoria war, auf mich zu kam und fragte, ob ich einen Lapdance wolle. Ich wollte jedoch nichts von ihr, aber sie blieb hartnäckig. Sie bestand darauf, mir einen Lapdance zu geben. Jedes Mal, wenn ich sie wegschickte, kam sie zurück. Schließlich versuchte sie, sich auf meinen Schoß zu setzen. Ich streckte die Hand aus, um sie abzuwehren, und sie verlor auf ihren hochhackigen Schuhen das Gleichgewicht und fiel auf den Hintern. Ich glaube, ich nannte sie auch „Schnalle“ und „schmutzige Hure“. Danach zog sie beleidigt in ihre Umkleidegarderobe ab.

Von dort telefonierte sie mit ihrem Mann und erzählte ihm, was passiert war. Der rief dann die Polizei an und behauptete, ich und meine Begleiter wären im Cheetah's und würden genau in diesem Moment die Stripperinnen tätlich angreifen und sie durch den ganzen Club schleudern. Die Polizei von Vegas schickte sofort acht Streifenwagen dorthin. Ich sprach mit einem Bullen, der mir erzählte, er habe in seiner Zeit beim Sittendezernat gelernt, dass Stripperinnen niemals ein Nein als Antwort akzeptierten. Sie wollten einfach immer an das Geld der Männer ran. Die Polizisten nahmen Flower beiseite und unterzogen sie einer gründlichen Befragung. Sie gab zu, dass ich sie nie geschlagen habe und es ihr gutgehe, dass sie nur von mir beleidigt worden sei. Ihr Stolz sei schwer verletzt worden. Wenn ich ihr einfach 500 Dollar gegeben hätte, wäre die Sache erledigt gewesen. „Nach dieser Erniedrigung wollte ich wenigstens ein bisschen was bekommen", erklärte sie ihnen. Die Polizisten zogen dann wieder ab. Da es keine strafbare Handlung gegeben hatte, leitete man auch keine weiteren Ermittlungen gegen mich ein. Die Stripperin nahm ihre Arbeit wieder auf und erfreute die Besucher des Clubs mit Lap- und Poledancing, bis ihre Schicht zu Ende war.

Ich nehme an, dass ihr Mann als guter Abzocker inzwischen begriffen hatte, dass aus der Sache Geld zu machen war und sie entsprechend bearbeitete. Am nächsten Tag änderte sie jedenfalls ihre Geschichte, ging zur Polizei und erstattete Anzeige gegen mich. Sie behauptete, dass ich die geöffnete Hand ausgestreckt und sie auf den Brustbereich geschlagen habe, wodurch sie buchstäblich durch den Raum geflogen und auf dem Boden gelandet sei. Sie gab an, sie sei danach benommen gewesen. Gleichzeitig hätte ich sie eine „Hurenschnalle" und eine „Schlampe" genannt. Sie gab an, sie habe „dabei auch Prellungen erlitten." Die Polizei nahm daraufhin die Ermittlungen wieder auf und fand erneut keinerlei Anzeichen dafür, dass an ihren Angaben etwas dran sein könnte. Ihre Anschuldigungen hätten sich als „vollkommen unbegründet" erwiesen, hieß es.

Aber sie gab immer noch nicht auf. Einige Monate später verklagte sie mich. In der Klageschrift hieß es: „Tysons gewaltsamer und schmerzhafter

Schlag schleuderte Victoria mehrere Meter durch den Raum, bis sie schließlich auf ihr Steißbein fiel. Gleichzeitig stachen ihr die spitzen Absätze ihrer Schuhe tief in die Beine, als sie auf dem Boden aufkam.“ Sie verlangte Schmerzensgeld für ihr „seelisches Leid“, ihre körperlichen Verletzungen und die Belastung ihrer ehelichen Beziehung, die ihre ehelichen Aktivitäten behindert habe.

Das Verfahren zog sich ewig hin. Im April darauf sagte ich dann vor Gericht aus. Ich war nicht besonders erfreut, dort sitzen und die beschissenen Fragen ihres Anwalts beantworten zu müssen.

„Soweit ich das verstehe, saßen Sie, und ich versuche, das kurz zu machen, Sie saßen, nehme ich an, im Couchbereich neben dem DJ-Pult?“

„Ja.“

„Und wie ist sie dann auf Sie zugekommen?“

„Sie ist ein Flittchen. Sie wollte mir unbedingt einen Lapdance geben. Ich sagte laut und deutlich: ‚Nein!‘ Ich wollte keinen Lapdance. Sie ging weg und kam dann wieder und wurde zudringlich. Sie versuchte, sich mir aufzudrängen. Ich habe nur meine Hand ausgestreckt.“

„Kam Ihre Hand in Kontakt mit Miss Bianca?“

„Ja, das könnte sein, aber nur weil sie so aufdringlich war. Meine Hand war nur da draußen, um sie von mir fernzuhalten, und nicht, weil ich sie angreifen wollte.“

Er gab aber keine Ruhe und wollte mich in die Ecke drängen. Ich nannte ihn dann ein Stück Scheiße und ein verdammtes Arschloch. Er bat um eine kleine Pause, um sich mit meinem Anwalt zu beraten. Wir hatten ihnen 10.000 Dollar angeboten, aber sie verlangten 40.000. Nach der Verhandlungsunterbrechung sagte ihr Anwalt, er brauche mich nicht weiter zu befragen, ich könne gehen.

„Ich muss sowieso nicht hierbleiben, denn Ihre Klientin ist eine Lügnerin. Sie brauchen mich auch nicht mehr zu befragen, ich habe nichts verbrochen“, sagte ich.

Die Sache kam dann vor ein Schiedsgericht, weil ihr Anwalt behauptete, dass wir zugestimmt hätten, 40.000 Dollar zu zahlen. Der

Schlichtungsrichter entschied jedoch gegen sie. Sie legte Berufung ein. Wir beantragten ein weiteres Schlichtungsverfahren, und sie bekam 8.800 Dollar zugesprochen. Außerdem musste ich dem Schlichter 1.615 Dollar berappen. Und mein Anwalt berechnete mir 25.000 Dollar. Das war der teuerste Lapdance, den ich nie hatte.

Im Juni war ich wieder in Phoenix, um für meinen nächsten Kampf zu trainieren. Ich war in richtig schlechter Stimmung und ließ das an meiner Bewährungshelferin aus, die eine wirklich nette Frau war. Dass ich trotzdem nicht wieder im Knast landete, lag an einem der großartigsten Anwälte, denen ich je begegnet bin. Sein Name war Darrow Sol, ein Jude und früherer Elitesoldat der Green Berets. Dabei sah er gar nicht so knallhart aus, er war ziemlich voluminös, aber das waren meist keine Muskeln. Er war „stabil gebaut“, wie man so schön sagt. Wir verstanden uns von Anfang an. Darrow war ein richtig kluger Linker, der der Bürgerrechtsbewegung nahestand. Sein Vater war von einem dieser faschistischen weißen Rassenfanatiker umgebracht worden, trotzdem verteidigte er immer noch Mitglieder der Aryan Nation. Gleichzeitig vertrat Darrow Schwarze, die unschuldig in der Todeszelle saßen, und verlangte von ihnen nicht einmal ein Honorar, obwohl er selbst die Hälfte der Zeit pleite war. Er war wirklich ein wunderbarer Mensch.

Da er gute Beziehungen innerhalb der Gerichtswelt von Phoenix hatte, konnte er über die Jahre so manches ausbügeln, was ich wieder einmal verbockt hatte. Meine Bewährungshelferin Erika versuchte, für mich weitere Möglichkeiten für „gemeinnützige Arbeiten“ zu finden, aber zwei unterschiedliche Organisationen weigerten sich, mich zu nehmen. Deshalb schrie ich sie am Telefon ein paar Mal an. Darrow konnte sie jedoch immer wieder beruhigen. Er erzählte ihr, dass mein schlechtes Benehmen auf die Medikamente zurückzuführen sei, die ich einnehmen müsse.

„Gute Neuigkeiten. Nach längeren Gesprächen erklärte sich Erika dazu bereit, Mikes verbale Ausbrüche in den Berichten an ihren Dienstvorgesetzten nicht zu erwähnen. Sie tat dies vor allem deshalb, weil

sich Mike während ihres letzten Treffens bei ihr entschuldigt hat“, schrieb er in einem Memo an mein Team.

Jetzt waren auch meine englischen Promoter wegen der beschissenen Anzeige dieser Cheetah’s-Stripperin besorgt. Bei einem negativen Bewährungsbericht hätte man mir vielleicht die Einreise nach Großbritannien verweigert, wo ich gegen Lou Savarese boxen sollte. Ich sollte am 16. Juni abfliegen, aber kurz zuvor kehrte ich nach New York zurück, weil einer meiner besten Freunde, Darryl Baum, dort am 10. Juni ermordet worden war. Er wurde Homicide genannt, aber ich sprach ihn weiterhin mit seinem Straßennamen an, Shorty Love. Er hasste diesen Namen, weil er alles hasste, was ihn schwach und verletzbar aussehen ließ. Shorty Love stammte aus meinem Viertel, und es war bekannt, dass man sich besser nicht mit ihm anlegte, weil er zur Gewalttätigkeit neigte. Ich sah ihn früher immer mit den harten Jungs in unserer Nachbarschaft herumhängen. Diese Typen waren meistens schon erwachsen und er nur ein kleiner Junge, trotzdem war er irgendwie ihr Anführer.

Sie nannten ihn Homicide, den Totschläger, weil er bereits mit zwölf Jahren die stärksten Erwachsenen k.o. schlagen konnte. Er ging auf der Straße auf sie zu, schlug sie mit einem einzigen Schlag k.o. und raubte ihnen dann ihren Schmuck oder ihren Lammfellmantel. 1986 wurde er wegen Raubes zu einer Gefängnisstrafe zwischen zwei und sechs Jahren verurteilt. Im Knast war er jedoch so gewalttätig, dass er die doppelte Zeit absitzen musste. Am 31. Dezember 1999 wurde er endlich entlassen. Als er herauskam, gab ich ihm etwas Geld und kaufte ihm eine schöne Rolex, eine Goldkette und einen Mercedes. Ich bot ihm auch einen Job als Leibwächter an. Ich wollte ihn von der Straße holen, damit er sein Leben in Ordnung bringen konnte.

„Lass uns zusammen herumhängen“, bot ich ihm an. „Hör mit diesem Scheiß auf, du kannst bei mir dein Geld verdienen.“

„Ich nehme von dir kein verdammtes Geld, Mike“, antwortete er. „Schon viel zu viele Leute haben Geld von dir genommen.“

Shorty Love war ein Gangster im Schafspelz und wollte einfach so ein Leben führen. Er wurde in einen Drogenstreit zwischen zwei rivalisierenden Gangs verwickelt, und man erschoss ihn sechs Monate, nachdem er das Gefängnis verlassen hatte. Ist das nicht verrückt? Alle meine alten Freunde wurden ermordet oder haben selbst jemanden umgebracht. Sie waren gute Jungs, die nur von Drogen, Sex und Tod überwältigt wurden. Mit dieser Leichtfertigkeit und Unbesonnenheit hatte ich auch in meinem eigenen Leben zu tun.

Ich bezahlte Shortys Beerdigung und mietete ein riesiges luxuriöses italienisches Bestattungsinstitut in Brooklyn, aber wir mussten drei weitere Räume hinzunehmen, weil so viele Leute erschienen, um ihm die letzte Ehre zu erweisen.

Nur widerwillig bestieg ich dann das Flugzeug, das mich zu meinem nächsten Kampf nach England brachte. Sobald ich in London ankam, wollte ich mein russisches Mädchen besuchen, aber Graff hatte sie in der Zwischenzeit gefeuert. Mein Promoter Frank Warren hatte den Schmuck nie bezahlt, den er mir gekauft hatte, als ich wegen des Francis-Kampfs zum letzten Mal in London war. Zu allem Überfluss drohte Graff sogar, mich zu verklagen. Ich schäumte vor Wut. Ich war ein verzogenes, selbstverliebtes, narzisstisches Balg, also würde Mr. Warren für all das schwer bezahlen müssen.

Ich sagte Tommy Brooks, meinem Trainer, er solle Warren ausrichten, dass ich ihn in meinem Hotelzimmer sehen wolle. Warren hatte denselben Ruf eines Gangsters wie Don King. Alle europäischen Boxer hatten Angst vor ihm. Als er ins Zimmer kam, strotzte er nur so vor Arroganz.

„Du hast den Schmuck nie bezahlt, den du mir angeblich gekauft hast“, sagte ich. „Ist Don King nicht dein Freund?“

„Ja“, antwortete er leicht von oben herab.

„Hat Don dir nicht erzählt, was ihm passiert ist, als er mich mal nicht respektiert hat?“

„Ja. Er hat erzählt, dass du ihn verprügelt hast.“

„Und das hat dir nicht zu denken gegeben, als er dir das erzählt hat? Du hast also keine Angst bekommen?“

„Nein“, sagte er geringschätzig.

Im Moment bin ich ja eher ein friedlicher Mensch, aber damals habe ich immer sofort zugeschlagen, wenn mich einer gedisst hat. Einen diplomatischeren Weg, damit umzugehen, kannte ich nicht. Die Art, wie er mir die Stirn bot, als ich ihm diese Fragen stellte, konnte ich ihm einfach nicht durchgehen lassen. Er schaute mir ins Gesicht und sagte „Nein“, aber in Wirklichkeit meinte er: „Du bist hier nicht in Amerika. Hierzulande bist du nur ein verdammtes Weichei, Nigga.“

Peng! Ich polierte ihm die Fresse und brach ihm mit einem einzigen Schlag den Kiefer. Er fiel zu Boden, ich trat ihn gegen den Oberkörper und brach ihm die Rippen. Ich holte einen Briefbeschwerer von der Kommode, schlug ihm damit ins Gesicht und brach ihm die Augenhöhle. Dann zog ich ihn zum Fenster hinüber und warf ihn beinahe auf die Straße hinunter. Er bettelte um sein Leben.

„Oh, jetzt bist du plötzlich nicht mehr so ein harter Kerl, was, du Arschficker.“

Ich ließ ihn auf den Boden fallen.

„Du wagst es, so mit mir zu reden und mich so zu behandeln?“, schrie ich ihn an. „Zieh dich aus. Ich will dich nackt sehen.“

„Nein“, bat er.

Ich trat ihm gegen den Kopf.

„Du hast mich doch zusammengeschlagen, reicht das denn nicht?“, flehte er.

„An so was hast du nicht gedacht, als du diese Rechnung nicht bezahlt hast, was? Zieh dich jetzt sofort aus.“

Er hatte sich so weit erholt, dass er wieder auf die Beine kam, und spurtete aus dem Zimmer. Ich jagte ihm durch den Hotelgang nach, aber ich trug nur Socken und rutschte aus, sodass er entkommen konnte. Ich kochte vor Wut.

In Schottland hob sich jedoch meine Stimmung wieder. Der Kampf fand in Glasgow statt, und der Empfang dort war überwältigend. Vor dem Kampf

schnupfte ich ein wenig Koks und rauchte etwas Pot. Das Kokain war kein Problem, denn es verschwand sofort aus dem System, im Gegensatz zum Marihuana, das danach im Blut nachweisbar war. Ich musste also meinen „Whizzer“ benutzen, einen falschen Penis, in den du den sauberen Urin von jemand anderem füllst, bevor du den Drogentest machen musst. Jeff Walds Assistent Steve Thomas war auf meinen Reisen immer dabei und half mir aus.

Vor dem Kampf war ich high wie der Mount Everest. Man zog mir einen Kilt an, und ich grüßte die Menge von einem Mercedes herunter. Ich sprang auf dem Autodach auf und ab und schrie: „Champion! Champion!“ Die Leute flippten vollkommen aus. Ein Deutscher kam auf mich zu und erzählte mir, dass es sich um ein deutsches Auto handeln würde. Er versuchte mich wohl damit zu beeindrucken, dass es so teuer war.

„Ach was, tatsächlich?“, raunzte ich. „Oh, das habt ihr also mit dem Geld gemacht, das ihr den Juden gestohlen habt? Ihr habt Autos gekauft?“ Das hätte ich nicht sagen sollen, aber ich wollte einfach nur provozieren und die Leute verprellen.

Savarese war ein interessanter Gegner. Er war kein Fallobst. 1997 war er gegen George Foreman über die volle Distanz gegangen und hatte keineswegs einstimmig nach Punkten verloren. Ein Jahr später hatte er Buster Douglas in der ersten Runde k.o. geschlagen, und in 42 Kämpfen hatte er 32 K.o.-Siege errungen. Ich glaubte jedoch nicht, dass er mir Probleme bereiten würde.

Der Gong ertönte, und bereits mein erster Schlag, ein linker Seitwärtshaken an die Schläfe, schickte ihn auf die Bretter. Er kam wieder auf die Beine, und ich setzte mit einem wahren Schlaghagel nach. Er war bereits auf dem Weg nach unten, als der Ringrichter dazwischenging. Ich begriff nicht, dass der Referee den Kampf beenden wollte und schlug einfach weiter. Dabei traf ich den Ringrichter unabsichtlich mit einem linken Haken, und er ging jetzt seinerseits zu Boden. Die britischen Fernsehkommentatoren juxten hinterher, dass dieser Ringrichter noch nie hart im Nehmen gewesen sei.

Als Boxer war ich damals ein verzogener Bengel. Ich dachte, ich käme mit solchen Sachen, wie den Referee niederzuschlagen, problemlos durch. Aber dieses eine Mal wollte ich den Ringrichter wirklich nicht treffen, sondern Savarese einfach nur den Rest geben. Ich war noch völlig aufgedreht, als Jim Gray von *Showtime* mich nach dem Kampf interviewte.

„Mike, war das dein kürzester Kampf aller Zeiten?“

„Ich bekenne, dass es nur einen Gott gibt, und gesegnet sei Mohammed, sein Prophet, Friede sei mit ihm. Ich widme diesen Kampf meinem Bruder Darryl Baum, der vor kurzem gestorben ist. Ich werde dich wiedersehen, ich liebe dich von ganzem Herzen. Gepriesen seien meine Kinder. Ich liebe euch, oh Gott, oh Mann, was?!“

„War das dein kürzester Kampf bisher, also aller Zeiten? Als Amateur, Profi, jemals?“

„Assalamu alaikum Maida. Ich weiß nicht, Mann, yeah, Lennox Lewis, Lennox, ich krieg dich.“

„Ist es nicht frustrierend, hart zu trainieren, wie du es getan hast, und dann ist das Ganze nach sieben oder acht Sekunden vorbei?“

„Für diesen Kampf habe ich nur zwei oder drei Wochen trainiert. Ich musste meinen besten Freund begraben und wollte eigentlich nicht kämpfen, aber ich habe ihm dann diesen Kampf gewidmet. Ich wollte ihm das Herz herausreißen, ich bin der beste Boxer aller Zeiten, ich bin der brutalste, gemeinste und unbarmherzigste Champion, den es je gegeben hat, da gibt es keinen, der mich stoppen könnte. Lennox soll ein Sieger sein? Nein! Ich bin Alexander der Große, er ist kein Alexander. Ich bin der Beste aller Zeiten, es hat noch nie einen gegeben, der so gnadenlos war wie ich. Ich bin Sonny Liston, ich bin Jack Dempsey, es gibt keinen wie mich, ich bin aus ihrem Holz geschnitzt. Es gibt keinen, der mir das Wasser reichen kann, mein Stil ist makellos, meine Verteidigung unbezwinglich, und ich bin grausam und bösartig, ich will dein Herz, ich will deine Kinder essen, gelobt sei Allah!“

Mit diesen Worten stürmte ich davon. Ich ließ diese ganzen Phrasen los, weil ich allmählich den Verstand verlor. Ich war dermaßen high, dass mein

Gehirn langsam verbrutzelte. Ich hatte diesen Scheiß aus Karatefilmen der Shaw Brothers wie *Fünf tödliche Gifte*. Ich zitierte Apocalypse, meine Lieblings-Comicfigur. Der war nur ein schwarzer Bösewicht, aber er redete immer so vornehm. „Sieh mich an und zittere, während ich deiner Welt die Reinheit des Vergessens beschere." Ich war ein kleiner Junge, aber ich redete so geschwollen wie dieser Comic-Held. Ich redete wie Profi-Wrestler auf ihren Veranstaltungen. Auch die wollten immer irgendwelche Babys auffressen. Ich hielt mich für einen ganz taffen, knallharten Typ, dabei war ich eigentlich nur ein Blender, der eine große Show abliefern wollte.

Als ich nach London zurückkehrte, ging meine Kontroverse mit Frank Warren weiter. Ich hätte ihn immer noch killen können. Nach dem Kampf hatte ich ihn gesucht, denn er hatte keinerlei Scham. Ich hatte ihm die Augenhöhle, das Jochbein und den Kiefer gebrochen, und er war trotzdem zu meinem Kampf aufgetaucht. Zurück in London ging er jedoch in Deckung. Der *Daily Record* brachte auf seiner Titelseite einen Artikel, in dem berichtet wurde, ich sei in meiner Hotelsuite über ihn hergefallen, weil er die 630.000 Dollar für den Schmuck noch nicht bezahlt habe. Warren erzählte ihnen jedoch, dass diese Geschichte „völliger Unsinn" sei. Ich selbst hielt in dieser Angelegenheit eine Pressekonferenz ab, weil daheim in den Staaten meine Bewährungshelferin mir bestimmt einige Fragen stellen würde.

„Haben Sie ihn geschlagen?", wollte ein Reporter wissen.

„Nein, Sir."

„Haben Sie versucht, ihn aus dem Fenster zu werfen?"

„Nein, Sir. Ich liebe Frank Warren."

Nach meiner Rückkehr in die Staaten machte sich meine Bewährungshelferin über meine Bemerkungen nach dem Savarese-Kampf und meine angebliche Konfrontation mit Warren Sorgen. Darrow gelang es jedoch, die Wogen zu glätten. Ich durfte sogar wieder mit Ouie Kontakt aufnehmen.

Eine Bedingung meiner Bewährung war es, einen Psychiater aufzusuchen. Ich machte also einen Termin bei Dr. Barksdale und seinem Partner in

Tempe, Arizona, aus. Das Treffen verlief nicht sehr gut. Aber auch in diesem Fall kam mir Darrow zu Hilfe.

„Ich habe erfahren, dass das erste Treffen mit Ihnen und Ihrem Kollegen etwas stürmisch verlaufen sein soll“, schrieb er Barksdale. „Bemerkenswerterweise hat mich Mike jedoch wegen einer anderen Angelegenheit angerufen und mich dabei ausdrücklich gefragt, ob er Sie und Ihren Partner nicht wieder treffen könne. Nach meiner Erfahrung mit Mike halte ich das für ein ziemlich ermutigendes Zeichen.“

Inzwischen war ich zurück in Vegas. Ich war bei diesen beiden Kämpfen in Großbritannien nicht zuletzt deshalb in solch großartiger Form gewesen, weil ich mir angewöhnt hatte, jeden Tag, selbst bei 40 Grad im Schatten, fast 50 Kilometer, zu gehen. Normalerweise war ich allein unterwegs, aber ich hatte einige unbesonnene Freunde, die dachten, es handle sich um einen Spaziergang, bei dem wir unterwegs irgendwelche Mädels aufgabeln würden. So war es allerdings ganz und gar nicht. Ich sprach kein Wort und hielt auch nie an. Ich konzentrierte mich ganz aufs Gehen. Ein Freund von mir erlitt einen Herzanfall, als er mich einmal begleitete.

Ich begann mit diesen langen Fußwanderungen, als ich ein Buch über Alexander den Großen und seine Armee las. Die legten damals jeden Tag an die 100 Kilometer zurück, also sagte ich mir: „Scheiß drauf,, das kann ich auch.“ Beim ersten Mal schaffte ich nur wenig mehr als 15 Kilometer, und meine Füße fühlten sich an, als ob jemand eine Lötlampe darangehalten hätte. Obwohl ich prima Laufschuhe von New Balance trug, hatte ich das Gefühl, dass sie einer angezündet hätte. Bei weiterer Lektüre fand ich heraus, dass alle diese großen Krieger auf ihren Märschen high waren. Die Geschichte des Krieges ist die Geschichte von Drogen. Seit Anbeginn der Zeiten nahmen alle großen Generäle und Krieger Drogen.

Aus diesem Grund unternahm auch ich meine Gewaltmärsche unter dem Einfluss von Marihuana und Alkohol. Ich war ja bereits zu normalen Zeiten ziemlich angepisst, aber bei über 38 Grad völlig high durch die Gegend zu wandern, brachte meine bipolare Scheiße auf ganz neue Höhen. Hochprozentige Alkoholika, Pot und Hitze vertragen sich eben nicht. Ich

ging mit nacktem Oberkörper. Mein Hemd wickelte ich um den Kopf. Meine Hosen rutschten, weil ich so viel abgenommen hatte. Die Sonne hatte mich so verbrannt, dass ich total schwarz war. Ich sah aus wie ein Cracksüchtiger. Wenn die Leute mich sahen, waren sie sich nicht sicher, ob ich es tatsächlich war. Ein Typ wollte mal ein Autogramm von mir haben und, peng, hatte ich ihm eine geschmiert. Einmal begegnete ich einem Mädchen, das bei Versace arbeitete und mit dem ich früher mal geschlafen hatte. Sie machte sich Sorgen um mich:

„Mike, bist du in Ordnung?“

„Fick dich, du Schlampe“, schrie ich sie an. „Mir wird schlecht, wenn ich dich sehe. Ich habe dich nie gemocht.“

Die Sonne hatte mein Gehirn gekocht, ich verlor allmählich den Verstand.

Ich hatte nie Geld dabei und war bald dermaßen dehydriert, dass ich immer wieder in irgendwelche Geschäfte stolperte, wo ich etwas Wasser bekam. Manchmal verfolgten mich die Hubschrauber der lokalen Fernsehsender wie einst O. J. Simpson in seinem Bronco.

Diese Wandertouren machten mein Leibwächterteam verrückt. Sie verliehen mir deshalb den Spitznamen Gump, nach Forrest Gump. Anthony Pitts versuchte, mir in gebührendem Abstand zu folgen, aber manchmal verlor er mich aus den Augen. Manchmal merkte ich jedoch nicht einmal, dass er in meiner Nähe war. Ab und zu ging ich von meiner Trainingshalle zum Cheetah’s. Anthony hatte die Manager gebeten, ihn anzurufen, wenn ich dort ankäme. Dann warteten er oder meine anderen Leibwächter auf dem Parkplatz des Clubs in ihren Autos und hielten Ausschau nach mir.

Einmal ging ich den ganzen Weg von Macks Friseursalon zu meinem Haus zu Fuß. Es war ein besonders heißer Tag, und ich hatte eine große Tüte Gras dabei. Ich hing eine Zeit lang bei Mack herum, aber dann musste er irgendwelche Kleidungsstücke von der Reinigung abholen, also fing ich an, heimzulaufen. Ich war so neben der Spur, dass ich mit mir selber redete. Nach einigen Blocks merkte ich, dass Anthony mir in seinem Geländewagen folgte. Ich war high und rastete jetzt vollkommen aus.

Mir war es egal, ob ich lebte oder tot war. Diese Anfälle hatte ich immer wieder. In meinem bekifften, paranoiden Geist spionierte Anthony mir nach. Warum folgte er mir überall hin?

Ich hatte ganz vergessen, dass ich ihn dafür bezahlte, und bog in eine Passage ein, die zu einer Polizeistation führte. Als Anthony ebenfalls dort ankam, beschwerte ich mich bei den Bullen über ihn. Anthony stieg aus seinem Geländewagen aus.

„Du hast mich eingestellt, damit ich auf dich aufpasse, und jetzt musst du in diesen SUV einsteigen“, sagte Anthony. „Auf geht’s, wir fahren heim.“

„Ich steig dort nicht ein“, sagte ich. „Dieser Kerl belästigt mich. Ich will, dass dieser Mann verhaftet wird. Er verfolgt mich“, rief ich und trug dabei die ganze Zeit einen riesigen Beutel Marihuana mit mir herum.

Die Bullen begannen dann, Anthony zu befragen, und ich machte mich wieder auf den Weg. Ich war erst ein paar Blocks weit gekommen, als Anthony mich einholte. Ich war jetzt endgültig so sauer, dass ich einen Ziegelstein aufhob, der im Rinnstein lag, und ihn durch die Windschutzscheibe seines Geländewagens warf. Am nächsten Tag schickte ihm Shawnee das Geld, damit er seine Scheibe auswechseln konnte.

Am 22. August bekam ich eine Geldstrafe über 187.500 Dollar aufgebrummt, weil ich diesen Ringrichter in Glasgow versehentlich niedergeschlagen hatte. Es war die höchste Geldbuße, die der britische Boxverband jemals verhängt hatte. Ich betrachtete es als eine Art Mehrwertsteuer. Außerdem bereitete ich mich gerade darauf vor, für 20 Millionen Dollar gegen Andrew Golota, den „Foul-Polen“, zu kämpfen. Golota, ein riesiger Kerl polnischer Abstammung, hatte den Ruf, der schmutzigste Kämpfer im Boxsport zu sein. Er lag bei zwei Kämpfen gegen Riddick Bowe nach Punkten vorn, als er wegen wiederholter Tiefschläge disqualifiziert wurde. Ich hatte dieselbe Sonderschule wie Bowe besucht, also wollte ich diesen Kampf unbedingt für ihn gewinnen.

Am 14. September hielten wir in L.A. eine Pressekonferenz ab, um für den Kampf die Werbetrommel zu rühren. Dabei lief ich wieder einmal zu großer Form auf.

„Ich bin ein verurteilter Vergewaltiger! Ich bin ein Tier! Ich bin der dümmste Mensch im Boxsport! Ich muss sofort hier raus, oder ich bringe noch jemand um!“, rief ich und spielte den Verrückten.

„Ich habe dieses Zoloft-Zeug genommen. Das hat man mir gegeben, damit ich euch nicht alle umbringe. Deshalb nehme ich das ein. Hört mal, jetzt bin ich hier, um zu kämpfen, richtig? Man hat mir diese Scheiße gegeben, die meinen Schwanz lahmlegt, man hat mir diese ganze Scheiße gegeben, richtig? Aber hier ist jetzt mein wahres Ich. Ich will dieses Zoloft nicht nehmen, aber man ist besorgt, weil ich so gewalttätig bin, fast ein Tier. Und man will, dass ich nur im Ring ein Tier bin.“

Ich war jetzt richtig in Fahrt. Und bekifft bis in die Haarspitzen.

„Ihr schreibt übers Boxen, aber keiner von euch hat jemals einen Kampf bestritten oder war Champion. Ihr kennt also unsere Schmerzen und unseren Schweiß nicht. Ihr wisst nicht, wie verdammt einsam das alles ist. Boxen ist der einsamste Sport der Welt. Wisst ihr überhaupt, wovon ich spreche? Ich habe meine Frau seit einem Jahr nicht mehr gefickt. Glaubt ihr wirklich, dieser Andrew Golota kümmert mich in irgendeiner Weise? Ich habe meine Kinder seit Monaten nicht mehr gesehen.“

„Warum?“, unterbrach ein Reporter meinen Monolog.

„Das geht dich überhaupt nichts an, White Boy, aber ich habe sie tatsächlich seit Monaten nicht gesehen. Und du glaubst, dass du und ihr alle mir irgendwas bedeutet? Mir ist es egal, ob ich lebe oder sterbe. Ich bin ein gestörter Arschficker. Bring mir Andrew Golota her, bringt mir diese Jungs her, sie können ihren Titel behalten, ich will ihnen nur ihre verdammte Gesundheit nehmen. Weil ich leide, möchte ich, dass auch sie leiden, ich will, dass ihre Kinder leiden. Lennox Lewis, ich will, dass deine Kinder dich fragen: ‚Oh Daddy, bist du okay, Daddy?‘ Yeah, sie sind mir völlig egal, weil ich und meine Kinder ihnen auch egal sind.“

Als ich in mein Haus in Vegas zurückkehrte, spielte ich mit meinen beiden neuen Katzenbabys, die ich ins Land geschmuggelt hatte. Inzwischen hatten wir Kenya abgeben müssen. Wir hatten sie in Texas gehalten, und mein Trainer hatte sie ein paar Tierfreunden gezeigt, die angeblich mit Tigern

arbeiteten. Ich weiß nicht, wie das geschehen ist, aber ich hörte, dass eine der Damen über den Zaun geklettert war, um zu Kenya zu gelangen, und die Dinge dann fürchterlich aus dem Ruder liefen. Wenn Tiger einmal Blut geleckt haben, werden sie gefährlich, deshalb musste ich sie wieder loswerden. Ich schenkte sie einem Zoo in Kalifornien. Natürlich wurde ich wegen dieses Zwischenfalls verklagt, aber ich gewann den Prozess. Ich musste dieser Lady keinen müden Cent zahlen, aber ich war damals so arrogant und verdammt reich, dass ich ihr freiwillig 250.000 Dollar gab. Sie hatte es irgendwie verdient.

Der Kampf gegen Golota fand am 20. Oktober 2000 in Detroit statt. Am Abend vor dem Kampf war ich richtig nervös. Als ich Golota beim offiziellen Wiegen persönlich sah, flippte ich aus. Er war riesengroß und gaga und hatte überall auf dem Rücken große rote Beulen, die man bekommt, wenn man sich mit Steroiden vollpumpt. Er sah aus wie ein Aussätziger. „Wie zum Teufel komme ich dazu, gegen diesen riesigen, verrückten Typen zu boxen“, ging es mir immer wieder durch den Kopf, als ich im Bett lag und einschlafen wollte. Ich zündete mir also einen Joint an. Sobald ich den ersten Zug nahm, änderte sich meine gesamte Stimmung. „Scheiß auf diesen Nigga“, dachte ich. Mann, diesen Joint hatte ich wirklich dringend gebraucht.

Am Kampfabend weigerte ich mich, einen Urintest zu machen, bevor ich in den Ring stieg. Ich dachte, ich bekomme danach von Steve Thomas diesen Whizzer. Puff und Lil’ Wayne waren da und ein paar Rapper von der Cash Money-Crew rappten, als ich den Ring betrat. Ich setzte mein bösestes Kampfgesicht auf, als wir uns im Zentrum des Rings gegenübertraten. Der kleine Kampfrichter tat mir richtig leid. Golota und ich hätten ihn zwischen uns zerquetschen können. In der ersten Runde landete ich eine Menge Körpertreffer und spürte, wie er innerlich allmählich mürbe wurde. Ich bewegte mich schnell und flüssig und bearbeitete ihn mit meinem Jab. Drei Führhand-Geraden ins Gesicht, bum, bum, bum, und danach ein paar Körperhaken. Er ließ ständig seine Linke hängen. Er schlug einen schwachen Jab, und ich tauchte unter seinem Arm durch und – bum –, ein

Schlag von mir verursachte einen Cut an seinem linken Auge. Etwa zehn Sekunden vor dem Rundengong erwischte ich ihn mit einer harten rechten Geraden, und er ging zu Boden.

Zu Beginn der zweiten Runde ging ich sofort auf ihn los. Ich beharkte ihn mit wilden Haken, die ihn allerdings weitgehend verfehlten, aber ich brachte doch auch einige schwere Körpertreffer durch. Am Ende der Runde wich er ständig vor mir zurück und gab nur noch schwache Schläge auf mich ab.

Ich war gerade zur dritten Runde aufgestanden, als ich meinen Augen nicht traute. Golota stritt sich in seiner Ecke mit seinen Betreuern. Ich habe mir später die *Showtime*-Aufzeichnung angeschaut. Golota wollte einfach nicht mehr weiterkämpfen, aber sein Trainer, ein kleiner alter Italiener namens Al Certo, schrie ihn an.

„Schlag endlich mit deiner verdammten Rechten“, sagte Certo.

„Ich trete nicht mehr an“, sagte Golota.

„Wag das ja nicht, du Schwanzlutscher. Du wirst diesen Kampf gewinnen!“

„Stopp den Kampf!“, sagte Golota.

„Sag nicht so’n Mist. Auf geht’s, verdammte Scheiße! Du wirst das hier gewinnen!“

„Ich gebe auf“, sagte Golota. Dann stand er auf, stieß Certo beiseite und begann, einfach im Ring herumzumarschieren. Ich wusste nicht, was dieser Irre da tat.

„Nein, nein“, schrie ihn Certa an.

Golota ging zum Ringrichter hinüber.

„Ich gebe auf“, sagte er. Und der Ringrichter winkte den Kampf ab.

Aber Certo war noch nicht zu Ende. Als Golota in seine Ecke zurückkehrte, versuchte er, ihm den Mundschutz in den Mund zu schieben und ihn wieder in den Ring zu bugsieren. Aber Golota hatte genug. Er zog seinen Bademantel an und eilte aus dem Ring. Auf dem Weg in die Kabine wurde er mit allem möglichen Zeug beworfen. Jemand warf einen Becher

Orangenlimonade auf ihn und traf ihn voll, sodass Golotas ganzer Körper plötzlich orange wurde.

Hinterher versuchte Golota seine Aufgabe dadurch zu erklären, dass ihn meine Kopfstöße benommen gemacht hätten. Aber meiner Meinung nach wollte er einfach nicht mehr von seinem Hocker aufstehen. Er war einer von den Boxern, die den Druck, der auf ihnen lastet, einfach nicht ertrugen. Am nächsten Tag brachte seine Frau Golota in ein Krankenhaus in Chicago. Die Ärzte stellten eine Gehirnerschütterung und einen gebrochenen linken Backenknochen fest. Genau dort hatte ich ihn mit meiner rechten Geraden erwischt, die ihn auf den Ringboden geschickt hatte.

Sobald ich in meiner Kabine angelangt war, eilten die Boxoffiziellen aus Michigan herein, um bei mir einen Urintest zu machen. Wegen Golota wollten sie uns wahrscheinlich beide sofort auf Steroide testen, deshalb hatte ich keine Zeit, mir von Steve Thomas den Whizzer zu besorgen. Ich musste ihnen also meinen eigenen Urin geben. Natürlich fanden sie das Marihuana in meinem Blut. Man hätte mir eigentlich einen Bonus geben müssen, denn unter dem Einfluss von Pot zu boxen, dämpfte sicherlich meine Aggressionen. Stattdessen sperrte man mich für 90 Tage, was nicht weiter schlimm war, weil ich in dieser Zeit sowieso nicht kämpfen wollte. Man brummte mir jedoch auch eine Geldstrafe über 5.000 Dollar auf, und ich musste 200.000 Dollar an eine gemeinnützige Organisation in Michigan spenden. Außerdem annullierte man meinen technischen K.o. und änderte das Urteil in „No Contest“ ab – ohne Wertung.

Trotz der 20 Millionen Dollar, die ich für diesen Kampf bekam, war ich finanziell fast am Ende. Das Ganze wurde so schlimm, dass ich sogar auf einige malaiische Promoter einging, die unbedingt wollten, dass ich dort drüben boxe. Sie schickten mir eine Lady namens Rose Chu vorbei, die mich überzeugen sollte und wochenlang in meinem Haus wohnte. Sie boten mir ein Antrittsgeld von 16 Millionen Dollar, gaben mir einen Vorschuss von einer Million und zahlten sogar 200.000 Dollar für die Renovierung meines Hauses und die Anzahlung für einen neuen Rolls Royce.

Anfang 2001 schickten mir meine Buchhalter eine Cashflow-Aufstellung für das Jahr 2000. Am Anfang des Jahres hatte ich eine Deckungslücke von 3,3 Millionen Dollar. Im ganzen Jahr verdiente ich 65,7 Millionen Dollar, einschließlich einer Vergleichszahlung über 20 Millionen Dollar von meiner früheren Vermögensverwaltungskanzlei Sidley and Austin. Sie wussten, dass sie mich zusammen mit Don regelrecht ausgeraubt hatten, und waren deshalb gerne bereit, sich mit mir zu vergleichen. Das Problem war nur, dass ich in diesem Jahr 62 Millionen Dollar ausgegeben hatte: 8 Millionen Dollar für Steuern, 5,1 Millionen für Rechts- und Anwaltskosten, 5 Millionen für Monica, 4,1 Millionen, um ein Darlehen eines meiner Promoter zurückzuzahlen, 3,9 Millionen an meinen ehemaligen Trainer Rooney, die er erfolgreich eingeklagt hatte, 3,4 Millionen Dollar für Löhne und Gehälter, 2,1 Millionen für Autos und 1,8 Millionen als Geldspritze für das Label Iron Mike Records. Das läpperte sich.

Natürlich hatte mein neues Managementteam auf all das keine Antwort. Stattdessen gingen sie sich gegenseitig an die Kehle. Jackie erzählte mir, Shawnee würde mich grandios bescheißen.

„Mike, sie stiehlt dein Geld. Wann immer du dir nach einem Kampf ein neues Auto kaufst, kauft sie sich den gleichen Wagen. Sie ist eine Spielerin. Sie spielt jedoch nicht Dame, sie spielt Schach“, sagte Jackie. Ich arrangierte ein Treffen zu dritt zwischen mir und den beiden Frauen, auf dem Shawnee in Tränen ausbrach und schluchzte: „Ich habe dir doch gesagt, dass sie mich nicht mag.“

Als Shawnee das 7.000 Quadratmeter große Büro sah, das Jackie in Brooklyn für Iron Mike Records eingerichtet hatte, war sie der Meinung, dass sie in ihrem Wohnort Atlanta eine ähnlich luxuriöse Bürosuite benötigte. Ich war so idiotisch zuzustimmen. Dabei habe ich in beide Büros nie einen Fuß gesetzt.

Tatsächlich waren mir diese ganzen Geschäftsangelegenheiten damals völlig egal. Ich wollte mich nur noch meinen Lastern widmen. Meine Einstellung war: „Ich scheiß auf alles!“ Fragen Sie mich nicht, warum ich so dachte, obwohl ich damals doch im Boxsport noch ganz oben war. Die

traurige Wahrheit ist, dass nie jemand mein Bestes im Auge hatte – außer Cus. Ich kann immer noch nicht glauben, dass er dieses Geld auf dem IRA-Konto für mich beiseite gelegt hatte. Wenn ich daran denke, muss ich immer noch weinen.

Die Dinge wurden im Juni 2001 nur noch schlimmer, als Camille starb. Ich versank noch tiefer in Depressionen und nahm noch mehr Drogen. Aber ich musste jetzt mit dem Training für meinen nächsten Kampf beginnen, der in Dänemark stattfinden sollte. Wir richteten unser Trainingscamp in Big Bear City im San Bernardino County, Kalifornien, ein. Monica und die Kinder kamen ein paar Tage vorbei. Am Tag nach ihrer Abreise besuchten Rick Bowers, einer meiner Leibwächter, und ich den örtlichen Kmart, weil man nur dort ein paar Sachen bekam, die wir unbedingt brauchten. Die Kassiererin war eine ältere Frau um die 50. Sie war zwar nicht gerade ein Hingucker, aber sie hatte noch einen fantastischen Körper. Als wir bezahlten, bat sie mich um ein Autogramm und steckte mir dabei ihre Telefonnummer zu. In gewohnter Manier rief ich sie tatsächlich an, und sie kam zu dem Haus hinaus, in dem Rick und ich gerade wohnten.

Wir hatten Sex auf der Wohnzimmercouch. Am nächsten Morgen fuhr Rick Crocodile zur Notfallambulanz des örtlichen Krankenhauses, weil Croc dort etwas nachschauen lassen wollte. Die Kmart-Frau war auch dort und erzählte Rick, dass sie etwas getan habe, „was ich nicht hätte tun sollen“. Ich hatte ihr am Abend zuvor erzählt, dass wir eigentlich keinen Sex machen sollten, weil ich trainiert hatte. Sie erklärte Rick, dass ich sie beim Sex verletzt hätte und dass sie sich deshalb jetzt behandeln lassen müsse. Dann fragte sie ihn, was ich von ihr dächte, nachdem wir miteinander geschlafen hätten. Später rief sie Rick an und vereinbarte mit ihm ein Treffen im örtlichen Denny’s-Restaurant. Dort erzählte sie Rick, dass sie mich möge und dass sie enttäuscht sei, dass ich nicht mitgekommen sei. Sie hörte nicht auf, Rick zu nerven, er solle mich anrufen und mich bitten, in dieses Lokal zu kommen, denn sie wolle wieder mit mir ausgehen.

Kurz darauf rief sie Rick auf seinem Handy an und warnte uns, die Stadt zu verlassen, da der örtliche Staatsanwalt gegen mich Klage erheben wolle.

Sie drohte auch, zur Boulevardpresse zu gehen. Rick fragte sie: „Wie können wir das regeln?“ Sie antwortete: „Ich brauche nur ein neues Auto.“ Tatsächlich fuhr sie zu dieser Zeit eine alte verbeulte Rostkiste.

Rick kam ins Haus zurück.

„Was war eigentlich mit dieser Kmart-Lady los? Sie behauptet, du hättest sie verletzt“, fragte er mich.

„Häh?“ Ich hatte keine Ahnung, wovon er redete.

Wir entschieden, sie an ihrem Arbeitsplatz aufzusuchen, und trafen sie auf dem Parkplatz des Kmart. Als sie uns sah, drehte sie völlig durch. Sie drohte erneut, die ganze Geschichte der Presse zu stecken, und betonte, sie brauche ein neues Auto. Ich hörte ihr ein paar Sekunden zu und wandte mich dann an Rick.

„Lass uns gehen, ich habe dir ja gesagt, dass sie spinnt“, sagte ich.

Jetzt war sie wirklich angepisst. Die Leute auf dem Parkplatz hatten das Ganze mit angehört, und sie fand das jetzt wohl irgendwie demütigend.

Am nächsten Tag, dem 18. Juli, stand in allen Zeitungen, dass diese Schlampe behaupte, ich hätte sie vergewaltigt. Als ich in die Trainingshalle kam, wartete dort eine ganze Horde von Presseleuten, um eine Stellungnahme von mir zu bekommen.

Nur Stunden später nahm sich Darrow der Sache an. Er kam in die Trainingshalle, wies Rick an, in unser Haus zurückzukehren und unser ganzes Zeug zusammenzupacken. Eine halbe Stunde später flogen wir alle in einer kleinen Turboprop-Maschine zurück nach L.A. Dann kehrte Darrow allein nach Big Bear City zurück und machte sich an die Arbeit.

Es ist erstaunlich, wie sehr diese Anschuldigungen denen von Desiree Washington glichen. Beide versuchten, nach dem Geschlechtsverkehr mit mir Kontakt aufzunehmen. In beiden Fällen ging ich nicht ans Telefon. Beide flippten aus, als ich sie nach dem Sex wie ein Schuft behandelte. Es gab allerdings einen gewichtigen Unterschied: Diesmal hatte ich einen genialen Anwalt, der sofort aktiv wurde, um mich zu verteidigen. Als Erstes befragte er einige Kolleginnen der Kmart-Lady. Er fand eine enge Freundin, die ebenfalls in diesem Kmart arbeitete und ihm erzählte, dass das

angebliche Opfer ihr am nächsten Tag während der Arbeit erzählt habe, dass sie mit mir „Liebe gemacht“ habe. Sie beschrieb mich als „süß“ und „nett“ und betonte, wie sehr sie meine Küsse und mein Liebesgeflüster „mochte“. Sie habe auch einen riesigen Penis auf ein Blatt Papier gezeichnet und ihrer Freundin erzählt, dass ich so stark gebaut sei, dass sie beim Sex mit mir tatsächlich verletzt worden sei. Sie bat ihre Freundin, sie zu meinem Haus zu fahren und wollte von mir eine Entschuldigung, weil ich sie auf dem Parkplatz nicht mit dem gebührenden Respekt behandelt hatte. Sie war enttäuscht, weil sie von mir wohl eine „Rote-Teppich-Behandlung“ erwartet hatte und ich ihr dann nicht einmal irgendwelche Erfrischungen anbot. Sie erklärte ihrer Freundin auch, sie wolle jetzt die Dinge „etwas vorantreiben“, um sich an mir zu rächen, weil ich mich nicht bei ihr entschuldigt hätte.

Damit waren Darrows Ermittlungen jedoch noch nicht zu Ende. Er bekam einen Anruf von einem Neffen der Kmart-Lady namens Kermit und vereinbarte mit ihm ein Treffen in dessen Wohnung. Kermit erzählte ihm, dass er dieses Apartment gemietet habe und dass er sich wünsche, zwei Millionen Dollar zu besitzen, um sich das ganze Gebäude leisten zu können. Darrow fragte Kermit dann, ob er das Gespräch auf Band aufzeichnen dürfe, aber Kermit meinte nur: „So mache ich keine Geschäfte. Anscheinend sind Sie nicht an einem Geschäft mit mir interessiert.“

Der Manager des Kmart erklärte Darrow, dass „man nicht alles glauben darf, was sie sagt“. Der Manager erzählte auch, dass die Frau im Moment ihre Vergewaltigungsvorwürfe ganz offen mit jedem berede, der ihr zuhöre, und wenn es die Kunden des Kmart seien. Sie genieße die Aufmerksamkeit, die sie durch die Berichte in der Boulevardpresse jetzt erhalte. Darrow sprach auch mit dem Vermieter dieser Frau, der ihm erklärte, sie sei „kein sehr glaubwürdiger Mensch“. Darrow fand sogar einen Kunden dieser Frau, der einen Computerladen betrieb. Er gab ihm die Bandaufzeichnung eines Gesprächs zwischen ihm und der Kmart-Lady, aus der hervorging, dass die Frau ihn nach der Arbeit treffen wollte. Sie erklärte dem Computertypen, sie sei von ihrer gegenwärtigen häuslichen Situation und ihrem Ehemann

frustriert und suche jetzt anderswo nach „körperlicher Zuwendung“. Als der Computerhändler ihr erklärte, er habe kein Interesse an einer Affäre mit ihr, begann sie ihn mit Telefonanrufen zu belästigen.

Zu guter Letzt erhielt Darrow von zwei bekannten Ärzten eidesstattliche Erklärungen, dass Schmerzen oder Blutungen auch durch einvernehmlichen Sex verursacht werden könnten.

Darrow heftete die Protokolle seiner Befragungen, insgesamt 150 Schreibmaschinenseiten, in einen Aktenordner, den er dem Staatsanwalt von San Bernardino County überreichte. Er erklärte ihm, dass nach kalifornischem Strafrecht der Staatsanwalt „verpflichtet ist, die Grand Jury über alle Beweise zu informieren, die gegen die Schuld des Beschuldigten sprechen“ und dass seine Nachforschungen eine Fülle von Beweisen ergeben hätten, die „Mr. Tysons felsenfeste Behauptung unterstützen, dass er sich *keinerlei kriminellen Vergehens welcher Art auch immer* schuldig gemacht hat“.

Inzwischen hatte die Kmart-Lady die großmäulige Anwältin Gloria Allred engagiert. Sie sollte in einem Zivilrechtsprozess möglichst viel Geld für sie herausschlagen. Showtime schrieb Darrow einen besorgten Brief. Man befürchtete, dass die weltweit erscheinenden Berichte über diese Vorwürfe gegen mich, das Vermögen von Showtime, die „Vorbereitungen für Tysons nächsten Kampf in Kopenhagen weiterzuverfolgen, ernsthaft behindern könnten“. Man wollte einfach wissen, ob der Staatsanwalt gerichtlich gegen mich vorgehen würde. Die Antwort erfolgte prompt. Nachdem er die erstaunliche Dokumentensammlung durchgesehen hatte, die ihm Darrow zusammengestellt hatte, weigerte sich der Staatsanwalt in San Bernardino, Anklage gegen mich zu erheben. Manchmal siegt eben doch noch die Gerechtigkeit.

Kurz darauf wollte man mich aber schon wieder verscheißern. Einige Wochen später lag ich im Fernsehzimmer meines Hauses in Las Vegas auf meiner Lieblingscouch und schaute mir auf ESPN *SportsCenter* an. Ich konnte das Brathähnchen riechen, das Chef Drew in der Küche fürs Mittagessen zubereitete. Es war einfach ein typischer Vegas-Morgen. Bis

mein Assistent Darryl ins Zimmer stürzte. „Yo, Mike, ich glaube, die Taliban sind hier.“ Er wirkte absolut hysterisch.

„Darryl, halt den Rand“, sagte ich. Die schrecklichen Anschläge vom 11. September waren erst etwa zehn Tage her.

„Nein, echt, ich glaub, die Taliban sind auf unserem Grundstück.“ Darryl meinte das offenbar ernst.

„Wovon sprichst du überhaupt?“, fragte ich.

„Mike, komm bitte mit“, sagte er. Also gingen wir nach draußen.

Dort standen tatsächlich etwa 100 Typen in grünen Tarnanzügen und mit Maschinenpistolen in der Hand. An ihren Gürteln baumelten Handgranaten. In der anderen Hand trugen sie ein großes durchsichtiges Plastikschutzschild. Sie rückten ganz langsam auf das Haus vor, wobei sie immer wieder hinter meinen riesigen Palmen in Deckung gingen. Das war aber noch nicht alles. Durch die beiden großen Gusseisentore meines Anwesens rollten zwei riesige Panzer, als gelte es, einen Aufstand zu bekämpfen. Auf den Seiten war in weißen Großbuchstaben SWAT aufgemalt. Über unseren Köpfen hörten wir ein lautes Surren. Als wir nach oben schauten, schwebten einige Hubschrauber am Himmel. Das Ganze war eine regelrechte Invasion.

Inzwischen machte sich das ganze Bataillon bereit, durch die Eingangstür ins Haus einzudringen. Sie hielten sich ihre durchsichtigen Schilde vor den Körper und schwenkten ihre MPs. Ihre weiten Einsatzhosen hatten sie sich über die Stiefel gezogen. Dann richteten sie ihre Waffen auf uns.

„Stehenbleiben! Keine Bewegung!“, bellte einer von ihnen. Ich blieb still stehen.

Klick, klick, klick. Sie entsicherten ihre Gewehre.

„Bin Laden ist nicht hier! Wir haben mit dieser 9/11-Sache nichts zu tun!“, rief Darryl. Er hatte wahrscheinlich zu viel CNN geschaut, aber sie sahen tatsächlich wie Soldaten aus, die in der Wüste ein Manöver abhielten. Das einzige Problem war nur, dass diese Wüste mein Grundstück war.

Schließlich identifizierten sie sich. Natürlich handelte es sich nicht um Taliban, sondern um die Polizei von Las Vegas. Ich hatte in meinem ganzen

bisherigen Leben in Vegas noch nie so viele Polizisten auf einem Haufen gesehen. Sie meinten, sie seien hier, um der Anzeige nachzugehen, ich hätte in meinem Haus eine junge Frau drei Tage als Geisel festgehalten und sie immer wieder vergewaltigt. Tatsächlich waren auf Darryls Betreiben hin einige bewaffnete Wachmänner auf meinem Anwesen in einem Wachhäuschen postiert. Diese junge Dame hatte wohl der Polizei erzählt, dass wir Gewehre besäßen und deshalb hatten sie gemeint, so vorgehen zu müssen. Allerdings hatten wir inzwischen unsere Sicherheitsmaßnahmen verändert, und die Wachmänner waren jetzt nur noch nachts tätig. Nun, um elf Uhr vormittags, als die Polizei hereinstürmte, waren sie also bereits abgerückt, und die Tore standen offen.

Rick rief meinen Anwalt Darrow Sol an. Der wies ihn an, mich so schnell wie möglich aus dem Haus zu bringen und der Polizei kein einziges Wort zu sagen. Dagegen hatte ich nichts einzuwenden. Man durchsuchte uns und befahl uns dann, das Anwesen zu verlassen. Nur Darryl musste als Hausverwalter zurückbleiben, um ihnen überall Zugang zu verschaffen. Aus irgendeinem Grund durfte auch unser Koch bleiben. Während sie ihn in einem Zimmer festhielten, wehte plötzlich der Gestank von verbranntem Brathähnchen aus der Küche herüber. Chef Drew durfte also in seine Küche zurückkehren, um zu verhindern, dass das ganze Haus abbrannte.

Während nur noch Darryl und Drew dort waren, nahmen sie das Haus regelrecht auseinander – Zimmer für Zimmer, Kiste für Kiste, Blatt für Blatt. Sie blickten unter die Matratzen und unter die Betten. Sie schauten sämtliche Videos durch. Sie blieben von elf Uhr vormittags bis ein Uhr morgens am nächsten Tag. Einmal ließen sie sich sogar Pizza kommen und machten eine längere Mittagspause. Immerhin waren sie so nett, auch Darryl ein Stück anzubieten, der jedoch dankend ablehnte.

Sie konfiszierten eine Menge Sachen einschließlich meiner persönlichen Sexkassetten. Während dieser ganzen Zeit rief ich immer wieder an: „Darryl, sind sie immer noch da?“

„Ja, Mike, sie nehmen das Haus immer noch auseinander.“

Ich war zuerst zur Trainingshalle gegangen, hatte mich dann jedoch von meinem Leibwächter Rick bei einer anderen Freundin absetzen lassen. Ich zerbrach mir den Kopf, warum diese Typen mein Haus durchsuchten. Später sollte ich es erfahren. Ich hatte das Mädchen, das die Polizei rief, in Macks Frisiersalon kennengelernt. Ich hatte sie zu mir nach Hause mitgenommen und sie hatte etwa eine volle Woche bei mir gewohnt. Wenn ich zum Training ging, blieb sie im Haus und ging, nur mit einem T-Shirt bekleidet, in die Küche und ließ sich von Chef Drew etwas zu essen machen. Sie kannte alle Zugangscodes für das Haus und die Eingangstore und konnte deshalb kommen und gehen, wie es ihr gefiel. Wie hätte sie also gekidnappt sein können? Als sie schließlich das Haus verließ, fuhr Rick sie sogar noch heim. Beim Abschied machte sie einen glücklichen Eindruck. Warum erzählte sie dann später diesen ganzen Scheiß über mich, der diese Razzia auslöste?

Das fand ich heraus, als ein befreundeter Schallplattenproduzent mich aus Houston anrief. Er erzählte mir, dass die junge Frau mit einem anderen äußerst prominenten Boxer liiert sei. Als das Mädchen nach dieser Zeit mit mir zurückgekehrt sei, sei er wütend geworden und habe sie zusammengeschlagen. Dann habe er ihr befohlen, zur Polizei zu gehen und zu Protokoll zu geben, dass ich sie entführt und gegen ihren Willen festgehalten hätte.

Ich war verständlicherweise stocksauer, mir allerdings noch nicht ganz sicher, ob dieser andere Boxer tatsächlich dahintersteckte. Wäre ich das gewesen, wäre er so gut wie tot gewesen. Aber ich glaube ganz stark an Karma, dass also bösen Menschen Böses zustößt. Er muss befürchtet haben, dass ich mich revanchiere, denn er stellte noch ein paar weitere Sicherheitsleute ein. Aber seine Leibwächter hätten ihm im Ernstfall nichts genutzt, denn ich kannte einen Kleingangster aus dem Ghetto, der mich immer zu meinen „gemeinnützigen Arbeiten“ gefahren hatte. Er meinte, ein einziges Wort von mir würde genügen und er würde 200 Bewaffnete anrücken lassen, um mich zu unterstützen. Ich wusste sein Angebot zu schätzen, aber ich lehnte trotzdem ab. Ich war nie auf Rache aus. Einige

Jahre später zog ich mit diesem Boxer sogar einen durch, und wir wurden zusammen high. Damals hatte ich jedoch einen ziemlichen Groll auf ihn. Aber ich ließ es dann doch gut sein.

Nach der Razzia in meinem Haus wurde die Identität des Mädchens bekannt. Ab da tauchten ständig irgendwelche Reporter im Friseursalon auf und wollten mich interviewen. Mack versteckte mich dann im Hinterzimmer und stritt ab, dass er mich an diesem Tag bereits gesehen habe. Mack rief sogar den Bezirksstaatsanwalt Stewart Bell an und erzählte ihm, dass er mir dieses Mädchen vorgestellt habe. Er versicherte ihm, dass sie keinesfalls eine Gefangene gewesen sei, sie sei sogar mit meinem Auto in der ganzen Stadt herumgefahren. Mack meinte, er sei besorgt, weil ich doch bald für meinen nächsten Kampf nach Kopenhagen reisen müsse.

„Machen Sie sich darüber keine Sorgen“, erklärte ihm Bell. „Mike kann zu diesem Kampf fahren. Wir müssen noch einige Ermittlungen durchführen. Wenn irgendwas passiert, dann bestimmt erst nach dem Kampf.“

Auf dem Flug nach Kopenhagen zum Kampf mit Brian Nielsen passierte ein kleines Drama. Crocodile kotzte plötzlich wie ein Reiher und verlor dann das Bewusstsein. Er hatte eine Überdosis Drogen genommen. Als wir in Dänemark landeten, brachte man ihn sofort ins Krankenhaus. Drei Tage gingen ins Land, ohne dass wir etwas von ihm hörten. Wir glaubten inzwischen tatsächlich, dass Crocodile tot war. Beim offiziellen Wiegen tauchte er jedoch wieder auf, als ob nichts passiert wäre. Er gehörte eben zu den Typen, die Tag und Nacht Drogen nehmen und diese dann schlagartig absetzen konnten, um einen Boxer sechs Wochen lang zu trainieren. Anschließend nahm er seinen gewohnten Drogenkonsum einfach wieder auf.

„Yo, Mann, was hast du gemacht?“, fragte ich ihn.

„Ich bin nicht high gewesen, seit ich dich das letzte Mal gesehen habe“, erwiderte er.

„Also *ich* habe nicht aufgehört, seit ich dich das letzte Mal gesehen habe“, sagte ich. „Scheiße, wie schaffst du das eigentlich?“

Wenn ich einmal high bin, kann ich nicht mehr aufhören. Darrow war auf diese Reise mitgekommen. Je besser man ihn kennenlernte, desto erstaunlicher wurde er. Kurz nach unserer Ankunft sagte irgendein riesiger dänischer Motorradtyp etwas zu Anthony Pitts' Frau, und Darrow drehte sich blitzschnell um und schlug den Kerl, wupp, mit einem einzigen Schlag k.o. Er war so schnell, dass er sogar Anthony zuvorkam.

„Das ist das Beste an diesem Trip", sagte ich. „Ich habe sowohl meinen Anwalt als auch meinen verdammten Leibwächter dabei."

Dänemark war verrückt nach uns. Das riesige Stadion war in kürzester Zeit ausverkauft. Ich hatte über ein Jahr nicht mehr geboxt und glaubte, dass der Kampf mit Nielsen über mehrere Runden gehen würde. Er war zu dieser Zeit der IBC-Champion, aber das bedeutete nicht viel. Sie nannten ihn zwar Super Brian, und seine Kampfbilanz betrug 61 Siege bei einer einzigen Niederlage, aber er hatte nie gegen namhafte Gegner auf dem Höhepunkt ihrer Karriere geboxt. Er hatte Bonecrusher Smith, Tim Witherspoon und Larry Holmes geschlagen, aber die waren bei ihren Kämpfen mit ihm bereits auf dem Weg nach unten. Mit einer Größe von 1,91 Metern und einem Gewicht von 118 Kilo war er ein richtig großer Kerl, der mir deshalb auch ein großes Ziel bot. In der ersten Runde deckte ich ihn mit Körperhaken ein. Ein paar Sekunden vor Ende der dritten Runde schlug ich ihn mit einer ganzen Reihe von Kombinationen zu Boden. Er fiel wie eine gefällte Eiche. Wenn die Seile seinen Sturz nicht aufgefangen hätten, hätte er den Ring in zwei Teile gespalten. Das war erst das zweite Mal in seiner langen Karriere, dass er überhaupt zu Boden ging. Er wurde angezählt und rettete sich in die nächste Runde. Trotzdem hatte ich eine gute Zeit im Ring. Ich hatte etwas zugenommen und das damit begründet, dass mein Gegner so schwer sei. In Wirklichkeit hatte ich für diesen Kampf einfach nicht viel trainiert. Ich ging mit einem Gewicht von 108,4 kg in diesen Kampf, so viel hatte ich noch nie gewogen. Ich erwartete deshalb, ein paar Runden boxen zu müssen, wusste jedoch, dass er mir nicht gefährlich werden konnte.

Ich trieb und schlug ihn sechs Runden lang durch den Ring. Am Anfang der siebten Runde blieb er einfach auf seinem Hocker sitzen. Er hatte einen Cut über dem linken Auge, den ich den ganzen Abend bearbeitet hatte. Er erklärte jetzt dem Ringrichter, dass er mit diesem Auge nichts mehr sehen könne. Tatsächlich war er einfach mürbe und ausgepumpt. Im Grunde war er ein netter Kerl. Niemand mochte ihn, weil er immer so arrogant auftrat, aber vielleicht war er mir gerade deshalb sympathisch.

Nach dem Kampf waren wir in Partystimmung. Ich hatte eine große Suite, und Croc und ich besorgten uns etwas Gras und Alkohol und holten uns Mädchen aufs Zimmer. Das waren normale Frauen, die einem ordentlichen Beruf nachgingen, keine Nutten oder Stripperinnen. In Dänemark gab es eine riesige Sexszene mit all diesen Sexclubs, aber das war selbst für mich etwas zu verrückt. Die Vorstellung von Sex, die man in Skandinavien, Deutschland und den Balkanländern hat, war mir viel zu aggressiv.

Crocodile flippte völlig aus. Zuerst fickte er die Tochter des Promoters. Dann ging er mit einer Palästinenserin ins Badezimmer meiner Suite, wo ich die beiden kurz darauf überraschte.

„Hey, hey, Bruder." Ich klopfte ihm auf die Schulter, und wir begannen, sie gemeinsam zu bearbeiten. Danach kehrten wir ins Zimmer zurück, wo all die anderen Mädchen auf uns warteten, mit denen wir jetzt der Reihe nach Sex hatten. Ich war auf der einen Seite des Zimmers und Croc auf der anderen. Plötzlich hörte ich eine Tussi zu ihm sagen: „Ich liebe dich, Crocodile."

„Wie kannst du ihn denn lieben", rief ich quer durch den Raum. „Du kennst ihn doch erst seit einer Woche."

Ich nagelte sogar die taffe Leibwächterin, die das Sicherheitsteam leitete, das der dänische Promoter angeheuert hatte. Sie sah sehr streng aus und hatte ihr Haar zu einem Knoten gebunden, aber Crocodile war doch sehr überrascht, als er in mein Zimmer kam und ich mit ihr im Bett lag. Sie hatte das Haar offen, trug eins meiner T-Shirts und sah ausgesprochen weiblich aus. Sie verliebte sich sogar in mich und folgte mir in die Staaten, aber ich wollte diese Beziehung nicht fortsetzen.

Nach ein paar Tagen Party in Kopenhagen, reisten alle heim, nur ich und Crocodile blieben die nächsten beiden Monate in Europa, wo wir ununterbrochen einen draufmachten. Natürlich flogen wir auch nach Amsterdam, wo wir die ganze Zeit Dope rauchten. Dort lernte ich endlich, wie man einen Joint richtig dreht. Ich war ständig high und gleichzeitig noch müde von meinem letzten Kampf, deshalb holten wir uns ein paar Mädchen in unsere riesige Suite und blieben die meiste Zeit im Hotel.

Von Amsterdam reisten wir nach Barcelona und von dort in ein paar andere Städte. Dann rief jedoch einer meiner Trainer Crocodile ständig an und forderte ihn auf, mich endlich wieder heimzubringen. Schließlich flogen wir zurück in die Staaten.

Dort hing ich zuerst eine Weile in New York herum. Ich nahm Crocodile nach Brownsville mit, um ihm mein altes Viertel zu zeigen. Er fuhr einen meiner Rolls Royces, und genau um Mitternacht hielten wir an einer Imbissbude an, um etwas zu essen. Sofort war unser Auto von 100 Typen umringt, die vor Freude ausrasteten, als sie mich sahen. Ich verteilte ein bisschen Geld unter ihnen. Dann fuhren wir zu Jackies Haus, wo ich übernachten wollte. Ich forderte Crocodile auf, sich ein Hotelzimmer zu besorgen. Als ich am nächsten Morgen aufwachte, schaute ich aus dem Fenster und sah, dass 30 Leute um mein Auto herumstanden und den friedlich schlummernden Crocodile bestaunten.

„Warum hast du nicht in einem Hotel geschlafen?“, fragte ich ihn.

„Mann, ich wollte einfach mal im Auto pennen“, erklärte er mir. Später fand ich heraus, dass er glaubte, in dieser Gegend gebe es nur schäbige Absteigen.

Während ich darauf wartete, dass Shelly Finkel mir einen Kampf um die Weltmeisterschaft besorgte, führte ich schon mal einen Aufwärmkampf durch. In den frühen Morgenstunden des 18. Dezember 2001 hielt ich mich in der Sugar Hill Disco in Brooklyn auf und hing mit meinem Kindheitsfreund Dave Malone und ein paar Mädels herum, als plötzlich ein großgewachsener Kerl hereinkam. Er trug einen bodenlangen Nerzmantel

und einen hübschen Hut. Ich hielt den Typ von der ganzen Aufmachung her für einen Gangster.

„Mike, trink was mit mir. Komm schon, oder gibst du dich mit uns kleinen Leuten nicht mehr ab?“, fragte er.

Ich zollte ihm meinen Respekt, und wir tranken ein paar Gläser Champagner und rauchten etwas Gras. Er erzählte mir, sein Name sei Mitchell Rose und er habe als Erster Butterbean geschlagen.

„Mike, wenn ich und du gegeneinander gekämpft hätten, hättest du angegriffen, und ich hätte erfolgreich gekontert“, prahlte er.

„Bruder, wärst du so freundlich, das noch einmal zu wiederholen?“, erwiderte ich. „Ich glaubte, du hättest was gesagt, aber ich bin mir nicht sicher.“

„Wenn ich und du gegeneinander gekämpft hätten, hättest du angegriffen, und ich hätte mich zurückgelehnt und gekontert“, sagte er.

„Reich mir mal den Joint rüber“, forderte ich ihn auf.

Er reichte mir den Joint, und ich riss das Ende ab, das er beim Ziehen mit seinen Lippen berührt hatte.

„Reich mir mal meinen Champagner“, sagte ich.

Er gab mir das Glas, und ich warf es auf den Boden.

„Und jetzt verschwinde von hier, Nigga“, fuhr ich ihn an.

Ich stand auf und wollte ihn an Ort und Stelle fertigmachen, aber Dave ging dazwischen und hielt mich zurück. Mitchell machte sich vom Acker.

Kurz darauf verließen auch Dave, vier Mädels und ich den Club. Und da saß doch Mitchell Rose tatsächlich direkt vor der Disco auf dem Bürgersteig.

„Hey, Mike, mach doch mit diesen dummen Hühnern lieber zu Hause rum“, rief er mir zu und meinte damit meine Begleiterinnen. Das war’s dann. Ich nahm ihn mir zur Brust, wobei er seinen Nerzmantel verlor. Dann beharkte ich ihn mit brutalen linken und rechten Haken, aber er wich meinen betrunkenen Schwingern aus und verzog sich. Ich hob seinen Nerzmantel auf, zog die Hosen runter und wischte mir mit seinem Mantel den Arsch ab. Inzwischen war die Sonne aufgegangen, und eine Menge

Leute waren auf dem Weg zur Arbeit, die Busse fuhren vorbei, und der ganze Club war auf den Gehsteig herausgeströmt. Sie alle konnten jetzt beobachten, wie ich mir den Arsch mit seinem Mantel abwischte. Mein Gott! Können Sie sich vorstellen, was heute in einem solchen Fall los wäre, wo doch fast alle Handykameras dabeihaben?

Niemand kann sich besser zum Affen machen als ich mich selbst. In dieser Hinsicht gleiche ich meiner Mutter. Wenn die einmal loslegte, konnte sie nicht mehr aufhören und erklärte allen Leuten, sie sollten ihr „die Möse lecken“ oder „sich verpissen“. Danach schämen wir uns dann für das, was wir getan haben.

Vier Monate später reichte Rose eine 66-Millionen-Dollar-Klage gegen mich ein. Er wollte Geld, weil ich ihn geschlagen und seinen Nerzmantel mit meinen „bloßen Händen“ zerrissen hätte. Außerdem wollte er noch weitere 50 Millionen Dollar als „Strafschadensersatz“. Dieser Kerl verfolgt mich bis zum heutigen Tag und versucht, von meinem schlechten Ruf zu profitieren. Er hat sogar ein Buch mit dem Titel *Wie Mike Tyson versuchte, meinen Daddy zu töten* geschrieben und im Selbstverlag veröffentlicht.

Die Verhandlungen über meinen Kampf gegen Lennox Lewis standen kurz vor dem Abschluss. Da er erst im April 2002 stattfinden sollte, wollte ich mich vor Trainingsbeginn noch etwas amüsieren. Nicht mal zwei Wochen nach der Keilerei mit Mitchell Rose nahm ich zwei junge Straßenmädels mit in den Urlaub nach Jamaika. Sie waren beide 18 Jahre alt, aber ich kannte sie bereits, seit sie 15 waren. Ich hing gerne mit ihnen herum. Ich ging mit ihnen zu Versace und kleidete sie völlig neu ein. Wir hatten Sex und wurden zusammen high. Wenn ich andere Mädels wollte, besorgten sie mir einige wirklich großartige Chicks. Ich hatte immer Mädchen, die mir andere Mädchen besorgten. Wenn man mich in Begleitung eines wunderschönen Mädchens sah, dachte man sicher, ich hätte Sex mit ihr, aber höchstwahrscheinlich war sie lesbisch oder bisexuell und deshalb gar nicht an mir interessiert. Wenn ich dann meinerseits irgendwelche Mädels auftat, konnten wir uns gegenseitig aushelfen.

Als Shelly hörte, dass ich in Jamaika war, flippte er aus. Er wusste, dass ich immer den teuersten Schmuck trug, und damals wurden in Jamaika regelmäßig Leute ausgeraubt und umgebracht. Deshalb schickte er den jamaikanischen Weltmeister im Halbmittel- und Mittelgewicht, Mike McCallum, zu mir, der meinen Schmuck holen und ihn an einem sicheren Ort deponieren sollte.

„McCallum, schön, dich zu sehen“, begrüßte ich ihn, „was führt dich her?“

„Man hat mich zu dir geschickt, damit ich dein Zeug hole.“

„Los, schließ dich uns an, Bruder. Wir lassen’s krachen!“, sagte ich.

„In Ordnung. Aber zuerst musst du deinen Schmuck abnehmen. Diese Leute hier sind arm, Mike, wenn sie den sehen, werden sie ihn dir abnehmen“, sagte er.

„Red doch keinen Scheiß“, sagte ich. „Sie wollen ihn mir nicht abnehmen, sie wollen mich mit ihm sehen. Sie werden mich nicht respektieren, wenn ich ohne meinen Schmuck zu ihnen komme.“

Er sträubte sich etwas, aber ich blieb bei meiner Meinung. Und dann besuchten wir die schlimmsten Gegenden von Jamaika, und niemand wollte mir was. Wo immer wir hinkamen, liebte man uns. In Damian Marleys Haus, das früher seinem Vater gehört hatte, wurde ich so high wie nie zuvor in meinem Leben. Wir waren so high, dass wir zu schwitzen anfingen. Aber es war kein Gras, das dich runterzog, es war Gras, das dich auf angenehme Weise betäubte. Es war exotisch, intensiv und trotzdem äußerst entspannend.

Eines Abends führte mich McCallum in einen Stripclub. Dort sah ich alle diese hammermäßigen jamaikanischen Mädchen.

„Hey Mike, ich würde gern ein paar von ihnen in mein Hotel mitnehmen. Wie viel würde das deiner Meinung nach kosten?“, fragte ich ihn.

„Du könntest eine von ihnen wahrscheinlich für 40.000 bekommen.“

„40.000 Dollar für eine einzige Tussi?“ Ich konnte es nicht glauben.

„Nein, nein, nicht Dollar, sondern jamaikanisches Geld. Umgerechnet sind das 20 Dollar“, erklärte er.

„Scheiße, dann nehmen wir sie alle. Sag ihnen, sie sollen ihren Laden dichtmachen“, sagte ich.

„Das können sie nicht tun, Mike“, sagte er. „Such dir drei von ihnen aus.“

Ich wählte also die drei geilsten Tussis aus, und wir gingen alle zusammen auf mein Zimmer und feierten eine Riesenparty.

Kurz vor Silvester beschloss ich, die Mädels in Jamaika zurückzulassen und die ersten Tage des neuen Jahres in Kuba zu verbringen. Mein Leibwächter Rick bestand darauf, mitzukommen. Er hatte meinen Reisepass in Verwahrung. Ich wusste das zwar nicht, aber Shelly hatte Angst, dass die Amerikaner mich vielleicht nicht mehr ins Land lassen würden, wenn die kubanischen Behörden meinen Pass abstempelten.

Sobald ich aus dem Flugzeug stieg, fühlte ich mich wie im Himmel. Kuba ist wie eine Zeitmaschine, die auf die 1950er-Jahre eingestellt ist. Man hat dort diese ganzen alten US-Autos aus den Fünfzigern restauriert, und auch die Häuser sehen aus, als ob sie aus dieser Zeit stammen. Sobald wir in unser Hotel eingecheckt hatten, teilte ich Rick mit, dass ich seine Dienste vorerst nicht mehr benötigte. Ich wollte ganz allein rausgehen und die Gegend erkunden. Das war allerdings erst das Zweite, was ich tat. Als Erstes schnupfte ich auf meinem Zimmer etwas Koks, das ich aus Jamaika mitgebracht hatte.

Die Kubaner waren wunderbare Leute. Ich spazierte durch die Gegend, und keiner belästigte mich. Keiner drängte mir ein Gespräch auf, man bat mich höchstens um ein Autogramm oder fragte mich, ob man mich umarmen dürfe oder ob ich etwas benötigen würde. Alle waren überaus freundlich und zuvorkommend. Es gab keinen verrückten Menschenauflauf wie in Schottland, England oder Japan. Die Kubaner ließen mich weitgehend in Ruhe. Vielleicht hielten sie mich für verrückt, oder für nett und verrückt, denn jeder lächelte und lachte mich an.

Ich war bereits ein paar Stunden durch die Gässchen der Altstadt gewandert, als ein Typ auf mich zukam. Er sprach perfekt Englisch.

„Mr. Tyson! Mr. Tyson! Ich habe Sie hier herumlaufen sehen, ich konnte nicht glauben, dass Sie das sind. Sie können hier nicht ganz allein auf der

Straße laufen. Sie brauchen eine Familie. Yo, Poppy, Sie kommen zu mir, in mein Haus.“

„In Ordnung, cool“, sagte ich. So bin ich nun mal.

Er nahm mich mit zu sich nach Hause, und mir wurde plötzlich klar, dass ich eine Frau brauchte.

„Also, was geht hier ab?“, fragte ich ihn. „Zeig mir die Ladys. Ich möchte in einen Nachtclub gehen.“

„Nein, nein, dafür musst du nicht in einen Nachtclub gehen. Du brauchst eine Frau? Bleib kurz hier sitzen.“

Der Kerl rannte los, sprang über einen Zaun und verschwand im Nachbargebäude. Einige Minuten später kehrte er wie aus dem Nichts mit einem wunderschönen jungen Mädchen zurück, das ein leichtes Sommerkleidchen trug.

„Ich habe deine Frau gefunden“, meinte er. „Ist die hier okay?“

Okay war in diesem Fall eine Untertreibung. Ich glaubte nicht, dass ich es hätte besser treffen können. Ich wollte die ganze Sache nicht verderben und dem Mädchen nicht das Gefühl vermitteln, dass ich sie nicht mögen würde. Dieses Mädchen war bestimmt nicht mehr zu toppen.

„Die hier ist in Ordnung“, sagte ich.

Ich dachte, das Ganze sei eine Zuhälter-Sache, deshalb griff ich in meine Tasche.

„Wie viel schulde ich dir? Wie viele Dineros?“

„Nein, nein, nein“, wehrte er ab. „Du gehörst jetzt zur Familie. Das ist deine Ehefrau.“

Das junge Mädchen war ein Traum. Wenn ich etwas brauchte, besorgte sie es mir. Sie war so aufmerksam. Wir spazierten ein bisschen durch die Gegend, und dann kehrten wir zu dem Typ zurück, der uns ein schönes Essen versprochen hatte.

Seine Frau hatte ein paar schöne Hummer gekocht, und der Typ stellte zwei Flaschen Wein auf den Tisch. Ich traute meinen Augen nicht. Die eine war ein Lafite-Rothschild. Diese Flasche kostete bei uns 2.000 Dollar. Diese Leute hatten bestimmt nicht so viel Geld. Sie lebten in einem

ziemlich heruntergekommenen Mietshaus. Wahrscheinlich hatte einer aus ihrer Familie früher in einem Hotel gearbeitet, das Meyer Lansky gehörte. Nach der Revolution hatte er dann die Flasche einfach mitgenommen. Diese Leute waren so gastfreundlich und stellten ihre beste Flasche Wein auf den Tisch, aber ich brachte es einfach nicht über mich, ihnen diesen Wein wegzutrinken. Deshalb schlug ich vor, nur die billigere Flasche zu öffnen.

Mein Gastgeber wollte uns nun ganz groß ausführen. Wir gingen alle in die spektakuläre Revue, die im Copa Room des alten Havanna-Riviera-Hotels gezeigt wurde, das früher ebenfalls Lansky gehört hatte. Das einzige Problem war, dass ich auf der Fahrt dorthin meinen Kopf aus dem Taxi lehnen und mich übergeben musste. Ich wusste damals noch nicht, dass die Hummer offenbar in verunreinigtem Wasser gekocht worden waren und mich jetzt ein schlimmer Fall von Montezumas Rache erwischt hatte.

Ich versuchte, es durch die Show zu schaffen, aber das gelang mir nicht. Mir war absolut übel, und ich fühlte mich entsetzlich. Ich war jedoch nicht gewillt, deshalb auf einen guten Fick zu verzichten. Ich wollte mein Mädchen unbedingt auf mein Hotelzimmer mitnehmen und hoffte, dass dieses Kotzen und Scheißen irgendwann aufhören würde und mein Schwanz dann wieder hart werden konnte.

Ich bedankte mich also bei meinem Gastgeber, indem ich ihm das schöne und sündhaft teure Rubinarmband schenkte, das ich gerade trug, nahm meine „Frau“ und fuhr im Taxi mit ihr zurück ins Hotel. Dabei war mein Mädchen noch nie in einem solch schönen Hotel gewesen, weil die kubanische Regierung den gewöhnlichen Einheimischen verbot, diese Touristenunterkünfte zu betreten. Es hieß, man wolle dadurch die Touristen vor Prostituierten schützen, die ihnen heimlich K.o.-Tropfen einflößten und sie danach ausraubten, aber ich glaube, man wollte einfach nicht, dass das kubanische Volk dieses Luxusleben mitbekam.

In der Lobby warteten allerdings zahlreiche kubanische Fernsehteams auf mich. Offensichtlich hatte sich meine Anwesenheit herumgesprochen. Ich lief mit nacktem Oberkörper herum, hatte keine Unterwäsche an und meine Hose war durch das ganze Kotzen inzwischen so lose, dass man meine

Arschritze sehen konnte. Ich hatte keine Lust, von irgendwelchen Paparazzi gefilmt zu werden, und rastete deshalb vollkommen aus. Ich bewarf sie mit ihrer eigenen Ausrüstung, riss drei Glaskugeln von einem geschmückten Weihnachtsbaum und schleuderte sie auf die Presseleute. Schließlich versetzte ich einem Kameramann einen Kinnhaken. Ich war völlig außer mir. Die Paparazzi nahmen ihre Kameras und machten sich davon.

Ich erwartete eigentlich, die Leute an der Rezeption irgendwie überreden zu müssen, dass sie mein Mädchen hereinließen. Der Empfangschef teilte mir jedoch mit, dass ihn irgendwelche Regierungsbeamte angerufen hätten, um ihm mitzuteilen, dass ich nach eigenem Ermessen Gäste auf mein Zimmer mitnehmen dürfe. Wir gingen ins Bett, und das Mädchen kuschelte sich an mich, aber mir war so schlecht, dass ich zu nichts fähig war. Am nächsten Morgen fühlte ich mich besser. Rick und ich sollten an diesem Tag einen frühen Flug nach Jamaika nehmen. Ich schlief mit dem Mädchen, und sie war traurig, dass ich Kuba schon so schnell verließ. Ich hatte bereits mein ganzes Geld und einen Großteil meines Schmucks verschenkt, außer einer Goldkette, die ich um den Hals trug und für die ich 50.000 bis 60.000 Dollar ausgegeben hatte. Für mich war das damals wie der Kauf eines Schokoriegels. Als ich ihr die Kette gab, wollte sie sie zuerst nicht annehmen, aber ich zwang sie ihr richtiggehend auf. Ich hoffte, sie würde sie verkaufen und dafür so viel Geld bekommen, dass ihre ganze Familie ein paar Jahre davon leben konnte.

Ich ließ mein Mädchen im Hotelzimmer zurück und traf mich mit Rick in der Lobby. Gemeinsam fuhren wir zum Flughafen. Als wir dort auf unseren Flug warteten, bekamen wir beide plötzlich entsetzlichen Hunger, aber auch Rick hatte keinen einzigen Cent mehr in der Tasche. Da ich gleichzeitig ständig von Touristen umringt war, die mich um ein Autogramm baten, begann ich, diese gegen „Sachleistungen“ einzutauschen.

„Bitte, wären Sie so freundlich, uns für dieses Autogramm etwas zum Essen zu kaufen?“, bat ich die Interessenten. Wenn sie kein Englisch verstanden, machte ich ihnen meinen Wunsch durch eine kleine Pantomime

deutlich, indem ich auf den Essensstand deutete und dann mit der Hand Kaubewegungen machte.

Bei der Ankunft in Kuba wog ich bestimmt 123 Kilo, aber als ich nach Jamaika zurückkehrte, hatte ich etwa 14 Kilo abgenommen. Mir war immer noch nicht in den Sinn gekommen, dass es sich dabei um eine Lebensmittelvergiftung oder irgendeinen Parasiten handeln könnte. Tatsächlich bekam ich leichte Panik, als eines der Mädchen, die ich aus New York mitgenommen hatte, mich nach meiner Rückkehr aus Kuba zum ersten Mal sah.

„Mike, du hast ganz schön abgenommen, obwohl du doch gar nicht trainiert hast. Du siehst wirklich gut aus“, sagte sie.

„Oh Scheiße“, dachte ich.

Ich war davon überzeugt, dass ich AIDS hatte. Am Abend vor meiner Abreise nach Kuba hatte ich ein paar Stripperinnen auf mein Zimmer mitgenommen, und mir war das Gummi geplatzt, als ich eine von ihnen fickte. Als die Frau das bemerkte, schaute sie mich mit einem eigentümlichen Blick an. In meinem kranken Hirn war ich jetzt fest davon überzeugt, dass sie mich mit AIDS angesteckt hatte. Aber vielleicht dachte sie auch, dass ich sie angesteckt hatte.

Ich machte mir auf dem gesamten Rückflug nach New York Sorgen. Gleichzeitig war ich immer noch etwas high vom Kokain, das ich in Jamaika geschnupft hatte. Normalerweise genoss ich bei der Einreise in die Staaten eine absolute Sonderbehandlung und wurde einfach durchgewinkt. Dieses Mal warteten jedoch die Leute vom Heimatschutzministerium auf mich. Und das sind echt harte Jungs, wie jeder weiß.

„Was haben Sie in Kuba gemacht?“, fragte mich einer von ihnen.

Woher wussten sie überhaupt, dass ich in Kuba war? An meinem Pass war das jedenfalls nicht zu erkennen. Dann erinnerte ich mich an meine Auseinandersetzung mit den Paparazzi in der Hotel-Lobby, über die wohl auch in den Staaten berichtet worden war.

„Ich habe dort einfach nur Neujahr gefeiert“, erklärte ich.

„Sie glaubten also, einfach einen Tag nach Kuba fahren zu können, um dort einen kleinen Neujahrsurlaub zu verbringen, obwohl nach US-Recht alle Reisen nach Kuba verboten sind?“, hakte der Beamte nach.

„Ich habe es von Jamaika aus gemacht“, sagte ich, als ob das die Sache irgendwie besser machen würde.

„Haben Sie dort amerikanische Devisen ausgegeben?“, fragte er.

„Ich hatte kubanisches Geld dabei, aber keiner wollte es nehmen. Sie nehmen dort nur US-Dollar“, erklärte ich ihm. Tatsächlich hatte ich etwas kubanisches Geld eingetauscht, weil ich glaubte, ich könnte es dort verwenden, aber das war ein Irrtum.

Damals war es nicht gerade der beste Zeitpunkt, um bei einer Stippvisite nach Kuba erwischt zu werden. Bush war gerade erst gewählt worden und hatte verkündet, er werde alle Beziehungen zur Castro-Regierung einstellen. Also spielte ich jetzt die Religionskarte aus.

„Werde ich hier festgehalten, weil ich Moslem bin?“, fragte ich den Chefermittler. „Das war keine Moslem-Scheiße. Ich wollte nur eine gute Zeit haben, Bruder.“

Jetzt mussten alle lachen. Wenn ich erst einmal die Menschen zum Lachen bringe, habe ich gewonnen. Ich spielte ihnen diese kleine Komödie vor, und schon sagten sie: „Ist gut. Sie können gehen.“

Nach meiner Rückkehr in die Staaten fühlte ich mich immer noch krank und verlor weiter an Gewicht, deshalb vereinbarte ich als Erstes einen Arzttermin. Ich war mir sicher, dass ich AIDS hatte. Ich rief alle meine Freunde an, um mich von ihnen zu verabschieden, und rief sogar Monica an und erzählte ihr, ich hätte AIDS und würde bald sterben. Das war bestimmt nicht meine klügste Entscheidung.

Ich suchte einen Latino-Doktor auf, und er machte einen AIDS-Test. Er war negativ.

„Nee, Doktor, ich habe AIDS. Sie haben bei diesem Test Scheiße gebaut. Holen Sie mir einen anderen Arzt“, sagte ich.

Er begann zu lachen.

„Mike, Sie sind HIV-negativ.“

„Hat Sie jemand bezahlt, dass Sie mir das erzählen?“, fragte ich. Schließlich konnte er mich doch noch davon überzeugen, dass ich kein AIDS hatte.

Im Übrigen scherte ich mich wirklich um nichts. In ein paar Monaten sollte ich mit Lennox Lewis um die Schwergewichtsweltmeisterschaft kämpfen, und ich hatte trotzdem nichts Besseres zu tun, als in Jamaika und

Kuba herumzuvögeln. Anstatt zu trainieren, setzte ich einfach mein zugekifftes Leben fort. Ich musste verrückt sein.

Dann machte mir meine Kuba-Reise doch noch Schwierigkeiten. Darrow war ernstlich besorgt, dass die neue Bush-Regierung an mir ein Exempel statuieren könnte.

Er schickte ein Memo an mein Box- und Anwaltsteam.

„Wie Sie bestimmt inzwischen erfahren haben, ist Mike angeblich nach Kuba gereist und soll dort einen kubanischen Journalisten angegriffen haben. Dieser Angriff macht mir weniger Sorgen, denn es ist höchst unwahrscheinlich, dass die kubanische Regierung in Anbetracht der gegenwärtigen kubanisch-amerikanischen Beziehungen Mikes Auslieferung erzwingen könnte. Bedenklicher ist da wohl die Tatsache, dass die Cuban-American National Front (CANF) das Justiz- und das Finanzministerium aufgefordert hat, gegen Mike Ermittlungen wegen der kriminellen Verletzung der für Kuba geltenden Devisenbestimmungen und des Gesetzes zum Verbot von Handelsbeziehungen mit Feindstaaten einzuleiten. Bisher lässt sich nur schwer einschätzen, wie ernst die Bush-Regierung diese Angelegenheit nehmen wird. Unglücklicherweise hat die Bush-Regierung zur Wiedergutmachung des Schadens, den die Clinton-Regierung durch die Behandlung des Elián González-Falles verursacht hat, kubanischen Exilorganisationen wie der CANF versprochen, die bestehenden Reise- und Handelsbeschränkungen rigoros durchzusetzen.

Tatsächlich hatte ich von Mikes Kuba-Besuch keine Kenntnis. Zu Mikes Entlastung sollten wir so schnell wie möglich folgende Dinge klären und bestätigen: Er war nicht dort, um auf irgendeine Weise US-Steuern zu hinterziehen. Inwieweit wurden Mikes in Kuba getätigte Ausgaben von einer Person getragen, die nicht der US-Rechtsprechung unterliegt? Mike hat auf jeden Fall Kuba oder einem kubanischen Staatsbürger keinerlei Dienste geleistet.

Zum Schluss würde ich Mike dringend raten, keine weiteren Stellungnahmen über seine Reise nach Kuba abzugeben. So wurde ich etwa von Tom Farrey von ESPN kontaktiert, der behauptete, zahlreiche Fotos

und Zitate zu besitzen, die mit Mikes Reise zu tun haben. Anscheinend soll Mike bestätigt haben, dass er als Tourist dort gewesen sei, um das ‚kubanische Volk' zu unterstützen. Wir haben es bisher abgelehnt, überhaupt zu bestätigen, dass Mike in Kuba war. Auf jeden Fall sollte Mike künftig nicht mehr ins Ausland reisen, ohne sich zuvor rechtlichen Rat einzuholen. Dies ist besonders wichtig angesichts seines Status als verurteilter Verbrecher und registrierter Sexualstraftäter."

Darrow war eben immer für mich da. Die Kuba-Reise hatte für mich keinerlei weitere Folgen.

Kurz nach meiner Rückkehr reichte Monica jedoch die Scheidung ein. Ich nehme an, sie hatte genug von meinen ständigen Eskapaden. Dass ich am Telefon erklärt hatte, ich hätte AIDS, war wohl auch nicht sonderlich hilfreich. Die Tatsache, dass gerade zu der Zeit eine Stripperin in Phoenix ein Baby von mir bekam, war da nur das Tüpfelchen auf dem i. Tatsächlich konnte ich Monica sogar gut verstehen. Was für eine Ehe war das denn, wenn ich in einer einzigen Nacht fünf unterschiedliche Mädchen vögelte und ihr danach nur etwas Geld schickte? Ich weiß nicht einmal, ob wir uns jemals geliebt haben.

Ich hatte Shelley, die Mama meines neugeborenen kleinen Jungen, in einem Stripclub in Phoenix kennengelernt. Ich mochte Shelley wirklich. Sie hielt ihr Haus makellos in Ordnung, und wir unternahmen viel zusammen. Sie war ein Fitness-Freak, deshalb gingen wir oft zusammen in den Kraftraum oder joggen. Wenn ich fünf Meilen rannte, lief sie zehn. Sie legte immer doppelt so viele Meilen zurück als ich. Einmal warfen Darryl und ich uns immer wieder einen fast sieben Kilo schweren Medizinball zu. Plötzlich kam Shelley herein und machte mit. Wir warfen uns den Ball fünfhundertmal zu. Als ich nicht mehr konnte, machte sie mit Darryl weiter. Dieses mexikanische Püppchen mit ihren gerade mal 40 Kilogramm schaffte bestimmt 750 Würfe und schlug dabei uns zwei Kolosse um Längen.

Shelley versuchte auch, unsere Beziehung weiterzuentwickeln. Sie holte sich von Hope Tipps, wie sie mich bei Laune halten konnte. Als sie mit

Miguel schwanger wurde, hatte ich keine Ahnung, wie ich für ein weiteres Kind sorgen sollte. Ich war damals pleite und hochverschuldet. Sie sprach davon, es abtreiben zu lassen, tat es dann aber doch nicht.

Der Kampf gegen Lewis war für April angesetzt, somit hatte ich nicht mehr viel Zeit, das ganze Koks und Gras abzusetzen und ernsthaft mit dem Training zu beginnen. Ich hatte deshalb noch eine Menge Koks im System, als ich nach New York flog, um am 22. Januar 2002 gemeinsam mit Lewis eine große Pressekonferenz abzuhalten. Man stellte uns auf einer großen Bühne im kleinen Saal des Hudson Theatre auf zwei leicht erhöhte Plattformen, sodass wir uns gegenseitig direkt ins Gesicht schauen konnten. Der Showtime-Moderator Jimmy Lennon stellte dann jeden von uns vor, als ob es sich um einen echten Kampf handeln würde. Sobald Lewis angekündigt wurde, drehte ich durch. Ich schaute zu ihm hinüber und wollte dem Arschficker die Fresse polieren. Ich stieg deshalb von meiner Plattform herunter und ging zu ihm hinüber. Ich glaube, Lewis war auf größere Schwierigkeiten gefasst, denn er hatte etwa zehn baumlange Kerle hinter den Kulissen versteckt, die jetzt hervorkamen, als ich mich ihm näherte. Ich selbst hatte nur meine Leibwächter Anthony und Rick sowie meine Trainer und Shelly Finkel dabei. Lewis' Leute hatten wohl gedacht, dass wir Leine ziehen würden, wenn sie uns auf die Pelle rückten.

Als ich direkt vor Lewis stand, stieß mich einer seiner Leibwächter weg, und ich versetzte ihm einen linken Haken. Lewis versuchte mich daraufhin mit einer rechten Geraden zu erwischen, im Gegenzug schlug Anthony auf Lewis ein, und dann brach die Hölle los. Ich lag schließlich irgendwann neben Lennox, aber der war so groß, dass ich nicht neben seinen Kopf, sondern neben sein Bein gefallen war. Ich biss ihm also in den Schenkel. Er erzählte hinterher, dass meine Zahnabdrücke noch eine ganze Weile zu sehen waren.

Man zog uns auseinander, und ich konnte nicht mehr in seine Nähe kommen. Ich sah jedoch den Leibwächter, der mich weggestoßen hatte, und spuckte ihm mitten ins Gesicht. Anthony erzählte mir später, dass ich

dermaßen außer mir war, dass ich selbst ihm beinahe einen Feuerlöscher über den Kopf geschlagen hätte.

„Mike, du wirst mich nicht schlagen“, sagte er zu mir. „Ich habe keine Angst, denn ich liebe dich, und du liebst mich. Setz den Feuerlöscher ab und lass uns von hier verschwinden.“

Zuerst musste ich mich jedoch vorne auf der Bühne produzieren, wo alle Reporter versammelt waren. Ich streckte meine Arme in die Luft, um meine Bizepsmuskeln zu zeigen, und griff mir dann an den Sack.

„Steckt ihn in eine Zwangsjacke“, rief jemand.

„Steck doch deine Mutter in die Zwangsjacke, du weißer Abschaum. Komm her und sag mir das direkt ins Gesicht. Ich fick dich in den Arsch, du dreckiger weißer Punk“, schrie ich völlig außer mir. „Du Schwuchtel. Du kannst mich nicht anfassen, dazu bist du nicht Manns genug. Ich werde deinen Arsch fressen, während du noch lebst, du Wichser. Keiner hier drin kann es mit mir aufnehmen. Ich bin der ultimative Mann. Fick dich, du Nutte.“

Shelly Finkel versuchte, mich zu bändigen, aber ich schüttelte ihn ab.

„Komm und sag mir das ins Gesicht. Ich fick dich hier vor allen Leuten in den Arsch. Komm her, du Arsch, du dreckiger Feigling. Schau nur, was für eine Flasche du bist, du Penner. Hast Angst wie eine kleine weiße Pussy. Hast Angst vor einem richtigen Mann. Ich werde dich ficken, bis du mich liebst, du Schwuchtel!“

Das war die Unverfrorenheit, die mir Cus eingeflößt hatte. Gleichzeitig wütete ich jedoch auch wie meine Mama. Sie hatte immer genauso geflucht. Heute tut es mir leid, dass ich diesen Journalisten damals so angemacht habe. Ich stand einfach neben mir, bis ich langsam wieder runterkam.

Nach der Pressekonferenz besuchte ich meine Tauben in Brooklyn. Dabei begleitete mich ein Freund, der Zip genannt wurde. Er machte sich große Sorgen um mich.

„Was zum Teufel machst du denn da, Mike? Du wirst dieses ganze verdammte Geld verlieren“, redete er mir ins Gewissen. „Du hast dich dort

benommen wie ein verrückter Nigga. Man hätte dich dafür verhaften können.“

„Was habe ich denn getan? Man hat mich zuerst angegriffen“, verteidigte ich mich.

„Ich spreche nicht von Lewis. Ich habe gehört, wie du das Leben von jemandem bedroht hast. Wenn dieser Reporter es mit der Angst bekommt, verklagt er dich vielleicht, Mann. Bist du denn ganz verrückt geworden? Das war fast eine Terror-Drohung. Du bist ein furchterregender Arsch, Mike. Du erschreckst vielleicht nicht uns, aber sie ganz bestimmt.“

Dann ließen wir ein paar Vögel fliegen, rauchten etwas Gras und zogen uns ein wenig Koks rein.

„Du wirst es noch vergeigen, Mike“, fing er schon wieder an. „Warum machst du so eine Scheiße? Warum sitzt du hier bei deinen Tauben herum? Fang endlich zu trainieren an, Mann. Trainiere und kämpfe und vergiss den ganzen anderen Scheiß, Mann.“

Am 22. Januar, dem Tag der Pressekonferenz mit Lewis in New York, verkündete die Polizei von Las Vegas, sie habe bei der Durchsuchung meines Hauses Indizien gefunden, die die Behauptung einer Frau stützen würden, dass sie vergewaltigt worden sei und als Geisel gehalten wurde. Jetzt müsse die Staatsanwaltschaft entscheiden, ob sie gegen mich Anklage erheben wolle.

In der Zwischenzeit hatte sich auch Darrow Sol ans Werk gemacht. Er bekam von allen, die diese Frau in meinem Haus gesehen hatten, eidesstattliche Erklärungen. Er rief alle Zimmermädchen, Landschaftsgärtner, Pflanzengießer, einfach jeden an, der sie dort gesehen hatte. Sie bezeugten alle, dass die junge Dame mehr als erfreut war, dort zu sein und mit nichts als ihrem T-Shirt am Leib ganz nach Belieben überall herumlaufen zu können.

Mittlerweile hatte sie auch selbst einen Rückzieher gemacht. Sie ging zu meinem Freund Mack und erzählte ihm, dass sie sowohl von der Polizei als auch von ihrem Freund bedrängt worden sei, Anzeige zu erstatten. Auch ihr Stiefvater hatte Mack versichert, dass sie Lügen erzählt habe.

Ich hielt mich gerade im Frisiersalon auf, als eine schwarze Lady hereinkam, die für das FBI arbeitete. Sie wollte sich die Augenbrauen machen lassen.

Als sie mich sah, sagte sie: „Ich habe Ihre Filmaufnahmen gesehen, und Sie sehen dabei sehr gut aus.“

Ich brauchte eine Sekunde, bis ich begriff, dass sie von meinen privaten Sexbändern sprach, die die Bullen in meinem Haus konfisziert hatten.

„Mmm, mmm, mmm“, schwärmte sie, „Sie sind wirklich was ganz Besonderes, Junge.“

Dank Darrow wurde die ganze Sache niedergeschlagen. Die Staatsanwaltschaft bot der Polizei Paroli. Nachdem sie sich deren sogenannte Beweise angesehen hatte, entschied sie, keine Anklage gegen mich zu erheben. In der Zwischenzeit war mein Name jedoch wieder einmal grundlos in den Schmutz gezogen worden.

Wegen des Tumults auf der Lewis-Pressekonferenz stimmten die Verantwortlichen in Nevada mit 4:1 dagegen, mir die Lizenz für einen Kampf dort zu erteilen. Warum war alles immer meine Schuld? Auf Lewis’ letzter Pressekonferenz hatte es zwischen ihm und Hasim Rahman während eines Interviews für ESPN vor laufenden Kameras eine Schlägerei gegeben, die weit schlimmer war als das kleine Handgemenge, das wir beide in New York hatten. Trotzdem musste man jetzt einen neuen Austragungsort finden, und der Kampf wurde auf Juni verschoben. Das gab mir noch mehr Zeit, um mich mit Drogen vollzudröhnen.

Im Februar meinte ein texanischer Senator, dass man mich verhaften müsse, wenn ich nach Texas käme, weil ich mich nicht als Sexualstraftäter hätte registrieren lassen, als ich 2001 in San Antonio trainierte. Das war zwar totaler Quatsch, denn ich hatte mich registrieren lassen, aber wen interessierten schon Fakten? Als wir ankündigten, dass der Kampf in Memphis stattfinden würde, verkündeten die Offiziellen sowohl in Tennessee als auch in Mississippi, dass ich mich vor dem Kampf erst einmal als Sexualstraftäter registrieren lassen müsse. Warum war ich in meinem eigenen Land ein solcher Paria? In Übersee wussten es die Leute

besser. Wann immer ich ins Ausland reiste, vor allem in ehemalige Ostblockländer, wurde ich wie ein Held behandelt.

„Du kämpfst gegen die Machthaber in deinem Land. Du bist in Wirklichkeit ein politischer Gefangener“, erklärte man mir. Ich selbst hielt mich für ein primadonnenhaftes Gör, aber dort hielt man mich für einen bedeutenden politischen Kämpfer.

Mein Trainingscamp schlug ich dann in Hawaii auf. Das zeigt, mit welcher Motivation ich mich auf diesen Kampf vorbereitete. Immerhin wächst auf diesen Inseln auch so ziemlich das beste Marihuana der ganzen Welt. Tatsächlich rauchte ich mir das Hirn weg. Selbst die Aussicht, den Gürtel zurückzugewinnen, bedeutete mir damals nicht mehr viel. Ich konzentrierte mich eigentlich auf gar nichts mehr.

Offensichtlich war ich damals total im Arsch. Deshalb rauchte ich ja auch so viel Gras. Und auch das Kokain verlässt nicht gleich das System und hat vor allem psychische Nachwirkungen.

Das ganze Maui Wowie, wie man das hawaiianische Gras nennt, sorgte für einige interessante Pressekonferenzen. Ich traf mich an einem der ruhigsten Plätze der Welt mit der Presse und schwadronierte über die Heuchelei in unserer Gesellschaft.

„Ich bin genauso wie ihr. Auch ich genieße die verbotenen Früchte des Lebens. Ich halte es für unamerikanisch, *nicht* mit Frauen auszugehen, *nicht* mit einer schönen Frau zusammen zu sein, mir *nicht* den Schwanz lutschen zu lassen … Wie ich bereits zuvor gesagt habe, jeder in diesem Land ist ein verdammter Lügner. Die Medien erzählen den Leuten … dass dieser Mensch dies und jener Mensch das getan hat, und dann finden wir heraus, dass wir alle nur Menschen sind, und wir finden heraus, dass Michael Jordan seine Frau betrügt wie alle anderen auch. Wir alle betrügen unsere verdammte Frau auf die eine oder andere Weise, entweder emotional, physisch oder sexuell. Keiner von uns ist perfekt. Wir werden dies immer tun. Jimmy Swaggart ist ein Lüstling, und Tyson ist ein Lüstling, aber wir sind nicht kriminell, zumindest ich bin das nicht, ich bin kein krimineller Lüstling. Ich vögele vielleicht lieber als andere Leute, so bin ich nun mal.

Ich habe einen solch großen Teil meines Lebens opfern müssen, kann ich mich dann nicht wenigstens flachlegen lassen? Ich meine, man hat mir einen Großteil meines Geldes gestohlen, kann ich mir dann nicht wenigstens einen blasen lassen, ohne dass die Leute mich drangsalieren und mich ins Gefängnis werfen wollen?

Ich bin ein großer, starker Nigga, der Leute k.o. schlägt, Leute vergewaltigt und abzockt. Ich weiß nicht, was es heißt, Schwergewichtsweltmeister zu sein, ich weiß nur, wie man kämpft. Ich bin ein Nigga, das stimmt. Nein, wirklich, ich sage nicht einmal, dass ich ein Schwarzer bin, ich bin ein Mann, der von der Straße kommt. Dabei will ich das gar nicht sein, ich mag die typischen Leute von der Straße nicht einmal. Aber so bin ich eben geworden, dazu haben mich mein Leben und die Tragödien in meinem Leben gemacht. Die Zuhälter, Nutten, Spieler, die Leute, die man abserviert hat, die Leute, die man belogen hat, die Leute, die man fälschlicherweise angeklagt hat, die Leute in der Todeszelle, die für Verbrechen getötet wurden, die sie nie begangen haben. Das sind meine Leute. Ich weiß, das klingt abscheulich. Aber das sind die einzigen Leute, die mir ihre Liebe gezeigt haben.

Aber ich bin Mike, ich bin nicht bösartig oder so, ich bin einfach ich. Und ich möchte nur mein Leben leben, und ich weiß, ihr Jungs dort draußen redet schlecht über mich, aber ich weiß auch, dass ich dafür sorgen werde, dass ihr über mich redet und noch eure Kinder und Enkel von mir erzählen werden. Dafür werde ich sorgen. Sie werden mich nie vergessen. Noch eure Urenkel werden sagen: ‚Wow, war das nicht ein schräger Typ?‘

Manchmal spüre ich, dass ich nicht für diese Gesellschaft bestimmt bin, denn jeder hier ist ein verdammter Heuchler. Jeder sagt, er glaube an Gott, aber keiner tut Gottes Werk. Jeder handelt gegen alles, wofür Gott wirklich steht. Wenn Jesus jetzt hier wäre, glaubt ihr, er würde auch mich lieben? Ich bin Moslem, aber glaubt ihr, Jesus würde mich lieben? Ich glaube, Jesus würde einen mit mir trinken und mich fragen: ‚Warum benimmst du dich so?‘ Er wäre ganz cool. Er würde mit mir reden. Kein Christ hat das je getan. Sie haben mich ins Gefängnis geworfen und schreiben in ihren

Artikeln schlecht über mich, und dann gehen sie am Sonntag in die Kirche und sagen, Jesus sei ein wunderbarer Mann und er komme zurück, um uns zu retten. Dabei verstehen sie nicht, dass ihn diese verrückten, gierigen Kapitalisten noch einmal umbringen werden, wenn er zurückkommt.“

Wer war ich eigentlich, Lenny Bruce? Die Reporter saßen da, hörten sich das alles an und analysierten jedes Wort, um zu meinem eigentlichen Selbst vorzudringen, dabei sprach einfach nur das Maui-Gras aus mir. Ich war total zugedröhnt. Ende der Geschichte.

Der Höhepunkt dieser verrückten Interviews war mein Auftritt in der Talkshow *O’Reilly Factor* auf Fox TV. Rita Cosby führte das Interview. Sie war angriffslustig und stellte mir die unverschämtesten Fragen, damit ich irgendwas Verrücktes antworten würde, sodass der Moderator O’Reilly sich später künstlich aufregen, etwas aus dem Zusammenhang reißen und mich niedermachen konnte.

„Sind Sie ein Tier?“, fragte mich Cosby während des Interviews.

„Wenn nötig. Es hängt davon ab, in welcher Situation ich mich befinde, ob ich ein Tier bin … Ich kämpfe, weil ich ständig von Ihresgleichen und Leuten auf der Straße angegriffen werde, die glauben, sie hätten das Recht, mich anzugreifen wegen dem, was die Leute in den Zeitungen schreiben und wie Gerichte über mich urteilen.“ Ich erzählte ihr, ich würde meinen Kindern erklären, dass sie Nigga seien und dass „die Gesellschaft euch für den Rest eures Lebens als Bürger zweiter Klasse behandeln wird und es deshalb gewisse Dinge gibt, über die ihr euch nicht aufregen dürft. Aber kämpfen müsst ihr!“

„Sind Sie ein böser Mensch?“, fragte sie.

„Ich glaube, ich bin des Bösen fähig wie alle anderen auch.“

Es schien ihr Freude zu bereiten, mich nach meiner finanziellen Situation zu fragen.

„Ich brauche das Geld. Deshalb nennt man es ‚Geld‘ – weil wir es alle brauchen. Es ist unser Gott. Wir beten es an, und wenn mir jemand etwas anderes erzählt, ist er ein Lügner. Hör einfach zu arbeiten auf, lebe auf der Straße und dann zeige mir, wie Gott für dich sorgt.“

„Woher stammt diese ganze Wut?“, fragte sie mich zum Schluss.

„Sie sind ja so weiß. Woher stammt eigentlich *diese* Wut?“, erwiderte ich.

Der Kampf zwischen Lennox und mir fand am 8. Juni 2002 in Memphis statt. Wo auch immer meine Wut hergekommen sein mochte, inzwischen war sie verraucht, obwohl mir Monica am Kampftag noch ein paar Scheidungspapiere zukommen ließ. Meine Frau reichte die Scheidung ein, jeder Arsch verklagte mich, weil er Geld von mir haben wollte, und ich hatte meinen kleinen Jungen dabei, weil mich seine Mutter sitzengelassen hatte und ich mich jetzt um ihn kümmern musste. Mein Leben war ein einziges Chaos. Aber trotzdem herrschte vor dem Kampf in meiner Umkleidekabine richtige Partystimmung. Die Garderobe war gerammelt voll. Man hätte vor einem Kampf nie gesehen, wie ich Babys küsste, lachte und für Fotos posierte, wenn Cus noch dabei gewesen wäre, aber genau das passierte an diesem Abend.

Shelly hatte Crocodile und Tommy Brooks entlassen und Ronnie Shields als neuen Trainer engagiert. Crocodile kam jedoch zum Kampf und besuchte mich vorher in meiner Garderobe. Ich umarmte ihn und drückte ihn fest an mich.

„Croc, ich bin so müde“, sagte ich. „Ich bin so müde.“

Während wir dem Publikum vorgestellt wurden, stellten sich etwa 20 Sicherheitsleute in gelben Hemden in einer Reihe als Wand und Sicherheitskette zwischen mir und Lennox mitten in den Ring. Der Kampf begann. In der ersten Runde war ich noch hochaggressiv und trieb Lewis vor mir her. Er fing zu klammern an, sodass ihn der Ringrichter schließlich verwarnen musste. Aber nach dieser Runde geschah etwas ganz Eigentümliches. Ich hörte einfach zu kämpfen auf. Es war, als ob mein Geist sich einfach abgeschaltet hätte. Ronnie Shields und sein Co-Trainer Stacy McKinley riefen mir gleichzeitig Anweisungen zu, aber ich hörte kein einziges Wort von dem, was sie mir sagten.

In der Pyramid Arena war es heiß, und mein Körper trocknete aus. Ich kam einfach nicht mehr in die Gänge. Runde für Runde stand ich einfach da und steckte einen Schlag nach dem anderen ein. Ich wusste, dass ich nicht

in der Verfassung war, irgendjemanden zu besiegen, schon gar nicht einen solch fähigen Boxer wie Lewis. In den letzten fünf Jahren hatte ich insgesamt nur 19 Runden bestritten. Alle diese Jahre des Kokainschnupfens, Saufens, Grasrauchens und Vögelns forderten jetzt ihren Tribut.

Viele meiner engen Freunde und Mitarbeiter dachten, dass ich während dieses Kampfes unter Drogen stand, weil ich so passiv wirkte. Mir war alles egal, und es gelang mir kaum noch, einen Schlag abzufeuern. Es war, als ob alle diese Helden, diese Boxgötter, diese alten Kämpfer mich verlassen hätten. Oder dass ich sie verlassen hatte. Alle meine Helden waren selbstbezogene Bastarde, und ich hatte sie während meiner ganzen Karriere zu 100 Prozent nachzuahmen versucht, aber ich war doch niemals einer von ihnen. Ich wünschte mir, ich wäre es gewesen, aber ich war es nicht.

Inzwischen war ich jahrelang von allen möglichen Psychiatern therapiert worden. Einziger Zweck dieser Therapien war es jedoch, alle meine Triebe zu zügeln. Dazu gehörte jedoch auch mein Zerstörungstrieb, der mich erst zu Iron Mike gemacht hatte. Iron Mike hatte mir jedoch zu viele Schmerzen, zu viele Prozesse und zu viel Hass eingebracht. Durch ihn war ich zum angeblichen Vergewaltiger und Gesellschaftsfeind Nr. 1 geworden. Jeder Schlag, den ich in den späteren Runden von Lewis einstecken musste, demontierte diese Pose und dieses Image. Und ich war ein williger Teilnehmer an diesem Zerstörungsprozess.

In der achten Runde traf mich ein krachender rechter Haken am Kopf, und ich ging zu Boden. Ich blutete aus der Nase und aus Cuts über beiden Augen. Der Ringrichter zählte mich aus. Jim Gray interviewte uns beide gemeinsam nach dem Kampf. Während des Interviews wurde Gray von Lennox' Trainer Emanuel Steward unterbrochen.

„Ich bin immer noch einer von Mikes größten Fans", sagte er. „Er hat mir so viele Nervenkitzel verschafft. Das geht zurück bis zu Roderick Moore. Du hast uns alle immer wieder begeistert. Du bist der aufregendste Schwergewichtsboxer der letzten 50 Jahre."

„Tut es euch beiden nicht leid, dass dieser Kampf nicht bereits vor vielen Jahren stattfand, als Mike auf dem Höhepunkt war und auch du, Lennox, noch nicht so alt warst?“, fragte Gray.

Während Lennox zu antworten begann, wischte ich ihm ein paar Blutreste von der Wange.

„Schwergewichtler reifen unterschiedlich. Mike Tyson war mit 19 ein natürlicher Champ. Nichts und niemand konnte ihn aufhalten, und er regierte damals den Planeten. Ich bin dagegen wie guter Wein. Ich reifte später und nahm mir die Zeit, und jetzt regiere ich.“

„Mike, tut es dir leid, dass dieser Kampf nicht bereits vor Jahren stattfand?“

„Es hat eben nicht sein sollen. Ich kenne Lennox, seitdem er 16 war. Ich habe ungeheuren Respekt vor ihm. Alles, was ich gesagt habe, sollte nur für den Kampf werben. Er weiß, dass ich ihn und seine Mutter liebe. Und wenn er glaubt, dass ich ihn nicht liebe und respektiere, ist er verrückt.“

„Du behauptest also, dass dein Benehmen nur noch ein paar Tickets mehr verkaufen sollte und nichts mit deinen wahren Gefühlen zu tun hatte?“ Gray schien geschockt.

„Er weiß, wer ich bin, und er weiß, dass ich nicht respektlos bin. Ich respektiere diesen Mann als Bruder. Er ist ein großartiger, äußerst fähiger Boxer.“

Die kleine Geste, dass ich Lennox diese Blutspritzer von der Backe gewischt hatte, wurde von allen Boxjournalisten aufgegriffen. Sie meinten, dass ich in der Niederlage Heldenmut gezeigt hätte. Zum ersten Mal schienen viele von ihnen das Menschliche hinter meiner Fassade zu sehen. Wenigstens beinahe.

„Tyson ist ein widerwärtiger Mensch. Ein Vergewaltiger und Sittenstrolch, den man nicht unbedingt in der Nähe der eigenen Tochter wohnen lassen würde. Aber es wird einem jetzt zumindest etwas schwererfallen, ihn zu verabscheuen“, schrieb mein Erzfeind in *Sports Illustrated.*

Sobald der Kampf vorbei war, begann ich mich wieder ganz meinen Lastern zu widmen. Ich hatte ein attraktives puerto-ricanisches Mädchen

namens Luz kennengelernt. Sie hatte mit ein paar Begleitern den Lewis-Kampf besucht, und wir begannen danach, miteinander auszugehen. Sie lebte in Spanish Harlem in New York City. Im Herbst zog ich bei ihr ein. Die Umgebung erschien mir irgendwie vertraut. Verlassene Gebäude, der kleine Dope-Verkäufer auf der Straße, Leute, die mit einer Überdosis in den Hauseingängen lagen, eine fette Lady, die einen Kinderwagen mit einem drogenabhängigen Neugeborenen eine schmutzige Seitengasse entlangschob, oder besoffene Niggas, die aufeinander schossen. Ich fühlte mich in meinem Element, sorry.

Es ist vielleicht nicht gut für mich, in meinem Element zu sein, aber wenn ich einmal dort bin, schärfen sich meine Sinne, werde ich paranoid, gerate in Bewegung und wechsle in den Überlebensmodus. Nach meinem Umzug nach Spanish Harlem wurde ich wieder zum guten, alten Brownsville-Mike. Die Leute gaben mir etwas zu essen. Ich bekam mein Rauschgift umsonst. Ich begann, in den Drogenhöhlen herumzuhängen. Zuerst klatschte ich so einen Ghettotypen ab und ließ ihn ein Foto von mir machen, und dann zog ich in eine Dope-Höhle, in der eine nackte Frau die Kokainbeutel füllte. Wenn ich dann Koks schnupfte, kam ihr Chef zu mir und sagte: „Nein, der Scheiß da ist für die dummen Crack-Niggas. Das da ist der echte Stoff. *Die* Flocken musst du probieren, Poppy.“ Ich nahm einen Sniff, und meine Augäpfel froren ein.

Ich besuchte regelmäßig das Restaurant an der Ecke, und man servierte mir das Essen umsonst. Ich aß Reis und Bohnen, und man füllte mich bereits früh am Morgen mit Alkohol ab. Ab und zu kamen ein paar meiner Gangsterfreunde in ihren Rolls Royces und Sportwagen vorbei.

„Was zum Geier tust du dort bei all diesen Pennern?“, fragte mich einer von ihnen. „Du kannst doch in meinem Haus leben.“

„Nein, hier geht mir’s gut, Nigga“, erwiderte ich. „Das ist mein Mädchen, hier fühle ich mich wohl.“

„Mike, du musst bei den Niggas dort oben aufpassen“, warnte er mich.

„Ach was, Mann. Die Leute hier sind in Ordnung“, erklärte ich ihm.

Ich hing mit diesen Leuten herum und wusste tief in meinem Herzen, dass ich zu ihnen gehörte. Das sind eben die Regeln im Ghetto: Die Leute versorgten mich umsonst mit Essen und Drogen und kümmerten sich um mich, aber wenn es ein Problem gab, musste ich zu ihnen stehen. Ich hatte meine Laster, aber die Leute in meinem Viertel verstanden, wie ich tickte.

Ich machte damals mit wenigstens 20 unterschiedlichen Frauen herum, die möglichst nichts voneinander wissen sollten. Manchmal kollidierten jedoch ihre Welten, und ich musste die Folgen tragen. Eine Frau, mit der ich mich traf, hörte plötzlich, dass ich mit einer anderen zusammen war. Eigentlich hätte man denken sollen, dass sich kein Mädchen, das einigermaßen bei Verstand war, mit einem Mike Tyson anlegen würde. Wenn sie jedoch wütend wurden, war ihnen das vollkommen egal. Sie schlugen auf mich ein und zerkratzten mir das Gesicht. Wenn ich dann dachte, alles wäre vorüber und sie hätten sich wieder beruhigt, traf mich plötzlich ein Stein am Kopf, und sie waren wieder so stinkig wie Katzenkotze.

Am 13. Januar 2003 wurde ich endgültig geschieden. Monica bekam das Haus in Connecticut, ihr eigenes Haus und einen Anteil von 6,5 Millionen Dollar an meinen zukünftigen Einnahmen. Am Ende würde sie dafür eine Pfandverschreibung auf mein Haus in Vegas erhalten. Zu diesem Zeitpunkt trat sie mir gegenüber äußerst feindselig auf, aber es machte mir nichts aus, ihr das ganze Geld zu geben. Ich bin ein Straßenjunge. Ich würde einfach wieder auf der Straße meine kleinen Geschäfte machen, wie ich es seit jeher gewohnt war.

Wenngleich mein Herz nicht mehr am Boxen hing, musste ich damit doch immer noch mein Geld verdienen. Shelly vereinbarte für den 22. Februar 2003 einen Kampf gegen Clifford Etienne. Eine Woche vor diesem Kampf ließ ich mir ein neues Tattoo stechen, das später berühmt-berüchtigt werden sollte. Ich erklärte dem Tätowierungskünstler S. Victor Whitmill alias Paradox, dass ich gerne ein Gesichts-Tattoo hätte. Ich hasste meine Visage und wollte mir irgendwie ein neues Gesicht verschaffen. Zuerst schlug ich vor, winzige Herzchen über mein ganzes Gesicht zu verteilen. Es sollte keine Masche sein, um mich bei den Frauen attraktiver zu machen, ich

wollte einfach nur mein eigentliches Gesicht hinter einem Tattoo verbergen. Aber Victor weigerte sich. Er meinte, ich hätte ein gutes Gesicht. Er schlug mir stattdessen ein Maori-Stammeszeichen auf einer Gesichtshälfte vor. Ich sagte ihm, ich würde darüber nachdenken. Je mehr ich das dann tat, desto mehr mochte ich die Vorstellung, mein Gesicht mit einem Tattoo zu zieren, mit dem die Maori-Krieger ihren Gegnern in der Schlacht Angst einjagen wollten. Ich ging also zu Whitmill zurück und ließ es mir stechen.

Ich trainierte viel härter für diesen Kampf als für den gegen Lewis. Mein Kampfgewicht betrug etwas weniger als 102 Kilogramm, ich hatte also seitdem etwas mehr als vier Kilo abgenommen. Etienne hatte eine recht gute Kampfbilanz und stand in den Top Ten beider Weltranglisten, aber er hatte ein schwaches Kinn. In seinen 26 Kämpfen war er insgesamt zehn Mal zu Boden gegangen.

Eine Dokumentarfilm-Crew wollte eine Doku über mich drehen und begleitete mich eine gewisse Zeit lang fast überallhin. Als man mich filmte, wie ich meine letzte Mahlzeit vor dem Kampf spachtelte, hielt ich ihnen einen kleinen Vortrag.

„Ich hasse Mike Tyson. Ich wünsche Mike Tyson meistens das Allerschlimmste. Deswegen mag ich weder mich noch meine Freunde. Ich treibe immer alles auf die Spitze. Vielleicht werde ich im nächsten Leben ein besseres Leben haben. Deshalb freue ich mich auf diese andere Welt – ich hasse die Art, wie ich jetzt lebe, ich hasse mein jetziges Leben.“

Auf diesen Kampf war ich weit mehr fokussiert als auf den gegen Lewis. Ich wusste aber trotzdem nicht, wo mir der Kopf stand. Der Gong ertönte. Ich griff Etienne sofort an, er kam ins Straucheln und zog mich dabei mit sich zu Boden. Ich glaube, einer meiner ersten Schläge hatte ihn schwer getroffen. Wir standen wieder auf, ich duckte mich unter einem seiner Schläge hindurch, konterte mit einer kurzen Geraden, die ihn direkt am Kinn traf, und er ging zu Boden. Ich dachte eigentlich, dass er wieder aufsteht. Ich glaube nicht, dass ich so hart geschlagen hatte, dass es jemanden ausknocken könnte, aber ich kann es jetzt im Nachhinein nicht mehr genau sagen, denn der Schlag war äußerst präzise. Nachdem der

Ringrichter ihn ausgezählt hatte, half ich ihm beim Aufstehen, und wir umarmten uns. Dabei flüsterte mir Clifford etwas ins Ohr.

Kurz darauf kam Jim Gray in den Ring, um mich zu interviewen.

„Er hat dir etwas ins Ohr gesagt, das niemand hören konnte. Was genau hat er dir denn gesagt?“

„Um ehrlich zu sein, sagte er: ‚Du musst aufhören, immer wieder diese Nummer abzuziehen, und das Ganze endlich ernst nehmen. Du nimmst das alles nicht ernst, deshalb bist du jetzt auch hier und spielst einfach nur rum.‘ Er hat die Wahrheit gesagt.“

„Und er hat recht, oder?“, fragte Jim.

„Ja, hat er. Ich bin einfach nur glücklich, zurück in Memphis zu sein und eine ordentliche Show abgeliefert zu haben. Ich bin froh, dass Bruder Clifford mir diesen Kampf gewährt hat. Die Leute verstehen einfach nicht, dass man gegeneinander kämpft und sich trotzdem lieben und sich gegenseitig Respekt erweisen kann. Dabei sind wir so erzogen worden, und das ist unser Lebensstil.“

„Mike, warst du in der Woche vor dem Kampf wirklich krank? Was war los?“

„Ich habe mir den Rücken gebrochen.“

„Was meinst du damit, du hast dir den Rücken gebrochen?“

„Mein Rücken ist gebrochen.“

„Ein Wirbel oder ein Stück …?“

„Mein Rückgrat.“

„Ist das beim Sparring passiert?“

„Nein, bei einem Motorradunfall. Mein Arzt hat es herausgefunden. Ich habe eine ganze Zeit lang täglich 2.500 Sit-ups mit einem 9-Kilo-Gewicht absolviert, bis ich mich eines Tages nicht mehr bewegen konnte. Ich habe meinen Arzt gefragt: ‚Was ist los?‘, und der hat mir geantwortet: ‚So unglaublich es klingt, das Rückgrat ist angebrochen.‘“

„Hast du im Moment Schmerzen? Hast du dir eine Spritze geben lassen? Wie hast du es durch diesen Kampf geschafft?“

„Ich kann mir keine Spritzen geben lassen, denn man wird mich ja hinterher testen. Also, Lob und Preis sei Allah, ich weiß es nicht. Ich bin nur glücklich, dass ich noch boxen und hart und genau schlagen kann."

„Warst du wirklich bereit für diesen Kampf, Mike, ich meine, dein Trainer Freddie Roach hat dir doch vier Tage vor dem Kampf geraten, nicht zu kämpfen. Warst du bereit?"

„Nein, aber ich war verpflichtet. Ich musste ein Mann sein und boxen. Ich habe in meiner Karriere schon viel zu viele Kämpfe abgesagt, und ich wollte nicht, dass jemand denkt, ich hätte Angst. Außerdem brauchte er das Geld, ich brauche immer Geld, und ich bin froh, dass wir beide es getan haben. Ich respektiere ihn als Menschen, und er gehört zu meinen Freunden."

Gray fragte mich dann, ob ich als Nächstes erneut gegen Lewis kämpfen würde. Alle spekulierten darüber. Ein großer Rückkampf gegen Lewis hätte allen möglichen Leuten eine Menge Geld eingebracht.

„Im Moment bin ich noch nicht so weit, gegen ihn zu kämpfen. Ich bin nicht daran interessiert, noch einmal geschlagen zu werden. Ich weiß nicht, ob ich überhaupt noch mal kämpfen will, wenn ich als Nächstes gegen Lewis boxen muss. Ich möchte erst einmal meine eigenen Angelegenheiten wieder auf die Reihe bringen. Ich bin total durch den Wind, ich möchte erst mal mein eigenes Leben regeln."

Ich nahm diese düstere Stimmung mit in meine Hotelsuite, in die mich die Dokumentarfilmcrew begleitete. Ich stellte eine Videoverbindung mit meinen Kindern her, um mich zu vergewissern, dass sie gesehen hatten, wie ihr Daddy gewann. Dann warf ich das Kamerateam aus dem Zimmer und begann, mit meinem Gangster- und Zuhälterfreund eine Party zu feiern. Er hatte einige seiner Mädels mitgebracht. Außerdem war noch ein weiteres Mädchen da, das die Freundin einer gemeinsamen Freundin war. Ich schnupfte etwas Koks, rauchte ein wenig Gras, und schon verbesserte sich meine Laune. Wir öffneten ein paar Flaschen Dom Pérignon. Mein Freund erzählte Geschichten aus seinem Kiez, und wir lachten, und ein Mädchen,

die Freundin einer Freundin, sagte im Scherz: „Oh, du kannst wirklich gut Scheiße labern, Nigga.“

BUMM! Mein Freund griff sich eine Champagnerflasche und schlug sie ihr auf den Kopf. Ich versuchte noch, ihn aufzuhalten, aber er war zu schnell. Das Blut schoss ihr aus dem Kopf wie eine Ölfontäne.

Ich dachte, mein Leben sei jetzt endgültig ruiniert. Wir waren hier im Süden. Das Mädchen schrie wie am Spieß. Und sie war mit einem bekannten Promi verheiratet. Mein Freund müsste alle diese Leute jetzt umbringen, und ich würde damit in Verbindung gebracht werden. Dann unterhielten sich mein Freund und dieses Mädchen urplötzlich wieder einigermaßen manierlich miteinander. Das war diese Zuhälter-Nutte-Scheiße, die ein Außenstehender einfach nicht verstehen kann.

Ich hatte für den Etienne-Kampf fünf Millionen Dollar bekommen, steckte jedoch auch danach noch tief in den roten Zahlen. Meine Klage gegen Don King war immer noch durch alle Gerichtsinstanzen unterwegs. Don wurde jedoch etwas nervös, wenn er daran dachte, was ich bei meiner anstehenden gerichtlichen Aussage alles gegen ihn vorbringen könnte. Aus diesem Grund begann er, vorsichtig die Fühler auszustrecken, ob man sich vielleicht doch noch auf andere Weise verständigen könnte. Damals war ich eine Art „Free Agent“, also geschäftlich mein eigener Herr, denn ich hatte auch mit Shelly keinen langfristigen Managervertrag abgeschlossen. Don glaubte deshalb, er könne mich umwerben, mir etwas Geld unter die Nase halten, und ich käme zu ihm zurück und würde gleichzeitig meine Klage fallenlassen.

Tatsächlich brauchte ich damals dringend Geld. Ich konnte nicht jahrelang warten, bis der Prozess endlich zu Ende war, ich benötigte das Geld hier und jetzt, am besten bereits gestern. Deshalb wandte ich mich an Jackie Rowe und bat sie, mir bei den Verhandlungen mit Don zu helfen. Jackie war mein kleiner Pitbull. Wenn ich zu ihr sagte: „Baby, besorg mir das“, ging sie los und besorgte es mir oder regelte die Sache für mich. Und dann konnte ich mich wieder bis obenhin zudröhnen.

Im April dieses Jahres brachte Jackie Don tatsächlich dazu, mir drei Mercedes zu kaufen. Ich ließ ihn einen auf Jackies Namen, einen auf Luz' Namen und den dritten auf meinen Freund Zip zulassen. Wir begannen, mit Don unser Spielchen zu spielen, und erzählten ihm, wir würden unsere Klage vielleicht fallenlassen, wenn er noch etwas Geld und noch ein paar Autos herausrücken würde. Don lud mich in der Folge immer wieder zu sich nach Hause ein, weil er glaubte, er könne mich schließlich doch insoweit übertölpeln, dass ich einen neuen Vertrag mit ihm schloss. Jedes Mal verprügelte ich ihn stattdessen oder beklaute ihn.

Einmal brachte ich zwei Freunde aus meiner Kindheit auf Dons Hotelzimmer mit. Als wir dort ankamen, begann Don, meine Begleiter zu bedrohen, und machte sie blöd an. „Auf mein Konto gehen drei Leichen", prahlte Don, „zwei mit Vorstrafe." Er schaute zu meinen Freunden rüber, sagte aber nichts. Sie sollten eigentlich Don Angst einjagen, aber der hatte sie eingeschüchtert. Ich schaute sie mit einer Miene an, die sagen sollte: „Verdammt, ihr seid doch angeblich so taffe Jungs."

Dann sprang ich selbst auf und schlug Don voll in die Fresse.

„Halt endlich dein Maul, du Arschficker", schrie ich ihn an.

Die beiden Typen, die ich mitgebracht hatte, um Don Angst einzujagen, sprangen jetzt ihrerseits auf, um mich von ihm wegzuziehen.

Ab da traf ich mich jedes Mal mit Don, wenn er es vorschlug. Ich bin echt froh, dass ich in dieser Phase meines Lebens nicht mehr die Traute wie in jüngeren Jahren hatte, denn sonst hätte ich Don irgendwann den Hals umgedreht. Einmal rief mich Don an und teilte mir mit, er komme in meinem Büro in Vegas vorbei, um dort 100.000 Dollar für mich abzugeben. Mein Freund Zip war gerade in der Stadt, und so warteten wir beide, bis Don bei mir auftauchte.

Don kam dann tatsächlich mit einer ganzen Papiertüte voller Geldscheine an.

„Ich muss noch ein paar andere Leute bezahlen", sagte er und begann dann, 100.000 Dollar abzuzählen. Zip ging zu ihm hinüber, griff sich ganz ruhig die ganze Tüte und brachte sie mir.

„Vielen Dank. Bitte begleite Don zur Tür“, sagte ich.

Zip packte Don am Arm und führte ihn hinaus.

„Ich und der Champ werden es jetzt zusammenrechnen“, sagte Zip.

„Hey, Mann, ich brauche das Geld. Ich muss ein paar Leute ausbezahlen. Das habe ich euch doch erzählt“, sagte Don.

„Bis später, Don, es war mir eine Freude, dich kennenzulernen. Ich war schon immer ein großer Fan von dir“, sagte Zip und schlug ihm die Tür vor der Nase zu. Wir zählten das Geld und fanden heraus, dass in dieser Tüte total viel Kohle war.

Mein Anwalt Dale Kinsella hörte von meinen Treffen mit Don und schickte Dons Anwalt Ende Mai einen Brief:

„Ich bin entsetzt über das, was in den letzten 30 Tagen unter Mitwirkung Ihrer Kanzlei vorgefallen ist.

1. Jerry Bernstein und ich sind Mikes offizielle Rechtsvertreter. Eine Vereinbarung, bei deren Ausarbeitung wir vollkommen ausgeschlossen waren, wird bei jedem, vor allem jedoch bei Richter Daniels, ernsthafte Zweifel bezüglich ihrer Gültigkeit und Tragfähigkeit aufkommen lassen.

2. Don scheint aus dem Verlauf des bisherigen Verfahrens überhaupt nichts gelernt zu haben. Don versucht immer wieder, Mike in einem Büro oder Hotelzimmer abzusondern und ihn *dann ohne jede unabhängige rechtliche oder finanzielle Beratung, die ja gerade den Kern dieses Rechtsverfahrens darstellt,* irgendwelche Schriftstücke unterzeichnen zu lassen. Ich weiß wirklich nicht, was sich irgendwer auf Ihrer Seite des Tisches dabei denkt.

3. Mikes Neigung, Vereinbarungen, nicht zuletzt Vergleichsvereinbarungen, unter dem Einfluss von Menschen zu unterzeichnen, denen er vertraut, die er respektiert und/oder von denen er glaubt, dass er ihnen (wenn vielleicht auch nur im Moment) vertrauen kann, ist gut dokumentiert. Seine jüngste Entscheidung, seine Scheidungsvereinbarung mit Monica ohne rechtlichen oder finanziellen Ratschlag abzuschließen (die aufgrund unzulässiger Beeinflussung

zurückgenommen werden musste), ist ein gutes Beispiel für das, wovon ich hier rede.

4. Falls und wenn Mikes Anspruch verhandelt wird und falls und wenn Jerry, Sie und ich aufgefordert werden, vor Gericht dazu Stellung zu nehmen, werden diese Angelegenheiten neben etlichen anderen zweifellos eine Rolle spielen. Ich stimme mit dem Gericht überein, dass Mikes Fall sein Fall und nicht der seiner Anwälte ist, aber zu jedermanns Nutzen sollte (und muss wahrscheinlich) jede Vereinbarung zwischen Mike und Don von jemand überprüft werden, der Mike rechtlich vertritt.

In diesem Zusammenhang würde ich es begrüßen, wenn Don und/oder Ihre Kanzlei mir mitteilen könnten, was genau hier gerade vorgeht."

Dale konnte nicht wissen, dass ich einige Wochen vor der Abfassung dieses Briefes Jackie beauftragt hatte, mit Don hinter dem Rücken meiner Anwälte zu verhandeln. Mein Assistent Darryl hatte Jackie mitgeteilt, dass wir noch genau 5.000 Dollar auf dem Konto hätten. Wir hatten kein Geld, um die Hausrechnungen, die Wartungsarbeiter oder irgendwas sonst zu bezahlen. Jackie kam sofort nach Vegas und begriff, wie katastrophal meine finanzielle Lage war.

„Ich will mein verdammtes Geld von Don", erklärte ich ihr.

Don war begeistert, von Jackie zu hören. Er wollte unbedingt einen Vergleich mit mir erreichen, weil für den kommenden September endlich eine Gerichtsverhandlung angesetzt worden war. Sobald wir das hörten, erklärte mir Jeff Wald, dass Don jetzt mit seinen magischen Tricks beginnen würde und wir wieder einmal sehen würden, warum er *Don King* war. Jeff wusste jedoch nicht, dass Jackie gerade mit Don Gespräche führte, um etwas Geld von ihm zu bekommen. Don bot mir 20 Millionen Dollar an, wenn ich ihn wieder meine Kämpfe promoten ließe. Ich erklärte ihnen, dass ich vor jeder endgültigen Vereinbarung drei Dinge zurückhaben wollte, die Don immer noch in seinem Besitz hatte: einen grünen Rolls Royce, ein Gemälde, das mir der italienische Ministerpräsident Silvio Berlusconi geschenkt hatte und das angeblich eine Menge wert war, vor allem aber eine

Zeichnung von mir inmitten von X-Men-Figuren, die Stan Lee angefertigt hatte.

Don rief Jackie an und erklärte ihr, er würde uns nach Florida hinunterfliegen und im Delano-Hotel unterbringen, wo wir eine Abmachung aushandeln könnten. Jackie, ihr Sohn, meine Freundin Luz und ich flogen in Dons Privatjet in den Süden. Ich hatte einen großen Block Kokain und eine Reisetasche mit einem halben Pfund Marihuana dabei. Im Flugzeug begann ich, Koks zu schnupfen, Joints zu rauchen und auf meinem Discman Musik zu hören. Ich war bereits higher als das Flugzeug, als mich plötzlich eine Erkenntnis überkam.

„Das ist mein gottverdammtes Flugzeug. Ich habe dieses Flugzeug bezahlt. Und dieser Arschficker tut so, als tue er mir einen Gefallen, wenn er mich in meinem eigenen gottverdammten Flugzeug in den Süden fliegen lässt. Dieser Nigga verarscht mich."

Jetzt begann das Rauschgift, immer weiter in meinem Kopf zu rumoren. Ich flippte aus und wurde eifersüchtig.

Don holte uns auf seinem Privatflugplatz in seinem Rolls ab. Am Steuer eines zweiten Autos, das einige von Dons Geschäftspartnern beförderte, saß Isadore Bolton, der mein Chauffeur war, bevor Don ihn mir abgeworben hatte. Wir fuhren auf der Autobahn I-95 von Fort Lauderdale in Richtung Miami. Don fuhr den Rolls, neben ihm saßen Jackie und ich, Luz und Jackies Sohn saßen hinten. Don plauderte irgendwelches unverfängliches Zeug, aber mein Neid und meine Wut übermannten mich, und ich schlug ihm von hinten an den Kopf. Bum! Man dreht einem neidischen Koks-Junkie eben nicht den Rücken zu.

Don verlor kurz die Kontrolle über das Auto und driftete auf den Seitenstreifen ab, während ich ihn vom Rücksitz aus würgte.

„Nein, nein, lass ihn los, Mike!", schrie Jackie.

Inzwischen hatte Don das Auto angehalten. „Jackie, halt diesen Nigga fest! Ich komme zu dir nach vorne", rief ich.

„Okay, ich habe ihn", sagte sie.

Ich stieg aus, um die Vordertür aufzureißen und weiter auf ihn einzuschlagen, aber Jackie war dermaßen schockiert, dass sie sich nicht rühren konnte, und Don gab Gas und brauste auf dem Seitenstreifen davon.

Jetzt stand ich ganz allein am Rand des Highways. Nach 100 Metern hielt Don an und ließ Jackie, ihren Sohn und Luz aussteigen. Sie kamen zu mir zurück und hatten sogar meine Tasche mit dem halben Pfund Gras dabei. Als ich selbst aus dem Wagen gesprungen war, hatte ich den Koks-Block immer noch bei mir.

„Warum hast du ihn davonfahren lassen, Jackie?“, schrie ich. „Jetzt stehen wir hier draußen auf der Scheißautobahn.“

Autos und Lastwagen brausten an uns vorbei. Plötzlich hielt Isadore neben uns an. Er sollte uns abholen und hatte unterwegs unser Auto aus den Augen verloren und Don angerufen. Der hatte ihm schließlich gesagt, er solle umdrehen und uns aufsammeln.

Isadore ließ das Seitenfenster herunter und forderte mich auf, in den Wagen zu steigen.

„Fick dich, du Arschficker“, schrie ich ihn an.

Als er die Tür aufriss und ausstieg, fiel ich sofort über ihn her. Ich schlug ihm zweimal ins Gesicht und zerschmetterte ihm dabei den linken Augenhöhlenboden. Die Wucht der Schläge schleuderte ihn nach hinten, und er fiel rückwärts quer über seinen Fahrersitz. Ich packte sein Bein und biss hinein. Er trat aus und konnte mich so abschütteln und die Tür schließen und verriegeln. Ich schlug auf das Außenblech der Tür ein und verbog den Stahl des Türrahmens. Ich wollte gerade das Seitenfenster einschlagen, als Isadore losbrauste.

Seine Schuhe lagen immer noch auf dem Randstreifen, und er musste jetzt barfuß fahren.

Kurz darauf traf die Bullen ein. Sie sprachen mit uns, ohne zu ahnen, dass ich einen halben Kokain-Ziegel dabeihatte und Luz ein halbes Pfund Marihuana in ihrer Reisetasche mit sich herumtrug. Diese Bullen waren jedoch so begeistert, mich zu sehen, dass sie uns nicht einmal fragten, was wir vier allein am Rand des Highways wollten. Jeden anderen hätten sie

wegen des Grases eingebuchtet, und diese Menge Koks hätte ihn in Florida lebenslang ins Gefängnis gebracht. Ich war eben immer schon ein Extremist. Warum konnte ich nicht einfach ein paar Gramm Koks kaufen? Nein, es musste gleich ein halber Ziegel sein. Sogar die Jungs, die ihn mir verkauften, hatten mich gewarnt: „Mike, bei dieser Menge giltst du als Drogenhändler. Die Polizei wird dir nicht abnehmen, dass du einen halben Ziegel Koks als Eigenbedarf benötigst.“

Die Bullen boten uns sogar an, uns an unseren Bestimmungsort zu bringen. Wir zwängten uns alle zusammen in einen Streifenwagen, und sie fuhren uns nach Miami. Don hatte uns in South Beach ein halbes Stockwerk reserviert, in das wir jetzt einzogen. Jackie konnte Don sogar dazu überreden, uns trotz allem etwas Geld zu geben. Tatsächlich schickte er einen Typen vorbei, der uns ein paar 100 Dollar brachte.

Wir feierten einen vollen Monat lang die Nächte durch. Dann kam ein Freund von mir in seinem Tour-Bus vorbei, wir gabelten ein paar Mädels auf und fuhren alle zusammen die ganze Ostküste hoch.

Im Juni hatte ich schon wieder eine Vaterschaftsklage am Hals. Ein verlogenes Frauenzimmer namens Wonda Graves behauptete, ich hätte sie 1990 vergewaltigt und mit einem Jungen geschwängert. Dieser Scheiß-Anwalt Raoul Felder, der schon Robin Givens vertreten hatte, nahm sich des Falles an und prahlte, dass er „Mike Tyson erneut im Ring besiegen“ werde. Sie krochen jedoch beide wieder in ihre Gosse zurück, als das Ergebnis des DNA-Tests vorlag, der eine nullprozentige Chance ergab, dass ich der Vater war.

Aber ein Engel war ich damals auch nicht. Ende Juni besuchte ich Dave Malone, meinen Freund aus Kindertagen, und wir ließen in Brownsville unsere Tauben fliegen. Am Abend fuhr mich Dave ins Marriott-Hotel zurück, in dem ich abgestiegen war. Vor dem Hotel kamen zwei betrunkene Typen auf mich zu, die ebenfalls auf dem Weg ins Hotel waren, und baten mich um ein Autogramm. Ich hatte wieder einmal viel zu viel Kokain geschnupft. Ich erzähle Ihnen jetzt mal etwas über mich. Wenn ich spätabends oder früh am Morgen high bin, sollte man mir besser nicht

begegnen. Dann bin ich nämlich echt fies und suche Stress. Manchmal habe ich dann gewaltige Stimmungsumschwünge, fast wie bei Jekyll und Hyde.

Diese beiden Puerto Ricaner kamen also auf mich zu und baten mich um ein Autogramm. Ich forderte sie auf, sich zu verpissen.

„So toll bist du nun auch wieder nicht“, sagte einer von ihnen. „Wir haben nämlich Waffen, und du hast nur deine Fäuste.“

Wäre ich nüchtern gewesen, wäre wahrscheinlich nichts passiert. Aber ich war high vom Koks und jagte sie deshalb durch die Lobby und die Rolltreppe hinauf. Oben angekommen, schlug ich einen von ihnen mit einem einzigen Schlag k.o. Der andere versteckte sich hinter dem Empfangsschalter, aber ich zog ihn heraus und prügelte auf ihn ein. Ich ließ erst von ihm ab, als die Sicherheitsleute des Hotels anrückten.

Diese Keilerei war meine Schuld. Ich bekam eine Anzeige wegen Körperverletzung, und die beiden anderen wegen Bedrohung und Belästigung. Am nächsten Tag musste ich vor Gericht erscheinen. Als ich zurückkam, zeigte ich meinen Freunden Dave und Zip das dicke Vorstrafenregister, das Teil des Gerichtsprotokolls war.

„Mensch, das sind aber geborene Rowdys“, sagte Dave. „Schaut euch nur mal ihr Strafregister an.“

„Hey, das ist meine Vorstrafenliste“, korrigierte ich ihn.

„Mann, wir hängen doch hier mit dir rum, weil du ein Promi bist und uns gut aussehen lässt!“, rief Zip. „Und dann hast du ein schlimmeres Strafregister als wir, Nigga.“

Ich lebte damals einfach so in den Tag hinein. Ich war den ganzen Mist um mich herum leid, und ich hatte nicht das Gefühl, dass ich irgendeinem aus meinem Camp trauen konnte. All diese machiavellistischen Machtspiele gingen mir auf den Sack, also entließ ich mein gesamtes Management-Team.

Jetzt kümmerte sich nur noch Shelly um das, was von meiner Karriere noch übrig war. In meinem Vertrag mit Lennox Lewis gab es eine Rückkampf-Klausel. Lennox hätte gern noch einmal gegen mich geboxt, weil er sich einen weiteren großen Zahltag wünschte. Aber ich wollte nicht

zwei Mal den Arsch versohlt bekommen. Ich zweifelte nicht daran, dass ich Lennox mit der richtigen Einstellung und in Topform besiegen könnte. Aber ich hatte damals mein Interesse am Boxen verloren und interessierte mich nur noch für Drogen.

Shelly und Lewis' Leute hatten dann die Idee, ich könnte im Vorprogramm von Lennox' nächstem Meisterschaftskampf auftreten. Ich sollte sogar als „Co-Headliner" aufgeführt werden. Trotzdem fühlte ich mich gedisst und lehnte deshalb Lewis' Angebot ab. Sein Management verklagte daraufhin mich und Don King auf einen Schadensersatz von 385 Millionen Dollar. Sie behaupteten, King habe mich dazu verleitet, diesen Vertrag nicht einzuhalten, damit er meine nächsten Kämpfe promoten könne.

Meine einzige Chance, zu Geld zu kommen, war jetzt nur noch mein eigener Prozess gegen Don King. Inzwischen wusste Jeff Wald jedoch, dass ich mich hinter seinem Rücken mit Don getroffen hatte, und war entsprechend wütend. Er erklärte mir, dass Don regelmäßig alle Gerichtsverfahren gegen ihn bis kurz vor dem tatsächlichen Prozess verzögern würde, um sich dann im letzten Moment mit seinem Gegner zu vergleichen. Jeff und Dale Kinsella versicherten mir, wir könnten von den 100 Millionen Dollar, die wir verlangten, bestimmt 60 Millionen Dollar bekommen, und ich erhielte vielleicht sogar meine Boxfilm-Sammlung zurück, die mir in den kommenden Jahren kontinuierlich Geld einbringen würde. Wir müssten nur noch bis zum Prozesstermin im September durchhalten.

Aber meine finanzielle Zwangslage hatte inzwischen solche Ausmaße angenommen, dass die Leute in meiner Umgebung mir rieten, Insolvenz anzumelden. Jackie und ich trafen uns in dieser Zeit häufig mit Jimmy Henchman, dem Rap-Unternehmer und Firmenchef von Czar Entertainment, der unter anderem den Rapper Game managte. Jimmy machte mich mit Barry Hankerson, dem Plattenproduzenten und Manager von Toni Braxton und R. Kelly, bekannt. Sie alle drängten mich, möglichst bald Insolvenz anzumelden. Hankerson hatte Jackie geraten, ich sollte eine

Insolvenz nach Chapter 11 des Insolvenzrechts der Vereinigten Staaten einreichen. Jackie ging daraufhin ins Internet, um den Begriff „Chapter 11-Insolvenz“ zu googeln. Damit hatte ich es in dieser Zeit also zu tun. Jackie war ein lieber, anständiger Mensch, aber das ging auch weit über ihren Horizont hinaus. Keiner von uns hatte die geringste Ahnung vom Finanzwesen oder gar von Konkursen oder Insolvenzen, wir wollten einfach Spaß haben und Geld ausgeben.

Schließlich rief ich Jeff Wald an und erzählte ihm, dass alle möglichen Leute mir vorschlagen würden, Insolvenz anzumelden.

„Mach das bloß nicht! In dem Moment, in dem du Insolvenz anmeldest, haben wir keinerlei Kontrolle über unseren Prozess gegen Don King mehr. Von da an ist der Insolvenzrichter am Zug. Wir können dann gar nichts mehr machen“, erklärte er mir.

„Gut, aber wenn ich verliere?“, fragte ich.

„Du wirst nicht verlieren. Das gebe ich dir schriftlich“, versicherte er mir.

Ich war mir da nicht so sicher. In der ersten Vorverhandlung gegen Don hatte ich ihm im Zorn einen ganzen Krug Wasser in den Schoß geschüttet. Und jetzt konnte Don auch noch meinen Ausraster in Florida gegen mich verwenden.

Wald war überzeugt, dass Don alle meine Freunde einschließlich Jackie bearbeitete, sie sollten mich dazu bringen, Insolvenz anzumelden. Er rief mich immer wieder an und bat mich direkt flehentlich, dies nicht zu tun. Aber ich konnte mir nicht vorstellen, dass sich meine Freunde von Don bestechen ließen.

Als ich wieder einmal die Berge unbezahlter Rechnungen betrachtete, entschied ich mich, Insolvenz anzumelden. Hankerson besorgte mir einen Insolvenzanwalt, und wir reichten am 1. August 2003 die Insolvenz nach Chapter 11 ein. Noch am selben Tag ging ich mit Hankerson, Henchman und meinem Leibwächter Rick auf dem Rodeo Drive in Beverly Hills einkaufen. Hey, dass ich Insolvenz angemeldet hatte, bedeutete noch lange nicht, dass ich überhaupt kein Geld mehr hatte. Mir fehlten nur 100 Millionen Dollar, um meine Schulden zu bezahlen.

Ich machte immer noch kleine Geschäfte. Die Medien machten aus der Tatsache, dass ich an diesem Tag auf dem Rodeo Drive shoppen ging, eine große Sache, aber sie gingen natürlich nicht mit mir in die Geschäfte. So redete ich etwa mit dem Moslem, der einige der dortigen Luxuskleiderläden führte, und spielte meine Moslemkarte aus, damit er mir einen Sonderpreis einräumte.

„Wie wäre es, wenn ich dir 1.500 Dollar für diesen 3.000-Dollar-Anzug gebe, mein Bruder. Du kennst doch die goldene Regel des Islam: Wünsche deinem Bruder, was du für dich selbst wünschst."

Am nächsten Tag konnte man jede kleine Einzelheit meiner finanziellen Lage in den Zeitungen lesen. Ich hatte etwa 27 Millionen Dollar Schulden. Davon waren 17 Millionen Steuerrückstände, die ich dem IRS und der britischen Steuerbehörde schuldete. Die restlichen 10 Millionen waren persönliche Auslagen, einschließlich des Geldes, das ich Monica aufgrund der Scheidungsvereinbarung schuldete, Hypothekenschulden bei Banken und enorme Gerichts- und Anwaltskosten.

Diese ganze Insolvenz-Scheiße pisste mich derartig an, dass ich einfach mein Haus aufgab.

„Scheiß drauf, nehmt dieses verdammte Haus", erklärte ich meinen Anwälten, und sie versteigerten es an den Meistbietenden. Ich war rund um die Uhr dermaßen high, dass ich überhaupt nichts mehr auf die Reihe bekam, außer täglich in den Kraftraum zu gehen. Obwohl kein Kampf anstand, machte ich Krafttraining, und danach dröhnte ich mich wieder mit Drogen zu.

Tatsächlich war ich ziemlich anpassungsfähig. Ich konnte sowohl in der Gosse als auch in absolutem Luxus leben. Ich kannte alle Tricks und spielte mit dem Leben. Selbst in der Gosse hatte ich meine 2.000-Dollar-Hosen und –Schuhe an. Ich hatte keinen roten Heller in der Tasche, aber ich führte große Reden und riss die Mädels auf.

Ich verbrachte einige Zeit bei Shelley, der Mutter meines Kindes, in Phoenix. Dave Malone reiste aus New York an, und wir hingen eine Weile zusammen rum. Ich war so arm, dass wir manchmal zum Dinner nur

Cornflakes und Twizzlers, eine Art Fruchtgummischnüre, aßen. Wir hatten kein Geld, um irgendwas zu unternehmen, also setzten wir uns in den Garten hinter dem Haus und schauten meinen Tauben beim Fliegen zu. Ab und zu organisierte ich irgendwo eine Autogrammstunde, bei der ich 25 Dollar für ein Autogramm verlangte, um endlich wieder einmal ein paar Kröten in der Tasche zu haben. Ich war so arm, dass ein Cyberdieb, der meine Kreditkartennummer gestohlen hatte, sich im Internet beschwerte, dass er damit nicht einmal ein einziges Essen bezahlen konnte.

Meine Lage hatte jedoch auch ihre Vorteile. Ich fuhr zurück an die Ostküste und besuchte meinen Freund Mario Costa, der einige meiner Tauben in seinem eigenen Schlag hinter der Ringside Lounge, einem Restaurant mit Bar in Jersey City, aufgenommen hatte. Es war ein wunderbarer Nachsommertag, und wir saßen einfach nur da und erfreuten uns an unseren Tauben. Ich schlief ein, und Mario ließ mich allein. Zwei Stunden später wachte ich auf und rief: „Ich bin reich! Ich bin reich!“ Mario eilte aus seinem Lokal herbei.

„Alles okay, Champ?“, fragte er besorgt.

„Ich bin reich, Mario“, sagte ich. „Ich habe keine Uhr, kein Geld und kein Telefon, aber ich fühle mich so entspannt und friedlich. Keiner sagt mir, geh hierhin, geh dorthin, mach dies oder mach das. Ich hatte Autos, die ich nie gefahren habe. Ich wusste nicht einmal, wo deren Schlüssel waren. Ich hatte Häuser, in denen ich nie gewohnt habe. Jeder hat mich beklaut. Jetzt habe ich nichts mehr. Keiner ruft mich an, keiner belästigt mich, keiner will etwas von mir. Es ist alles so friedlich. Das ist Reichtum, Mann!“

Ein paar meiner Freunde griffen mir dann unter die Arme. Mein Freund Eric Brown und sein Bruder gaben mir 50.000 Dollar als Vorschuss für künftige Dienste für ihre Firma CMX Productions. Ich hätte danach alles für sie getan, musste jedoch nie etwas tun.

Im August trat mein Freund Craig Boogie in Verhandlungen mit den Leuten ein, die die Kampfsportart K-1 in Amerika bekanntmachen wollten. Da ich damals quasi obdachlos war, quartierten mich die K-1-Leute in einer Suite im Beverly Wilshire Hotel in L.A. ein und trugen alle meine Auslagen

und Kosten. Das war auch dringend nötig. Man hatte mich bereits aus jedem großen Hotel am Strip von Las Vegas rausgeworfen. Im Gegenzug absolvierte ich Werbeauftritte für sie.

„Mike, du musst bei dieser Veranstaltung in Hawaii in der ersten Reihe sitzen."

Peng, schon flog ich nach Hawaii rüber. Im nächsten Monat reiste ich irgendwo anders hin. Mal bekam ich 50.000, dann wieder 100.000 Dollar für mein Erscheinen. Ich verdiente jetzt all dieses Geld fürs Nichtstun. Statt jedoch mit diesem Geld meine Schulden abzuzahlen, kaufte ich mir einen Aston Martin Vanquish und ein Cabrio von Rolls Royce. Ich hatte jetzt all diese Autos, aber keinen Ort, wo ich damit hinfahren konnte. An jedem verdammten Tag ging ich auf dem Rodeo Drive shoppen. Ich stand in diesen Läden, schaute in den Spiegel und dachte darüber nach, was ich anziehen sollte, wenn ich am Abend groß ausgehen würde. Ich trug 3.000-Dollar-Hosen, ein 4.000-Dollar-Hemd und einen 10.000-Dollar-Blazer. Gleichzeitig hatte ich keinen Nachttopf, in den ich pinkeln konnte, und kein Fenster, aus dem ich ihn hätte werfen können.

Im Beverly Wilshire kannte mich jeder. Wenn in einem Festsaal eine exklusive Dinnerparty stattfand, kam ich herein und setzte mich einfach an den Tisch. Wenn es eine Konferenz zwischen Israelis und Palästinensern gab, ging ich dorthin. Ich war ein Meisterschnorrer.

In meinem eigenen Zimmer schmiss ich die geilsten Partys und ließ mir Steaks, Hummer, Kaviar und Cristal-Champagner kommen. Ich lud die größten Drogendealer und Gauner ein, und wir würfelten bis spät in die Nacht. Ich zockte sie ab und laberte sie dann provozierend an.

„Ist das alles, das du hast, Nigga? Man hat mir gesagt, du wärst einer der Superspieler hier in Los Angeles. Aber das passiert eben, wenn man sich mit Iron Mike anlegt. Glaubst du etwa, ich bin nur ein Boxer? Ich bin ein stahlharter Nigga, Mann. Du kannst genauso gut Lotto spielen, von mir wirst du nämlich ganz bestimmt nichts gewinnen."

Ich lebte volle zwei Jahre in dieser Suite und feierte die Nächte durch, ich kokste und rauchte Gras und ließ mir Mädels aufs Zimmer kommen. Von all

dem Essen spät in der Nacht nahm ich zu wie ein Ballon.

Nachdem ich im August einen Vertrag mit K-1 abgeschlossen hatte, gab man eine Pressemitteilung heraus, dass ich gegen Bob Sapp kämpfen würde, einen 1,93 m großen und 177 kg schweren ehemaligen NFL-Football-Spieler, der jetzt ein großer K-1-Star war. Aber natürlich würde ich nie gegen einen Kickboxer antreten.

„Das ist eine nette Idee“, teilte ich der *New York Times* mit, als sie mich daraufhin anrief. „Aber nur wenn wir nach den klassischen Boxregeln des Marquess of Queensberry kämpfen. Ich habe keine Lust, dass mir einer gegen den Kopf tritt, verstehen Sie?“

Ich tauchte dann als Zuschauer bei der großen K-1-Kampfveranstaltung auf, die am 16. August im Bellagio in Vegas stattfand. Nachdem Bob Sapp seinen Kampf gewonnen hatte, rief er mich in den Ring und forderte mich heraus.

„Ich mache es jetzt gleich hier“, erklärte ich dem Publikum. „Gebt mir ein paar Shorts, und ich kämpfe gegen ihn noch heute Abend nach den Regeln des Marquess of Queensberry. Unterschreib den Vertrag, Big Boy.“

Das war einfach nur die übliche Wrestling-Scheiße. Ich genoss diese Auftritte.

Einige Wochen, nachdem ich ins Beverly Wilshire gezogen war, fuhr ich nach Neverland, um Michael Jackson zu treffen. Es war schön, eine Zeit lang mit Michael herumhängen zu können. Er trat damals ganz cool und ungezwungen auf und fragte mich, was ich gerade tue, und ich erzählte ihm, dass ich es im Moment ruhig angehen ließe.

„Ruhe ist gut. Ruhe ist wirklich gut“, sagte er. „Krieg so viel du kannst.“

Ich wusste damals nicht, dass er selbst überhaupt nicht mehr schlafen konnte.

Es war verrückt, jeder behauptete damals, er würde kleine Jungen belästigen, aber als ich dort war, waren die Jungs eindeutig Ghetto-Kids. Die hätten ihm bestimmt den Arsch versohlt, wenn er irgendeine Scheiße versucht hätte.

Im April 2004 trat ich zusammen mit Muhammad Ali bei einer großen K-1-Veranstaltung auf. Auch dieses Mal verkündete man, dass ich einen Kampfvertrag mit ihnen abgeschlossen hätte und dass ich noch in diesem Sommer mein Debut geben würde. Einer ihrer Stars verkündete auf einer Pressekonferenz, dass er sich darauf freue, gegen mich zu kämpfen.

„Ich würde einen Kampf nach Boxregeln akzeptieren“, sagte Jerome Le Banner. „Aber sobald ich im Ring bin, mache ich dann, was immer ich will … Ob westliches Boxen oder nicht, ich werde ihn treten … Tyson hat ja bereits ein Ohr abgebissen, jetzt wird er einen ganzen Fuß mit Schuhgröße 46 aufessen müssen.“

Ich war aber nicht verrückt genug, um gegen diese Monster zu kämpfen.

Im Juni kam es in meiner Rechtsauseinandersetzung mit Don zu einem außergerichtlichen Vergleich. Der Insolvenzrichter ließ ihn nur 14 Millionen Dollar zahlen. Don hatte also wieder einmal alle erfolgreich gegeneinander ausgespielt. Ich bekam weder die Filmrechte, noch irgendetwas anderes. Monica bekam als Erste Geld aus der zugesprochenen Vergleichssumme. Die Insolvenzanwälte kosteten am Ende mehrere Millionen Dollar und wurden sogar vor dem IRS ausbezahlt. Ich war also immer noch total pleite und ließ Shelly einen Kampf für mich besorgen. Er wählte einen englischen Boxer namens Danny Williams aus, gegen den ich am 30. Juli 2004 in Louisville kämpfen sollte. Williams war ein ehemaliger britischer Schwergewichtsmeister, der gerade ein Comeback erlebte. Tatsächlich hatte er gegen seine beiden letzten Gegner einen K.o-Sieg geschafft. Allerdings hatte er gegen Julius Francis verloren, den ich einst in Manchester besiegt hatte. Ich war also ziemlich zuversichtlich, was den Kampf gegen ihn betraf.

Nun musste ich mich wieder einmal der Presse widmen. Ein paar Wochen vor dem Kampf zeigte ich auf einer Pressekonferenz meinen gewohnten „Optimismus“.

„Ich frage mich wirklich, Mike, wo Sie in Ihrem gegenwärtigen Leben ein wenig Ruhe und Gelassenheit finden“, wollte ein Journalist wissen.

„Ich weiß es nicht. Mir ist natürlich klar, dass ich nicht der Erste bin, der sich in einer solchen Lage befindet. Sie müssen jedoch verstehen, dass ich alles, ich meine *alles*, verloren habe. Jeden, der mir jemals etwas bedeutet hat, jeden, den ich jemals geliebt habe, ich habe sie alle verloren. Mein Geld, mein Heim, ich habe alles verloren. Die Menschen, die du liebst, vertreibst du, weil du so aggressiv und verrückt bist. Du musst alle verlieren, aber dann wünschst du dir an einem bestimmten Punkt deines Lebens, dass sie zu dir zurückkehren, aber ich glaube, das ist einfach Teil unseres stetig wachsenden Schmerzes. Wir verlieren die Menschen, die wir lieben und die uns am meisten bedeuten, um unser Leben neu zu beginnen und einen Neuanfang starten zu können."

Ich nahm bis kurz vor dem Kampf Drogen. Als ich in den Ring stieg, wog ich etwas über 105 Kilogramm, war aber in ziemlich guter Form. Meine bisherigen Betreuer waren längst nicht mehr da. Ich machte meinen Leibwächter Rick zu einem meiner Eckmänner. In der ersten Runde deckte ich Williams mit Schlagsalven ein und brachte ihn fast ins Wanken. Er war jedoch ein kluger Kämpfer und begann zu klammern und überstand auf diese Weise die Runde. 30 Sekunden vor deren Ende spürte ich, wie etwas in meinem Knie entzweiging, nachdem ich einen Schlag losgelassen hatte. Später stellte sich heraus, dass es sich um einen Meniskusriss handelte. Ab der zweiten Runde kämpfte ich also nur noch auf einem Bein. In der zweiten brachte ich ihn sogar noch ein paar Mal in Verlegenheit, aber ich konnte mich kaum noch bewegen und nicht mehr ausweichen, und er beharkte mich mit harten Körpertreffern. In der dritten Runde zog ihm der Ringrichter wegen Tiefschlägen und Nachschlagens zwei Punkte ab.

In der vierten Runde war ich völlig ausgepumpt und nur noch ein stehendes Ziel. Er ließ einen ganzen Hagel von Schlägen los, und ich konnte ihnen wegen meines Knies und meiner fehlenden Kondition nicht mehr entkommen. Schließlich ging ich nach einem finalen rechten Haken zu Boden. Dort saß ich einfach, lehnte mich gegen die Seile und beobachtete den Ringrichter, wie er mich auszählte. Diese Niederlage hatte meinen Kampfgeist endgültig gebrochen.

Ich kehrte nach Phoenix in Shelleys Haus zurück und ließ mich am Knie operieren. Anschließend saß ich einige Zeit im Rollstuhl und ging an Krücken. Natürlich war das eine weitere Ausrede, um Drogen zu nehmen. Ich verfiel die nächsten Monate in tiefe Depressionen. Ich saß nur noch hinter dem Haus und ließ meine Vögel fliegen.

Ich verließ meine selbstgewählte Abgeschiedenheit, als ich im Oktober nach New York flog, um dem Boxkampf zwischen Trinidad und Majorca im Madison Square Garden zuzuschauen. Ich war mit Zip und einem neuen Leibwächter aus der Bronx dort. Als wir zu unseren Sitzen gingen, flippten die Zuschauer im Garden beinahe aus. Sie hatten mich ja ewig nicht mehr gesehen und konnten sich jetzt gar nicht mehr einkriegen. Sie standen auf und spendeten mir stehend Beifall.

Ich liebe Zip wie einen Bruder, aber in diesem Fall verstand er einfach nicht, dass mir diese Leute dadurch nur ihre Wertschätzung zeigen wollten. Er wurde richtig aufgeregt.

„Wir sind wieder da, Mike, wir sind wieder da!“, rief er. „Sie werden dich bald anrufen und dir eine Hauptrolle in einem Werbespot anbieten. Du wirst in Filmen auftreten. Wir bekommen einen gigantischen Buchvertrag. Du bist ein Teufelskerl, dass du all das durchgestanden hast, Bruder. Wir sind wieder im Geschäft!“

Dagegen stand nur die Tatsache, dass ich inzwischen zu einem ausgewachsenen Koksschnupfer geworden war.

Nach dem Kampf besuchten wir die Aftershow-Party in einem Club in Downtown Manhattan. Ich saß mit Zip bei einem Drink, als er plötzlich in Richtung Tanzfläche deutete.

„Schau mal, was dein Leibwächter macht“, sagte er.

Tatsächlich tanzte dort mein neuer Bodyguard engumschlungen mit einem weißen Mädchen, während er in der einen Hand eine Champagnerflasche hielt. Wir blieben noch eine Weile, und dann gingen ich, Zip, der Leibwächter und das Mädchen zurück in mein Hotel.

Zip und ich chillten herum und rauchten ein wenig Gras, als plötzlich jemand an die Zimmertür klopfte.

Als ich öffnete, stand irgendein Typ draußen.

„Mike, dein Leibwächter liegt mit nacktem Hintern im Aufzug.“

„Was?!“

Zip und ich rasten zum Aufzug, und tatsächlich lag mein Leibwächter in der Kabine und seine Hosen waren bis zu den Knöcheln heruntergezogen. Wir halfen ihm auf, Zip zog ihm die Hose hoch und dann brachten wir ihn auf sein Zimmer. Danach kehrten wir in mein Zimmer zurück.

Einige Minuten später tauchten ein paar Bullen auf. Sie erzählten mir, dass der ganze Vorgang von der Überwachungskamera in diesem Aufzug aufgenommen worden sei. Das Mädchen, das er auf dieser Party aufgegabelt hatte, hatte ihn zuvor bei der Polizei der Vergewaltigung bezichtigt. Auf der Videoaufnahme war jedoch zu erkennen, wie sie ihm eine Betäubungspille einflößte und ihm dann die Hose herunterzog. Sie wollte ihn eindeutig ausrauben. Wir waren also aus dem Schneider, und es würde keine Anzeige oder schlechte Publicity geben.

Ich schloss die Tür, und wir rauchten noch etwas Gras. Zehn Minuten später klopfte es schon wieder. Ich schaute durch den Türspion und sah vier weitere Bullen.

„Hey, hey! Stopp! Lasst mich in Ruhe! Ich habe keine Lust, noch mal mit euch Jungs zu reden! Ich habe nichts gemacht, ich habe doch eben erst mit der Polizei gesprochen! Bitte lasst mich in Frieden!“

Später in dieser Nacht brachte ich Zip in meiner Limousine heim. Er war immer noch sauer wegen dieser Leibwächter-Sache.

„Mann, wir waren fast zurück, Mike“, jammerte er. „Fast zurück. Wir wären in Filmen aufgetreten, wir hätten Boxkämpfe kommentiert. Wir waren fast wieder da, und dann hat uns dieser dämliche, verfickte Leibwächter die ganze Sache verpatzt, Mike.“

Einen Monat später bekam ich dann wieder selbst Ärger. Ich war zusammen mit meinem regulären Leibwächter Rick in einem Hotel in Phoenix abgestiegen. Einige meiner Freunde aus Arizona kamen vorbei und luden mich zu einer Spritztour in die Stadt ein. Rick blieb derweil im Hotel. Wir besuchten die Pussycat Lounge in Scottsdale und dröhnten uns dort mit

Koks und Alkohol voll. Wir waren völlig durch den Wind, als wir den Club verließen. Als wir über die Straße gingen, sahen wir ein Auto mit hoher Geschwindigkeit auf uns zukommen.

„Ich werde über dieses Auto springen“, erklärte ich einem meiner Freunde. Ich blieb also mitten auf der Straße stehen, aber der Autofahrer hielt direkt vor mir an. Ich sprang auf seine Kühlerhaube, ließ mich auf allen vieren nieder, fing zu schreien an und trommelte mit den Fäusten auf das Autoblech. Der Typ stieg aus und wollte protestieren. Als er jedoch erkannte, dass ich das war, stieg er sofort wieder in sein Auto ein. Meine Freunde zogen mich herunter und erklärten dem Fahrer, dass alles okay sei. Als er jedoch am nächsten Tag seinen Toyota begutachtete, sah er die ganzen Dellen in seiner Kühlerhaube und rief die Polizei. Ich bekam eine Anzeige wegen Sachbeschädigung, aber Darrow nahm sich der Sache an und gab dem Typen etwas Geld, damit er die Anzeige zurückzog.

Als das neue Jahr näher rückte, hatte ich immer noch kein Geld. Shelley war erneut schwanger, und im März bekamen wir eine Tochter, der wir den Namen Exodus gaben. Ich rief Shelly Finkel an und erklärte ihm, dass ich ganz dringend Geld bräuchte. Er vereinbarte daraufhin einen Kampf gegen einen zweitrangigen irischen Boxer namens Kevin McBride, der am 11. Juni 2005 in Washington D.C. stattfinden sollte. Allerdings war McBride mit seinen 1,98 m Größe und 123 kg Gewicht ein richtig dicker Brocken.

Ein Reporter von *USA Today* besuchte mich nach einem Sparringskampf in meiner Unterkunft in Phoenix, und ich schüttete ihm mein Herz aus.

„Ich werde niemals glücklich sein. Ich glaube, dass ich allein und einsam sterben werde. So wäre es mir auch am liebsten. Ich war in meinem ganzen Leben ein Einzelgänger und mit meinen Geheimnissen und Schmerzen allein. Eigentlich weiß ich nicht mehr weiter, aber ich versuche mich trotzdem wiederzufinden. Ich bin ein wirklich trauriger, mitleiderregender Fall. Mein ganzes Leben war ein einziger Fehlschlag. Ich bin ein absoluter Versager. Ich möchte nur noch aus all dem raus. Ich schäme mich vor mir selbst und für mein Leben. Am liebsten würde ich Missionar werden. So könnte ich meine Würde bewahren, ohne dass die Leute dort in der Fremde

wüssten, dass man mich aus meinem eigenen Land vertrieben hat. Ich möchte diesen Teil meines Lebens so schnell wie möglich beenden. Ich möchte mein Leben künftig der Missionsarbeit widmen. Ich werde jedoch nicht zu einem Jesus-Freak werden. Aber mein Leben wird der Mission gehören. Ich liebe Jesus, und ich glaube an ihn – und ich bin Moslem. Sehen Sie, ich habe einen Imam, ich habe einen Rabbi, ich habe einen Priester, ich habe einen Reverend – ich habe sie alle. Ich will aber kein Heiliger werden. Ich möchte allen helfen und trotzdem weiter mit Frauen schlafen.

In diesem Land werde ich jedoch nichts Gutes erreichen können. Ich bin hier so stigmatisiert, dass ich mich nicht auf eine höhere Stufe erheben kann. Nach meinem letzten Kampf war ich tief deprimiert. Ich hing mit einer Menge Prostituierten und ähnlichen Leuten rum. Aber ich weiß, dass ich alle diese Drogen loswerden und der Realität ins Auge sehen muss."

Ich hätte niemals in diesem Ring stehen dürfen. Ich schlug um Längen daneben, ich bewegte mich nicht und ich hatte keine Kondition. Es war ein hässlicher Kampf. Am Ende der sechsten Runde lehnte sich McBride auf mich, während wir beide an den Seilen standen, und ich sank ganz langsam auf meinen Arsch hinunter. Da saß ich nun und streckte die Beine von mir. Der Gong ertönte, und ich konnte kaum noch aufstehen. McBrides Betreuer verarzteten einen Cut, den er bei einem Kopfstoß bekommen hatte. Ich saß in meiner Ecke und erklärte meinem neuen Trainer Jeff Fenech, dass es vorbei sei. Ich würde nicht mehr zur siebten Runde antreten.

Jim Gray kam zu mir herüber, um mich zu interviewen.

„Mike, fangen wir mit dir an. Wolltest du weiterkämpfen?"

„Also, ich hätte gerne weitergemacht. Aber ich merkte, er schlägt mich zusammen. Mir wurde klar, dass da was fehlte, weil, äh … Ich kann mich noch in Form bringen, aber mir fehlt irgendwie der Kampfgeist."

„Wann ist dir das klargeworden, in welchem Teil des Kampfes?"

„Ich weiß nicht, gleich zu Beginn. Es tut mir nur leid, dass ich alle hier enttäuscht habe. Ich bin einfach nicht mehr mit dem Herzen bei der Sache."

„Hast du das schon vor dem Kampf irgendwie gemerkt?"

„Mm, nein, eigentlich boxe ich nur noch, um meine Rechnungen zu bezahlen. Mir fehlt der Kampfeswille. Ich denke jetzt viel mehr an meine Kinder. Ich habe diese Wildheit verloren. Ich bin kein Tier mehr.“

„Heißt das, dass wir dich nicht mehr kämpfen sehen werden?“

„Ja, höchstwahrscheinlich werde ich nicht mehr kämpfen. Ich werde diesen Sport nicht länger entehren, indem ich gegen solche Boxer verliere.“

„Warum warst du heute so passiv?“

„Ich möchte Kevin auf keinen Fall kleinreden. Ich mag das Ganze einfach nicht mehr. Eigentlich mag ich das Boxen bereits seit 1990 nicht mehr, aber Kevin, ich wünsche dir alles Gute für deine weitere Karriere und viel Glück. Und vor allem wünsche ich dir eine Menge Geld.“

Es war das letzte Mal, dass ich mich mit Reportern nach einem Kampf traf. Als ich den Interviewraum betrat, standen alle auf und klatschten.

Ich forderte sie auf, sich wieder hinzusetzen und sagte ihnen etwa das Gleiche, was ich kurz zuvor Jim Gray erzählt hatte. Ich wolle nicht mehr boxen, weil ich diesen Sport nicht entehren wolle.

Und dann verließ ich zum letzten Mal eine Arena als Boxer. Es war danach keine Rede mehr von irgendwelcher Missionsarbeit oder einem anderen gesellschaftlichen Beitrag. Stattdessen sagte ich mir: „Wow, endlich ist das vorbei. Jetzt kann ich rausgehen und wirklich Spaß haben.“

Maya Angelou besucht mich im Gefängnis.

Ich verlasse mit meinem Anwalt Jim Voyles das Marion County-Gerichtsgebäude in Indianapolis nach meiner Anhörung zur Haftverkürzung, bei der ich mich weigerte, mich zu entschuldigen.

Don King und mein Team führen mich zu der Limo, die vor dem Youth Center Indiana auf mich wartet.

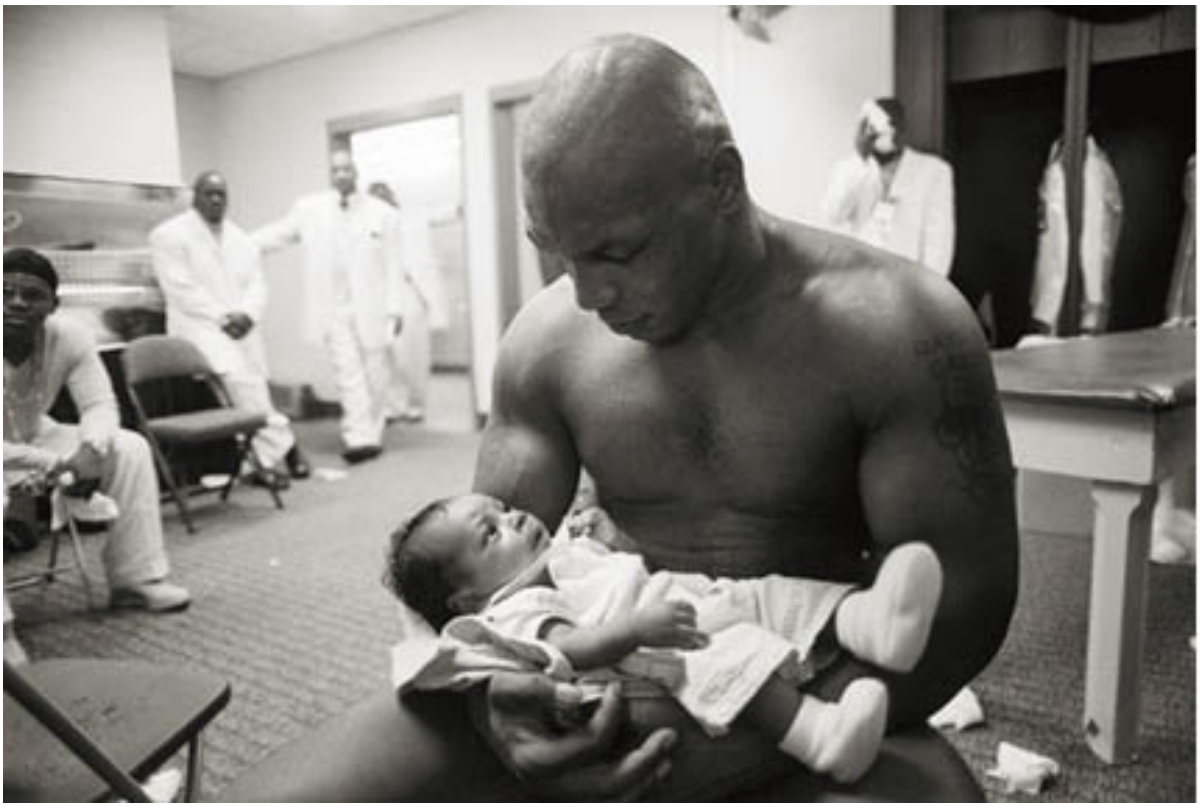
Mit meiner früheren Frau Monica Turner.

Ringrichter Mills Lane disqualifiziert mich in der dritten Runde meines berühmt-berüchtigten Kampfes gegen Evander Holyfield.

Muhammad Ali gratuliert mir nach der Entscheidung der Sport-Kommission von Nevada,

Ich feuere in der ersten Runde unseres Kampfs um den Schwergewichtstitel im Jahr 2002 eine Linke auf Lennox Lewis ab.

Ringrichter Eddie Cotton zählt mich in der achten Runde meines Kampfes mit Lewis aus.



Vor dem Lewis-Kampf mit meinem zwei Monate alten Sohn Miguel in meiner Kabine.

Ich besuche im Jahr 2010 mit meinem Sohn Amir wieder einmal die WrestleMania-Crew. Neben uns stehen Shawn Michaels und Hornswoggle.

Mit meinem Bruder Rodney und meinem Neffen Lorenzo.

Von oben nach unten: Milan, ich, Kiki, Morocco.

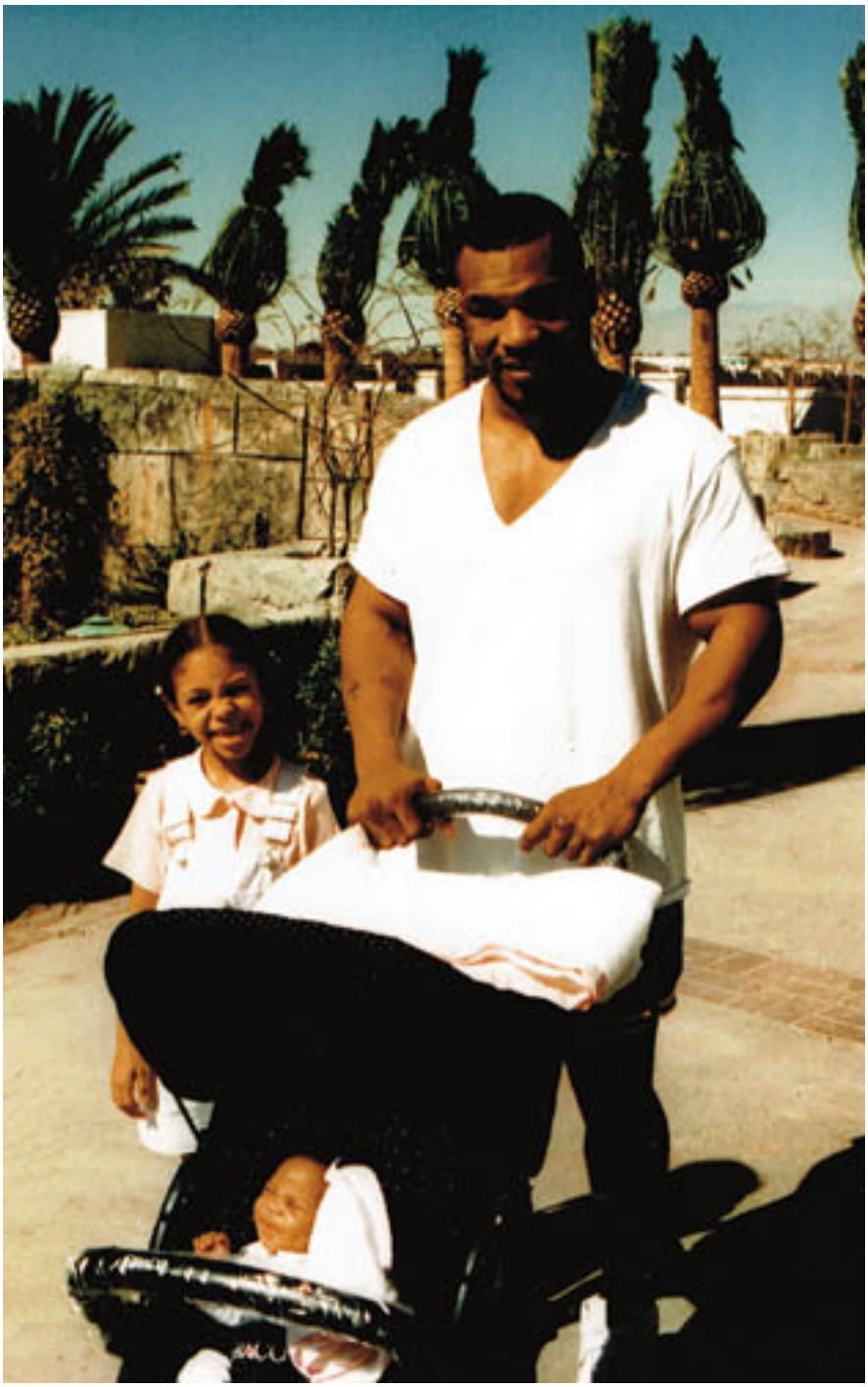
Mit den Schauspielern von Hangover nach dem Gewinn eines Golden Globe Award. Von links nach rechts: Ed Helms, Justin Bartha, Heather Graham, ich und Bradley Cooper.

Auf meiner Pilgerreise nach Mekka empfangen mich während eines Zwischenaufenthalts in Medina diese saudischen Offiziellen zu einer freundlichen Unterredung.

Mit der Therapeutin Marilyn Murray, die mich mit dem Zwölf-Schritte-Programm bekanntmachte.

Mein Sohn Miguel mit meiner Tochter Mikey.

Exodus posiert mit Miguel.

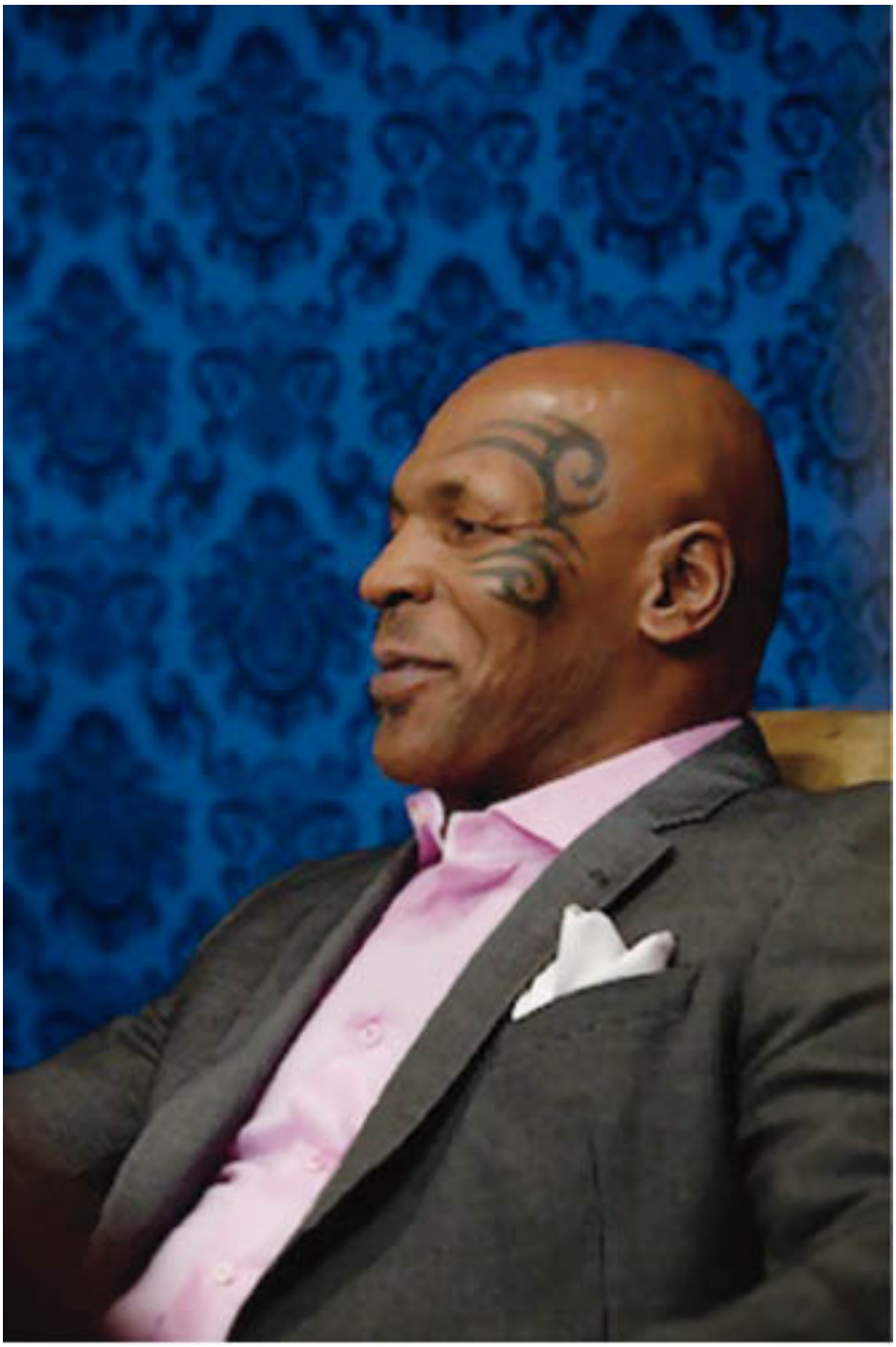


Gena und ich mit Rayna.

Mit meiner Tochter Milan.

Mit meinen Kindern. Von links nach rechts, hinten: Milan, Amir und Mikey, vorne: Rayna, ich, Miguel und Gena.

Mit meiner wunderschönen Frau Kiki.



Hier erzähle ich im Jahr 2012 von meinem Leben, meiner Familie und meiner Karriere.

Im zarten Alter von zehn Jahren war ich mit einem älteren Burschen namens Boo in ein Haus eingebrochen. Als mich Boo durch ein Fenster des Hauses gehievt hatte, waren wir auf eine Goldader gestoßen: Fetter Fernseher, klasse Stereoanlage, mehrere Schusswaffen und sogar etwas Geld.

Boo wusste, dass ich gut zum kleinen Gauner taugte. Ich musste für ihn Typen, die kleine Jungs vögeln wollten, in einen Raum locken. Dann kamen er und seine Freunde, verprügelten den Typen und raubten ihn aus.

Nach so einem Überfall nahm mich Boo in die Bude einer alten schwarzen Lady mit. Sie sah skrupellos und boshaft aus, aber als ich sie richtig kennenlernte, entpuppte sie sich als echt nett und fürsorglich. Bei ihr lagen ein Haufen Typen herum und pennten. Boo gab ihr etwas Geld. Sie überreichte ihm einen Umschlag mit einem weißen Pulver. Ich konnte den Blick nicht von ihm wenden, als er das Pulver auf einen Löffel schüttete und es mit einem Feuerzeug erhitzte. Als der Scheiß kochte, holte er eine Spritze heraus und zog die Flüssigkeit in die Nadel ein. Dann schnürte er sich den Arm ab. Als er sich das Zeug spritzen wollte, wandte er sich mir zu:

„Los, Baby, dreh dich um“, sagte er.

Er wollte nicht, dass ich ihm dabei zusah, wie er sich einen Schuss Heroin setzte.

Als wir den Fixertreff später verließen, klatschte er mir auf den Kopf.

„Ich will nicht hören oder sehen, dass du so einen Scheiß machst. Sonst prügle ich dich tot, du kleiner Scheißer. Hast du verstanden?“

Natürlich stachelte er mich damit noch mehr zum Fixen an. Wenn einem so ein alter Heroinfreak sagte, man solle den Scheiß bleiben lassen, dachte man natürlich: Wieso denn? Wollen die alles für sich alleine haben?

Heroin habe ich in jungen Jahren einmal ausprobiert. Ich rauchte es, worauf mir richtig schlecht wurde und ich kotzen musste. Man musste sich nur die Junkies anschauen, damit man die Finger davon ließ. Ein Heroinsüchtiger sieht so aus, als sei seine Seele aus ihm gewichen. Man stellt sich vor, dass einen das künftig erwartet.

Kokain kaufte und schnupfte ich, seit ich elf war, während ich beim Alkohol schon als Baby mit dabei war. Der Suff hatte in meiner Familie eine lange Tradition. Damit ich besser einschlief, flößte mir meine Mutter Thunderbird oder Gordon’s Gin ein. Als ich zehn war, kauften meine Freunde und ich Flaschen Mad Dog 20/20, Bacardi 151 oder Brass Monkey, billigen Fusel, der einem im Leib rumfuhr. Zudem rauchten wir Gras und sogar Opium und Angel Dust. In meiner Jugend warf ich auch einige LSD-Trips. Auf Trip versuchten wir uns am Taschendiebstahl, was uns aber schlecht gelang. Wir klauten Shit und rannten lachend davon.

„Die Bullen kommen“, lachten wir und versteckten uns unter einem Wagen.

Von einer zweijährigen Pause und meiner Zeit im Knast abgesehen, habe ich immer Alkohol getrunken – was nicht überraschend war, denn alle meine Vorbilder waren Schluckspechte, wie ich gelesen hatte. Mickey Walker oder Harry Greb – meine Helden waren weiße irische Säufer. Sie hockten lachend und trinkend in einer Bar, während ihre Gegner sich beim Laufen und Seilspringen abmühten.

Alk brachte das Schlechteste in mir zum Vorschein. In betrunkenem Zustand wurde ich unsensibel und nahm keinerlei Rücksichten auf die Gefühle anderer. Dann legte ich mich mit jedem an, sogar mit Bullen. Jeder, der mich kannte, sagte: „Gebt Mike nichts zu trinken. Gebt ihm ein bisschen Pot, aber bloß keinen Alk.“ Mit Shit angetörnt, war ich so happy, dass ich hätte losbrüllen und jedem mein Scheißgeld schenken können. Aber nur, solange mir keiner sagte, dass ich aufhören solle, mich zuzudröhnen, denn dann wurde ich auf mich wütend. Solange man mich machen ließ, war ich aber immer großzügig: „Bist du sicher, dass du den schönen Porsche da nicht brauchst?“

Dass ich immer mehr kokste, hing wohl auch mit den vielen Schmerzen zusammen, die ich beim Boxen aushalten musste. Ich kenne einen Hockeyspieler, der mir die gleiche Geschichte erzählte. Wer so oft Schmerzen leidet, ist nicht zu jedermann freundlich. Das ist wie bei einem Löwen mit einer verletzten Pranke. Man weiß, dass er besonders angriffslustig ist. Und genauso fühlte ich mich, wenn ich Schmerzen hatte: verletzlich und ängstlich. Dann beschaffte ich mir ein bisschen Koks, zog mich allein in einen Raum zurück und wünschte mir noch eine Frau dazu, die meine Schuldgefühle linderte, dass ich die Droge nahm.

An Koks kam ich ohne Probleme auch dann noch heran, als ich völlig pleite war. Ich hatte viele Großhändler schon als kleine Jungs gekannt und war damals nett zu ihnen gewesen. Und jetzt, da sie Multimillionäre waren und große Clubs besaßen, waren sie richtig nett zu mir, obwohl ich sie immer noch wie kleine Jungs behandelte. Ich sagte schlicht: „Ich muss jetzt mal weg, beschaff mir doch mal so ein kleines Päckchen.“ Oder ich hatte eben einen Fremden kennengelernt, der den Drogenhändler kannte. Und der sagte dann: „Gib Mike auf meine Rechnung zwei Eight-Balls.“

Wer ins Koksen einsteigt, stößt auf Leute, die er das ganze Leben gekannt hat und von denen er nie gedacht hätte, dass sie ebenfalls koksen. Einmal trank ich etwas mit einem Prominenten, als er mich fragte: „Hast du ein bisschen Schnee?“

„Was?“

Ich hatte mich immer um Diskretion bemüht. Woher zum Teufel wusste er, dass ich sniffte?

„Klar, ich habe was. Aber woher weißt du?“, fragte ich.

„Leute, die sniffen, kennen die Leute, die sniffen“, meinte er. „Wir haben ein Radar.“

Wenn man Kokain hatte, konnte man mitten in einer Scheißnacht in der Mojave-Wüste stehen – und plötzlich tauchte eine Tussi im Badeanzug auf, herbeigelotst von ihrem Koks-Radar. Die Frauen, mit denen ich mich abgab, liebten Koks so sehr, dass wir es sogar nach ihnen benannten. Wenn wir koksen wollten, sagten wir einfach: „Wo steht die weiße Schnalle? Ich will diese Schlampe.“ Wir nannten Koks auch „Blondie“ oder „Weißes Mädchen“.

Als ich richtig stark zu koksen begann, trug ich immer einen halben Ziegel mit mir herum. Dass es sich dabei um „nicht geringe Mengen“ handelte, störte mich nicht. Ich wollte es einfach mit anderen schnupfen und alle Freunde antörnen. Ich fragte überall in der Runde herum: „Wollt ihr was?“ Leute, bei denen ich es nie für möglich gehalten hätte, machten bei dem Scheiß mit. Interessanterweise schnupften diese Arschlöcher meinen Schnee und wollten mich maßregeln.

Ein Typ, mit dem ich zum ersten Mal schnupfte, entpuppte sich als wahrer Experte. Er legte ein paar Linien, wischte sich sorgfältig die Nase sauber und sagte gedankenverloren: „Ich kann dir besseres Zeug verschaffen.“

Zuweilen geriet ich auch an Jungs, die es nicht erwarten konnten, mir etwas anzudrehen: „Bist du bereit für dieses Weiße Gold? Bist du wirklich bereit? Willkommen im verdammten Dreamsville, Kumpel.“

Er legte mir ein paar Linien und ließ mich sniffen.

„Reiner peruanischer Flake“, sagte er stolz, als habe er eine Flasche Lafite-Rothschild entkorkt.

Aber er hatte recht. Das Zeug wirkte so gut, dass meine Augäpfel einfroren.

★ ★ ★

Nach dem Kampf gegen McBride chillte ich mit Freunden in L.A. und fühlte mich ziemlich deprimiert. Als mein Telefon klingelte, war es Jeff Greene, ein neuer Freund von mir. Oberflächlich betrachtet, verwunderte es, dass Jeff und ich Freunde geworden waren. Er, ein jüdischer Geschäftsmann, hatte auf dem Immobilienmarkt eine Milliarde Dollar verdient, während ich, der muslimische Boxer, fast eine Milliarde für Frauen, Autos und Anwaltshonorare verprasst hatte. Wir hatten uns über einen gemeinsamen Freund kennengelernt und festgestellt, dass wir auf einer Wellenlänge lagen. Irgendwann kam er zu meinen Kämpfen in Europa, und ich reiste auf seiner Jacht mit ihm um die Welt. Er lud mich zu Rosch ha-Schana, dem jüdischen Neujahrstag, zum Abendessen ein. Und einmal musste ich sogar – ach, du Scheiße – am Sederabend zu Pessach aus der Schrift lesen.

„Hey, Mike, komm doch mit zu mir aufs Boot nach Saint-Tropez. Ich chartere einen Jet, mit dem du nach Frankreich fliegst. Mein Fahrer holt dich ab und bringt dich zur Jacht."

Nachdem ich aus dem Boxsport ausgeschieden war, sorgte Jeff sich, ich könne in eine Depression geraten. Ein Aufenthalt mit den schönsten Frauen der Welt beim Feiern erschien ihm da als notwendiges Heilmittel.

Vor meinem Abflug rief ich Zip an und fragte, ob er mitkommen wolle.

„Nein, Mann, ich kann nicht", sagte er. „Ein Nigga hat mich angeschossen. Ich muss herausbekommen, warum."

„Komm schon, Zip. Wir fliegen im Privatjet und vergnügen uns auf einer Jacht im Mittelmeer …"

„Scheiße, Mann, ich bin angeschossen worden. Jetzt muss jemand dran glauben. Auge um Auge …"

„Wir reisen dahin, wo's die beste Muschis der Weltgeschichte gibt, und du redest davon, dass jemand umgelegt werden muss? Egal, ob du bekifft oder pleite bist, wenn du dabei bist, dann vögelst du." Aber er ließ sich einfach nicht davon abbringen, Rache zu nehmen.

Ich zog alleine los und verlebte eine tolle Zeit. Ich fühlte mich überhaupt nicht wie im Ausland, sondern traf auf Bekannte, die mich herumführten.

Ich frühstückte auf Jeffs Jacht, setzte mich auf einen Jetski und pflügte durch die Wellen. Als mich so ein Typ von der Wall Street sah, lud er mich auf seine Jacht ein.

„Hey, mein Boot ist größer als Jeffs“, sagte er. „Komm rüber und feiere bei uns auf dem Boot mit.“

Keine Ahnung, was diese Typen dachten. Ich war doch kein Miet-Nigga. Jeff war mein Freund. Außerdem feierten wir auf dem aufregendsten Schiff. Jeffs Jacht war über 45 Meter lang, aber eben nicht groß genug für all den Spaß, der da so abging.

Zunächst war ich etwas nervös gewesen, ob ich zu Jeffs Freunden passen würde.

„Das ist doch so ein Paradies für Whities, Jeff“, sagte ich. Ich weiß nicht, ob Mr. Assalam-Alaikum da reinpasst.“ Dann erlebte ich meine Einführung in echte jüdische Ausgelassenheit. Ich wurde von der Songtexterin Denise Rich entdeckt. Sie kam zu mir, stellte mich ihrer Freundin vor und versuchte es mir angenehm zu machen – eine so wunderschöne, elegante und gebildete Lady. Und keiner berauschte sich an mir.

Dann realisierte ich, dass ich der Einzige war, der sich berauschte. Als ich mit all meinen neuen jüdischen Freunden allmählich warm wurde, tauchte plötzlich ein plumper, widerlicher reicher Saudi bei uns auf.

„Mein Sohn war drauf und dran, 15 Millionen Dollar zu bezahlen, um Sie aus dem Gefängnis zu holen, als dieses Mädchen behauptet hatte, Sie hätten sie vergewaltigt“, sagte er, ohne mich zunächst einmal zu begrüßen: „Nett Sie kennenzulernen, Mr. Tyson …“

„Oh, vielen Dank, Sir“, antwortete ich.

Denise Rich blickte mich traurig an. „Es tut mir so leid“, sagte sie.

Was war das für ein arroganter Typ? Was, wenn meine neuen Freunde gar nicht gewusst hatten, dass ich wegen Vergewaltigung im Knast gesessen hatte? Was, wenn sie mich gefragt hätten: „Warum warst du denn im Gefängnis, Mike? Hast du Geld unterschlagen? Insider-Handel? Danke, Mr. Wüsten-Jockey, dass du es dieser ganzen ausgelassenen jüdischen

Gesellschaft im Einzelnen verraten hast. Ich redete mit dem Kerl den ganzen Abend kein Wort mehr.

Angenehmer war eine zufällige Begegnung in Saint-Tropez. Ich stand auf der Jacht eines weiteren reichen Juden und beobachtete ihn dabei, wie er einen anderen jüdischen Typen musterte, dessen Schiff in der Nähe vertäut war. Sie blickten einander an, wie sich sonst nur zwei Schwarze anblicken. Irgendwann sagte der eine: „Harvard ’79?“

„Ja, hast du nicht Makroökonomie studiert?“

„Richtig. Warst du nicht mit dieser Cindy aus Hyannis Port zusammen? Ich bin auch ganz kurz mit ihr gegangen.“

Auf dem Schiff fiel mir ein großer schwarzer Typ auf, ein Leibwächter eines bekannten internationalen Waffenhändlers. Ich schaute ihn und er schaute mich an – ohne dass ich wusste, wo ich ihn hinstecken sollte. Dann trat er auf mich zu.

„Spofford ’78?“

„Scheiße, Nigga. Wir kennen uns aus dem Knast.“

„Ja, das war ich, der diesen weißen Jungen in der Kantine niedergestochen hatte.“

„Ja, du bist das!“

Nach Saint-Tropez liefen wir mit der Jacht immer neue Häfen an. Wir fuhren die Küsten hinauf und wieder hinunter, und in jedem Land, das wir anliefen, war der Teufel los, sobald sich herumsprach, dass ich auf Jeffs Schiff mitreiste.

Es gibt nichts, was man damit vergleichen kann. Man steigt aus einem Flugzeug und fühlt sich, als sei man nie von zu Hause weggegangen. Man begegnet Königen, Königinnen und Fürsten, erhält überall eine Blankovollmacht, und alle Türen öffnen sich. Man steht vor keinem Club Schlange und bekommt in den feinsten Restaurants der Welt jederzeit einen Tisch. Aber trotz des ganzen Luxus, in dem ich schwelgte, merkte ich auch, dass all das die große Leere nicht ausfüllen konnte, die ich in meiner Seele spürte. Ich hatte für die Weltmeisterschaft nie richtig große Achtung übrig, weil sie mir irgendwie in den Schoß gefallen war. Ich hatte für meinen

Erfolg zwar hart arbeiten müssen, ihn aber auch einfach für selbstverständlich gehalten.

Als wir auf Sizilien zu einer Party gingen, folgten uns auf dem Rückweg um die 100 Leute zur Jacht. Alle wollten mich sehen und Fotos mit mir schießen. Irgendwann drohte das Schiff zu kentern, weil alle mit uns feiern wollten, was zweifellos meine Dämonen anstachelte.

Wir legten in Sardinien an – eine klasse Zeit: Als Geschichtsfreak fielen mir zu Sardinien die Punischen Kriege und Hannibal ein. Ich sprang darauf an, dass hier große Schlachten ausgefochten worden waren. Jeff und ich stoppten an einem Schuppen, der seinem Namen Billionaire's Club alle Ehre machte: Eine Flasche Champagner kostete um die 100.000 Dollar.

„Keine Sorge, heute Abend halte ich mich zurück", witzelte ich. Trotzdem brachte man uns eine Flasche nach der anderen. Auf Sardinien trieben wir uns mit Victoria Beckham und Roberto Cavalli herum. Er lud mich auf sein Boot ein, das so nobel war, dass seine Farben changierten. Ich sprang auf den Jetski, brauste von Jacht zu Jacht, aß hier und trank da etwas.

Auf Sardinien hatten wir einen lästigen Zwischenfall. Einer von Jeffs englischen Freunden brachte zwei Französinnen mit aufs Boot, mit denen wir uns antörnten. Ich nahm eines der Mädels mit in meine Kabine und hatte Sex mit ihr. Als ich kurz an Deck ging und wieder herunterkam, sah ich, wie sich das Mädchen in den Kabinen zu schaffen machte. Obwohl knülle wie eine Haubitze, wurde ich richtig ärgerlich und packte das Mädchen beim Schopf. Wenn jemand etwas vermisste, würde er mich beschuldigen, weil ich der einzige Nigga an Bord war. Ich packte das Mädel an den Haaren fragte sie: „Was zum Teufel machst du da?" Ich schleifte sie an Deck und war total paranoid vom Koks. Ich war kurz davor, sie über Bord zu werfen, als mich ein Typ auf dem Nachbarboot sah.

„Nein, Mike. Stopp! Stopp!", schrie er.

Jetzt schauten uns Leute an. Ich schnappte mir beide Mädchen und sagte der Mannschaft, sie sollten sie von der Jacht jagen. Es war zwar nicht meine, aber irgendwie fühlte ich mich für die Taten der Mädchen verantwortlich. Als wir längst abgelegt hatten, kreuzte ungefähr 100 Meilen

vor Capri die Wasserschutzpolizei auf. Alle schauten etwas erschreckt auf das Maschinengewehr auf dem Kahn.

Aus dem Polizeiboot stiegen Beamte zu uns an Bord, um gegen mich zu ermitteln. Angeblich hatte ich das Mädchen in Sardinien körperlich angegriffen. Sie mussten mehrere Leute vernehmen. Als ich an die Reihe kam, sagte ich die volle Wahrheit.

„Dieses Mädel hat irgendwelches Zeug aus der Kabine geklaut, deshalb habe ich sie geschnappt …“

„Moment“, sagte der Bulle in holprigem Englisch.

„Nein, so war es nicht. Sagen Sie nochmal, was geschehen ist.“

Ich verstand.

„Sie war zum Stehlen in der Kabine, und ich wusste nicht, was ich tun sollte. Sie rannte vom Schiff, und ich habe sie nicht mehr erwischt“, sagte ich jetzt.

„Ja, so war es wirklich“, sagte er und vermerkte es in seinem Bericht.

Als die Bullen an Bord gekommen waren, war ich richtig paranoid geworden. Ich hatte eine große Tasche Gras dabei, die ihnen nicht in die Hände fallen sollte. Deswegen bat ich meine Freundin Jenny, die mit nacktem Hintern ein Sonnenbad nahm, sich auf das Gras zu setzen. Die Polizisten starrten sie an, trauten sich aber nicht, sie zum Aufstehen aufzufordern.

Wir legten mehrere Stopps ein, unter anderem in der Türkei, wo ich den Premierminister traf und mit ihm abhing, freute mich aber vor allem auf meinen Abstecher nach Moskau. Dort wollte ich meine Therapeutin sehen. Marilyn Murray war eine tolle 70-jährige Psychologin, die ich schon seit 1999 aufsuchte. Damals im Sommer hatte ich per Gerichtsbeschluss wegen des gewaltsamen Übergriffs im Straßenverkehr ein Anti-Aggressionstraining absolvieren müssen. Monica hatte mich zu den Terminen begleitet. Zudem wollten wir in Phoenix zu einer Eheberatung gehen. Ich hielt Einzug wie der Präsident der Vereinigten Staaten, rückte mit mehreren Stretch-Limousinen und Leibwächtern an, die in ihren schwarzen Anzügen wie vom Geheimdienst aussahen. Mit Schmuck und

Diamanten behängt, in Versace-Klamotten und 6.000 Dollar teuren Krokolederschuhen trat ich schlitzohrig in den Raum. Als wir uns zum Therapeuten setzten, gelangte ich gleich zu Beginn der Sitzung zur Überzeugung, dass sich Monica und dieser Typ heimlich abgesprochen hatten. Sie nahmen mich beide auseinander. Während er über Monica kein Wort verlor, hackte er dauernd auf mir herum.

„Fickt euch doch beide! Ihr schiebt ja doch alles mir in die Schuhe“, sagte ich und stürmte hinaus.

Sechs Monate später kam ich allein, mit dem Taxi, abgefuckt und pleite wieder.

„Können wir’s bitte noch einmal versuchen, Sir?“, bat ich schüchtern.

Diesmal verwies mich der Therapeut an Marilyn. Sie hatte eine sehr interessante Vorgeschichte und besaß eine Kunstgalerie in Phoenix, wurde dann aber krank und machte eine Psychotherapie, um Traumata aus der Kindheit zu bewältigen, als sie missbraucht worden war. Mit 45 fing sie eine weitere Ausbildung an, schaffte den Abschluss in Psychologie und wurde Psychotherapeutin. Vier Jahre lang arbeitete sie ehrenamtlich im Strafvollzug in Arizona mit Sexualstraftätern, brutalen Vergewaltigern und Kinderschändern. Ihr eilte der Ruf voraus, mit den schwersten Fällen zu arbeiten, mit Leuten, die zahlreiche Traumata erlitten hatten.

Man hielt sie für eine geeignete Therapeutin für mich. Ich war über die Jahre häufig in Behandlung gewesen, allerdings bei Typen, die alle weiße Blödköpfe waren. Ich hielt Marilyn anfangs für eine dämliche weiße Tante, die sich einbildete, sie könne mich ändern, und nahm mir vor, ihr den netten Schwarzen vorzuspielen, ohne den Mike rauszulassen. Ich ahnte allerdings nicht, dass Marilyn ein echtes Tier war. Sie schluckte das nicht und kannte alle Spielchen. Ich hätte nie geglaubt, dass sie den ganzen Schwindel, den ich mit all diesen Beratern seit meiner Kindheit getrieben hatte, so schnell durchschaute.

Wer von mir ernstgenommen werden wollte, musste so eine Art brüllendes Raubtier in sich haben, um meine Aufmerksamkeit zu wecken. Selbst wenn er dieses Tier verbarg und mir diplomatisch kam, musste ich wissen, dass es

trotzdem in ihm war. Vielleicht war es nur ihr hintergründiger Blick, aber Marilyn hatte jedenfalls so etwas.

Nach einer Weile wurde mir klar, dass Marilyns Lebensaufgabe darin bestand, anderen zu helfen. Manche können sich gar nicht vorstellen, dass eine Person ihre Lebensenergie in die Sorge um andere steckt. Auch wenn wir beigebracht bekommen, dass solche Leute Hintergedanken haben müssen, hatte Marilyn eine echte Mission. Cus hatte gesagt: „Meine Aufgabe besteht darin, große, starke furchteinflößende Männer aus euch zu machen.“ Entsprechend bestand Marilyns Aufgabe darin, großen, starken furchteinflößenden Männern, die die Gesellschaft ausgestoßen hatte, wieder gesellschaftliche Anerkennung zu verschaffen, indem sie dafür sorgte, dass sie sich auszeichneten.

Marilyn wartete mit dem Konzept der sogenannten „normalen Grundlinie“ auf. Eine gesunde Person hatte wohl eine hoch verlaufende normale Grundlinie, während meine ganz im Keller war. Meine Grundlinie hatte aus Sex, Alkohol, Drogen, Gewalt, und noch mehr Sex, Alkohol, Gewalt und Chaos bestanden. Ich sagte Marilyn, dass es der schlimmste Tag in meinem Leben gewesen sei, als ich den Weltmeisterschaftsgürtel errungen hätte, ohne dass Cus dabei gewesen sei. Ich hatte jede Menge Kohle, aber keine Ahnung, wie man sich richtig verhält. Und dann war ich an Aasgeier und Blutsauger geraten.

Ich war ein Schmock ohne jede Selbstachtung, während mir jeder erzählte, wie groß ich doch sei, sodass ich zu einem narzisstischen Schmock ohne Selbstachtung und mit einem großen Ego wurde. Marilyn meinte, ich sei immer noch süchtig nach dem Chaos meiner Kindheit. Immer wenn mir Positives widerfahre, müsse ich es sofort sabotieren. So hätte ich zum Beispiel eine Ärztin zur Frau und zwei prachtvolle Kinder bekommen, müsse aber Stripperinnen vögeln, Drogen nehmen und mir die Birne weich saufen. Marilyn wollte mir diese Sucht nach Chaos austreiben und meine normale Grundlinie auf ein gesundes Maß anheben.

Sie traf hundertprozentig den richtigen Ton. Ich wusste, dass mir die Dämonen aus meiner Kindheit überall hin folgten. Deshalb wandte sie sich

dem kleinen Jungen in mir zu, der auf meine gesamte Lebensbahn eingewirkt hatte, dem Jungen, der herumgeschubst, zum Tier gemacht und misshandelt worden war. Ich hatte nicht gewusst, was ich mit ihm anstellen sollte, als ich Weltmeister war, und musste jetzt lernen, ihn aufzuziehen und ihm die Liebe zu geben, die er nie erhalten hatte.

Marilyn war bald mehr als nur eine Therapeutin. Sie wurde meine Mentorin. Wir gingen zusammen zum Abendessen, ins Kino und auf Besichtigungstouren, auf denen sie mir alles über Phoenix erzählte. Zwischen uns entstand eine echte Bindung. Sie hatte einfach unglaublich viel Liebe, Fürsorge und Begeisterung übrig. Und sie war auch nicht auf dem Trip, mit mir das große Geld zu machen. Sie wollte einfach Fortschritte sehen. Keine Ahnung, was sie an mir so besonders fand.

Gleich nach den Ereignissen vom 11. September 2001 wurde Marilyn zur Arbeit nach Russland eingeladen und verbrachte ab 2002 regelmäßig vier Monate des Jahres in Moskau. Angesichts der vielen Traumatisierten und Süchtigen, die es in Russland gab, war sie dort ein Geschenk des Himmels. 2002 eröffnete sie mir, dass sie mir nicht mehr als Therapeutin zur Verfügung stehen könne. Ich bräuchte jemand anderen, der sich rund um die Uhr um mich kümmern könne. Aber ich war so begeistert von Marilyn, dass ich sie nicht gehen lassen wollte.

„Warum gehst du? Bleib doch hier und mach mir die Mom“, bettelte ich. „Bleib hier, kümmere dich um mich, arbeite immer bloß mit mir.“ Irgendwie war sie ja auch meine Mutter. Sie hatte wie eine Löwin um mich gekämpft, für mich jeden politischen Einfluss eingesetzt und geradezu einen Kreuzzug geführt, um meinen Arsch zu retten. Witzigerweise hatte ich das damals alles gar nicht so gewollt, weil ich nicht gewusst hatte, wie geschädigt ich war. Marilyn musste mir meine ganze Kaputtheit erst einmal aufzeigen.

Als ich Jeff Greene erzählte, dass ich nach Moskau reisen wolle, schlug er vor, um den Balkan herum zu segeln und in der Ukraine einen Stopp einzulegen. Ich rief Marilyn alle paar Tage an und verkündete, dass ich sie

besuchen würde: „Hey, Marilyn, ich bin jetzt in Saint-Tropez.“ – „Hey, Marilyn, ich bin jetzt in Sardinien.“ – „Und jetzt in Istanbul, bis bald.“

In den Balkanstaaten herrschte die pure Gesetzlosigkeit. Banden operierten in Straffreiheit. Alles, was so genannte Gangster in den USA trieben, war nichts im Vergleich zu diesen Zuständen. Sie beherrschten die Straße, ohne dass man wusste, wer sie eigentlich waren, und hatten das Recht auf ihrer Seite. Das Nächste, woran ich mich erinnere, war, dass ich plötzlich ein paar irre Typen am Hals hatte. Irgendwie kidnappten sie mich, bewirteten mich fürstlich und lasen mir alle Wünsche von den Augen ab.

In Rumänien hatte ich mit Kerlen aus der Drogen– und Bandenszene zu tun, die mich happy machen wollten.

„Was nimmst du so“, fragten sie mich.

„Habt ihr Kokain?“, fragte ich.

Die Jungs koksten nicht, aber sie tätigten einen Anruf, woraufhin ein Kerl hereinspazierte und einen dicken Ziegel auf den Tisch legte.

„So was magst du?“, fragte einer.

Ich stürzte mich auf das Koks und animierte sie, sich ebenfalls einen Kick zu gönnen. Ein paar von ihnen legten auch Linien und redeten plötzlich so viel, dass sie es selbst nicht glaubten. So ein Monster war ich: Ich habe die rumänische Mafia zum Koksen angestiftet.

Wir segelten mit der Jacht bis zur Ukraine. Als Jeff, unser Freund Muhammad und ich in einem Restaurant aßen, stürmten aus dem Nichts plötzlich scharenweise Leuten auf uns zu, um einen Blick auf mich zu erhaschen. Die Polizei musste uns zum Hotel zurück eskortieren. Später am Abend besuchten Muhammad und ich einen lokalen „Geschäftsmann“, um über einen Werbevertrag für Wodka zu reden. Der Typ, der das Geschäft betrieb, besaß eine Villa, die einfach nur gewaltig war – echter Zarenscheiß, zusammengerafft in tadelloser Raubrittermanier. Wir sollten mit seinen Partnern an einem Geschäftsessen teilnehmen.

Vorher trat aber der Besitzer auf mich zu.

„Kommen Sie mit, ich möchte Ihnen etwas zeigen.“

Wir gingen durch die Diele an einer großen Galerie vorbei zur Südseite des Hauses. Als er eine Tür öffnete, räkelten sich dahinter zwei schöne Frauen auf dem Bett.

„Ihr Dessert nach dem Abendessen“, sagte er.

Ich ging zu Muhammad, um sie ihm zu zeigen.

„Wir überspringen das Dinner und gehen gleich zum Nachtisch über“, sagte ich, und wir blieben gleich da. Die Ukrainer waren etwas pikiert. Wer ließ wegen Bräuten ein wichtiges Geschäftsessen fahren? Das empfanden sie als respektlos.

In all diesen Ländern, in der Ukraine, in Russland oder in Bulgarien, drehte sich alles um Macht und Sex. Kaum stiegen wir, aus der Ukraine kommend, in Moskau aus dem Flugzeug, kamen Leute auf mich zu. „Ist alles in Ordnung? Wollen Sie eine Frau? Sie sind müde, sicher brauchen Sie eine Frau.“

Kann man sich einen Windhund wie mich in Russland vorstellen? Ich hatte die richtigen Leute um mich, die mir die Mädchen buchstäblich von der Straße holten, sie in den Wagen auf den Sitz neben mir zogen und sagten: „Du gehst mit ihm.“ So irre war dieser Scheiß dort.

Die Wodka-Typen quartierten mich für 5.000 Dollar die Nacht im Hyatt in einer fast 1.000 Quadratmeter großen Suite ein. Wenn ich zur Tür ging, weil es geklingelt hatte, kam ich dort erst an, wenn der Besuch schon wieder weg war.

Die Jungs mit dem großen Geld waren Reiche der ersten oder zweiten Generation, deren Väter oder Großväter meistens Bauern gewesen waren. Deshalb verprassten sie das Geld wie verrückt. Manche schmissen 300.000 Dollar zum Fenster hinaus, um mich einen Abend lang zu unterhalten. Dabei gingen wir nicht einmal groß aus oder schleppten Mädchen ab, sondern chillten bloß. Für eine Riesenbüchse Kaviar blätterten sie sechs Mille hin, für große Flaschen Rémy Martin Louis XIII. Tausende von Dollar. Ich bekam, was immer ich wünschte. Geld spielte keine Rolle.

In der ersten Nacht wurde es spät. Ich rief Marilyn an und sagte, ich wolle ein paar Besichtigungen unternehmen, bevor das ganze Land erfahren

würde, dass ich in Moskau sei. Bei meiner Ankunft waren bloß drei Paparazzi auf dem Flughafen aufgetaucht. Mein Hotel lag nur ein paar Häuserblocks vom Roten Platz entfernt. 2005 war Moskau noch so eine Art Wilder Westen, in dem jeden Tag jemand entführt wurde oder Bomben hochgingen, die Terroristen gelegt hatten. Auf dem Weg zum Roten Platz hatten Marilyn und ich gerade die gewaltige Karl-Marx-Statue am Revolutionsplatz passiert, als plötzlich zwei große schwarze SUVs und zwei lange Mercedes aufkreuzten. Vier Typen mit Uzi-Maschinenpistolen sprangen heraus. In den beiden Mercedes saßen stämmige Kerle in Lederjacken – mit Faustfeuerwaffen in der Hand. Marilyn geriet in Panik. Dann kamen die Typen auf uns zu und stellten sich als Leibwächter vor, die uns unsere ukrainischen Geschäftspartner geschickt hatten.

„Sicherheitsleute mit Uzis sind mir bis jetzt wohl noch nie untergekommen“, sagte ich zu Marilyn.

In einer Prozession spazierten wir durch Moskau – ich, Marilyn, die Bodyguards in Tarnanzügen und die Paparazzi, die mir ab dem Hotel auf den Fersen waren. Leute, die unser Defilee sahen, kamen aus ihren Läden heraus oder stiegen aus ihren Wagen aus. Als wir am Roten Platz anlangten, hatten wir eine Volksmenge im Schlepptau.

Trotz der Menge, die uns folgte, schafften wir unsere Sightseeing-Tour. Ich wollte unbedingt Tolstois Haus besuchen. Verblüfft nahm die Dolmetscherin zur Kenntnis, dass ich sämtliche Namen von Tolstois Kindern kannte und wusste, dass er mit seiner Frau ständig Zoff gehabt hatte. Wir besuchten zudem das Puschkin-Museum, schafften es mit diesen ganzen Leuten hinter uns aber nicht bis in die Nähe des Kremls.

Marilyn und ich hatten uns den ganzen Tag über vergnügt. Als sie nach Hause gegangen war, ging der Spaß erst so richtig los. In Moskau bekam man alles, was man wollte. Die Stadt war ein aufgeputschtes New York. Eines Abends war ich bei einem russischen Oligarchen in seiner gewaltigen Villa eingeladen. In einem Bereich hatte er sich ein gigantisches Dampfbad mit Holzliegen und Badetüchern eingerichtet. An die Banja schloss ein weiterer Raum an mit nichts als Frauen darin. Unter mehr als einem

Dutzend wählte man aus und holte sich eine ins Dampfbad, in dem es sogar ein Telefon gab, mit dem man sich auch eine andere bestellen konnte.

Das echte russische Volk lernte ich durch mein Interesse an Tauben kennen. Weil ich nach einigen Tagen einheimisches Federvieh sehen wollte, fragte ich meine Führerin, wer denn die bedeutendsten Taubenliebhaber in Moskau seien. Sie brachte mich zu einem russischen Mafioso, der am Stadtrand von Moskau das luxuriöseste Haus bewohnte, das ich je gesehen hatte. Allein sein Taubenschlag war so groß wie mein ganzes Haus in Las Vegas. Und er besaß Land, so weit das Auge reichte.

Die beste Zeit verlebte ich dort mit einem muslimischen Kasachen. Ich war mit einem serbischen Freund zusammen, als ich ihn eines Abends kennenlernte. Ich dachte, er sei auf Geschäftsreise aus Kasachstan in die Stadt gekommen. Er trat wie ein stinknormaler Typ mit ein bisschen Kohle auf, der großzügig unsere Rechnungen beglich. Wir gingen gemeinsam zum Beten in eine Moschee und rauchten anschließend etwas Gras zusammen. Dann sagte er: „Ich betreibe in der Stadt einen Tanzclub für Mädchen. Kommt ihr mit?“

Als er uns in den Club geführt hatte, gingen wir in einen privaten Bereich, in dem er eine Trennwand herunterließ und, peng, offenbarten sich uns 20 junge Schönheiten, die älteste war wohl um die 20. Als sie für uns tanzten, fragte er: „Welche willst du?“

Ich wollte mir keine herauspicken, weil ich dann vielleicht eine erwischte, die mich nicht mochte, aber trotzdem mitkommen musste. Ich war leicht verunsichert.

„Hör mal, Bruder“, sagte ich, „frag einfach, welche mit mir mitkommen will. Dann ist es gebongt. Mir ist jede recht.“ Mein einziges Kriterium war, dass sie noch atmen musste.

Er lachte.

„Also gut“, sagte er zu den Mädchen. „Wer möchte mit Mike nach Hause gehen?“

Im ganzen Raum hallten Rufe wider.

„Ja, ich, ich, ich!“

Alle wollten mit mir ins Hotel.

„Jetzt musst du doch auswählen“, sagte er.

„Okay. Wie wär’s mit der? Die ist ziemlich scharf. Und die Brünette mit dem kurzen Haar ist auch gut. Und die Blonde hat mir gleich gefallen. Und was ist mit dem Mädchen außen in der zweiten Reihe?“

„Du kannst doch keine vier Mädchen nehmen, Mike. Was willst du mit vier Mädchen?“, fragte er.

„Ich brauche alle, Bruder, sonst denke ich an die anderen, die ich nicht mitnehmen kann.“

Ich fuhr mit vier Mädchen zum Hotel zurück. Wir törnten uns mit Koks und Alkohol an und vergnügten uns miteinander. Ein Mädchen rief ihre Mutter an.

„Mama, ich bin hier bei Mike Tyson!“

Ganz aufgeregt erzählte sie mir dann, dass ihre Mutter auch richtig scharf sei. Aber vier waren mir dann doch genug.

Die Callgirls in den USA waren eine völlig andere Spezies als diese Russinnen. Mehr, als einen sexuell zu befriedigen, hatten sie nicht drauf. Das war ihr einziges Ziel. Dagegen sprachen diese russischen Mädchen alle vier verschiedene Sprachen. Als ich einen Freund in Belgien anrief, dolmetschte mir eine am Telefon für die Verbindung. Als ich nach Portugal telefonierte, half sie mir mit fließendem Portugiesisch aus. Und bei einem Telefonat in die Slowakei glänzte sie mit tadelloser Sprachkenntnis.

Ich fragte mich, wie ich diese Mädels in die USA bekommen könnte. Sie könnten eines der 500 Topunternehmen der *Fortune*-Liste leiten. Alle hatten einen Universitätsabschluss. Während ich mit ein paar angelernten Wörtern aus dem Lexikon gerade so durchkam, stellten mich diese Callgirls intellektuell wie einen Vollidioten in den Schatten. Verdammte Scheiße, wie gerne hätte ich sie mit nach Hause genommen. Scheiß auf dieses Bankrottgedöns! Mit diesen Mädels hätte ich mich im Handumdrehen aus der Insolvenz gearbeitet.

Ich hatte sie nur für eine Nacht. Weil ich damals aber so ein Schwein war, standen für die nächste Nacht schon wieder andere Eroberungen auf dem

Programm. So fantastisch diese Mädchen waren, es wurde Zeit, in dieser Moskau-Story das nächste Kapitel aufzuschlagen.

Nachdem wir die ganze Nacht durchgefeiert hatten, besuchte ich in aller Frühe mit Marilyn ein Museum. Sie wusste, was die Stunde geschlagen hatte, ohne dass ich etwas zu sagen brauchte. Nach einem kurzen Blick auf mich meinte sie: „Und wann arbeiten wir an der Genesung?“

Als wir eines Vormittags am Roten Platz zum Brunch waren, trat der Inhaber eines Einkaufszentrums auf uns zu. Er hatte jüdische Wurzeln und erzählte, dass er die gesamte Bekleidung für die russische Olympiamannschaft stelle.

„Heute Abend findet eine Exklusivveranstaltung statt, auf der alle russischen Trikots für die olympischen Winterspiele 2006 vorgestellt werden. Sämtliche Offiziellen der Sportszene Russlands kommen. Wollen Sie unser Ehrengast sein?“

Bonzen knöpfte ich für Auftritte normalerweise fette Gagen ab, aber es reizte mich zu sehr, all diese großartigen Sportler zu treffen. Als ich ihm sagte, dass ich mit Freuden erscheinen würde, führte er mich dankbar durch das Einkaufszentrum zu den teuersten italienischen Modeläden und spendierte mir die tollsten Klamotten.

Wir nahmen mit ihm ein Abendessen ein, zu dem er den Ex-Hockeyspieler Wjatscheslaw „Slawa“ Fetissow eingeladen hatte. Fetissow war inzwischen der oberste Sportchef in Russland. Man hatte angekündigt, dass ich da sein würde, und als ich die Halle trat, begannen die ganzen Sportler zu toben. Im Blitzlichtgewitter der Presse wurden Marilyn und ich auf einem Podium platziert, das wie eine olympische Fackel gestaltet war. Später am Abend eilten sämtliche Athleten zu mir, um sich ein Autogramm zu sichern, während stämmige Leibwächter Marilyn davor bewahren mussten, im Gedränge plattgewalzt zu werden.

Eines Tages aßen Jeff, Marilyn und ich zu Mittag im New York Café, einem Restaurant im Moskauer Stadtzentrum, in dem alle wichtigen Leute verkehrten. Dort entdeckten wir den tschetschenischen Senator wieder, der in der russischen Duma saß und den wir von Partys in Saint-Tropez und

Sardinien kannten. Wir hatten ihn als bescheiden, freundlich und respektvoll in Erinnerung – als echten Diplomaten. Als ich ihn mit „Hey, Bruder“ ansprach, reagierte er aber ganz anders.

„Jetzt ist er nicht mehr so freundlich wie auf der Jacht, Mike. Warum zum Teufel?“, sagte Jeff.

Meine Lage war nicht eben gut. Als wir auf der Jacht unterwegs gewesen waren, hatten mich diese tschetschenischen Typen regelrecht ausgehalten. Ich hatte ihm gesagt: „Ich bin dein Moslembruder. Kannst du mir mal ein bisschen aushelfen? Ich bin gerade knapp bei Kasse.“ Sie gaben großzügige Trinkgelder, und jetzt hatte ich Unterstützung nötig, weil der Werbedeal mit den Wodka-Unternehmern geplatzt war und man die Zahlungen für meine riesige Hotelsuite eingestellt hatte.

Aber die Lage heiterte sich etwas auf, als sich der Senator zu uns an den Tisch setzte.

„Ich habe jemanden bei mir, der unbedingt Mike Tyson kennenlernen will“, sagte er uns. „Es ist jemand ganz Besonderes.“

„Klar“, sagte ich. Wir ließen unser Essen stehen und folgten dem Senator in einen Nebenraum, wo wir uns alle an einen gedeckten Tisch setzten. Als Sekunden später die Tür aufging, trat Ramsan Kadyrow ein, der Präsident der Teilrepublik Tschetschenien. Ich war über die Tschetschenienkriege ein paar Jahre zuvor ziemlich gut informiert. Ramsans Vater Achmat war in Tschetschenien ein besonders einflussreicher Warlord und eine Führungsfigur bei der Abspaltung von Russland gewesen. Die Russen führten gegen das Land einen schmutzigen Krieg und machten Achmat schließlich zum Präsidenten, weil sie hofften, den Aufstand so zu befrieden. Als er ein Jahr später ermordet wurde, kürten sie seinen Sohn Ramsan zum Nachfolger. Ramsan war ein begeisterter Boxsport-Fan und wollte mich unbedingt kennenlernen.

Er setzte sich mir direkt gegenüber. Er war etwa 28 Jahre alt, sah aber deutlich jünger aus. Nach einem kurzen Gespräch bat er mich eindringlich, Tschetschenien zu besuchen. Amerikanern wurde allerdings bei der Einreise nach Russland eingeschärft, Reisen nach Tschetschenien unbedingt zu

vermeiden. 2005 war die Teilrepublik noch immer eine von Gewalttaten erschütterte gefährliche Region.

Als ich es mir durch den Kopf gehen ließ, trat ein junger, großer und kräftiger Kerl in den Raum. Er sah aus, als stemme er gewaltige Gewichte. Als er seine schwarze Lederjacke öffnete, lugten an seinen Schultern zwei automatische Gewehre und an der Taille ein riesiger Patronengurt heraus.

„Ob uns das in Arizona jemals jemand glaubt?“, flüsterte ich Marilyn zu.

Ramsan bearbeitete mich weiter, in sein Land zu kommen. Schließlich verabredeten wir uns für den folgenden Mittag, an meinem letzten Tag in diesem Hotel, zum Lunch im Hyatt. Als ich ihnen beim ausgiebigen Mittagessen am nächsten Tag mein Problem mit dem Hotel erläuterte, boten sie mir an, mich im Hotel Rossija unterzubringen, einem gigantischen Komplex direkt am Roten Platz. Der Inhaber war mit Ramsan befreundet. Das Hotel hatte über 3.000 Zimmer. Als Marilyn mich dort am Morgen abholen kam, brauchte sie von der Eingangshalle bis zu meinem Zimmer eine halbe Stunde.

Am dritten Morgen fand sie mein Zimmer leer vor. Sie wartete eine Stunde in der Lobby, kehrte zu sich nach Hause zurück und rief verzweifelt meinen Assistenten Darryl in Las Vegas an. Ich würde vermisst, teilte sie ihm mit. Er hatte ebenfalls keine Ahnung, wo ich steckte. Später am Abend erhielt Marilyn einen Anruf von einer Freundin.

„Ich habe eben Mike im Fernsehen gesehen. Er ist in Tschetschenien.“

Ich war am Morgen mit Ramsan und seiner Entourage abgereist. So viel Geld konnte ich nicht ablehnen. Tschetschenien war ein schräges Land. Kaum war ich angekommen, drückte man mir eine Maschinenpistole in die Hand. Ich war verdammt nervös und gar nicht scharf darauf, mit so einem Teil herumzuballern, aber man musste ja mit den Wölfen heulen. Da wir es mit einer hauptsächlich muslimischen Bevölkerung zu tun hatten, händigte man mir ein Käppchen aus und nannte mich bei meinem muslimischen Namen Malik Abdul Aziz, was „König und Diener des Allmächtigen“ bedeutet. Ich möchte aber nur Abdul genannt werden, oder Mike. Im

ganzen Land wurde ich als muslimischer Held gefeiert. Ein muslimischer Held, meine Fresse: Ich, die durchgeknallte Koksnase.

In Tschetschenien herrschte eine echt urwüchsige Kultur. Durch die Kriege mit Russland lag das Land zur Hälfte in Schutt und Asche. Es gab so gut wie keine Geschäfte, nichts als Land, keine Bauten. Marilyn sagte mir später, sie habe wegen der Rebellen, die gegen Ramsans Regime Krieg führten, um meine Sicherheit gebangt. Aber hätte mich dort jemand scheel angeschaut, hätten ihm seine Leibwächter die Augen ausgeschlagen.

Ich trat in einem großen Fußballstadion auf. Spannung sah dort so aus, dass man einem Motorradsportler dabei zusah, wie er im Stil von Evel Knievel auf dem Hinterrad herumbalancierte. Das war ihre Vorstellung von Kultur. Ich nahm mir vor, alles fantastisch zu finden, was man mir an Darbietungen zeigen wollte. Gelernt habe ich bei diesem Abstecher vor allem, die Dinge anderen zu überlassen und jede Konfrontation zu vermeiden.

Meine wichtigste Aufgabe bestand darin, ein viertägiges Boxturnier zu eröffnen, das zum Gedenken an Ramsans Vater stattfand.

„Ich freue mich, dass ich in der tschetschenischen Republik sein darf, über die ich schon viel gelesen und von der ich viel gehört habe“, verkündete ich den Zuschauern. „Und ich freue mich, dass ich unter Moslems bin. Wir haben im Fernsehen den ungerechten Krieg verfolgt, der in der Republik Tschetschenien lange Zeit getobt hat. Wir in Amerika beten für sein Ende.“

Spät nachts kehrte ich nach Moskau zurück. Eine Gelegenheit, tschetschenische Mädchen kennenzulernen, hatte ich nicht erhalten. Bei diesem rein spirituellen Besuch hatte sich alles um Allah und den Islam gedreht.

Wieder in Moskau verbrachte ich erneut intensiv Zeit mit Marilyn. Wegen ihr und meiner Therapie war ich ja nach Russland gekommen. Und sollte ich wieder die Hilfe von Gerichten benötigen, konnte ich dann auf diese Zeit verweisen. Es war also auch ein strategisch kluger Schachzug.

Eines Abends arrangierte Marilyn ein Abendessen in einem georgischen Restaurant, in dem ich ein paar besonders bekannte Wirtschaftskapitäne

kennenlernte. Am nächsten Tag teilte ich Marilyn mit, dass ich jetzt keine wichtigen Leute mehr, sondern nur Freunde von ihr kennenlernen wolle. Daraufhin lud sie mich zum Mittagessen in ihre Wohnung ein. Ich war schockiert, als ich ihr Wohnhaus sah. Es erinnerte an die Mietskaserne, in der ich einst aufgewachsen war. Sogar derselbe Gestank nach Pisse hing in den Fluren. „Was machst du hier, Marilyn?“, fragte ich sie. Aber sie war gerne dort, um mit den Leuten zusammen sein zu können.

Nach dem Essen kamen sieben enge russische Freunde zu Besuch, Psychologen und Pastoren, lauter Leute mit guten Berufen.

Wir setzten uns in Marilyns Wohnzimmer in einen Kreis, worauf die Freunde mir ihre Lebensgeschichten erzählten. Die meisten kamen aus Elternhäusern von Alkoholikern. Aus meiner Zeit mit Cus und Camille wusste ich, dass der Kommunismus irgendeinen schädlichen Einfluss gehabt hatte. Weil ich nicht wollte, dass sie sich beim Erzählen meinetwegen unbehaglich fühlten – vielleicht dachten sie ja, weil ich weltberühmt sei, wäre bei mir immer alles glatt gelaufen –, begann ich auch von mir zu erzählen. Eines hatten wir immerhin miteinander gemeinsam: eine schwierige Lebensgeschichte. Ich konnte meine routiniert schildern, weil ich das über die Jahre in all den Einrichtungen und Wohngruppen immer wieder getan hatte. Also breitete ich alles vor ihnen aus und erzählte von der Gewalt in meiner Kindheit, den Problemen mit meiner Mutter und dass ich Angst gehabt und immer herumgeschubst worden sei. Und tatsächlich fühlten sich alle entspannter.

Die Frau, die neben mir saß, erzählte von ihrem Vater, einem Offizier der russischen Armee. Als sie ein Baby war, sprengten Terroristen ihr Haus in die Luft. Beim Versuch, sie zu retten, kam ihr Vater um. Sie selbst trug schlimmste Verbrennungen davon. Von ihren Händen waren nur Stümpfe übriggeblieben, und ihr Körper war von Narben übersät. Jetzt war sie Chefin der Abteilung für beratende Psychologie an der staatlichen Universität für Psychologie und Erziehung in Moskau.

„Ich bin Psychologin, aber mir selbst hat nie jemand dabei helfen können, mit meinem Schmerz fertigzuwerden, diesem ganzen psychischen Leiden,

dem Verlust meines Vaters. Ich habe das Gefühl, dass ich das ganze Leben darauf gewartet hatte, dass Marilyn kommt und mir hilft, diesen Schmerz zu bewältigen“, sagte sie.

Beim Reden brach sie in Tränen aus. Ich glitt aus meinem Sessel, setzte mich vor ihr auf den Boden und ergriff, was von ihrer Hand übrig war, und blieb auch noch sitzen, als sie aufgehört hatte zu reden.

Plötzlich hatten wir alle eine Beziehung zueinander. Die Sitzung, die auf zwei Stunden angesetzt gewesen war, zog sich am Ende über sechs Stunden hin. Als wir gehen wollten, kam eine Frau auf mich zu.

„Sie sollten Politiker oder Prediger werden“, sagte sie. „Sie könnten für das Amt des russischen Staatspräsidenten kandidieren und es erringen.“

Aber ich wusste, dass Russland kein Ort für mich war. Für „Balance“ hatte man dort nicht einmal ein Wort. In Russland gab es keinerlei Ausgeglichenheit, sondern nur Extreme. Deswegen passte ich ja so gut dorthin. Dieses Land war für mich und meine Dämonen ein allzu perfekter Tummelplatz. In Russland gefiel es mir prächtig. Ich konnte hier alles anstellen, ohne eine Strafe fürchten zu müssen.

Jeff flog in die USA zurück. Ich machte mich nach Portugal auf und rief meinen portugiesischen Freund Mario an, um mich für den nächsten Tag mit ihm zu verabreden. Aber er konnte nicht einfach alles stehen und liegen lassen. Ich checkte in einer Hotelanlage ein, beschaffte mir ein bisschen Koks und sniffte. Weil ich seit Tagen nicht mehr geschlafen hatte, sackte ich wegen dieser Menge Koks bewusstlos zusammen.

Die Frau, mit der ich zusammen war, dachte, ich würde nicht mehr atmen, und rief den Hotelarzt zu Hilfe. Als der eintraf, war ich jedoch schon wieder bei Bewusstsein. Er wollte, dass ich mich in einem Krankenhaus durchchecken ließ, doch ich verzichtete darauf.

Von Portugal war ich nicht gerade begeistert. Die Luft war zu stickig. Die Leute waren bierernst, alle Männer liefen in Anzügen herum, und jeder war ein Workaholic. Es gab niemand, mit dem ich hätte spielen können. Ab dem zweiten Tag langweilte ich mich und flog nach Amsterdam. Die Holländer wussten zu feiern. Ich stolperte über ein Mädchen, das ich in Rumänien

kennengelernt hatte. Sie war ein großartiges Mädel, aber sie wurde nervös, als ich Massen Kokain sniffte und Nutten auf unser Zimmer bestellte. Mit Drogen habe sie nichts am Hut, sagte sie mir und ging. Doch ich feierte weiter Orgien und Partys.

Zwei Wochen später hielt ich nicht mehr durch und bestellte Darryl her, damit er mich abholte. Aber als er da war, feierte ich weitere zwei Wochen Partys, bis er mich schließlich dazu überredete, endlich nach Hause zu gehen.

Ich flog nach Las Vegas und gleich weiter nach Los Angeles. Dort blieb ich einen Tag und flog dann nach New York weiter. Ich checkte im St. Regis ein, meinem Lieblingshotel, weil man dort abrufbereit einen Butler vor die Tür gestellt bekam. Kaum hatte ich meine Koffer abgesetzt, dröhnte ich mich mit Koks zu. Ich wollte ausgehen und mich amüsieren, öffnete einen Koffer und stellte fest, dass meine Kleider völlig zerknautscht waren. Ich geriet in Panik. Mein Herz raste und schmerzte. Ich flippte schier aus. Hackedicht schrie ich nach meinem Butler.

„ICH BRAUCHE SOFORT JEMANDEN, DER MEINE HOSEN BÜGELT!!! SOFORT!!! AUF DER STELLE!!!“

Der Typ am Empfang lachte sich schlapp, weil ich so panisch wegen meiner Hosen war. Ich verließ das Hotel und machte einen Spaziergang, während er meine Hosen bügelte. Eigentlich hatte ich etwas essen wollen, aber das Koks hatte mir den Appetit verdorben. Ein Spaziergang sollte mich wieder etwas herunterholen. Ich schlenderte um die 5th Avenue herum, ging zum Times Square und kehrte zum Hotel zurück.

Als ich in mein Zimmer zurückkehrte, beendete der Butler gerade sein Werk. Er hatte sämtliche Kleider aus meinen beiden Koffern gebügelt und konnte sich das Lachen immer noch nicht verkneifen. Ich drückte dem Kerl ein saftiges Trinkgeld in die Hand, ging aus und vergnügte mich.

Am nächsten Tag flog ich nach Florida, um Roy Jones Jr. gegen Antonio Tarver antreten zu sehen. Obwohl ich bedröhnt und müde war, wurde ich die ganze Zeit von beiden Boxern bedrängt: „Du und ich müssen kämpfen, Mann.“ Ich hatte sie ständig im Ohr.

„Nein, Mann“, sagte ich schließlich zu Jones. „Ich hatte eine harte Zeit. Ich weiß gar nicht, was ich hier in Amerika soll. Ich bin richtig alle und will mit keinem kämpfen.“

Ich war immer noch aufgedreht vom Kokain, das ich mir seit vier Monaten, seit meiner Abreise nach Europa, pausenlos verabreicht hatte. Ich wollte mir ständig nur Stoff reinpfeifen. Wenn man so viel davon im Körper hat, bekommt man einen Kokain-Schiss, weil die Verdauung durcheinandergerät. Trotzdem fuhr ich in Miami nach Overtown und Liberty City, um wieder Koks und kubanische Nutten aufzutreiben. Aber immer, wenn ich in den USA in Ghettos aufkreuzte, musste mich natürlich die Polizei stoppen.

„Mike Tyson! Was zum Teufel tun Sie denn hier, Mann? Dieses Pflaster ist gefährlich, Mike“, sagte der Bulle. „Steigen Sie in den Wagen. Wir bringen Sie an einen sichereren Ort.“

„Nein, ich komme schon zurecht, Officer. Bitte fahren Sie einfach weiter. Sonst bekomme ich Probleme, Sir.“

„Bitte, Mr. Tyson. Den Leuten ist es egal, ob Sie Weltmeister sind. Das ist nicht der richtige Ort“, sagte der Bulle nachdrücklich.

„Sir, ich bekomme echte Schwierigkeiten, wenn man mich mit Ihnen sieht. Ich komme zurecht.“

Ich versuchte Koks und kubanische Mädchen aufzutreiben, und diese Typen brachten mich auf die Palme. Wenn mich die Leute in diesen Vierteln sahen, fragten sie: „Na, was gibt’s Champ, was suchst du?“

Sie sahen mir sofort an, dass ich den nächsten Kick suchte.

Seit dem Zeitpunkt, als ich nach dem Kampf gegen McBride aus dem Ring gestiegen war, hatte ich mich ununterbrochen mit Drogen und Alkohol zugeschüttet. Nach meinen Reisen um die halbe Welt siedelte ich mich erst einmal wieder in Vegas an und nahm meine Drogenroutine auf. Ich versuchte spätestens um 22 Uhr aufzustehen und bis 23 Uhr aus der Dusche zu steigen und mich für die nächtlichen Streifzüge fertig zu machen. Wenn ich abgeholt wurde, nahm ich zuvor einen kleinen Sniff. Wir fuhren in ein Viertel im Norden von Las Vegas und machten bis ungefähr um ein Uhr die

Bars unsicher, falls nichts Interessantes passierte, zum Beispiel, dass in der Stadt ein neuer Großdealer auftauchte. Nach den Bars suchte ich ein paar Clubs auf dem Las Vegas Strip heim. Dort drehte sich alles darum, wichtige Leute kennenzulernen, in Hotelsuiten herumzuhängen und Mädchen anzubaggern. Nach vier oder fünf Uhr suchten wir dann Nachtlokale wie das Drai's auf und zogen nach einer Stunde in ein Striplokal wie das Seamless weiter, in denen immer noch was los war – und dabei traf man auf alle und jeden, von Stars über schöne Models bis hin zu ausgemachten Schweinekerlen.

Diese ganzen Reichen und Schönen waren Nachtschwärmer auf Droge, die man niemals bei Tag sah – bei einem Zahnarzt oder in einem Einkaufszentrum. Ihr Leben war wie meines: Sie verschliefen den ganzen Tag und feierten die ganze Nacht durch. Wenn der Morgen graute, schlossen wir uns einem von ihnen an – alle hatten schöne Häuser. Sie waren entweder Drogenhändler oder missratene Sprösslinge aus reichen Elternhäusern. Sie hingen stets mit unheimlich vielen Leuten herum und zahlten zum Schluss die Rechnung.

Mann, als ich einmal durch die Clubs zog, fand ich mich irgendwann in einer riesigen Villa mit all diesen Leuten wieder. Ich weiß nicht einmal mehr, wie wir vom Club in dieses Haus gekommen waren. Meine Frau hatte ich bereits verloren, und ich wollte den Moderator geben.

Wenn Leute sniffen, halten sie mich plötzlich irgendwie für süß, und die Frauen dieser angsteinflößenden Jungs wollten mir an die Wäsche. Ich sagte dann: „Hey, das ist jetzt nicht angesagt, hier geht es nur um Geselligkeit." Und ich wurde nervös, weil der Typ seine Tussi beobachtete, wie sie an mir herummachte, und nüchtern, weil Angst jeden Rausch vertreibt. Ich fühlte mich dann wie ein ekelhafter fetter Widerling. Ich sah dem Kerl an, dass er ein übler Typ war, der schon gesessen hatte und der auch vor einem Mord nicht zurückschreckte. Und seine verrückte Tussi musste unbedingt weiter an mir herumfummeln.

Ich hatte gelernt, mit solchen Situationen umzugehen, nahm mich dann selbst zurück und spielte mich nicht groß auf. Darin war ich ziemlich gut.

„Oh, Baby, ich bin ein Junkie. Bitte, Mädchen, mach nicht mit mir rum. Ich habe so viele Krankheiten, dass es mich wundert, dass du dich bis jetzt noch nicht angesteckt hast.“

Ich weiß, wie man eine Frau abtörnt, und das ist gut für meine Gesundheit. Manch eine Frau bedeutet für ihren Typen das ganze Leben. Sie kann von der Seele eines Mannes Besitz ergreifen. Ein Mann, dem so eine Muschi den Kopf verdreht hat, kann zum reißenden Psychopathen mutieren. Ich unterschätze einen von seiner Muschi besessenen Freund oder Ehemann deshalb nie.

Damals lernte ich einen interessanten Typen, einen Zuhälter, kennen, den ich hier Fate nennen will. Er kam in einem der Stripclubs auf mich zu.

„Hey, Mr. Tyson, wow, Sie wollte ich schon immer mal kennenlernen. Sie sagen doch, Sie seien der übelste Mann auf dem Planeten, und ich sage immer, ich bin der übelste Lude auf Erden. So wie du boxt, so kupple ich.“

„Echt, Nigga?“, fragte ich.

„Ja, Mann, ohne Scheiß. Ich weiß von deinem Bankrott und dass man dir dein Geld klaut. Jetzt bist du bei mir, Nigga, ich habe nichts außer Kohle. Siehst du die ganzen Männer da? Die sind gerade trocken – bis ich komme. Ich liefere alles.“

Ab da trieb ich mich mit Fate herum. Er hatte all diese schönen Autos, Porsche, Ferraris, Maseratis und Lamborghinis. Ich war sicher, dass er auf Kokain stand, aber er war ein Lude vom Land. Er erzählte lauter Lügen, um weltmännisch zu wirken, nahm aber nur weiche Drogen wie Ecstasy.

Als ich eines Abends abgebrannt war, sagte ich zu ihm: „Beschaff mir ein bisschen Kokain, Nigga.“

„Von wem kriegt man das?“, fragte er. „Ich ’ruf mal meinen Mann an.“

Als ich ihn nächstes Mal sah, hatte er mir tatsächlich Koks beschafft – von einem Freund, der sonst Gras verdealte. Ich sniffte ein bisschen und reichte das Zeug an ihn weiter.

„Los Mann, koste mal“, sagte ich. „Das ist wie Ecstasy, bloß kleingehackt.“

Er zog ein paar Linien in die Nase und reagierte sofort übel auf Koks.

„Aah, mein Kopf!“, rief er und stürzte zu Boden. „Oh Scheiße, Mike! Das haut mich glatt um, verdammt!“

Ich dachte: „Oh Scheiße, dieser Typ stirbt gleich.“ Ich bat seinen Neffen, der bei uns war, Fate nach Hause zu fahren. In dem viertürigen Maserati saß ich auf dem Beifahrersitz, während Fate stöhnend auf der Rückbank lag. Ich war mittlerweile so sehr auf Koks, dass ich auch schlechtes Zeug nahm, ohne mich darum zu kümmern, dass es Fate glatt hätte umbringen können. Wir setzten ihn zu Hause ab. Den restlichen Stoff nahm ich an mich, weil schlechter Schnee immer noch besser als gar kein Schnee ist. Fate ging es nach ein paar Tagen besser.

Zu dieser Zeit zog ich auch mit einem gewissen Michael Politz herum, mit dem ich in Maryland im selben Knast gesessen hatte. Er wurde immer wieder verknackt, weil seine verrückte Ex Gerichtsbeschlüsse erwirkte, die den Umgang mit seinen Kindern einschränkten, und er sich nicht daran hielt. Michael war tief im Nachtleben von Las Vegas verwurzelt. Solide wie er war, trank er weder, noch nahm er Drogen. Er war der perfekte Gefährte für mich, weil ich Drogen für zwei nahm. Eines Abends erfuhr er von einer Party, die das Scores, ein Stripclub, in der Bowling Alley Suite im Hotel Palm veranstaltete. In der Stadt fand eine Zusammenkunft der Erotikvideobranche statt, weshalb es auf der Party vor schönen Pornostars nur so wimmelte. Auf zwei warf ich ein Auge, die aber mit ihren Freunden da waren. Derweil baggerte Michael schon eine schöne Kellnerin an. Ich redete kurz mit einem der beiden Mädchen außerhalb der Hörweite ihrer Freunde und ging zu Michael zurück.

„Komm her“, sagte ich ihm und zog ihn von seiner Kellnerin weg. Wir tuschelten wie kleine Mädchen.

„Guck mal, hinter mir“, sagte ich, „da sind die Toiletten. Ich nehme die beiden Mädchen mit zur Toilette und vögle sie. Und du musst jetzt Folgendes für mich tun: Schau dir die beiden Typen da an. Das sind ihre Stecher. Du musst sie ablenken.“

„Was?!“, sagte Michael.

„Das geht schon in Ordnung, Bruder, keine Sorge“, sagte ich.

„Und wenn diese Typen mich vögeln wollen?“

„Keine Sorge, ich passe schon auf. Wenn ich Tumult höre und man dir in den Arsch tritt, bin ich sofort zur Stelle und haue dich raus. Es klappt schon“, versicherte ich ihm.

Ich klebte geradezu an ihm, als ich ihm diesen Scheiß ins Ohr flüsterte. Um mich zu ärgern, platzte er laut heraus: „Mike, das ist unangenehm, mit deinem Mund so nah an meinem Ohr.“

Alle im Raum hörten ihn. Ich lachte wie irre über diesen verrückten weißen Burschen.

„Jetzt bist du mir was schuldig, Arschloch“, sagte ich.

„Also gut, dann los“, sagte er.

Ich verschwand mit einem Mädchen in der Toilette, während Michael ihren Typen ablenkte. Die andere kam nach, während er ihnen Mike-Tyson-Storys auftischte. Als die Kerle schließlich merkten, dass ihre Mädchen verschwunden waren, und nach ihnen fragten, sagte Michael, wir seien wohl kurz einen Joint rauchen gegangen.

So sah mein Leben nach meiner Rückkehr aus. Ich war ständig zugedröhnt und zog diese Art Energie an. Ich nahm stark zu und sah allmählich wie ein verfetteter Rockstar aus. Aber dank Koks war mein Selbstbewusstsein in den Himmel geschossen.

Ich ging mit Koks immer offener um, wenn ich in Clubs unterwegs war. Eines Nachts saß ich mit meinem Freund Mack, dem Friseur, in der Bar im Hotel Wynn. Während ich Autogramme verteilte und für Fotos posierte, ging ich immer wieder zur Toilette. Schließlich traten Sicherheitsleute auf Mack zu.

„Sie müssen Ihren Freund abholen“, sagten sie ihm. Sie hatten mich auf der Toilette beim Sniffen erwischt und aus dem Hotel verwiesen. Damals wurde ich in Nachtclubs entweder fürstlich behandelt oder hinausgeworfen, wenn jemand gepetzt hatte, dass ich auf der Toilette gekokst oder eine Braut gevögelt habe. Aber weil ich zu Türstehern immer nett war, ließen mich viele doch wieder rein, während es in manchen Clubs beim Hausverbot blieb.

Deshalb ging ich auch lieber in Striplokale.

„Warum hocken wir in diesen Tanzclubs herum, wenn wir auch in Striplokale gehen können?“, sagte ich meinen Freunden. „Hier tragen die Mädels Kleider und sind hochnäsig. In den Striplokalen treten sie nackt auf und sind entgegenkommend. Kommen wir gleich zur Sache.“

Mit den Inhabern der Stripläden kam ich immer klar. In manchen Clubs wurde mir sogar eine Toilette reserviert, in der ich mich stundenlang aufhielt, bevor ich herauskam und mit dem Betreiber redete. Ich führte mich wie eine Primadonna auf. Wenn mir jemand vom Sicherheitsdienst krumm kam, brüllte ich ihn an: „Hau ab, lass mich in Ruhe, ich störe doch keinen.“

Am Ende wurde ich so unverfroren, dass ich meine Kokstütchen mit dem herausragenden Röhrchen offen wie einen Milkshake mit mir herum trug. Ich bot immer mal wieder jemandem einen kleinen Sniff an, der einen leichten Kick erwartete, dann aber aufkreischte, hustete und spuckte, weil in der Tüte so viel Koks war.

Wenn ich etwas mit einer Stripperin anfing, wurde die Lage mitunter explosiv. Kaum sah ich das Mädchen bei einem Gast, torkelte ich auch schon zugedröhnt auf es zu.

„Warum rufst du mich nicht zurück?“, brüllte ich sie an, während sie gerade beim Lapdance mit dem Typen beschäftigt war.

„Hey, wenn es ein Problem gibt …“, sagte mir dann der erschreckte Gast.

„Kümmere dich um deine Angelegenheiten. Ich rede mit ihr“, knurrte ich.

Zudem wurden Mädels, mit denen ich ausging, aufeinander eifersüchtig und stritten mitten in einem Club, weshalb man mir für manche Schichten Hausverbot erteilte.

Als Nächstes schlief ich sogar in Striplokalen.Ich bekam eine Schachtel „Nigga-Fraß“ vorgesetzt, futterte ihn in mich hinein und sackte nach mehreren Tagen ohne jeden Schlaf wie bewusstlos zusammen. Während ich schließ, aßen mir irgendwelche Schnallen mein Hähnchen weg und durchwühlten meine Taschen. Als ich aufwachte, veranstaltete ich Zoff: nicht, weil sie meine Taschen durchwühlt, sondern weil sie mein Hähnchen

gegessen hatten und ich hungrig wie ein Bär war. Denn wenn man vom Koks runterkommt, hat man echten Kohldampf.

Im November 2005 war ich richtig schön stoned. Ich flog nach L.A., um mir die Premiere des Films *Get Rich or Die Tryin'* mit dem Rapper 50 Cent anzuschauen. Ich war zugedröhnt mit Kokain. Robin war da und hatte mich vor Beginn der Vorstellung sicher herumrennen, Mädchen anbaggern und Blödsinn treiben sehen. Nach dem Film stand sie plötzlich vor mir und umarmte mich. Ich küsste sie in der Hoffnung, sie mal wieder vögeln zu dürfen. Sie wich angewidert zurück und ging. Kaum war sie weg, umfasste mich von der anderen Seite Naomi Campbell. Wahrscheinlich hatte sie gesehen, wie ich Robin umarmt hatte, und gemeint, dass das schon ein starkes Stück sei, so zutraulich zu werden, nach allem, was ich mit der Schlampe hatte durchmachen müssen.

Naomi löste sich aus meinen Armen und blickte mir in die Augen.

„Es heißt, du kokst zu viel, Mike. Du musst damit aufhören. Du ruinierst dein Leben."

Sie las mir richtig die Leviten. Ich war ihr immer so wichtig gewesen wie sie mir. Nay-Nay, wie sie auch genannt wurde, war eine echte Freundin.

Statt ihren Ratschlag zu beherzigen, kokste ich munter weiter. Ein Kick ohne Mädels ist eben kein guter Kick, aber Mädels ohne Kick sind auch nicht besser. Für das optimale Erleben brauchte es beides. Ich sagte immer, ich bräuchte „a hoe and some blow" – eine Nutte und ein bisschen Schnee. Und wenn viel Koks beim Sex nicht förderlich war, hatte ich ja noch Cialis und Viagra.

Zu dieser Zeit zog ich wieder mit Crocodile herum. Wenn er aus dem Training kam, in dem er einen Boxer auf einen Kampf vorbereitete, war er voll im Partymodus. Einmal hingen wir in meinem Hotelzimmer in Las Vegas mit einem Pornostar und ihrem Freund ab. Wir hatten verabredet, dass die Frau zu uns zum Sex ins Zimmer kommen sollte. Als beide hereinkamen, zogen Crocodile und ich uns aus. Ihr Freund hatte offenbar nichts dagegen gehabt, dass wir mit ihr schlafen würden, bis er uns nackt sah.

„Nein, mach das bitte nicht“, rief er seiner Freundin zu.

„Was ist denn mit dem Kumpel los?“, fragte ich sie. „Ich dachte, er nimmt das locker.“

„Nein, nein! Mach es ihnen nur mit dem Mund“, bat er.

„Nein, Mann. Wir wollen auf diese Muschi steigen“, sagte ich ihm.

Er machte so lange Theater, bis seine Freundin aufstand.

„Ich kann nicht. Wir müssen jetzt gehen“, sagte sie und verschwand mit ihm.

Crocodile konnte nerven. Immer wenn er mich mit einem Mädchen sah, zog er sich automatisch auch gleich aus.

„Das ist *meine* Frau, Crocodile“, sagte ich ihm. „Diesmal nicht.“

„Oh, mein Fehler! Tut mir echt leid!“, entschuldigte er sich.

Silvester 2006 verbrachten Croc und ich auf einer Party in Phoenix, auf der auch Dennis Rodman und Charles Barkley zu Gast waren. Am Ende der Nacht sah ich ein wunderschönes Mädchen, eine der erlesensten Frauen, die ich je gesehen hatte. Sie war Schauspielerin und ließ immer wieder wichtige Namen wie Charlie Sheen fallen. Sie gehörte zum unmittelbaren Umfeld von Crocodile, aber ich wusste nicht, ob sie wirklich mit ihm liiert war. Ich blickte sie an und sagte: „Mit wem bist du zusammen?“ „Mit Crocodile“, sagte sie. „Dann wird’s interessant“, dachte ich.

Wir fuhren mit der Braut zu einem Haus, das ich in Phoenix gekauft hatte, und machten sie heiß. Wir waren aber beide so high, dass wir keinen hochbekamen, obwohl wir sie küssten und leckten. Daraufhin fuhren wir kurz zu einem 24-Stunden-Pornoshop und holten uns ein paar scharfe Filme. Aber es funktionierte trotzdem nicht. Mann, wie frustrierend: Ich hatte noch nie eine so gutaussehende Frau gesehen und konnte nichts machen. Croc und ich waren wie zwei kleine Jungs an Weihnachten, die zu schwach waren, um die Spielzeugkiste zu öffnen. Ich ärgerte mich unglaublich, dass ich am Abend vergessen hatte, mein Cialis einzupacken, weil ich mich nur hatte zudröhnen wollen, ohne daran zu denken, dass mir eine Muschi begegnen könnte.

Dieses Haus in Phoenix hatte ich mir leisten können, weil ich von Zeit zu Zeit Geld verdiente, das nicht sofort an meine Gläubiger floss. Ein Unternehmen in Japan zahlte mir 800.000 Dollar dafür, dass ich für einen Pachinko-Spielautomaten warb und weitere 100.000 Dollar dafür, dass man mit mir für Sporthosen werben durfte, die nicht schwarz waren.

Mein Partyleben verlagerte sich folglich nach Phoenix. Ich musste in der Stadt viel Zeit mit Shelly Finkel verbringen und hatte deswegen guten Anschluss an Leute mit Geld. Wenn ich vor dem Kauf meines Hauses einen Platz zum Übernachten gebraucht hatte, war ich immer fündig geworden. Phoenix war als Party-Szene überschaubarer, aber auch intensiver als Vegas. Die Stadt wirkte wie ein verschlafenes Nest, verwandelte sich bei Nacht aber in ein kleines Tier. Die Partys waren Extraklasse, und alle feierten in Villen oder grandiosen Hotelsuiten.

Ich landete schließlich in einem Party-Zirkel, dem viele Ärzte angehörten, darunter ein plastischer Chirurg. Er bestellte mich in sein Sprechzimmer und setzte mich in einen Untersuchungsraum. Mein Kokain hatte ich in der einen und mein Gras in der anderen Tasche – und das Viagra vor mir auf dem Tisch liegen.

„Hey, Doc. Ich komme runter. Ich mag nicht, wie ich mich fühle“, sagte ich ihm einmal.

„Keine Sorge, ich tue dir Gutes“, antwortete er und verschwand in einem anderen Raum.

Minuten später rollte er einen Infusionsständer herein und hängte mich an den Tropf.

„Das sorgt gleich für Linderung“, sagte er.

„Was ist das?“, fragte ich ihn.

„Ein Morphium-Tropf“, sagte er.

Der plastische Chirurg konnte wie verrückt feiern. Als er einmal beim Fahren in seinem Wagen kokste, geriet er ins Schleudern. Er krachte mit dem Kopf durchs Fenster, sodass ihm die vielen Bäume und Büsche, an denen er vorbeischrammte, das Gesicht zerkratzten.

Kurz darauf besuchte ich ihn zu Hause. Ich war geschockt, als er die Tür öffnete. „Schau dir mal dein Gesicht an, Mensch“, sagte ich. „Du bist ja übel zugerichtet.“

Das Gestrüpp hatte ihm die ganze Haut abgeschürft. Sein Gesicht war eine einzige blutige Maske. Aber zum Glück war er ja plastischer Chirurg.

In Phoenix dröhnte ich mich so stark zu, dass ich halluzinierte. Einmal saß ich am Steuer meines Wagens, neben mir mein Assistent Darryl. Vor dem Haus eines Freundes sagte ich zu ihm: „Schau mal! Uns winken lauter Leute zu.“ Aber es waren nur Zweige, die sich im Wind wiegten.

Im Juli 2006 bekam ich erneut Besuch vom FBI. Ich hatte in der Nacht zuvor gefeiert. Als ich das Sonderkommando die Fronttreppe meines Hauses hinaufsteigen sah, rannte ich zur Hintertür, aber da standen sie auch schon.

„Mr. Tyson? Wir müssen Sie sprechen, Champion.“

Oh Scheiße, dachte ich. Welchen Arsch habe ich gestern Nacht wieder angegrabscht?

„Wir wüssten gerne, welche Beziehung sie zu dem Herrn auf diesem Foto unterhalten. Er heißt Dale Hausner“, sagte ein Beamter.

Ich schaute mir das Bild an. Dieser Dale und ich schüttelten uns auf dem Foto die Hände, als seien wir Kumpels.

„Kennen Sie den Mann? Er ist Boxjournalist und Fotograf“, sagte der Beamte.

„Ja, ich erinnere mich. Der Mann kam zu mir, als ich in meiner Halle trainierte. Ein paar mexikanische Boxer haben ihn dann bedrängt:

‚Verschwinde von hier, du verschissene Schwuchtel‘, sagte einer zu ihm. ‚Der Champ will mit dir nicht reden.‘

Aber weil Ramadan war, ging ich dazwischen und erklärte den Mexikanern, dass dies eine Zeit des Friedens und dass für jeden Platz sei. Ich habe ihm ein Interview gegeben. Tut mir leid, wenn er sich gekränkt gefühlt hat. Ich wollte keine Unannehmlichkeiten bereiten.“

„Nein, nein, er hat Sie gerne gemocht Mr. Tyson“, sagte der FBI-Beamte. „Er mochte bloß die acht Leute nicht, die er ermordet hat, und auch die

anderen 19 nicht, die er angeschossen hat.“

Wie sich herausstellte, ermittelte die Polizei gegen Hausner und einen Freund wegen einer Serie von Driveby-Shootings, die sich von Mai 2005 bis Juli 2006 in Arizona ereignet hatte. Zum Glück hatte ich die Jungs zurückgepfiffen und dem Typen Respekt erwiesen, sonst hätte er mich vielleicht auch vor der Halle abgepasst und umgelegt.

Ende August zog ich einen Auftrag zu einer Box-Vorführung im Hotel Aladdin in Las Vegas an Land – eine geile Sache. Man stellte mir eine schöne Suite und bezahlte mich dafür, dass ich in einem Raum trainierte, in dem man einen Boxring aufgestellt hatte. Heerscharen von Leuten, die durch das Hotel zogen, konnten mich beim Sparring und beim Boxen am Sandsack sehen. Ich hatte alle Mahlzeiten frei und durfte bestellen, was immer ich wollte. Ich rief Freunde an:

„Kommt rüber. Ich bin einen ganzen Monat hier. Ihr könnt alles bestellen, was ihr wollt, es geht auf die Schlampe, Niggas.“

Mit „Schlampe“ meinte ich dieses Hotel. Das war damals meine Zuhälter-Mentalität.

Bobby Brown war in der Stadt. Ich lud ihn und Karrine Steffans alias Superhead, das Mädchen, mit dem er unterwegs war, zu mir ein. Ich hatte mit ihr auch schon mal rumgealbert, und dachte, alles sei gut. Sie war eine von denen, an die man nicht so leicht herankam, aber wenn es klappte, war es fantastisch.

Bobby war aber ernsthaft hinter ihr her, was ich nicht schnallte, und brachte lieber seinen Vater und ein paar Freunde mit. Sie trafen vor ihm ein, und ich bereitete ihnen einen königlichen Empfang. Als Bobby dann kam, hielt ich mich gerade in der Lobby auf. Wir fuhren mit dem Fahrstuhl nach oben. Wenn uns Leute zusammen sahen, flippten sie immer aus. Eine Frau sagte zu ihrem Mann: „Ach du Scheiße! Mike Tyson und Bobby Brown, die beiden Niggas zusammen. Jetzt geht’s gleich los, Baby.“ Sie wussten einfach, dass wir immer alles durcheinanderbrachten.

Ich wollte Bobby eine Zeit lang zum Chillen bei mir haben. Es machte Spaß, mit Bobby abzuhängen, weil Whitney das nie zuließ, solange sie

verheiratet waren – schließlich hatte ich auf Bobby nicht den besten Einfluss.

In dieser Zeit wurde es schwieriger für mich, an Koks heranzukommen. Nicht, dass Schnee in Las Vegas knapp geworden wäre. Vielmehr wollten die Dealer mir nichts mehr beschaffen. Sie ließen ständig auf sich warten, wenn sie mir versprochen hatten, mir Stoff zu bringen. Ungeduldig versuchte ich manchmal am Ende, etwas in einer Burger-Filiale aufzutreiben. Begonnen hatte diese Trockenzeit im Ghetto. Zuerst durfte ich in den Bars an der West Side die Toiletten nicht mehr benutzen. Und dann weigerten sich Dealer, mich zu versorgen.

„Geh trainieren, Mike“, sagten sie mir. Diese Jungs waren mit mir in Vegas sozusagen großgeworden, hatten mich jahrelang im Friseurladen getroffen und wollten zu meinem Absturz einfach nichts mehr beitragen. Weil ich ihnen in der Zeit, als sie noch Kids gewesen waren, Gratis-Truthähne spendiert hatte, fühlten sie sich mir richtig verbunden. In meiner Not baggerte ich die weißen Typen am Las Vegas Strip an, Empfangsleute vor Casinos, Türsteher vor Clubs – alle hatten Beziehungen.

Als ich wegen der Box-Vorführung im Aladdin wohnte, rief ich einen Typen an, der mir einen Eight-Ball, 3,5 Gramm, auf die Suite liefern sollte. Er schickte einen verdammten Provinz-Nigga mit dem Schnee zu mir. Ganz aufgeregt meinte der, jetzt werde er mit mir und einem Haufen Mädels eine Party feiern – mit ihm als der Stimmungskanone, weil er mit seinem Koks alle in der Hand haben würde. Als ich die Tür öffnete und ihn hereinließ, fragte ich: „Hast du den Stoff?“

„Klar, aber wo sind die Leute?“

„Keiner ist da, bloß ich, Nigga“, sagte ich. „Du verkaufst doch Drogen, richtig? Also verkauf mir einfach deine Scheißdrogen, okay?“

Ich nahm ihm das Tütchen aus der Hand.

„Fick dich. Du brauchst dieses Zeug nicht zu nehmen, Mike“, sagte er. „Du bist der Weltmeister. Wir lieben dich, Mike.“

„Ja, und tatsächlich ist es so, dass ich trainiere, indem ich deinen Arsch zur Tür geleite.“

Als ich die Tür öffnete, schnappte dieser Sack mein Koks-Tütchen und rannte davon. „Geh trainieren, Scheiße nochmal, Mike“, schrie er mir zu. Ich lief ihm wütend hinterher, war aber zu fett und hatte zudem nur ein Handtuch um die Hüften.

„Komm sofort zurück, du Wichser. Ich mache dich kalt!“

Er war so gut in Form, dass er mir entwischte, sonst hätte ich ihm richtig den Arsch verdroschen. Was glaubte er denn, wer er war? Die verfickte Florence Nightingale?

Als mir das Geld knapp wurde, ging ich dazu über, die wenigen Dealer zu beklauen, die mir noch etwas verkauften. Einmal bat ein Dealer mich um Hilfe.

„Hör mal, Mike, kannst du mir aushelfen? Bitte mach Crocodile klar, dass er mir mein Geld geben muss. Ich habe ihm doch das ganze Koks beschafft.“

Als er das gesagt hatte, war er geliefert. Dieser Typ war ein Weichei, dem ich für Drogen nie wieder eine Cent würde bezahlen müssen, wenn er es nicht schaffte, bei Crocodile sein Geld einzutreiben.

„Klar, ich rede mit Crocodile. Aber gib mir den Stoff, den du dabeihast.“ Ich riss ihm sein Koks aus der Hand.

„Oh Mann, mein Boss bringt mich um. Ich muss ihm irgendwelches Geld bringen“, sagte er.

„Dein Boss braucht Geld von dem anderen Nigga“, sagte ich.

„Nee, Mann. Ich brauche das Geld von dir.“

„Gut, dann sag deinem Boss, er soll herkommen und mit mir über Geld reden. Hör mal, du hast mich süchtig gemacht und jetzt willst du mir auch noch Geld abknöpfen, du Arschloch? Ich bin voll auf Koks, Nigga.“

Wenn mir das Geld für Stoff fehlte, fuhr ich nach Summerlin, wo die Koks-Könige wohnten. Ich klapperte sie in ihren großen Villen ab und lungerte ein paar Stunden mit ihnen herum, machte Bilder und legte Linien mit ihnen. Wenn es Zeit für Verhandlungen wurde, trickste ich sie aus. Als sie mir einen Preis nannten, reagierte ich empört.

„Hey, was soll das? Willst du mir wirklich diesen Scheiß verkaufen, Bruder? Du hast den ganzen Tag mit mir rumgehangen, und jetzt soll ich für so einen Scheiß zahlen?“

„Da, dann nimm’s eben“, hieß es am Ende.

Kokain ist der Teufel, da besteht kein Zweifel. Frauen gegenüber war ich immer ein Chauvinist. Selbst wenn ich pleite war, ließ ich es nie zu, dass eine Frau mein Abendessen bezahlte. Aber wenn ich Geld für einen Kick brauchte und sah, dass meine Freundin irgendwo Geld hinlegte, steckte ich es mir bei der ersten Gelegenheit in die Tasche. Schlechter habe ich mich nie gefühlt. Ich hatte das Spiel mit dem Teufel satt, aber der Teufel wollte mit mir weiterspielen. Und er entschied, wann das Spiel aus sein würde.

Ich war so abgebrannt, dass ich sogar nach Youngstown, Ohio, ging, um am 20. Oktober über vier Runden mit meinem alten Sparringspartner Corey Sanders bei einem Schaukampf mitzumachen, den der ehemalige Fighter Sterling McPherson veranstaltete. Ich erinnere mich nicht, ob ich für die Veranstaltung Geld gesehen habe, obwohl Sterling 4.000 von 6.000 Plätzen zu Preisen zwischen 25 und 200 Dollar verkaufte und vom Pay TV 9,29 Dollar pro Zuschauer kassierte. Ich dachte einfach, wenn ich mich mit irgendwas beschäftigte, könnte ich von den Drogen runterkommen. McPherson redete davon, den Schaukampf auf Welttournee zu schicken. Dann würde auch für mich Kohle abfallen.

Das Match wurde zum Fiasko. Corey kam mit 136 Kilo, also gut 22 Kilo schwerer als ich, in den Ring. Er trug einen Kopfschutz und wurde von den Zuschauern deswegen ausgebuht. Wir begannen mit dem Sparring. Ich kam richtig in Form und schickte Corey in der ersten Runde zu Boden. In der dritten und vierten brachte ich ihn in Bedrängnis, wollte aber nichts erzwingen. Damals ging es mir nicht darum, jemanden zu verletzen.

Gleich nach dem Schaukampf flog ich nach Vegas zurück und dröhnte mich noch mehr zu. Als ich eines Nachts in der Stadt unterwegs war, stieß ich auf den Typen, der vor Jahren in New York im Bentley’s eine Waffe auf mich gerichtet hatte. Er war immer noch mit seiner Frau zusammen. Als sie mich in dem Club sahen, reagierten beide mitleidig, so mies sah ich aus.

„Alles in Ordnung, Mann?“, fragte er.

Er hätte mir sofort in den Arsch treten sollen. Damals war ich angreifbar. Meine Nase war vom Sniffen schon so zerfressen, dass ich Koks nur noch rauchte, kein Crack, sondern normalen Schnee, den ich unter den Tabak meiner Zigaretten mischte. Das hatten wir schon als Kinder in Brooklyn so gemacht. Alle Koksnasen, die sich das Zeug mit einem Röhrchen reinpfiffen, ärgerten sich darüber, wenn ich das Zeug rauchte. Verbranntes Kokain stinkt grausam, ungefähr so wie verbranntes Plastik, vermischt mit Rattengift. Ein Freund sagte mir einmal, wenn man etwas über einen Stoff herausbekommen wolle, müsse man ihn nur übers Feuer halten. Feuer bringe alles zum Vorschein. Wenn man etwas über einen Scheißkerl erfahren wolle, müsse man ihm Feuer unter dem Arsch machen. Und wenn man Kokain übers Feuer hielt, merkte man, woraus es bestand. Dann wird nämlich das ganze Gift, dieser ganze Scheiß frei und stinkt höllisch.

Ich konnte das Zeug sogar in meinem Lieblingsstriplokal in Vegas rauchen, auf der Toilette, ohne dass der Besitzer eingriff. So half er mir dabei, mich zugrunde zu richten. In Phoenix konnte ich mein Koks sogar im Club rauchen. Gott sei Dank kamen nie Bullen vorbei. Das Koksen war für mich ein Ritual, das ich im Stripclub entsprechend zelebrierte. Ich war voll mit Hennessy, Cialis und Marlboros eingedeckt. Und natürlich mit Koks, das ich unter meinen Freunden herumgehen ließ.

In dieser irren Zeit mit all den Drogen und Nutten hörte ich in meinem Kopf immer wieder Cus. Aber das war mir scheißegal, denn er war ja nicht leibhaftig da. Das Leben hatte für mich keine Priorität mehr. Während ich heute einen unbändigen Lebenswillen habe, bedeutete es mir damals, in der Blüte meiner Jahre, überhaupt nichts. Als ich mit 20 Jahren Weltmeister geworden war, waren zahlreiche meiner Freunde bereits tot oder zu Wracks geworden. Manche waren für so lange weggesperrt, dass sie als Zombies wieder herauskamen und nicht mehr wussten, auf welchem Planeten sie lebten. Einige begingen sogar Verbrechen, nur um wieder hinter Gitter zu kommen.

Wenn ich mir in diesen Jahren pro Tag einen Eight-Ball, also 3,5 Gramm Kokain, reinpfiff, war das einfach eine gute Nacht. Je mehr ich nahm, desto mehr zog ich mich zurück. Vielleicht war ich einfach ein Schwein oder wollte nicht, dass mich jemand in meinem abgefuckten Zustand erlebte. Koks euphorisierte mich auch nicht mehr, es betäubte nur noch. Und ich hatte auf Koks auch keinen Sex mehr mit Frauen. Dann und wann war noch ein Mädchen bei mir, aber nur zum Chillen.

Ich lebte eine richtig schizophrene Existenz. An einem Tag stritt ich mich in der Gosse mit einer Nutte herum, um Sex ohne Kondom zu bekommen, und in der nächsten Nacht feierte ich im Bel Air mit reichen Freunden fröhlich Rosch ha-Schana. Damals stürzte ich auf einen Tiefpunkt ab. In einer Hotelsuite hing ich an meinem Morphium-Tropf und hatte Cialis und meine Flasche Hennessy bereit – und dazu sieben Nutten. Dann wurde ich vom Koks paranoid und dachte, diese Frauen hätten mich in eine Falle gelockt und wollten mich ausrauben. Als ich auf sie einzuschlagen begann, merkte ich, dass ich nicht nur Dämonen, sondern den Teufel persönlich um mich hatte. Und er hatte gewonnen. Ich schmiss die Huren hinaus und gab mir den Rest Koks.

Einige meiner Ladys, mit denen ich befreundet, aber nicht liiert war, sagten mir immer wieder, ich müsse jetzt mal eine Frau suchen, mit der ich zusammenleben wolle. Und bei der ich auch „sterben“ könne, wie sie den Quatsch ausdrückten.

„Ich gehe bis ans Ende, Baby. Ich spiele für eine Veranstaltung, für die mein Spiel vorbei ist“, schwatzte ich sie voll. Aber bevor ich mir jemanden suchen konnte, musste ich erst mich finden. Jackie Rowe versuchte immer wieder, mir wegen der Drogen eine Standpauke zu halten, aber ich antwortete darauf bloß: „Wenn du was für mich übrig hast, dann lass mich machen.“

„Hör mal, Mike“, sagte sie mir. „Ich schau nicht einfach dabei zu, wie du als Niete im Nichts versackst. Wir sind Sieger.“ Bevor sie meine Hosen und Jacken im Hotel in die Wäsche gab, durchsuchte sie immer die Taschen, damit keine Drogen drin waren.

Ich wusste, dass sich alle meine Freunde Sorgen machten, aber sie sagten mir besser nicht ins Gesicht, dass ich von meinen geliebten Drogen endlich die Finger lassen sollte. Ich zog mich einfach zurück und hörte mir ihren Scheiß nicht mehr an. Nur einem Freund ließ ich solche Hinweise durchgehen, Zip, denn er brachte es mir auf eine gewiefte Art bei. Er gammelte mit mir herum, rauchte ein bisschen Gras, wurde ernst und wandte sich an mich:

„Keine Sorge, Mike, wir richten dir ein wunderschönes Begräbnis aus. Etwas Geld habe ich schon beiseitegelegt. Wir rauchen Gras, trinken gutes Crystal und sinnen über dich nach. Ich beschaffe so eine Kutsche, die von Pferden gezogen wird. Auf die laden wir dann den Sarg und paradieren mit deiner Leiche in ganz New York City herum. Das wird wunderschön, Mann."

Ende Oktober aß ich in Phoenix mit meiner Therapeutin Marilyn in einem Restaurant zu Mittag. Sie war aus Moskau zurückgekehrt. Als ich an einem Tisch eine wunderschöne junge Frau alleine sitzen sah, sagte ich dem Kellner, dass ich ihr Essen bezahlen würde. Daraufhin kam sie an unseren Tisch und gab mir ihre Nummer.

Als sie gegangen war, schwieg Marilyn für einen Moment und sagte dann:

„Ich wette mit dir, dass du keine sechs Wochen Entziehungskur durchhältst."

Damit hatte sie meine Macho-Empfindlichkeit getroffen.

„Bist du verrückt? Ich halte sechs Wochen wie nichts durch. Ich bin diszipliniert."

Die Wahrheit war, dass ich jetzt tatsächlich etwas unternehmen wollte. Ich hatte es einfach satt, jeden Halt zu verlieren. Ich hatte zu meinen Kindern, zu den Müttern meiner Kinder und zu vielen Freunden nur noch ein schlechtes Verhältnis. Manche hatten in meiner Gegenwart sogar richtig Angst.

Vor meiner Abreise zu einer sechswöchigen Meet-and-Greet-Tour durch England beschloss ich, in dieser Zeit keinerlei Drogen mehr zu nehmen, nicht einmal Gras. So wollte ich mich auf eine Entwöhnungskur nach der

Rückkehr nach Phoenix vorbereiten. Ich verzichtete auf alles, nahm weder Koks noch Gras und nicht einmal Alkohol zu mir.

Dabei wurde mir klar, dass ich wirklich ein Problem hatte. In den ersten paar Stunden verlor ich den Verstand, schlug mein Hotelzimmer kurz und klein und rastete völlig aus, dröhnte mich aber nicht mehr zu. Es war ein echter Horrortrip, aber ich blieb standhaft. Völlig clean reiste ich nach Phoenix zurück und war bereit, in die Entwöhnung zu gehen. Die schweren Entzugserscheinungen hatte ich ja hinter mir.

Marilyn brachte mich in eine Einrichtung namens The Meadows. Als wir ins Gebäude traten, fühlte ich mich mehr an einen Knast als an eine Klinik erinnert. Alle Mitpatienten waren fettleibig und bewegten sich im Schneckentempo. Wenn man in eine Schlägerei geraten wäre, hätten sie zwei Stunden gebraucht, um dazwischenzugehen. Gleich zu Anfang pumpte man mich mit Medikamenten voll und brachte mich dann zum Gespräch mit den Suchtberatern. Ich hatte gedacht, in so einer Entzugsklink würde man die ganze Zeit entspannen und fernsehen, und nicht geahnt, dass ich über meine dunkle Vergangenheit und meine seelischen Traumata sprechen musste. Aber diese aufdringlichen Ärsche bestürmten mich mit Fragen.

„Wie lange waren Sie auf Drogen?“

„Welche Drogen haben Sie genommen?“

„Welche äußeren Umstände verleiten Sie zum Drogenkonsum?“

„Wir sah Ihr Leben zu Hause in der Kindheit aus?“

„Sind Sie vielleicht homosexuell?“

Heilige Scheiße, unablässig nervten mich diese Jungs. Da erwartete so ein Typ, den ich gar nicht kannte, von mir, dass ich ihm diese ganzen intimen Fragen beantwortete. Dabei wollte ich mich der Realität, wer ich war und welche Beziehung ich zu meinen Dämonen hatte, doch gar nicht stellen.

„Hey, verschwinde aus meinem Kopf, du Arsch. Fickt euch alle!“, sagte ich. „Wie kommt ihr dazu, so mit mir zu reden, ihr hochgekommener weißer Müll.“

Am nächsten Tag verschwand ich aus der Klinik.

Eine Woche später checkte ich in eine andere Reha-Klinik in Tucson ein, weil Marilyn mich sonst umgebracht hätte. Auf den ersten Blick wirkte sie wie eine nette, unschuldige, großmütterliche Lady, aber das war sie ganz und gar nicht. Sie erlaubte nicht, dass ich die Behandlung abbrach und wusch mir zur Strafe auf höchst aggressive Weise den Kopf: „Nichts da, du wirst unsere Wette verlieren."

Das war eine Seite von ihr, die ich noch nicht kannte – ich sah das Feuer in ihren Augen. Sie ließ nicht mit sich spaßen, sie meinte es ernst. Also suchte ich mir eine neue Klinik. Eigentlich mochte ich die Leute dort. Ich freundete mich mit einem reichen jungen Mädchen an, das gerade eine Ausbildung als Modedesignerin absolvierte, aber gleichzeitig hochgradig heroinsüchtig war. Trotzdem bekam ich auch in dieser Klinik nach kurzer Zeit Probleme. Jemand verletzte meine Gefühle, mit dem, was er einem der Mitarbeiter erzählte, und ich geigte allen Beteiligten gewaltig die Meinung. Alle bekamen Angst, als sie mich so reden hörten, da sie es nicht gewohnt waren, dass ein Nigga so mit ihnen sprach. Die Leiter der Klinik erklärten mir anschließend: „Sie müssen gehen, jeder hat Angst vor Ihnen." Ich rief

also das junge Mädchen an, mit dem ich gerade eine kleine Beziehung hatte, und sie holte mich von der Klinik ab.

Phoenix ist eine durch und durch weiße Stadt. Wenn du als Schwarzer dort ein Drogenrehabilitationsprogramm absolvierst, spürst du sofort die rassistische Hochnäsigkeit der feinen weißen Ärzte und aller anderen, die dir eigentlich ja helfen sollten. Marilyn erkannte das auch und versuchte, eine Einrichtung zu finden, die für mich besser geeignet war.

Ich hatte das Nigga-Los gezogen. Das Personal schwitzte die üblichen Vorurteile gegen Schwarze und insbesondere schwarze Athleten aus allen Poren. Selbst der Geschäftsführer besaß die Frechheit, mir zu sagen: „Wir hatten schon andere Athleten hier, und die trugen alle ihren fetten Schmuck. Mir ist aufgefallen, du bist nicht so bling wie sie."

„Das kommt daher, weil ich kein Geld habe", gab ich höflich zurück.

Zuvor hatte ich jedoch noch ein paar andere Sachen zu erledigen. Weihnachten 2006 stand vor der Tür, und ich war wild entschlossen, es mitten im heißen Arizona zu einer „weißen" Weihnacht zu machen. Während mein Assistent Darryl im Nachbarzimmer den Schlaf des Gerechten schlief, schlich ich mich aus dem Haus, setzte mich in meinen BMW und fuhr zur Pussycat Lounge rüber. Als ich dort ankam, hielt ich nach der Managerin Ausschau, einem absolut heißen osteuropäischen Mädel, auf das ich schon geraume Zeit scharf war.

„Gibt's hier irgendwo Schnee?", fragte ich sie.

„Ich kann dir was besorgen, warte einen Moment", sagte sie.

Sie kam mit drei kleinen Plastiktüten zurück, in denen jeweils ein Gramm Koks steckte.

Dann schockierte sie mich.

„Kann ich etwas davon haben?", fragte sie mich.

Ich hatte bisher überhaupt nicht gemerkt, dass diese heiße Braut sich für mich interessierte. Wir gingen in ihr Büro und schnupften beide ein paar Linien.

„Du hast getrunken, Mike", stellte sie fest. „Soll ich dich irgendwohin fahren?"

„Nein, ich bin okay“, sagte ich.

Ich konnte nicht glauben, dass ich das sagte. Hier hatte ich die einmalige Chance, die Tussi zu bekommen, die ich seit Jahren begehrte. Im Nachhinein glaube ich, dass der Rauschgift-Teufel in mir arbeitete. Ich dachte nämlich: „Ich lasse sie nicht fahren, sie will nur mein Kokain. Scheiß auf diese Schlampe.“ Ich wollte mit meinem Traummädchen allein sein, dieser echt weißen Schlampe in Pulverform. Was mein Koks anging, war ich absolut selbstsüchtig. Ich hätte mit dem Mädel, auf das ich schon so lange scharf war, heimfahren können, aber ich wollte nichts von meinem Kokain abgeben.

Ich setzte mich in mein Auto und schüttete fast den gesamten Inhalt eines Päckchens auf die Mittelkonsole. Dann holte ich meine Marlboros raus, entfernte aus einer Zigarette die Hälfte des Tabaks und stopfte stattdessen etwas Kokain hinein. Ich zündete den Glimmstängel an, nahm ein paar Züge und fuhr los.

Nun bin ich selbst stocknüchtern kein besonders guter Fahrer. In meinem damaligen Zustand fuhr ich aber regelrechte Schlangenlinien und wechselte ständig die Spur. Plötzlich kam ich an einem Streifenwagen vorbei, der am Straßenrand parkte und nach alkoholisierten Fahrern Ausschau hielt. Die Bullen bemerkten sofort, dass mit mir etwas nicht stimmte, und fuhren mir ein ganzes Stück hinterher. Nachdem ich auch noch an einem Stopp-Zeichen vorbeigedonnert war und fast den Wagen eines Sheriffs gestreift hätte, ließen sie mich rechts ran fahren. Als sich der Polizist meinem Wagen näherte, versuchte ich verzweifelt, das ganze Kokain von der Konsole zu wischen. Aber das Leder hatte Poren, in denen sich die Kokskörner verfingen, selbst wenn man sich in die Hand spuckte und versuchte, sie auf diese Weise abzuwaschen.

Ich ließ mein Seitenfenster herunter, und er fragte mich nach meiner Autozulassung und meinem Führerschein. Dann wurde ihm plötzlich klar, wer da in diesem Auto saß. Und er sah das ganze nasse Pulver auf der Konsole.

„Ich kann diese Scheiße einfach nicht glauben, Mike“, sagte er.

Er ließ mich aussteigen, und sie testeten meine Koordinationsfähigkeit, indem sie mich zum Beispiel auf einem Bein stehen ließen. Natürlich merkten sie sofort, dass ich hackedicht war. Sie durchsuchten mich und fanden dabei in meinen Hosentaschen die beiden anderen Kokaintütchen. Sie holten ihren Rauschgifthund und ließen ihn in meinen Wagen steigen, wo er sofort das restliche Kokain erschnüffelte. Dann nahmen sie mich fest.

Man steckte mich bis zu meinem Verhör in eine Untersuchungszelle. Ich war angefressen, aber auch äußerst besorgt. Ich hatte so viel Kokain dabei, dass es eine schwere Straftat darstellte. Aber jedes Mal, wenn man mich einbuchtet, treffe ich dort auf einen Weißen, der sich im System auskennt. So auch dieses Mal.

„Yo, Champ, weshalb haben sie dich hopsgenommen?“

„Oh Mann, sie haben mich mit Kokain erwischt“, erwiderte ich.

„Haben sie dich schon mal wegen Drogen festgenommen?“, fragte er.

„Ich bin schon oft verhaftet worden, aber noch nie wegen Drogen.“

Sein Gesicht hellte sich auf.

„Keine Angst, Bruder. Du gehst nicht ins Gefängnis“, sagte er. „Für dein erstes Drogendelikt können sie dich nicht einsperren, sie müssen zuerst versuchen, dir zu helfen.“

Nachdem ich das wusste, war ich bereit für meine Vernehmung. Der Beamte, der mich festgenommen hatte, führte mich in den Verhörraum.

„Welche Drogen oder Medikamente haben Sie eingenommen?“, fragte er.

„Zoloft“, antwortete ich.

„Noch etwas anderes?“

„Marihuana und Kokain. Ich nehme eine Zoloft-Tablette am Tag.“

„Wie viel Marihuana haben Sie geraucht?“

„Zwei Joints, das ist jedoch einige Stunden her.“

„Wann haben Sie zum letzten Mal vor diesem Vorfall heute Kokain konsumiert?“, fragte er mich.

„Gestern.“

„Wie oft nehmen Sie es?“

„Wann immer ich etwas in die Finger bekomme. Heute Morgen um neun habe ich auch schon etwas genommen.“

„Warum konsumieren Sie Marihuana und Kokain?“

„Weil ich süchtig bin.“

„Nehmen Sie beides gleichzeitig?“

„Ja. Ich fühle mich gut, wenn ich es zusammen nehme.“

„Wozu benötigen Sie das Zoloft?“

„Es reguliert mich. Ich bin nämlich total durch den Wind.“

„So wirken Sie gar nicht“, sagte er.

„Ich weiß, Mann, aber ich bin wirklich total abgefuckt“, sagte ich. Dann begann ich, laut und verrückt zu lachen wie dieser Typ im Film *Reefer Madness*, nachdem er einen Joint angezündet hat.

Ich erzählte ihm, dass ich das Koks in meinen Marlboros rauchen würde, und er war dann so sehr daran interessiert, dass ich es ihm in allen Einzelheiten vormachte.

Ein weiterer Beamter, der an diesem Verhör teilnahm, fragte mich, ob ich mich beim Fahren wohlgefühlt hätte, weil sich die Drogen in meinem System befunden hätten. Ich erzählte ihm, dass ich mich bereits früher an diesem Tag wohlgefühlt hätte.

„Ich möchte Ihnen für Ihre Kooperation danken, Mike“, sagte der erste Bulle.

„Ich bin eigentlich ein ganz cooler Typ“, sagte ich.

„Da, wo ich herkomme, würden mich die Leute anschnauzen, wenn sie wüssten, dass ich Sie verhaftet habe“, sagte er.

Ich wusste nicht, wie ich darauf reagieren sollte, deshalb benahm ich mich wie ein Psycho. Ich schaute auf den Boden und sprach tiefer als gewöhnlich.

„Fick dich, ich hasse dich. Fick dich, du Versager. Fick dich.“

„Hat Sie jemand irgendwie falsch behandelt, Mike?“, fragte der erste Bulle.

„Das passiert die ganze Zeit. Aber ich stecke es weg und lasse es nicht an mich heran.“

Der Polizist schaltete das Tonbandgerät ab und brachte mich zu einer mobilen Einheit des Sheriffs von Maricopa County. Sie nahmen meine Personalien auf und steckten mich in eine Einzelzelle, in der es sogar ein Telefon gab. Ich führte fast die ganze Nacht R-Gespräche.

Als ich am nächsten Morgen auf Kaution entlassen wurde, holte Darryl mich ab. Ich umarmte ihn, als ich ihn sah. Er versuchte jetzt schon seit Jahren, von Las Vegas bis Amsterdam hinter mir aufzuräumen. Das war ein echt harter Job.

„Yo, Mike, warum bist du gestern von daheim abgehauen und hast es krachen lassen, ohne mich zu benachrichtigen?“, fragte er.

„Das Leben ist hart, Bruder. Das Leben ist hart“, erwiderte ich.

Darryl fuhr mich in Shelleys Haus zurück, ich nahm eine Dusche, schaute nach meinen Kindern Miguel und Exodus und ließ mich bekochen. Dann besorgte ich mir einen Strafverteidiger. Ich rief meine Kontaktleute in Vegas an, und sie schlugen mir einen renommierten Anwalt vor, David Chesnoff. Er war der Kanzleipartner von Oscar Goodman, der mich bei meinem Versuch, meine Boxlizenz wiederzubekommen, vertreten hatte. Obwohl sie es noch gar nicht angeordnet hatten, war es Chesnoffs Strategie, dass ich so bald wie möglich eine Rehabilitationsmaßnahme antreten und darüber hinaus sinnvolle gemeinnützige Arbeit leisten sollte, um dem Gericht zu zeigen, dass ich ernsthaft gewillt war, mein Leben in Ordnung zu bringen.

Also zog ich in meine dritte Rehabilitationsklinik in Phoenix ein. Es war ein kleines Haus, in dem der Leiter der Einrichtung selbst wohnte. Dieser Typ war ein ausgemachtes Arschloch und wollte ständig seine Spielchen mit mir treiben. Ich fand dort nur einen einzigen Freund, einen „Italiener“ aus Brooklyn, einen von diesen „Hey, packen wir’s an“-Typen. Breites Lächeln gepaart mit großer Energie. Ich wäre viel schneller rausgeschmissen worden, wenn er nicht gewesen wäre. Aber die anderen Insassen hatten einfach Angst vor mir. Der Leiter der Klinik benutzte die Tatsache, dass ich vergessen hatte, meine Medikamente wegzuschließen, als Vorwand, um mich rauszuwerfen.

An diesem Punkt hätte ich einfach sagen können, fickt euch doch alle, ich gehe in keine Klinik mehr, aber Marilyn und ich hatten inzwischen ein viel zu starke Bindung. Marilyn und mein Anwalt zogen also einige Erkundigungen ein und wandten sich dann an Dr. Sheila Balkan, eine angesehene Kriminologin, die sich auf die Entwicklung von Behandlungsoptionen als Alternative zu einer Haftstrafe spezialisiert hatte. Sie verschaffte mir einen Platz in einer Reha-Klinik in den Hollywood Hills namens Wonderland. Sheila und Harold, einer ihrer Mitarbeiter, brachten mich dorthin. Ein Teil von mir war wütend, weil ich immer wieder in diese Scheißeinrichtungen zurückkehren musste, sodass ich mich vor der Abfahrt noch einmal vollkommen zudröhnte. Eine Menge Junkies wollen diese letzte Fahrt high wie ein Wolkenkratzer antreten. Aber Sheila und Harold waren wirklich cool und unvoreingenommen. Als wir in Wonderland ankamen, war ich immer noch vollkommen durch den Wind.

Tatsächlich war Wonderland völlig anders als meine bisherigen Reha-Erfahrungen. Hier war es nicht so wie in Arizona, und alles ging viel liberaler zu. Hier wurde man nicht nur beurteilt, hier gab’s auch interessante Leute, die keine Angst vor Typen wie mir hatten. Wonderland war eine dieser Edel-Rehas, die vor allem für die Kinder der Eliten, Filmstars, Bankiers und dergleichen, gedacht waren. Man lebte hier wie in einem luxuriösen Landhaus, so wie ich es eigentlich die letzten Jahre gewohnt gewesen war. Das Ganze war natürlich sündhaft teuer, aber ich glaube, man räumte mir einen gewissen Rabatt ein, denn damals war ich ja ziemlich blank.

Ich verliebte mich sofort in diesen Ort. Ich spürte, dass diese Reha vielleicht sogar mein Leben retten konnte. Ich hatte mein eigenes Zimmer und war umgeben von coolen jungen Kids, denen eigentlich alles egal war, weil sie sich um nichts kümmern mussten. Nur einen Steinwurf entfernt lagen Marlon Brandos ehemaliges Haus und das Anwesen, in dem Jack Nicholson jahrelang gelebt hatte. Ich richtete mich ein und begann, Treffen der Anonymen Alkoholiker zu besuchen. Man durfte allein in die Stadt gehen und musste nur zu einer bestimmten Zeit zurück sein.

Nach ein paar Wochen tauchten aber doch ein paar Schwierigkeiten auf. Da ich ein verurteilter Verbrecher und Vergewaltiger war, hatte die Klinikverwaltung Angst, mich zusammen mit den anderen Patienten zu beherbergen. Wenn irgendetwas passierte, könnte man jeden Beteiligten bis hoch zum Staat Kalifornien verklagen. Ich nehme an, Sheila hatte die Klinikleitung bekniet, mich aufzunehmen, aber jetzt stand mein weiterer Verbleib dort auf der Kippe. Inzwischen hatte ich mich jedoch mit allen Kids angefreundet, und sie unterstützten mich nun. Jeden Abend brachte ich allen eine Portion Frozen Joghurt aus der Stadt mit. Bei den Treffen sorgte ich für Kekse und Milch. Wir wurden fast eine Familie. Schließlich gab es eine Versammlung, und alle sagten: „Mike muss bleiben. Mike soll nicht gehen.“ Am Schluss stimmten sie ab, und ich blieb.

Ich bin immer auf meine Disziplin stolz gewesen, aber mein Kokainentzug war die Hölle. Außerdem kehrten dabei sämtliche Schmerzen zurück, die ich mir beim Boxen zugezogen hatte. Das Koks und der Alkohol waren für mich wie Novocain gewesen. Als ich beides absetzte, machte sich plötzlich wieder meine Arthritis auf entsetzliche Weise bemerkbar. Ich war ein Krüppel und konnte nicht mehr laufen, weil meine Füße so wehtaten. Selbst heute noch brauche ich immer wieder Cortison-Spritzen, um die Schmerzen zu ertragen.

Tatsächlich blieb ich in meiner Zeit in Wonderland richtig brav. Dabei gab es durchaus Versuchungen. So war etwa eine berühmte junge Schauspielerin zur selben Zeit dort. Sie ging jeden Abend mit ihren Freunden aus. Vier oder fünf Mercedes oder Stretch-Limousinen holten sie von der Klinik ab. Es war ein ganzer Konvoi. Das Ganze wurde für sie von einem schwarzen Typen organisiert, der mich eines Abends einlud, mitzukommen.

„Nö, ich kann nicht mitkommen. Wenn irgendwo ein Foto erscheint, wie ich mit diesen Typen herumhänge, wandere ich sofort in den Knast“, erklärte ich ihm.

Ich wäre so gerne mitgekommen, es steckte immer noch in mir drin, aber ich widersetzte mich diesem Drang. Diese Kids brachen stattdessen ständig

die Regeln. Ein reicher Typ schmuggelte sogar einen 50 Zoll-Flachbildschirm in sein Zimmer, um seine Videospiele daddeln zu können. Sie erwischten ihn jedoch dabei und nahmen ihm den Bildschirm sofort wieder weg.

Nach einer Weile hatte ich den Rhythmus raus. Ich besuchte regelmäßig meine Treffen der Anonymen Alkoholiker und befolgte das Zwölf-Schritte-Programm besser als irgendjemand sonst. Ich wurde für sie ein richtiges Aushängeschild. Jeder musste täglich ein Treffen besuchen, ich ging zu dreien oder vieren. Drei Monate nach meiner Ankunft stattete mir Marilyn einen Besuch ab, und ich nahm sie zu einem Treffen am Sunset Strip mit. Ich ließ den Korb herumgehen, um Spenden für Kaffee und Tee einzusammeln. Nach dem Treffen stellte ich die Stühle hoch und fegte den Boden.

Grundsätzlich hatte ich noch gemischte Gefühle zu all dem. Viele meiner Helden waren Loser, wenn es darum ging, ihr Leben zu organisieren, aber auf ihrem Gebiet waren sie die absoluten Champions. Die Leute wollten sie vom Alkohol und Rauschgift losbringen, um sie zu retten, aber manchmal verloren sie ohne Alkohol und Drogen ihre besonderen, ihre großartigen Fähigkeiten. Die Menschen in meinem Leben waren glücklich, wenn ich nüchtern war, aber ich fühlte mich dann absolut elend und wollte nur noch sterben.

Wenn ich in einer solchen Stimmung war, rückte Marilyn mir immer den Kopf zurecht. „Was redest du denn da? Natürlich wirst du dieses Programm durchziehen“, schrie sie mich an. In Sekundenschnelle verwandelte sie sich in solchen Fällen von einer netten, weißhaarigen Dame in einen verdammten Dämon. Diese Lady musste einfach in mein Leben treten. Wenn man sich so in seinen eigenen Lastern verstrickt hatte wie ich, merkte man gar nicht mehr, wie krank man eigentlich war. Für mich waren Krankheiten etwas, das mit Blasen oder Blutstropfen und nichts, was mit der Seele zu tun hatte.

Wegen meiner Prominenz sollte ich so genannte „geschlossene Gesellschaften“ besuchen, zu denen man extra eingeladen werden musste.

Ich nahm an einigen teil und war schockiert, denn ich begegnete dort einigen der größten Promis der Welt. Man mochte mich sogar, weil man mich für einen krassen Typ hielt. Sie kamen zu mir und sagten: „Mike, brauchst du Geld?“, und dann überwiesen sie ein hübsches Sümmchen auf mein Konto. Auf diesen Treffen wurde mir klar, dass es jeder ruhig merken kann, ob du ein Junkie bist. Einmal nahm ein weltberühmter Schauspieler an einer solchen geschlossenen Gesellschaft teil. Er begrüßte mich überaus freundlich: „Hey, wir haben schon auf dich gewartet. Ich habe dir einen Platz reserviert.“

Woher zum Teufel weiß er, was ich nehme, fragte ich mich. Aber Drogenabhängige erkennen einander eben sofort. Wir denken immer, niemand würde das erkennen, aber wir sind transparenter, als wir glauben.

Diese geschlossenen Gesellschaften waren trotzdem nichts für mich. Nach vier Meetings kehrte ich lieber wieder zu den offenen AA-Treffen zurück. Die Jungs, die an den geschlossenen Gesellschaften teilnahmen, waren mir zu elitär und zogen nur ihr eigenes Programm durch. Ich zog das Originalprogramm des Mitgründers der Anonymen Alkoholiker, der sich selbst nur „Bill W.“ nannte, dem vor. Ich wollte einfach mit den gewöhnlichen Leuten zusammen sein.

Ich stehe tief in Marilyns Schuld, dass sie mich mit dieser Welt der Suchtrehabilitation bekanntgemacht hat. Das ist eine wirklich faszinierende Welt. Glauben Sie etwa, dass Polizisten die größte Gemeinschaft der Welt bilden? Glauben Sie, Verbrecherbanden sind groß? Sie sind nichts im Vergleich zur Welt der Suchtrehabilitation. Zu deren Mitgliedern gehören Bundesrichter, Marshals und Staatsanwälte. Sie sollten sich besser nicht mit einem Anonymen Alkoholiker oder Suchtkranken anlegen, denn der gehört zu einer riesigen, mächtigen Familie. Unterschätzen Sie niemals die Macht der bekehrten Suchtkranken, sonst werden Sie die am eigenen Leib zu spüren bekommen. Diese Leute finden nämlich bei allen einflussreichen Leuten, einschließlich des Präsidenten, Gehör.

Andererseits sind sie eine bunt zusammengewürfelte Gemeinschaft. Ich habe ehemalige Hell’s Angels und Gangbanger getroffen, deren einziges

Lebensziel nur noch darin bestand, andere Menschen vom Alkohol- und Drogenkonsum abzubringen. Können Sie sich das vorstellen? Einige von diesen Leuten haben fast ihr ganzes Leben im Gefängnis gesessen, und dann war es ihr Ziel, so viele Menschen wie möglich zu retten und sie dazu zu bringen, ihr Leben anzunehmen und sich ihren Ängsten in nüchternem Zustand zu stellen. Das sind ganz besondere Leute, zu denen auch Marilyn gehört, eine ganz andere Sorte von Weißen. Meine gewohnten Einschüchterungstricks haben auf sie keinerlei Wirkung. Diese AA-Leute lassen sich nicht von bulligen Killern mit Messernarben im Gesicht oder irgendwelchen Auftragsmördern Angst einjagen. Es ist fast unmöglich, Süchtigen Angst einzujagen. Selbst wenn sie sagen, dass sie sich vor dir fürchten, tun sie das nicht.

Wenn jemand es gewagt hätte, etwas Respektloses über Marilyn zu sagen, hätte ich ihm die Fresse poliert. Selbst wenn Sie ein Milliardär sind, hätten Sie nicht genug Geld, um diese Leute zu bezahlen, und stünden ein Leben lang in ihrer Schuld. Und sie sind mit sich selbst im Reinen. Sie machen das nicht für Geld, sondern weil sie es für richtig halten. Viele von ihnen sind normalerweise ruhig und freundlich und lächeln dich an, bis es um ihre wahre Aufgabe geht. Im Wonderland arbeitete ein schmächtiger jüdischer Typ. Eines Tages sollte er uns zum nächsten Eisladen fahren. Als wir bereits in seinen Wagen eingestiegen waren, kam noch ein weiterer Patient der Reha-Klinik angerannt, dessen Atem schon von Weitem nach Alkohol stank. Der schmächtige Typ stieg aus, riss die hintere Autotür auf und zog den Betrunkenen wieder aus dem Wagen. „Oh Scheiße“, fiel mir da nur ein. Ich war doch der Schwergewichts-Champion, warum hatte ich das nicht gemacht? Ich hatte einen Mordsrespekt vor diesem Winzling, der sonst ein Ausbund an Coolness und Freundlichkeit war, bis ein Schalter umsprang. Er hatte alle angestrahlt: „Schöner Tag heute, nicht?“ Bis er den Alkohol gerochen hatte.

Ich bekam eine Menge Unterstützung, als ich in Wonderland war. Ein Rockstar, der auch an dem Programm teilnahm, rief mich sofort an, als er von meinen Problemen hörte.

„Mike, melde dich, wenn du was brauchst.“

Er wusste, was ich durchmachte, und war ein unglaublicher Typ. Eines Tages besuchte mich ein berühmter englischer Schauspieler in Wonderland und erzählte mir von seinem eigenen Kampf gegen den Alkoholismus. Was für ein wunderbarer Mensch! Die Leute glauben, Süchtige seien Penner und schreckliche Leute, aber in Wirklichkeit sind sie die Genies unserer Zeit.

Natürlich endet nicht jede Rehabilitationsmaßnahme glücklich, aber wenn sie es tut, ist sie ein Gottesgeschenk. Auch in unserer Reha-Familie sterben die Menschen, sie rennen weg, werden high und nehmen eine Überdosis. Wir werden immer noch krank, unser Leben ist immer noch voller Niederlagen, aber jetzt haben wir die Werkzeuge, die uns helfen, mit diesen Problemen umzugehen. Dass ich Teil dieses Rehabilitationsprogramms wurde, gehört zum Besten, was mir in meinem Leben passiert ist. Das sind großartige Leute, und ihre Leistungen werden in unserer Gesellschaft nie genug anerkannt.

Mein Aufenthalt in Wonderland war wirklich ein Wendepunkt in meinem Leben. Die Vorstellung, sich selbst zu verbessern, war mir nicht neu, denn Cus hatte sie mir schon vor vielen Jahren eingepflanzt. Es war jedoch äußerst hart, weil die ganzen Drogen alles Gute in mir unterdrückt hatten. Aber es tat mir bereits unheimlich gut, einen Alltagsrhythmus zurückzugewinnen: aufstehen, Krafttraining, meine AA-Treffen und dann das Abendessen mit meinen Mitpatienten. Als ich dann auf den Treffen all diesen Leuten begegnete, die man für unheilbar süchtig hielt, deren Rehabilitation aber so große Fortschritte machte, wurde mein Wettbewerbsgeist geweckt.

Als ich das sah, bekam ich neue Hoffnung. Wenn die das konnten, konnte ich das auch. Ich würde mich von keinem mehr ausstechen lassen. Ein Typ war seit zehn Jahren sauber. Wenn man dem Mann begegnete, hielt man ihn für einen Heiligen. Aber seine Eltern wollten immer noch nicht mit ihm reden. Er war einen Großteil seines Lebens ein richtiges Monster gewesen. Jetzt hatte er dagegen einen Job und ernährte seine Familie. Der

Hauptzweck seines Lebens bestand jedoch darin, anderen Leuten zu helfen, dauerhaft wieder auf die Beine zu kommen.

Eine Menge Leute haben während der Reha einen Rückfall, daran wollte ich jedoch gar nicht erst denken. Wenn ich an diesem Ort high geworden wäre, hätte ich mich wie der schlimmste Versager gefühlt, schließlich bestand doch der ganze Zweck meines Aufenthalts in dieser Klinik darin, mich nicht mehr zuzudröhnen. Wenn ich von einer solchen positiven Energie umgeben bin, sauge ich sie auf wie ein Schwamm. Dann werde ich auch für die anderen zum größten Cheerleader. „Hey, wir sind hier, um nüchtern zu bleiben. Kommt, wir schaffen das zusammen. Yeah, wir packen das!“ Wenn ich dagegen ganz für mich bin, heißt es sofort: „Hey, hast du eine Spritze?“

Eine der unheimlichsten, aber auch erfüllendsten Erfahrungen war es, wenn wir aufgrund eines Notrufs an die Anonymen Alkoholiker ausrückten. Typen, die seit 20 Jahren sauber waren, hatten plötzlich einen Rückfall, soffen sich ins Koma und landeten im Krankenhaus. Einige der Kids, die mit mir in Wonderland waren, schlichen sich davon, und wir mussten sie suchen. Ich war auch nur ein Patient, aber sie schickten mich los, um diese Typen zu finden.

Wir fuhren zur Kreuzung von Hollywood Boulevard und Vine Street, dem größten Drogentreff der Stadt. Dort saßen sie einfach auf der Straße. Sie sahen so schlecht aus, dass man sie kaum noch erkennen konnte. Obwohl sie weiß waren, hielt man sie auf den ersten Blick für Schwarze, weil die Sonne sie so verbrannt hatte. In diesem Jahr habe ich einige wirkliche schlimme Dinge gesehen.

Während meiner Zeit in Wonderland wurde ich von allen möglichen Therapeuten betreut. Aufgrund meiner Verurteilung wegen Gewalt im Straßenverkehr schickten sie mich in ein Wutbewältigungs-Seminar. Der Typ, der den Unterricht durchführte, Ian, war so klein, dass er kaum über den Tisch schauen konnte. Ich wusste nicht, was ausgerechnet er über Wutbewältigung wissen konnte. Nach einer gewissen Zeit merkte ich jedoch, dass Ian jede Minute explodieren konnte. Ich glaube, gerade solche

Leute können einen derartigen Unterricht erteilen. Bereits in der ersten Sitzung brachte er uns ein jüdisches Sprichwort bei: „Je heller das Licht, desto dunkler der Schatten.“ Er erzählte mir auch, dass die größten Sterne am dunkelsten seien, deshalb sei ein Star wie ich bei ihm gelandet.

Marilyn schlug vor, dass ich auch einen Sextherapeuten aufsuchen solle. Sie hatte mich bereits in Arizona zu einem geschickt, aber erst in Wonderland setzte ich mich ernsthaft mit diesem Vorschlag auseinander. Immer wenn Marilyn und ich zusammen in der Öffentlichkeit waren, sah sie, wie ich auf Frauen reagierte, die mich aus irgendeinem Grund ansprachen. Ich war immer der Meinung, dass die Mädchen, die auf mich zukamen, ein Problem hatten.

„Nein, du sprichst einfach viel zu lange mit denen“, belehrte mich Marilyn. „Du sagst nicht nur ‚Danke‘ und gibst ihnen ein Autogramm, sondern du fragst sie auch, woher sie kommen, wie lange sie schon hier leben und ob sie ledig sind. Wir sind jetzt gerade einmal 30 Minuten hier, und du hast bereits zehn Telefonnummern. Gibst du eigentlich jemals einer Frau einen Korb?“

Man verwies mich an Sean McFarland, einen Suchttherapeuten, der sich auf Sexsucht spezialisiert hatte. Er hatte eine Praxis in Venice. Bei meinem ersten Termin begleitete mich Sheila Balkan. Ich war etwas skeptisch, was diese ganze Sexsucht anging.

„Also Sie sind angeblich ein Experte für Sexsucht. Wie funktioniert das eigentlich und was bedeutet das?“, fragte ich ihn.

Seano deutete auf das Bild seines Sohns und seiner Frau, das an der Wand seiner Praxis hing.

„Mike, das ist eine großartige Frage. Ich ficke gern Straßennutten, und dieser wunderbare Junge und diese wunderbare Frau auf diesem Foto sind meine Frau und mein Kind. Wenn ich also trinke, Koks schnupfe und herumvögle, sage ich ‚Fuck you‘ zu ihnen, weil sie angeblich mein Leben versauen, weil ich nicht tun kann, was ich tun möchte. Das ist für mich Sexsucht.“

Ich begriff, was er meinte, und besuchte ihn von da an regelmäßig. Wir verbrachten eine Menge Zeit miteinander. Seano hatte ein Treffen für Anonyme Sexsüchtige eingerichtet, an dem ich künftig jeden Montag, Mittwoch und Samstag teilnahm. Das Ganze machte mir einen Riesenspaß. Die Jungs, die daran teilnahmen, waren richtig cool, und es war interessant, alles über ihre einschlägigen Störungen zu hören. Einmal tauchte ein Typ auf, der sich nicht für so gestört hielt wie der Rest von uns.

„Hey, eigentlich gehöre ich nicht hierher“, sagte er. „Ich habe noch nie eine Frau auf der Straße angesprochen und ihr erklärt, dass ich sie ficken will. Ich bin nur hier, weil meine Frau frigide ist.“

„Dass du so etwas gesagt hast, zeigt, dass du zu uns gehörst“, erklärte ich ihm. „Versuch nicht, alles an einem einzigen Tag zu begreifen. Komm einfach weiterhin hierher, okay?“

Tatsächlich lernte ich bei diesen Treffen eine Menge. Vor allem änderte sich meine gesamte Sicht auf meinen Umgang mit Frauen. Ich hätte mich nie für einen Sexsüchtigen gehalten. Den Sex mit all diesen Frauen hielt ich für eine fast natürliche Folge meines Meisterschaftstitels. Ein Champ musste einfach alle diese willigen Körper um sich haben. Alle Männer, die ich verehrte, waren sexuelle Eroberer. Ich hatte alles über Errol Flynn, Jack Johnson, Jack Dempsey und diese ganzen tollen Kerle gelesen, und was sie alle gemeinsam hatten, war ihre unwiderstehliche Anziehungskraft auf Frauen. Ich dachte also immer, dass man viele Frauen in seinem Leben haben musste, um zu einem großen Mann zu werden. Je mehr Frauen man eroberte, umso imposanter wurde man. Mir war nie klar gewesen, dass Sex mit so vielen Frauen dir mehr nimmt, als er dir gibt. Ich hatte nie ein eigenes Image entwickelt, deshalb hatte ich eine Menge über Leute gelesen, die ich für große Männer hielt, und versucht, ihre Eigenschaften zu übernehmen. Ich war zu jung, um zu erkennen, dass sie große Männer mit schlechten Eigenschaften waren. Selbst Cus hatte eine Mentalität, die den „echten Mann“ in den Mittelpunkt stellte. Aber tatsächlich hatte mich der Sex nur gelehrt, worum es sich bei Gonorrhö, Chlamydien und all den

anderen Krankheiten mit ihren schwer auszusprechenden wissenschaftlichen Namen handelte.

Frauen waren für mich immer und überall verfügbar, aber ich musste es halt wieder mal übertreiben. Ich lud zehn Frauen auf mein Zimmer ein, damit sie dort gemeinsam mit mir einen durchzogen. Dann stand jedoch eine Pressekonferenz an, und ich nahm ein paar von ihnen mit und quartierte sie in einem anderen Raum ein, damit sie mir nach dem Interview sofort zur Verfügung stünden. Wann immer ein Mädchen willig war, trieb ich es mit ihr. Entweder machte sie mich oder ich machte sie an. Mein Problem war nur, dass ich sie alle befriedigen wollte. Das war krank. Man kann sie nicht alle befriedigen, schon deshalb, weil einige dieser Tussis wirklich verrückt waren. Wenn man das versuchte, verlor man irgendwann selbst den Verstand.

Ich hatte in jeder Stadt auf diesem Planeten meine Frauen sitzen. Sie hätten meine Rolodex sehen sollen. Gott sei Dank hat man den Computer erfunden.

Ein Mädchen in Phoenix, mit dem ich eine Zeit lang ging, beobachtete mich einmal bei meinen Tauben.

„Deine Vögel sind wie deine Frauen. Du musst immer einen Haufen Vögel haben, falls du mal einen verlierst, hast du dann noch all die anderen. Deshalb hast du auch nie 10 oder 20, sondern 500. Du hängst so an ihnen, dass du sicher sein willst, immer noch 499 zu haben, wenn du einen von ihnen verlierst. Genauso ist es mit deinen Frauen.“

Sie war nur ein junges Ding, aber sie hatte vollkommen recht. Ich war unsicher, hatte große Verlustängste und fürchtete mich vor dem Alleinsein. Am Ende meiner Karriere begann ich sogar damit, bei den Frauen einzuziehen. Allerdings zog ich nach einer gewissen Zeit bei der einen aus und bei der nächsten ein. Wenn ich bei den Treffen in Venice davon erzählte, rief das schmerzliche Erinnerungen wach. Meine Mutter hatte das nämlich genauso gemacht und war von Mann zu Mann gezogen. So viel Geld ich auch haben mochte, blieb ich in dieser Hinsicht doch immer wie

meine Mutter. Ich wechselte von einer zur anderen, bum, peng, die nächste bitte, und immer so weiter.

Mit mir stimmte vielleicht etwas nicht, aber ich war nicht der Einzige. Die meisten Menschen, die sich von mir angezogen fühlten, waren aggressiv, heißblütig und hatten auch die entsprechende Sprache drauf. Selbst die Frauen waren oft durchgedreht. Die meisten Promis haben Angst vor ihren Stalkern. Ich fickte meine. Sie warteten unten in der Lobby, und der Portier wollte sie nicht hereinlassen. Aber ich sagte dann: „Du hältst mich für göttlich? Komm mit mir rauf!“

Sie waren vielleicht verrückt, aber sie sahen blendend aus. Ich besaß damals eine von diesen LED-Blinkleuchten, die man so programmieren konnte, dass sie einen selbstgewählten Text abrollten. Ich hatte mich für: „GUTE PUSSY, VERRÜCKTE SCHLAMPE, GUTE PUSSY, VERRÜCKTE SCHLAMPE“ entschieden. Ich stellte die Leuchte ins Schlafzimmer, wo sie bei totaler Dunkelheit ganz toll aussah.

Sex war für mich wie eine Droge. Wenn ich eine Pussy brauchte, konnte ich an nichts anderes mehr denken. Die einzigen Männer, denen es in dieser Hinsicht noch schlimmer ging als mir, waren die Pädophilen und Pansexuellen. Pansexuelle waren Leute, die ein Reh schießen, es nach Hause mitnehmen und dort ficken. Von solchen Dingen erfuhr selbst ich erst während meiner Sextherapie.

Ich war so sexbesessen, dass ich mich nicht einmal zurückhalten konnte, als mir 1989 von der Ohio Central State University die Ehrendoktorwürde verliehen wurde.

„Ich weiß nicht, was für eine Art Doktor ich jetzt bin, aber wenn ich alle diese wunderschönen Schwestern hier sehe, frage ich mich, ob ich nicht am besten Gynäkologe werden sollte“, sagte ich in meiner Dankesrede. Eigentlich war das als Kompliment gedacht, aber die Frauen im Publikum fassten das nicht so auf. Trotzdem bildete sich direkt danach eine lange Frauenschlange vor meiner Tür. Mir wurde erst viele Jahre später klar, wie übel dieser Witz eigentlich war. Erst kürzlich fand ich heraus, dass meine Mutter nur ein Stück die Straße hinunter von der Ohio Central State zur

Schule gegangen war. Meine Mutter und ihre Familie hatten geglaubt, dass Bildung sie zu etwas Besonderem machte. Ich hätte bei dieser Feier etwas richtig Großartiges sagen können, aber ich dachte auch bei dieser Gelegenheit nur an meinen Schwanz. Ich habe an diesem Tag 500 Jahre unserer Familiengeschichte in den Schmutz gezogen.

Was war eigentlich das Ergebnis all meiner sexuellen Eroberungen? Wenn man alle diese Mädchen fickt, fühlt man sich richtig Scheiße, aber man kann einfach nicht damit aufhören. Man hasst sich selbst, und das Mädchen tut einem leid. Ich habe sie nie geliebt. Alles, was ich zu ihnen sagte, war eine verdammte Lüge, auch wenn ich es zu dieser Zeit vielleicht selbst noch nicht begriff. Mit diesen Frauen zusammen zu sein, war wie masturbieren. Ich hatte eine Menge Spaß, aber es führte zu nichts Produktivem. Ich glaubte, eine emotionale Befriedigung zu erleben, wenn ich mit ihnen schlief, aber in Wirklichkeit war ich nur ein Schmock. Ich liebte die Liebe und nicht den Menschen als solchen.

Es fühlte sich an, als ob ich in einem Loch steckte. Je mehr Frauen ich fickte, desto verzweifelter wurde ich. Wenn sie dann jedoch gegangen waren und ich allein in meinem Schlafzimmer war, fühlte ich mich entsetzlich, vor allem wenn ich noch etwas von ihrer Feuchtigkeit auf dem Bett spürte. Das war die Hölle. Es war alles so seelenlos. Also besorgte ich mir ein paar weitere Mädchen, um nicht mehr über dieses Gefühl nachdenken zu müssen. Ich brauchte jemanden, der mich festhielt, weil ich mich selbst wie ein Stück Scheiße fühlte. Diese ganze Energie, die mir all diese Frauen gaben, war im Grunde eine reine Qual. Sie höhlte mich regelrecht aus. Schließlich feierte ich nur noch Orgien mit drei, vier oder fünf Mädels. Ich wusste nicht einmal mehr, was genau vor sich ging.

Mir war nie der riesige Druck bewusst gewesen, all diesen Frauen, die mit „Mike Tyson“ fickten, ein großartiger Liebhaber sein zu müssen. Das war eine Begegnung, über die sie für den Rest ihres Lebens sprechen würden. Ich erkannte auch, dass nicht jeder mit jedem zusammenpasst. Sex ist eben eine sehr komplexe Sache. Jeder bringt sein eigenes Päckchen mit. Ich weiß bis heute nicht, was beim Sex wirklich wichtig ist. Ist es die Lust oder die

Intimität? Ich habe Frauen getroffen, die von der Norm abweichen. Ich habe Frauen getroffen, die umarmt werden wollten, und solche, die es genießen, wenn sie bespuckt oder geschlagen werden. Einmal war ich mit einem Mädchen zusammen, das plötzlich sagte: „Oooh, ich vertrage auch eine kräftige Abreibung.“ Aber so was konnte ich einfach nicht tun.

Nach ein paar Wochen Sextherapie erkannte ich, warum ich all diese Frauen immer befriedigen wollte. Ich hoffte nämlich, dass sie mich ihrerseits nicht nur mit Sex befriedigen, sondern mir auch ihre Liebe schenken würden. Ich benutzte den Sex, um mir menschliche Nähe zu verschaffen. Wenn ich diese Intimität und Verbundenheit bekommen wollte, musste ich Sex haben. Du bekommst sie nicht, wenn du nicht auch mit jemandem schläfst, aber eigentlich geht es dabei überhaupt nicht um Sex. Ich war also eine Hure wie meine Mutter. Einen Unterschied gab es jedoch. Im Gegensatz zu ihr war ich eine Hure, die Geld hatte. „Hey, wenn ich dich sexuell nicht befriedigen konnte, wie wär’s mit einem Mercedes? Dieses Auto ist wirklich wie ein Orgasmus, stimmt’s?“

Das klingt jetzt vielleicht etwas abgedroschen, aber wahrscheinlich suchte ich nach jemandem, der mich bemutterte. Mein ganzes Leben habe ich mich nach Mutterliebe gesehnt. Meine Mutter hat nie einen Mann wirklich geliebt. Sie bereitete ihnen Kopfschmerzen, sie beschimpfte sie und sie stach auf sie ein. Aber ich habe nie gesehen, dass meine Mutter jemals einen Mann geküsst hat. Ich sah, wie sie mit ihnen ins Bett ging, aber ich habe nie gehört, dass sie „Ich liebe dich“ sagte, oder gesehen, dass sie jemanden auf die Stirn geküsst hat.

Obwohl man mich bereits in sehr jungen Jahren auf einen Sockel gestellt hatte, fühlte ich mich doch immer zu Strichmädchen hingezogen. Auch das lag an meiner Mutter. Meine Mutter hatte wenigstens meine Unterstützung, aber diese Mädchen hatten niemand außer ihren Babys, und ich war nicht ihr Baby. Mit solchen Frauen sollte man keinesfalls eine Beziehung eingehen. Das galt auch für meine Mutter. Sie liebte ihre Kinder, aber ein Mann war nur dazu da, um ihn auszunutzen. Trotzdem mochte ich solche Frauen, deshalb verlief mein Leben ja auch so schlecht. Eine

Unternehmerin will mit mir ausgehen? Vergiss es, ich ficke lieber die Stricherin von der Straße.

In der Reha-Klinik zeigten sie uns einmal einen Film über Edith Piaf, *La vie en rose*. Dieser Streifen erinnerte mich immer wieder an mein eigenes Leben. Auf der Straße finden irgendwelche Mistkerle Gefallen an dir, und irgendein übler Typ zeigt dir, wie es in dieser Welt zugeht. Jemand bringt ihn um, was keinen kümmert, weil er halt ein Dreckskerl war, aber für dich war er der Größte. Du hast eben von seiner Gesellschaft profitiert. Er hat dir Geld und Kleider gegeben, und jetzt kannst du deiner Schwester endlich was kaufen. Wie dieser Typ im Film, der sie immer wieder verprügelt und dem sie sie dann wegnehmen, so ähnlich war das auch bei mir. Alle anderen glaubten, ihr damit einen Gefallen zu tun, aber für sie war das ihr Leben, sie wollte bei diesen Prostituierten und Zuhältern bleiben, die waren ihre Familie. Es drehte mir den Magen um, als ich sah, wie man sie dort wegholte und sie nach diesen Nutten schrie. In diesem Moment bekam ich die Krise und begann zu flennen wie ein kleines Baby. So ist es eben mit dem Glück. Du kannst in der Hölle schmoren und trotzdem glücklich sein. Einigen Leuten geht es in all ihrem Elend richtig gut. Wenn du ihnen aber auch noch dieses Elend nimmst und sie ans Licht holst, sterben sie emotional und geistig, weil die Schmerzen und das Leid ihr einziger Trost waren. Es war für sie einfach unvorstellbar, dass jemand sie lieben und ihnen helfen könnte, ohne im Gegenzug etwas dafür zu wollen.

Gegen die eigene Sexsucht anzugehen, unterscheidet sich natürlich schon etwas vom Kampf gegen die Drogen- oder Alkoholabhängigkeit, aber in einem gleichen sich diese Bemühungen: Du musst in allen drei Fällen einfach nein sagen. Dazu ist eine Menge Selbsthilfearbeit nötig, aber gleichzeitig musst du dich auch als erwachsener Mann auf gewisse Weise wie ein Kind benehmen, das mit sich und der Welt klarzukommen versucht. Du musst ständig analysieren, was du tust, wie du mit einer Frau sprichst, und sogar, wie lange du sie anschauen darfst, bevor es bei dir klick macht. Bei mir beträgt das Limit gerade einmal drei Sekunden.

Ein Weg, gegen die Sexsucht anzugehen, war zumindest in meinem Fall die Tatsache, dass ich pleite war. Ohne Geld machte mir diese Scheiße einfach keinen Spaß mehr. Wenn ich pleite bin, denke ich nicht einmal ans Ficken, weil ich in meinem wahnhaften Geist dafür diese ganze Pracht brauche, die mir das Geld verschafft. Ich muss schon in einer großartigen Suite residieren und mich auf irgendeiner wunderschönen Insel aufhalten. Wenn ich es in einem schäbigen Hotel mache, bin das ja nur ich in meiner ganzen Armseligkeit.

Seinen eigenen Sexualtrieb zu kontrollieren, ist wirklich hart. Jede Kleinigkeit kann ihn entfachen. Ich gehe auf der Straße, plötzlich höre ich das Klick-Klick-Klick eines hochhackigen Damenschuhs, und schon platze ich vor Erregung. Ich gehe um drei Uhr morgens durch eine dunkle Passage, biege um die Ecke und sehe plötzlich eine schöne Frau vor mir. Sofort denke ich, dass sie eine Nutte sein muss. Warum wäre sie sonst noch so spät in der Nacht unterwegs?

Ich musste öfter zu irgendwelchen Gerichtsterminen zurück nach Phoenix fahren. Dabei wurde ich immer von Seano begleitet, der von dort stammte. Es war mir eine Freude, mit ihm zusammen zu sein. Er wusste immer, was ich dachte, er wusste, dass ich diese hochhackigen Schuhe klicken hörte und sofort erregt war. Dieses Klicken war, als ob jemand an meine Tür klopfen würde. Seano und ich gingen zusammen essen, und er beobachtete mich die ganze Zeit. Er kannte meine Dämonen. Nach der Rückkehr in unser Hotel, kam er auf mein Zimmer.

„Michael, was ist los?“

„Als ich vorhin dieses Restaurant betrat, hatte ich das Gefühl, jeder dort würde denken: ‚Schau dir nur diesen großen, fetten, abgefuckten Nigga an.‘“ Wir vereinbarten daraufhin einige Signale. Wenn mich die Angst überkam, sollte ich ihm ganz leicht an den Arm fassen. Das war das Zeichen für Seano, mir sofort zu versichern: „Alles okay, Bruder, alles cool.“

Manchmal ging mir diese ganze Therapie total auf den Geist. Als wir das erste Mal nach Arizona zurückkehrten, hielt mich Seano für derart

rückfallgefährdet, dass er mir mitteilte, er werde bei mir in meinem Hotelzimmer bleiben.

„Nein, das wirst du nicht“, sagte ich. „Niemand übernachtet mit mir in diesem Zimmer.“

„Dann nehmen wir den nächsten Flug zurück nach Kalifornien. Ich weiß, was du vorhast. Du lässt jemand auf dein Zimmer kommen, und du wirst dann von hier abhauen, und das finde ich überhaupt nicht cool. Also, was willst du jetzt machen?“

Ich hätte ihm fast eine gescheuert. Trotzdem schliefen wir in dieser Nacht Seite an Seite in diesem Hotelzimmer.

Er merkte immer, wenn mich meine Wut zu übermannen drohte.

„Was geht dir gerade durch den Kopf? Du möchtest mir am liebsten ins Gesicht schlagen, stimmt’s?“

„Stimmt, ich mag es einfach nicht, wenn du mich mit deinen treusorgenden irischen Augen auf diese Weise anschaust.“

„Ich weiß, Bruder, ich weiß, aber steck das Ganze einfach weg.“

Ich musste lachen.

„Du bist ein echt schräger Vogel, Seano.“

„Sicher, aber das gilt auch für dich, Michael, also lass uns über deine Probleme reden.“

Ich wusste, dass mein ganzes Leben auf dem Spiel stand, als ich in Wonderland war. Ich versuchte wirklich, diese ganze Sache erfolgreich abzuschließen. Wenn du bei den Anonymen Alkoholikern eine bestimmte Zeit nüchtern bleibst, bekommst du eine Medaille. Ich trug diese Abzeichen immer mit mir herum. Ich bin eben ein Pfau und muss mir und den anderen beweisen, dass ich etwas erreichen kann. So ticke ich eben. Diese Abzeichen waren jetzt das, was früher meine Meisterschaftsgürtel waren. Im Kreis von Alkoholikern verschaffen dir Medaillen Respekt. Selbst wenn du alles Geld der Welt besitzt, würde man dich ohne diese Abzeichen nicht respektieren. Für mich waren sie ungeheuer wichtig. Ich freute mich immer schon lange vorher darauf, meine nächste Medaille zu bekommen.

Obwohl ich meine Rehabilitationsarbeit wirklich ernst nahm, verletzte ich manchmal einige Regeln. Ich war erst ein paar Wochen dabei, als ich bei einem Treffen ein granatenmäßiges Mädchen kennenlernte. Ihr Name war Paula, und sie stammte aus Marokko. Eines Tages kam ich zu einem Treffen, und sie stand an der Tür, um die Leute zu begrüßen. Sie hatte ein ganz enges Adidas-T-Shirt an, das ihre großen Torpedotitten betonte, und die waren auch noch echt!

Keiner kannte mich in diesem Raum. Ich war der einzige Schwarze und wirkte allein durch meine Erscheinung ziemlich einschüchternd. Nachdem ich Paula ein paar Mal bei diesen Treffen gesehen hatte, sprach ich sie eines Tages an.

„Ich habe das ganze AA-Buch gelesen und bin selbst inzwischen auf der achten Stufe angelangt …“

„Mike, du erinnerst dich nicht an mich, oder?“, unterbrach sie mich.

Dann dämmerte es mir. Vor Jahren war ich in L.A. den Sunset Boulevard entlanggefahren und hatte sie die Straße hinuntergehen sehen. Ich hatte mein Fenster heruntergelassen, den Wagen auf Schrittgeschwindigkeit abgebremst und wie ein Perversling versucht, sie in meinen Wagen zu locken.

Hey, das könnte ich ja jetzt noch einmal versuchen.

„Hör mal, ich weiß, dass wir bei den AA erst nach dem ersten Jahr wieder mit Frauen ausgehen sollen, aber ich nehme das ganze Programm wirklich sehr ernst. Könntest du nicht meine Mentorin werden? Es wäre schön, wenn wir Freunde werden könnten“, sagte ich.

Paula war vier Jahre älter als ich und seit 18 Jahren in der Rehabilitation tätig. Sie war eine führende Organisatorin des AA-Programms und eine rundum gefestigte Persönlichkeit. Wenn es eine Krise gab, holte sie immer das AA-Buch heraus. Ihr ganzes Leben drehte sich um die Anonymen Alkoholiker. Sie wusste also, dass wir eigentlich noch nicht miteinander ausgehen sollten, da ich ja erst seit ein paar Wochen in der Reha war. Sie nannte das in ihrem Jargon den „13. Schritt“, da es bei den AA eigentlich nur zwölf Schritte gab.

Anfänglich waren wir nur Freunde, aber nach kurzer Zeit fingen wir an, miteinander zu schlafen. Ich bekam sogar von Wonderland die Erlaubnis, die Nacht mit Paula zu verbringen. Diese Beziehung war für mich ungeheuer wichtig. Ich hatte jetzt eine Freundin, die seit 18 Jahren trocken war und mir helfen konnte, selbst clean zu bleiben. Ich war noch nie mit einem solch geradlinigen, normalen und anständigen Mädchen zusammengewesen. Eigentlich mochte ich solche Frauen sogar, aber ich kam einfach nicht längere Zeit mit ihnen aus. Der gestörte Teil meines Wesens kam dann irgendwann heraus, und ich verbog ihre Geradlinigkeit. Mit Paula war das jedoch anders, und alles verlief gut.

Ich brach ein paar weitere Regeln, als ich während meines Aufenthalts in Wonderland einen Dokumentarfilm über mein Leben drehte. Die Idee dazu kam von meinem Freund Jim Toback, einem großartigen Filmemacher, mit dem ich einige Jahre früher bei einem Independent-Film mit dem Titel *Black and White* zusammengearbeitet hatte.

Ich hatte mich ganz bestimmt nicht für einen Schauspieler gehalten und nur meine Rolle gespielt, um Jim einen Gefallen zu tun, und ich war dafür auch nicht entlohnt worden. Während der Aufnahmen war ich immer total zugekifft gewesen. Meine Dialoge hatte ich improvisiert, weil ich so zugedröhnt war, dass ich nicht einmal mehr das Drehbuch lesen konnte. Ich hatte eine Szene mit Robert Downey Jr., und Jim wollte, dass ich ihm einen Schlag versetzte. Weil ich so high war, hatte ich ihn jedoch nicht mehr richtig sehen können, sodass ich ihn mehrmals dorthin schlug, wo es ihm richtig wehtat. Schließlich hatte Downey auf dem Boden gelegen und mich angeschrien: „Hör endlich auf, mich zu schlagen! Hör auf, mich zu schlagen!“

Jetzt wollte ich also einen Dokumentarfilm drehen, weil ich dafür ganz gut bezahlt wurde und das Geld auch dringend benötigte. Ich redete das ganze Projekt klein, als ich Seano um Erlaubnis fragte. Es klang so, als ob ich nur ein kurzes Interview geben würde, in Wirklichkeit drehten wir viele Stunden in Beverly Hills und am Strand von Malibu. Wenn ich diese Doku heute sehe, bekomme ich ein eigentümliches Gefühl. Obwohl ich während

der Aufnahmen weder trank noch Drogen nahm, wirkte ich damals immer noch wie ein Süchtiger. Im Grunde war es ein Dokumentarfilm über einen Junkie.

Meine Reha verlief ausgesprochen gut, und am 24. September flogen Seano und ich nach Arizona, wo ich mich vor Gericht des Besitzes von Kokain schuldig bekannte. Einen Monat später kehrte ich dorthin zurück, um mein Urteil zu erfahren. Während meines Aufenthalts in der Reha-Klinik hielt ich immer wieder überall in Los Angeles Vorträge über die Gefahren der Drogensucht. Ich ging zum Drogengericht, ich trat in Jugendzentren auf, und ich sprach in Einrichtungen der Bewährungshilfe und in Gefängnissen. Ich widmete dieser Arbeit eine Menge Zeit. Es war das Mindeste, was ich all denen zurückgeben konnte, die mich während meiner Therapie betreuten. Außerdem schien es das Gericht zu beeindrucken, als wir dort die lange Liste meiner gemeinnützigen Tätigkeiten vorlegten. Meine Ärzte und Therapeuten stellten mir in ihren Schreiben ein ausgesprochen gutes Zeugnis aus, und ich erhielt auch Unterstützerbriefe von Freunden wie Sugar Ray Leonard und dem großartigen Anwalt Robert Shapiro. Der hatte seinen Sohn durch Drogen verloren und daraufhin eine Stiftung gegründet. Um dafür Geld zu sammeln, veranstaltete er eine Schaubox-Veranstaltung, bei der er selbst gegen den Komiker und Wrestler Danny Bonaduce antrat. Dabei ließ er sich von mir als seinem „Trainer“ in den Ring führen.

Dass ich freiwillig eine Therapie in einer Reha-Klinik begonnen hatte und diese bisher mit ziemlichem Erfolg absolvierte, beeindruckte die Richterin, eine nette, liberale, ältere Dame. Sie hätte mich für Jahre hinter Gitter schicken können, stattdessen verurteilte sie mich zu 24 Stunden Gefängnis, die ich ja bereits verbüßt hatte, 360 Stunden gemeinnütziger Arbeit und drei Jahren Haft auf Bewährung. Alles sah jetzt wieder viel rosiger aus. Monica hatte mich während des ganzen Prozesses auf einmalige Weise unterstützt. Ohne sie wäre ich endgültig in der Gosse gelandet. Wir waren ein schreckliches Ehepaar gewesen, aber jetzt waren wir dicke Freunde. Monica hatte für alle meine Anwälte, mich und Seano ein schönes Essen

organisiert. Danach sollte ich sofort nach Kalifornien zurückfliegen, mir dort ein Haus kaufen und meine Reha-Therapie fortsetzen. Wer weiß, vielleicht hätte ich am Ende Paula oder jemand anderes aus der Reha geheiratet und wäre zu einem dieser überzeugten Kämpfer gegen Drogen und Alkohol geworden, die die Gegenwart von Trinkern und Dope-Rauchern nicht mehr ertragen.

Es sah also gut aus – bis die Staatsanwaltschaft ein letztes Exempel statuieren wollte. Sie fand heraus, dass Wonderland innerhalb einer gewissen Entfernung von einer Schule lag und ich mich deshalb als verurteilter Sexualverbrecher bei den Behörden des Staates Kalifornien hätte registrieren lassen müssen. Sie teilte uns also mit, dass der Staat Arizona mich von der Polizei von Los Angeles direkt am Flughafen verhaften lassen würde, wenn ich nach Kalifornien zurückflog. Tatsächlich hatte Wonderland es versäumt, mich bei den dortigen Behörden anzumelden. Als wir das herausfanden, schlug mir einer meiner Anwälte vor, Wonderland zu verklagen. Ich konnte das nicht glauben. Diese Leute hatten mir eine Chance gegeben und mein Leben gerettet, und jetzt sollte ich sie verklagen? Auf keinen Fall, das konnte ich nicht tun.

Eines konnte ich allerdings tun: wieder Drogen nehmen. Meinen Plan, zu meiner Reha-Gemeinschaft in Kalifornien zurückzukehren, hatte man vereitelt. Man hätte mich sofort nach Kalifornien zurückschicken sollen, aber man brachte mich nach Phoenix, und ohne dieses Unterstützungssystem wurde ich bereits am nächsten Tag wieder high. Das war gleichzeitig das Ende meiner Beziehung zu Paula. Wir besuchten uns noch ein paar Mal, aber das Ganze konnte einfach nicht mehr funktionieren. Ich kam vom rechten Weg ab und kehrte in die Drogenwelt zurück, aber sie setzte ihren geraden Weg im Dienste des Kampfs gegen Rauschgift und Alkohol fort.

Trotzdem wurde ich nicht wieder zu dem schlimmen Kokser von früher. Ich nahm immer noch so viele Medikamente ein, die mir meine Reha-Leute verordnet hatten, dass ich mich fast so schlaff wie ein Zombie fühlte. Daran konnte auch das Koks nicht viel ändern. Nachdem ich jetzt kein neues

Leben in Kalifornien beginnen konnte, beschloss ich, mein Haus in Phoenix zu verkaufen und mich in Las Vegas anzusiedeln. Ich wollte einfach dort sein, wo die Action war, und kaufte mir deshalb ein Haus in Henderson. Im Januar lud ich eine Freundin ein, mich doch einmal in Vegas zu besuchen. Das sollte sich als einer der wichtigsten Anrufe meines Lebens herausstellen.

Ich kannte Kiki Spicer, seit sie 13 war. Ihr Stiefvater Shamsud-din Ali war ein angesehener und einflussreicher muslimischer Geistlicher, der die größte Moschee in Philadelphia leitete und enge Verbindungen zu dortigen demokratischen Parteigrößen einschließlich des Bürgermeisters von Philadelphia und des Gouverneurs von Pennsylvania hatte. Ihre Mutter Rita war eine Journalistin, die über viele meiner Kämpfe berichtet hatte. Als ich 1995 gegen Buster Mathis boxte, hatte es Probleme mit dem Veranstaltungsort in Atlantic City gegeben. Kikis Dad hatte geholfen, den Kampf nach Philadelphia zu verlegen, und mir vor dem Kampf auf einer Pressekonferenz Kiki vorgestellt; hinterher hatten sie und ihre Familie an einer kleinen Party in meinem Hotelzimmer teilgenommen. Ich war damals so daran gewöhnt gewesen, dass mir Leute ihre Töchter anboten, dass ich geglaubt hatte, dies sei auch dieses Mal der Fall gewesen. Ich hatte mit ihrem Vater, dem Imam, eine angeregte Unterhaltung über Religion geführt und dabei die ganze Zeit in meinem kranken Kopf gedacht, er wolle mir Kiki oder eine ihrer Cousinen anbieten. Tatsächlich hatte ich mich zu Kiki hingezogen gefühlt, obwohl sie damals richtig steif gewirkt hatte, als sie da zu Füßen ihrer Eltern saß. Sie hatte wirklich nicht so ausgesehen, als ob sie gerne dort wäre.

Erst ein Jahr später hatte ich sie dann richtig kennengelernt. Ihr Vater hatte geschäftlich nach Pittsburgh reisen müssen und seine Frau und Kiki mitgenommen. Sie hatten mich angerufen und mir mitgeteilt, dass sie in einem Motel abgestiegen seien, das nur 20 Minuten von meinem Haus in Ohio entfernt lag. Als ich gehörte hatte, dass seine Tochter dabei war, hatte ich sofort die Gelegenheit ergriffen.

„Nein, nein, ihr könnt doch nicht in diesem Hotel bleiben. Ihr könnt doch bei mir übernachten“, hatte ich angeboten.

Das war meine Chance gewesen, dieses Mädchen zu kriegen. Nach ihrer Ankunft hatte ich darauf bestanden, dass der Imam und Rita mein persönliches Schlafzimmer bezogen. Ich wollte in einem Gästezimmer auf der anderen Seite des Hauses schlafen, das „zufällig“ ganz in der Nähe des Zimmers lag, in dem Kiki untergebracht war. Sie war ins Bett gegangen und hatte noch ein bisschen ferngesehen. Etwas später hatte Kiki an die Tür geklopft und sich darüber beklagt, dass auf ihrem Kopfkissen fremde Haare lagen. Wir hatten daraufhin zusammen einen anderen Kissenbezug gesucht, und sie hatte mich gefragt, ob sie nicht noch etwas bei mir fernsehen dürfe. Wir hatten nebeneinander gesessen und uns eine gefühlte Ewigkeit unterhalten. Schließlich war ich zum Angriff übergegangen.

„Du bist so schön. Du bist etwas ganz Besonderes. Darf ich dich küssen?“

Natürlich gab sie der Versuchung nach. Sie war damals 19 und leicht zu beeindrucken. Sie hatte nichts dagegen gehabt, zusammen in einem Bett zu schlafen, aber sie hatte sich mir nicht hingegeben. Ich mochte sie, und sie brachte mich zum Lachen. Wir waren wie Kinder, die rumalberten und sich von ihren Eltern davongeschlichen hatten, um es miteinander zu treiben. In den vier Tagen, die sie dort war, hatten wir immer kurz davor gestanden, Sex zu haben, aber am Ende war es dann doch nicht geschehen. Als ihre Eltern abreisen wollten, hatte sie mich gebeten, ihren Vater zu fragen, ob sie nicht noch etwas bleiben dürfe. Aber natürlich wäre das völlig unmöglich gewesen.

„Ich glaube, es wäre besser, wenn Kiki dieses Mal mit uns mitkommt“, hatte der Imam diplomatisch gesagt.

Bevor sie gegangen war, hatte ich ihr eine Kette mit einem recht netten Chopard-Diamanten in Elefantenform geschenkt. Sie war nicht teuer gewesen und hatte nur 65.000 Dollar gekostet oder so. Solches Zeug hatte ich damals auch schon mal einem Obdachlosen geschenkt. Von diesen Ketten hatte ich eine Menge, aber Kiki hatte sie gefallen, und ich hatte mich gefreut, ihr so eine Freude machen zu können. Ich hatte gehofft, dass sie

mich vor ihrer Abfahrt noch ranlassen würde, aber das passierte dann doch nicht.

Wir hatten danach noch ein paar Mal miteinander telefoniert. Und seit diesem Besuch hatte ich ständig an sie denken müssen. Ich wusste jedoch nicht, wie ich sie jemals wiedersehen sollte, denn sie begleitete ihre Eltern überall hin. Ich glaube, meine Vernarrtheit in Kiki bekamen schließlich auch andere Leute mit, denn Don King meinte, mich warnen zu müssen.

„Halt dich bloß von der Tochter dieses Imam fern. So eine Scheiße können wir im Moment überhaupt nicht gebrauchen, hast du mich verstanden?“

Don wusste, dass er mit Kikis Dad nicht seine gewohnten Spielchen treiben konnte. Er wollte also nicht, dass ich in irgendeiner Weise unter dessen Einfluss geriet. Aber gerade, dass er das sagte, machte Kiki für mich nur noch interessanter. Ich lud sie, ihren Bruder Azmin und ihre Cousine Asia zu einer Party anlässlich meines 30. Geburtstags ein. Dort waren jedoch so viele Frauen anwesend, dass ich Kiki keine Avancen machte.

Ich hatte bei meiner Einladung eine Kleiderordnung vorgegeben. Jeder sollte sich scharf anziehen. Jeans oder so waren nicht erlaubt. Ich selbst tauchte dann schließlich in Jeans und mit einer schönen Diamant-Halskette von Cartier auf. Das hatte mich bereits Cus gelehrt. Du musst immer eine Umgebung herstellen, wo du anders sein kannst als die anderen. Du legst die Regeln fest. Das war ein Teil seiner psychologischen Kriegsführung. Man musste den Gegner immer verwirren.

Kikis Eltern schickten sie in ihrem vorletzten Studienjahr zu einem Auslandssemester nach Italien. Ich besorgte mir ihre dortige Telefonnummer und rief sie an. Ich bat sie um ihre Adresse und erzählte ihr, ich käme rüber, um sie dort zu besuchen. Dann hatte ich jedoch einen Motorradunfall. Ich sah sie erst beim Kampf zwischen Vargas und Trinidad wieder, der am 2. Dezember 2000 in Vegas stattfand. Als ich hinter der Bühne in Richtung Umkleidekabine ging, um die Kämpfer zu begrüßen, stand sie plötzlich vor mir. Als ich sie sah, zog ich sie beiseite und umarmte sie. Am nächsten Tag besuchte sie mich, und die Zeit des Wartens war endlich vorbei.

„Jetzt gehörst du mir“, erklärte ich ihr. Noch am selben Tag musste ich zum Training nach Phoenix reisen. Ich nahm sie mit, und sie blieb ein paar Tage bei mir, bevor sie nach New York zurückkehrte, wo sie zu dieser Zeit lebte. Ich hielt es ohne sie nicht aus und rief sie nach ein paar Tagen an, und sie flog zurück nach Phoenix. So machten wir das eine ganze Weile. Kiki arbeitete als Stylistin bei Musikvideos und konnte deshalb ihre Zeit weitgehend selbst einteilen, alles kurz liegenlassen und mich besuchen.

Wir hatten zusammen eine Menge Spaß, bis ich mich wie ein Schuft benahm und die ganze Sache erst einmal in den Sand setzte. Einmal gingen wir in Vegas ins Brown Derby zum Dinner und besuchten danach die *Kings of Comedy*-Show. Auf der Heimfahrt rief mich um etwa 0:30 Uhr eine Stripperin im Auto an, mit der ich mich gelegentlich traf. Daheim angekommen, erklärte ich Kiki, dass ich noch einmal ausgehen würde, um sie zu treffen. Kiki war richtig verletzt, auch wenn sie sich nichts anmerken ließ. Ich nahm an, sie würde mein Verhalten akzeptieren, wie das die Leute mein ganzes Leben lang getan hatten. Als ich am nächsten Morgen zurückkam, hatte sie ihr ganzes Zeug gepackt, und Darryl wollte sie gerade zum Flughafen fahren.

„Wo gehst du hin?“, fragte ich sie. „Reist du ab?“

„Ja“, sagte sie.

„Na ja, ich bin eben ein Arschloch. Aber das wusstest du doch bereits“, erwiderte ich.

Im Laufe des Jahres 2001 versuchte ich sie mehrmals anzurufen, aber sie wollte nicht mit mir sprechen. Im Sommer 2002 kamen wir dann doch wieder zusammen. Ich lud sie zum Kampf gegen Lennox Lewis ein. Sie kam schon eine Woche vorher und verbrachte die Zeit in dem Haus, das ich gemietet hatte. Nach dem Kampf blieb sie eine weitere Woche und pflegte meine Wunden. Dann flogen wir mit einem Privat-Jet nach New York und wechselten über in ihr Apartment in Lower Manhattan. Wir wohnten dann eine Zeit lang zusammen, ohne wirklich zusammenzuleben. Wir waren fast wie Zimmergenossen. Nachts ging ich aus und machte einen drauf. Manchmal trafen wir uns in einem Club und gingen dann zusammen nach

Hause. Selbst wenn ich ein anderes Mädchen aufgerissen hatte, kehrte ich noch in derselben Nacht in Kikis Wohnung zurück. Sie beschwerte sich nie und war immer verständnisvoll und gelassen.

Zu dieser Zeit traf ich mich auch heimlich mit Luz. Eines Nachts erzählte ich Kiki, dass ich eine neue Freundin hätte. Sie brauchte eine Zeit, um das zu verarbeiten. Schließlich sagte sie: „Natürlich gefällt mir das nicht, aber ich komme schon damit zurecht."

Das änderte sich jedoch schon bald ziemlich abrupt. Sie wollte nicht länger ein Fußabtreter sein und mir ihr Apartment als Lagerraum überlassen. Also packte sie alles in große Kartons und sandte sie per FedEx an meine Adresse in Vegas.

In wenigen Monaten war ich von Lisa zu Kiki und von Kiki zu Luz gezogen. So war ich eben damals. Dabei hatte ich während meiner Zeit in Kikis Wohnung zum ersten Mal gemerkt, dass ich mich durchaus daran gewöhnen könnte, wirklich mit jemandem zusammenzuleben.

Es dauerte ungefähr ein Jahr, bis ihr Zorn verflogen war und sie immer wieder mal ein paar Tage zu mir kam. Wir hatten viel Spaß und sahen uns dann manchmal monatelang oder vielleicht sogar ein ganzes Jahr nicht mehr. So begegnete ich ihr zum Beispiel im Jahr 2004 beim Trinidad-Kampf im Garden, als eine Nutte meinem neuen Leibwächter K.o.-Tropfen ins Getränk schüttete. Ich lud sie ein, mit mir zu einer Party in einem Club im Meatpacking District zu gehen. Ich unterhielt mich dort mit ein paar Leuten, und Kiki hatte sich gerade eine Sekunde umgedreht, als ein weißes Mädchen, das ich nie zuvor gesehen hatte, plötzlich auf mich zukam und sich auf meinen Schoß setzte, ohne überhaupt „Hi" zu sagen. Eine Sekunde später schlug mir Kiki, bumm, voll ins Gesicht.

Alle Anwesenden wichen einen Schritt zurück. Zip dachte, ich flippe aus und schlage sie zusammen, aber dazu liebte ich sie viel zu sehr. Ich begann zu lachen, denn ich wusste, dass sich in diesem Moment nur ihre ganze Wut über mich entlud, die sich seit der Zeit aufgebaut hatte, als ich sie mit Luz betrog, während sie mich nach dem Lewis-Kampf wiederaufrichtete.

Danach sprachen wir eine ganze Weile nicht mehr miteinander. Als Nächstes begegneten wir uns auf der Magic Show-Convention in Las Vegas Ende 2005. Ich stieß zufällig auf sie, als ich mit zwei äußerst reizvollen Begleiterinnen unterwegs war, die ich an diesem Abend kennengelernt hatte. Wir verabredeten uns und hatten unsere übliche gute Zeit.

Nachdem ich nach meiner Verurteilung wegen Kokain-Besitzes in Phoenix in mein neues Haus in Vegas gezogen war, fiel ich in eine tiefe Depression. Die Ärzte in Wonderland hatten mir so viele Medikamente verschrieben, dass ich total lethargisch wurde. Darryl begann sich richtig Sorgen um mich zu machen.

„Du siehst gar nicht gut aus, Mike. Bist du okay?“, fragte er mich. „Hör mal, ich hab hier Kikis Telefonnummer. Ich weiß, dass sie dich jedes Mal aufheitert, wenn du mit ihr sprichst. Soll ich sie nicht mal an den Hörer holen?“

Wir riefen sie an, und ich lud sie ein, mich zu besuchen. Kiki hatte gerade mit einem anderen Typen Schluss gemacht und war deshalb selbst deprimiert. Sie erzählte mir später, dass sie eigentlich die Sache mit mir damals endlich überwunden gehabt und deshalb ihre Mutter gefragt habe, ob sie mich besuchen solle.

„Was hast du zu verlieren? Wenn du bei ihm warst, hattest du doch immer eine gute Zeit“, meinte Rita, ihre Mama. „Betrachte das Ganze einfach als kleine Stärkung und Stimmungsaufheller.“

Kiki kam mich also im Januar 2008 besuchen. In dem Augenblick, als ich sie erblickte, änderte sich meine ganze Einstellung zu ihr. „Wow, die ist wirklich heiß“, dachte ich. Vielleicht lag das daran, dass ich sie zum ersten Mal in einem einigermaßen nüchternen Zustand sah. Sie war zu einer wunderschönen Frau erblüht. Ich hätte wirklich gerne ausprobiert, ob ich mich der Beziehung zu einem einzigen Menschen widmen konnte. Aber zu dieser Zeit waren wir beide ziemlich deprimiert. Ich versuchte nach meiner Reha clean zu bleiben, und Kiki hatte in den letzten Jahren eine größere Familienkrise durchgemacht.

Anscheinend versuchte die Bush-Regierung die Machtstruktur der Demokraten in Philadelphia zu knacken. Man verwanzte das Büro des Bürgermeisters und des Imam und behauptete, die muslimische Schule, die der Imam und seine Frau Rita leiteten, habe staatliche Gelder veruntreut. Man klagte sogar Kiki und ihren Bruder der Verschwörung, des Postbetrugs und des Diebstahls von Bundesmitteln an und beschuldigte Kiki darüber hinaus, vor einer Grand Jury falsch ausgesagt zu haben. Beide hätten dafür über 100 Jahre Gefängnis bekommen können. Der Fall war von Anfang an ein Witz, aber Kiki, ihr Bruder, ihre Mutter und ihr Stiefvater wurden trotzdem verurteilt. Es ging vor allem darum, ob Kiki tatsächlich in dieser von der Bundesregierung subventionierten Schule unterrichtet hatte oder ihre Familie diese Gelder eingesteckt hatte, ohne sie für die Schule zu verwenden. Kiki sagte unter Eid aus, sie habe „ihres Wissens“ diesen Unterricht erteilt. Das war für den Staatsanwalt jedoch nicht gut genug.

„Nein, das hier ist eine Ja-Nein-Frage. Haben Sie diesen Unterricht erteilt, ja oder nein?“

„Ja, nach allem, was ich weiß“, wiederholte Kiki. Dies ging dann immer so weiter. Sie ließ sich von diesem Staatsanwalt nicht einschüchtern. Schließlich fand man sie des Meineids schuldig, gab ihr jedoch nur einen kleinen Klaps auf die Hand und verurteilte sie zu sechs Monaten Hausarrest. Das war den Staatsanwälten jedoch nicht genug, und sie legten Berufung ein. Tatsächlich gewannen sie die Berufung, und es wurde ein neuer Prozess mit denselben Anklagepunkten angesetzt, für die sie bereits ihren Hausarrest abgesessen hatte. Als die Zeitungen diese Nachricht brachten, verlor sie sofort ihren Job. Wir waren jetzt also plötzlich Leidensgenossen.

Damals schauten wir uns den ganzen Tag im Fernsehen die Krimiserie *Law & Order* an. Ich lag auf der Couch, hielt meinen Winterschlaf und stopfte eine Menge Kekse und Dairy Queen-Schokolade in mich rein. Ich nahm damals so viele Medikamente ein, dass ich mich wie ein Zombie fühlte. Sie machten mich absolut ruhig und lethargisch. Ich hatte überhaupt

keinen Schwung mehr. Wenn wir abends in die Clubs gingen, war ich so verpeilt, dass ich nicht einmal mehr meine Freunde dort erkannte.

Offensichtlich war ich nicht der Einzige, dessen Einstellung zum anderen sich verändert hatte. Kiki dachte eigentlich, sie hätte mich im Lauf der Jahre kennengelernt. Eines Tages kam sie ins Zimmer, als ich gerade Cornflakes futterte und ein Videospiel daddelte.

„Wow, da denkt man, man kennt jemanden, und dann kennt man ihn überhaupt nicht. Du glaubst, er ist so und so, und dabei ist er ganz anders. Du benimmst dich eigentlich total anders, als du wirklich bist, Mike“, sagte sie.

Nachdem sie einige Tage bei mir gewohnt hatte, schaute sich Kiki die Medikamente etwas genauer an, die mir meine Reha-Ärzte verschrieben hatten. Sie listete sie erst einmal auf:

Depakote
Neurontin
Zyprexa
Abilify (Aripiprazol)
Cymbalta
Wellbutrin XL (Bupropion)
Tricor
Zocor

Die letzten beiden Medikamente waren gegen meinen hohen Cholesterin- und Triglycerid-Spiegel. Alle anderen waren dagegen Psychodrogen. Ein Medikament war ein so genannter „Mood Stabilizer“, ein Stimmungsstabilisator. Zwei waren Antidepressiva. Zwei waren Stimmungsregulierer bei bipolaren Störungen. Und eines war ein Mittel gegen Epilepsie, etwas, das ich noch nie gehabt hatte. Kiki stellte eine ganze Liste der schädlichen Nebenwirkungen dieser Arzneimittel zusammen und zeigte sie mir. Ich erklärte mich bereit, sie abzusetzen. Um mich zu „entgiften“, besorgte sie ein paar chinesische Kräutermittel.

Ich selbst ergänzte die Kräuter mit meiner eigenen „schneeweißen“ Spezialdiät. All diese Medikamente, die ich genommen hatte, hatten mich zum Zombie gemacht, aber, gestört wie ich war, konnte ich mit Koks wieder ausgezeichnet funktionieren. Ich hätte sogar lieber Gras geraucht, das ging jedoch nicht, weil ich weiterhin einmal im Monat von meinem Bewährungshelfer auf Drogen getestet wurde. Marihuana bleibt in deinem System und ist in deiner Pisse noch nach über sechs Monaten nachweisbar. Bei mir wahrscheinlich sogar noch länger, denn ich wurde immer fetter und das THC des Marihuanas lagert sich im Fettgewebe ein. Koks bleibt dagegen nur drei Tage in deinem System und ist dann aus deinem Urin verschwunden. Es ist deshalb die ideale Droge für alle, die unter Bewährung stehen.

Kiki musste immer wieder nach Philadelphia reisen, zu ihrem neuerlichen Prozess, deshalb konnte ich die Tatsache vor ihr verhehlen, dass ich immer noch kokste. Es war dann jedoch kein Aprilscherz, als der Richter sie am 1. April für dasselbe Delikt anstatt des Hausarrests zu sechs Monaten Gefängnis verurteilte. Alle waren geschockt. Ich wollte nicht, dass sie mich gerade jetzt für sechs Monate verließ. Sie wollte eigentlich ihre Haft noch am selben Tag antreten, aber man gewährte ihr 30 Tage Zeit, um ihre persönlichen Angelegenheiten in Ordnung zu bringen. Sie musste also erst am 1. Mai 2008 ins Gefängnis einrücken.

Während ihrer Abwesenheit besuchte ich einmal ein Treffen der Anonymen Alkoholiker in Henderson. Eigentlich ist das eine neue, adrette Stadt, aber das Treffen fand in deren schäbigster Gegend statt. Das Meeting war denn auch unerträglich. Ich kam raus und dröhnte mich sofort voll. Ich wurde eben immer wieder rückfällig. Wenn man die Schriften der AA liest, wird dort immer wieder betont, dass Rückfälle ein Teil des Rehabilitationsprozesses sind. Ohne Rückfälle gibt es keine Reha. Diese Dämonen stecken eben immer noch in einem drin. Der Teufel will mich zu allen Zeiten zu sich herüberziehen. Er weiß, dass ich so leicht rückfällig werde,, deshalb besucht er mich auch immer wieder. Wenn er mich für stark halten würde, hätte er mich schon längst in Ruhe gelassen. Der Teufel weiß,

dass Gott mich nicht sehr mag, deshalb möchte er, dass ich gegen ihn rebelliere.

Kiki kam zurück, um mit mir die Zeit bis zu ihrem Haftantritt am 1. Mai zu verbringen. Etwa eine Woche davor schaute ich gerade im Erdgeschoss Fernsehen, als Kiki ins Zimmer kam.

„Baby, wir müssen reden“, sagte sie in dramatischem Ton.

Ich erinnerte mich sofort an den Johnny Depp-Film *Blow,* wo das Mädchen hereinkommt und ihm erzählt, dass sie bald sterben wird. Ich war high, und als Kiki mich so anschaute, flippte ich aus. Ich wusste einfach, dass sie Krebs hatte.

„Nein, Baby, nein“, rief ich. „Bist du krank?“

„Ach was, du Blödmann, ich bin schwanger!“

Ich hatte das Gefühl, als ob alle Last der Welt von mir abfallen würde. Ich war gerade in die Hölle gestürzt, aber jemand hatte mich wieder herausgezogen. Trotzdem musste ich ihr jetzt die Leviten lesen.

„Diese ganze Sache funktioniert vielleicht nicht, weißt du. Ich bin schrecklich, was Ehen angeht. Ich bete dich an, aber ich bin nicht monogam. Ich werde nie wieder Geld haben. Ich bin im Moment total pleite. Das wird nicht wie bei deinen bisherigen noblen Freunden sein, du wirst nicht in Stretch-Limos herumfahren. Du musst in einem Restaurant vielleicht nicht in der Schlange stehen, aber du wirst kein Designer-Zeug tragen, außer du besorgst es dir in einem Discount-Laden. Ich werde der mittelloseste Freund sein, mit dem du jemals ausgegangen bist.“

„Hör mal, du musst ja mit dem Leben des Babys nichts zu tun haben“, sagte sie.

Ja, das hatte ich schon mal gehört. Und dann kommt das Baby, und harte Zeiten brechen an, und dann bekomme ich eine Strafandrohung, die mich zu Zahlungen verdonnert. So läuft das doch immer.

„Hör mal“, sagte ich. „Was möchtest du von mir? Ich werde dir helfen. Wir stehen das zusammen durch. Ich werde mein Bestes geben.“

Von dem ich wusste, dass es erschreckend wenig war.

„Es wird keine glanzvollen Zeiten geben. Auf uns warten keine Kameras oder so. Die einzigen Kameras wird es auf meiner Beerdigung geben. Wir werden das Leben so leben müssen, wie es kommt. Wenn du wirklich gewillt bist, das mit mir durchzustehen, dann wird es vielleicht gehen."

Ich sprach nicht viel mit Kiki, während sie im Gefängnis war. Ich feierte ständig Partys und schnupfte wieder eine Menge Kokain, und Kiki wollte mich nicht anrufen, weil sie keine Lust hatte, mich in einem Stripclub zu erreichen und im Hintergrund alle diese Tussis lachen zu hören. Ich selbst war jedoch nicht dafür verantwortlich, was sie hören oder nicht hören wollte. Was mich betraf, hatte ich ihr ein bindendes Versprechen abgegeben.

„Du wirst mein Mädchen sein, wenn du herauskommst. Es wird dann nur noch mich und dich geben", hatte ich ihr kurz vor ihrem Gang in den Knast erklärt. „Wenn du wieder rauskommst, werde ich für dich und das Baby da sein. Ich werde niemanden schwängern, und ich werde alle diese Frauen wissen lassen, dass meine richtige Frau gerade weg ist und dass alles vorbei sein wird, wenn sie zurückkommt."

Im Grunde feierte ich eine sechsmonatige Junggesellenabschiedsparty. Gott sei Dank holte ich mir kein AIDS oder so etwas. Kiki war zwar sauer, weil sie im Gefängnis ein paar Fotos von mir mit anderen Frauen sah, aber das musste sie eben mit Fassung tragen. Ich selbst hatte auch schon einiges einstecken müssen, so läuft das in Beziehungen nun mal, man hat es immer auch mit dem emotionalen Gepäck des Partners zu tun. Ich schämte mich für nichts, was ich damals tat, denn wir lebten in zwei völlig unterschiedlichen Welten. Ich wusste ja auch nicht, wer sie anrief oder besuchte, das ging mich überhaupt nichts an.

Am 18. Mai hatte der Dokumentarfilm über mich in Cannes Premiere. Bereits im Flugzeug nach Frankreich war ich total high. Ich brachte ein Mädel aus Washington mit, und wir feierten die ganze Zeit dort eine einzige Party. Sie riss Mädchen auf, und wir schliefen dann beide mit ihnen. Wir hatten auch Grund zum Feiern, denn unser Film wurde von den Kritikern in

Cannes hervorragend besprochen. Ich selbst gab gegenüber einigen Journalisten meine eigene Kurzrezension des Films ab:

„Er ist wie eine griechische Tragödie. Das einzige Problem ist nur, dass ich das Thema und die Hauptperson bin."

Zurück in Vegas ging die Party nonstop weiter. Mein Freund Martin und ich hatten einen richtig coolen alten Nigga namens Paris zum Freund. Er war mindestens 80 und immer noch ein großer Drogendealer. Er hatte früher als Spielsaalkontrolleur in einem Casino am Strip gearbeitet und war immer noch rund um die Uhr makellos gekleidet. Martin war zwar seit 40 Jahren mit Paris befreundet, aber es gefiel ihm gar nicht, wenn ich mit ihm herumhing, weil er befürchtete, er übe in puncto Drogen einen schlechten Einfluss auf mich aus. Martin war eben im Grunde ein Landei aus Mississippi. Wenn ich wieder einmal high vom Schnee war, meinte er nur: „Stammst du vielleicht aus dem Himalaya? Du bist totale Scheiße, Nigga. Wenn du dich vollkokst, läuft gar nichts mehr. Du kriegst kein Geld, du kriegst keine Tussi, du kriegst gar nichts, Nigga."

Selbst Paris versuchte, mir aus dem Weg zu gehen. Zuerst hing er ganz gern mit mir herum, aber dann sah er, wie ich mich unter Kokain benahm, vor allem weil er ganz reinen Schnee hatte.

„Mike, das da ist nichts für dich", erklärte er mir. Er war so ein arrogantes Arschloch. „Geh zu deinen reichen weißen Freunden und nimm das schmutzige Dope, das die dort haben. Du bist nicht gut genug für dieses Zeug hier, du brauchst dieses Weißenkoks, Mike."

Kurz darauf starb Paris und bei seinem Begräbnis verlasen sie sein Testament:

„Martin und Mike Tyson sind meine beiden einzigen Freunde. Ich möchte deshalb, dass sie meine gesamten weltlichen Besitztümer erhalten", hatte er verfügt. Was waren nun aber diese weltlichen Besitztümer eines Drogendealers? Natürlich sein Drogenvorrat. Direkt nach der Beerdigung ging Martin also in die Wohnung von Paris und holte dort dessen gesamtes Rauschgift ab. Martin erzählte mir, Paris habe gewollt, dass ich sein Koks bekomme. Als ich ihn allerdings jetzt darum bat, sagte er: „Mike, das ist im

Moment überhaupt nicht gut für dich. Ich kann dir dieses Zeug im Augenblick nicht guten Gewissens geben.“

„Aber das ist mein Zeug, Martin. Wie kannst du mir etwas verweigern, das mir gehört? Du bist doch nicht mein Vater.“

„Junge, ich kann das im Moment einfach nicht tun.“

Martin war ein echter Südstaaten-Baptist bis auf die Knochen. Er hatte jede Sünde begangen, die man sich überhaupt nur vorstellen konnte, aber für Jesus würde er sterben und sogar töten. Ich war überzeugt, dass der Schnee irgendwo bei ihm zu Hause lag, deshalb wollte ich unbedingt einmal bei ihm übernachten.

„Kiki ist im Gefängnis. Ich ziehe eine Zeit lang bei dir ein.“

Sobald Martin zur Arbeit gegangen war, begann ich, sein ganzes Haus zu durchsuchen. In seinen Schränken hingen bestimmt 100 Anzüge von Stacy Adams. Ich schaute wie fieberhaft in allen Taschen nach, ob darin irgendwo Koks steckte.

„Sachte, sachte, Mike, beruhige dich“, rief ich mich selbst zur Ordnung. Ich schwitzte wie ein Schwein, so aufgeregt war ich. „Also gut, Ghetto-Überlebenstaktiken. Erinnere dich an deine Zeit in Brownsville. Wenn du im Ghetto wärst, wo würdest du deine Drogen verstecken?“

Ich schaute also in den Läufen von Martins Pistolen nach. Ich durchsuchte jeden seiner Schuhe. Ich schaute unters Bett, unter die Bettdecke und unter die Matratze. Schließlich schaute ich Martins sämtliche Konservendosen durch und fand dahinter sogar einen kleinen Kokainstein, der wohl schon seit 20 Jahren dort lag. Er war inzwischen wirklich steinhart geworden. Der gesamte Schmutz und alle Bakterien der letzten 20 Jahre hatten ihn in eine undefinierbare Masse verwandelt. Er war nicht einmal mehr weiß, sondern hatte eine kranke grünlich-graue Farbe angenommen.

Nach ein paar Stunden kam plötzlich die Putzfrau ins Zimmer.

„RAUS! RAUS!“, schrie ich sie an.

Sie war eine Latino-Lady und wusste nicht, was mit diesem verrückten Kerl los war, der sie da so wild anbrüllte, deshalb rief sie Martin an, der ihr aber sagte, sie solle am nächsten Tag wiederkommen.

Am Abend kam Martin heim. Er verließ das Haus immer vollkommen nüchtern, trank jedoch danach den ganzen Tag auf der Arbeit und war jetzt also entsprechend angeduselt. Er sah ein Stück Stoff auf dem Wohnzimmertisch liegen, hob es auf und schleuderte es zurück auf die Tischplatte. Es war ein Durag, ein Kopftuch, das hinten im Nacken gebunden wird.

„Du Arschficker, du hast eine Frau da gehabt“, sagte er.

„Nein, Martin, das stimmt nicht“, erwiderte ich.

„Doch, du hast hier mit einer Schlampe gepennt“, wiederholte er.

Martin hatte einen kleinen Jungen aus der Nachbarschaft dabei, dem er immer wieder etwas Geld gab, damit er irgendwelche kleinen Besorgungen für ihn erledigte.

Ich hielt das Durag in die Höhe und wandte mich an den Jungen.

„Junger Mann, wie du sicherlich erkennst, ist das kein Damenstrumpf, sondern ein Durag.“

„Ich weiß, was das ist“, sagte der Junge.

„Also, dann erklär es jetzt Martin.“

Martin war so betrunken, dass er nicht einmal das Kopftuch erkannte, das er sich jede Nacht vor dem Schlafengehen überzog, um seine Frisur zu schützen.

Als Martin sein Schlafzimmer betrat, blieb ihm fast das Herz stehen.

„Was zum Geier ist denn mit diesem Zimmer passiert?“

Tatsächlich hatte ich sein Bettgestell auseinandergenommen. Danach hatte ich die Bettbeine abgebrochen, weil ich glaubte, er hätte das Koks darin versteckt. Alle Schubläden der Kommode hatte ich herausgezogen und durchsucht. Sein Schrank war ein einziges Chaos. Ich hatte das Haus dieses Mannes buchstäblich zerstört.

„Warum zum Teufel hast du das gemacht, Mike?“, fragte er mich entgeistert.

„Weil ich den Schnee gesucht habe“, erklärte ich ihm.

„Den habe ich in meinem Büro in den Safe eingeschlossen. Der ist nicht hier.“

„Martin, warum hast du mir das nicht gesagt? Warum gibst du mir das verdammte Zeug nicht, Mann? Das gehört doch mir.“

„Zur Hölle, nein! Ich gebe dir dieses Koks nicht nach allem, was du hier angestellt hast.“

Tatsächlich bekam ich nie etwas von diesem Schnee ab.

Inzwischen war ich so fett geworden, dass ich fast 165 Kilo wog. Wenn ich nüchtern war, schaute ich ein Mädchen nicht einmal mehr an, so ekelhaft sah ich aus, aber unter dem Einfluss von Kokain bekam ich wieder den Mut, alle anzumachen, die mir über den Weg liefen. Und ohne zu wissen, wie mir geschah, hing ich wieder mit ein paar fremden Frauen rum, die mich doch tatsächlich attraktiv fanden.

Ich hielt in meinem Haus sogar wieder Orgien ab. Da saßen dann schon mal 20 Nackte im Kokainrausch in meinem Wohnzimmer und sagten kein einziges Wort. Die Mädchen kamen nacheinander bei mir vorbei, um mich zu berühren, zu streicheln und zu küssen.

Eines Tages feierten wir die ganze Nacht bei mir daheim eine Party. Überall im Haus lagen die Leute herum und hatten Sex. Ich war in meinem Schlafzimmer mit zwei Frauen zusammen, hatte aber seit zwei Tagen nicht mehr geschlafen, als plötzlich ein anderes Mädchen in den Raum stürzte.

„Mike, draußen steht dein Bewährungshelfer und klopft an die Haustür.“

Mein Schwanz schlaffte auf der Stelle ab. Als er hörte, dass der Bewährungshelfer vor der Tür stand, zog sich ein anderer Typ, der ebenfalls unter Bewährung stand, blitzschnell an, rannte durch die Hintertür, sprang über den Gartenzaun und verschwand in der Dunkelheit. Ich selbst lugte durch das Fenster neben der Vordertür, um nachzusehen, ob der Beamte immer noch dastand. Ich schwitzte vor Angst, aber nach einigen Minuten zog er Gott sei Dank wieder ab.

Wirklich verrückt wurde es aber, als ich regelmäßig in Vegas mit ein paar Callgirls herumhing. Einmal feierte ich mit einer von ihnen bis spät in der Nacht auf dem Strip. Wir wollten nicht mehr nach Henderson zurückfahren und nahmen uns ein Hotelzimmer, um dort gemeinsam high zu werden. Plötzlich wurde das Mädchen jedoch zu einem Freier gerufen, und ich blieb

allein im Zimmer zurück. Anstatt es zu rauchen, schnupfte ich mein gutes Koks, und meine ganze Nase fror ein. Ich rief meine Freundin auf dem Handy an. Sie ging ran, und ich konnte im Hintergrund die Fickgeräusche ihres Freiers hören.

„Alles okay mit dir, Baby?“, fragte sie.

„Oh, meine Nase ist eingefroren. Ich sterbe.“

„Zieh noch mal einen durch“, sagte sie.

Ich folgte ihrem Rat.

„Hey, alles wieder gut! Mehr musste ich nicht tun?“

Ich zog noch einen durch.

„Jetzt geht’s mir endgültig wieder gut“, sagte ich.

„Okay, wenn du mich brauchst, ruf an“, sagte sie und widmete sich wieder ihrem Freier.

Oft feierten wir in den Nachtclubs und gingen danach zu irgendjemand nach Hause, um dort unsere Party fortzusetzen. Einmal besuchte ich mit einer befreundeten Prostituierten meinen Freund Brian. Dort ging ich mit meinem Mädel sofort ins Hinterzimmer und konsumierte eine Menge Koks und ein paar Psychopilze. Als ich ins Wohnzimmer zurückkehrte, saß dort eine Gruppe fröhlicher junger Weißer, die gerade erst angekommen waren, um ein paar Lines zu ziehen. Ich kehrte zu meinem Mädchen ins Hinterzimmer zurück. Als ich wieder herauskam, saßen anstatt der Weißen ein paar Mexikaner da. Alle waren cool und nett, und ich feierte eine Zeit lang mit ihnen und zog mich dann wieder nach hinten zurück. Als ich und mein Mädchen dann gemeinsam wieder ins Wohnzimmer kamen, fanden wir dort eine schwarze Truppe vor. Ich war immer noch in meiner freundlichen „weißen“ Stimmung, deshalb machte ich mir über diese Regenbogenkoalition vor meinen Augen keinen Kopf. Ich bin mir sicher, dass einige dieser Typen auf mein Mädchen scharf waren, aber darüber machte ich mir ebenfalls keine Gedanken, denn sie würden ja im Fall der Fälle dafür bezahlen. Das war eben ihr Beruf.

Ich gesellte mich zu ihnen.

„Hey Jungs, braucht ihr irgendwas?“ Ich spielte den aufrichtig freundlichen Onkel Tom. Sie schauten mich an und schüttelten abweisend den Kopf, ohne zu antworten. Als sie das taten, meldete sich mein Ego.

Hey, diese Nigga wussten nicht, wer ich war? Die sollten mich eigentlich kennen, dachte ich. Jetzt machten sich die Pilze bemerkbar, und das Koks verstärkte deren Wirkung sogar noch.

Diese Arschficker tun so, als ob ich hier die Haushaltshilfe wäre, dachte ich plötzlich. Sie haben nicht einmal „danke“ oder so gesagt.

Ich ging kurz auf die Toilette, und als ich zurückkam, sah ich, dass diese Typen meinem Mädchen ein Betäubungsmittel in den Drink geschüttet hatten. Jetzt war ich total angepisst. Wie konnten sie so etwas wagen, während ich direkt daneben saß?

„Diese Nigga müssen glauben, dass ich überhaupt nicht existiere. Sie halten mich wohl für ein fettes Nichts und nicht für den taffen Typen, der ich einmal war“, dachte ich.

Plötzlich sah ich, wie einer der Kerle mein Mädchen lüstern anschaute und ihren Körper mit den Augen verschlang. Dann begann er zu lachen und tätschelte mir den Arm.

„Du bist schon ein verrückter Typ, Mike“, sagte er.

In diesem Moment klickte etwas in meinem Kopf.

Ich muss diese Nigga umbringen, dachte ich.

Ich wechselte in den Angriffsmodus. Das ganze Kokain, die Pilze und der Hennessy erklärten mir jetzt, dass diese Arschficker vor mir kuschen mussten. Ich stand auf, griff mir einen Golfschläger, der dem Hauseigentümer gehörte, und begann, ihn gegen diese Typen zu schwingen. Ich schrie so laut, dass selbst mein Mädchen aus ihrer Betäubung aufwachte. Ein Kerl sprang aus dem Fenster. Ein anderer schloss sich im Badezimmer ein. Einen dritten, der hinter der Couch kauerte, packte ich am Kragen.

„Jetzt hör mir mal gut zu, Nigga. Ich bin der Scheiß-Schlächter hier, ich bin der Killer. Wenn ihr was wollt, dann habt ihr mich nett und freundlich zu fragen. Ihr sagt: ‚Ja, Sir, nein, Sir, Mr. Tyson.‘“

In der Zwischenzeit versuchte mich mein Mädchen zu beruhigen und flehte mich richtiggehend an.

„Nein, Baby, nein. Bitte komm mit, Baby, lass uns gehen!“

Scheiße, diese Nutte kannte mich offensichtlich auch noch nicht, dachte ich.

Währenddessen rannte der Typ durch die Vordertür zu seinen Freunden hinaus. Wir feierten danach noch etwa drei Stunden weiter. Dann hörten wir plötzlich eine Stimme aus dem Badezimmer.

„Ich rufe jetzt die Bullen an. Ich rufe jetzt die Bullen an, wenn ihr mich nicht rauslasst.“

„Scheiße, dieser Nigga ist immer noch im Badezimmer eingeschlossen?“, rief ich. Den hatten wir ganz vergessen.

Ich versuchte, mich selbst davon zu überzeugen, dass es mir nichts ausmachte, wenn mein Mädchen ihren Körper verkaufte, aber ich bin viel zu emotional, um das wirklich akzeptieren zu können. Eines Tages besuchten wir einen Typen, den wir immer wieder dazu brachten, mit etwas Geld und Drogen rüberzukommen. Mein Mädchen kam gerade von einem Freier zurück und sah göttlich aus.

„Bereit, heimzugehen?“, fragte ich sie.

„Geh du nur heim, Baby. Ich bleibe noch etwas bei unserem Freund hier. Ich sehe dich später bei dir zu Hause.“

„Okay, Baby“, sagte ich und gab ihr einen Kuss. Als ich dann jedoch zu meinem Auto ging, hatte ich plötzlich ein sonderbares Gefühl.

Hey, was ist da eigentlich gerade passiert?, fragte ich mich. Wurde ich etwa von diesem gruseligen Weißen da drinnen ausmanövriert?

Ich fuhr heim. Als einige Zeit später mein Mädchen zurückkehrte, kam sie direkt zu mir.

„Ich weiß, dass dir dieser ganze Scheiß nichts ausmacht“, sagte sie. „Aber wenn dieser Arschficker jemals etwas Respektloses über dich gesagt hätte, als ich auf ihm ritt, hätte ich ihm seine verdammte Kehle durchgeschnitten.“

Sie war wirklich ein taffes Italo-Mädchen.

„Baby, so haben wir wenigstens was zu essen. Du boxt ja nicht mehr. Die ganze Sache bedeutet mir überhaupt nichts. Ich komme doch zu dir heim, Baby.“

Diese Mädchen ernährten mich, weil ich pleite war, trotzdem wollte ich nicht, dass sie ihre Muschis verkauften. Ich war wohl der einzige Typ, den seine Nutten-Freundinnen verließen, weil er nicht wollte, dass sie in ihrem Beruf arbeiteten. Ich glaube, mein Vater und Iceberg hatten recht. Ich konnte nie gut mit Frauen und war auch kein Zuhältertyp. Die Leute sahen aber immer nur meine gewalttätige Seite und dachten, ich sei ein Meister-Lude, aber in Wirklichkeit war ich eher ein Freier als ein Zuhälter.

In den sechs Monaten ohne Kiki versank ich wieder in der Kokain-Hölle. Marilyn versuchte, mich vor einem völligen Absturz zu bewahren. Sie rief mich an, wenn ich mich wieder zugedröhnt hatte.

„Wo ist dein AA-Buch, Mike? Lass es uns jetzt zusammen lesen. Schlag Seite 52 auf!“

Obwohl ich total high war, holte ich das Buch und suchte die Seite, die sie mir angegeben hatte, und begann sie übers Telefon laut vorzulesen.

„Bereits beim Aufwachen sollten wir an unsere nächsten 24 Stunden denken. Wir legen unsere Pläne für den ganzen Tag fest. Bevor wir jedoch damit beginnen, bitten wir Gott, unser Denken zu leiten. Vor allem bitten wir ihn, dass er uns vor Selbstmitleid, Schimpf, Schmach und Selbstsucht bewahren möge.“

Während ich das vorlas, rief Marilyn ständig: „LIES LAUTER!! LAUTER!!“

Ich legte nie einfach aus Zorn den Hörer auf, wenn ich mit ihr sprach, oder erzählte ihr, ich hätte jetzt keine Zeit, denn im Grunde wollte ich ja, dass mir jemand hilft.

„Bei der Arbeit mit anderen zeigt die praktische Erfahrung, dass nichts die Abkehr vom Trinken so sehr befördert wie die intensive Beschäftigung mit anderen Alkoholikern.“

Diese Stelle erinnerte mich daran, dass ich nicht nur kokainsüchtig war, sondern vor allem immer noch ein Alkoholiker. Tatsächlich schnupfte ich

nur dann Koks, wenn ich zuvor Alkohol getrunken hatte. Und wenn ich einmal zu trinken anfing, war jeder in Gefahr, einschließlich mir selbst.

Eigentlich wollte ich in New York weiterfeiern, aber dieser Plan fiel ins Wasser, als man mich anklagte, ich hätte 50.000 Dollar für denjenigen ausgelobt, der die Kerle aus dem Weg räumen würde, die im Jahr 2000 meinen alten Kumpel Darryl „Homicide“ Baum erschossen hatten. Dies war im Prozess gegen ein Mitglied der Cash Money Brothers-Gang herausgekommen, die den Drogenhandel in einigen Sozialwohnungssiedlungen in Brooklyn beherrschte. Angeblich hatte einer der Jungs, die Homicide ermordet hatten, von dieser Prämie gehört und wollten einen Killer auf mich ansetzen. Tatsächlich hätte es mich im Sommer 2000 beinahe erwischt, als ich mich in Brooklyn aufhielt. Jemand hatte meinen Range Rover auf der Atlantic Avenue gesichtet, aber dann weigerten sich einige der Cash Money-Mitglieder, mich zu erschießen, weil ich ein Moslem war.

Natürlich war dieser Vorwurf Quatsch, aber allein die Tatsache, dass man meinen Namen in Verbindung mit Mordanschlägen auf Drogendealer erwähnte, beförderte die Idee, dass ich ein verrückter, gewalttätiger Typ sei. Außerdem stand ich zu dieser Zeit immer noch unter Bewährung, und jetzt erklärte man mir, dass ich nicht einmal mehr meine Heimatstadt besuchen dürfe.

Das war die Welt, in der ich aufgewachsen war. Alle meine Freunde brachten Leute um und raubten ihnen ihr Rauschgift. Wir schlugen später verschiedene Richtungen ein, blieben aber immer in Verbindung. Jetzt wurde ich in diese Welt zurückgezogen, und es war ein Albtraum. Ich hatte sogar das Gefühl, dass die ganze Welt um mich herum zusammenbrach.

Ich blieb also im Westen der Vereinigten Staaten und dröhnte mich weiterhin zu. Im Dezember 2008 nahm ich eine meiner Callgirl-Freundinnen auf die Premiere von Will Smiths neuem Film *Sieben Leben* in L.A. mit. Kiki sah im Gefängnis in einer Zeitschrift ein Bild von mir und diesem Mädchen auf dem roten Teppich und flippte aus. Ich flippte damals ebenfalls aus, weil ich mich inmitten der Prominenz wie ein Stück Scheiße

fühlte. Unmittelbar bevor die Party nach der Premiere beginnen sollte, rief ich meine alte Freundin Hope an und bat sie, vorbeizukommen und mich abzuholen. Sie fuhr zum Armand Hammer Museum, wo das Fest stattfand, und ich rannte zu ihrem Auto hinaus und ließ mein Mädchen und meine Leibwächter auf der Party zurück.

Ich musste einfach weg. Meine Leibwächter riefen mich völlig außer sich auf meinem Handy an, und ich ließ Hope mit ihnen sprechen.

„Es wird ihm nichts passieren. Er braucht nur ein wenig Ruhe. Ich bringe ihn zurück“, erzählte sie ihnen. Aber ich wollte nicht zurück, ich wollte einfach verschwinden. Nach einiger Zeit fuhr mich Hope doch ins Museum zurück, und wir mischten uns beide unter die Partygäste. Ich selbst wanderte jedoch nur ziellos und völlig neben der Spur herum.

Am Monatsende besuchte ich einen meiner Clubs in Vegas. Ich ging zum VIP-Bereich hinüber, sah jedoch, dass eine Menge Leute vor dem Absperrseil standen. Den Drogentypen, die normalerweise dort herumhingen, verweigerte der Türsteher sogar den Zugang. Als er mich sah, ließ er mich jedoch sofort herein. Ich setzte mich also an meinen gewohnten Tisch und trank meinen üblichen Hennessy. Am nächsten Tisch amüsierte sich eine nette Gruppe. Als ich genauer hinschaute, erkannte ich eine der Olsen-Zwillinge. Es handelte sich also um ein paar Showbiz-Größen. Jetzt schauten alle diese Weißen zu mir, dem schwarzen Eindringling in ihrer Ecke, herüber. Aber das war nun einmal mein Platz, und ich war eben auch ein Las Vegas-Promi. Dann kam jedoch plötzlich der Komiker und Schauspieler Zach Galifianakis an meinen Tisch.

„Hey, in zwei Wochen drehen wir einen Film mit dir“, sagte er.

„Einen Scheiß werdet ihr!“

Zack lachte. Er dachte wohl, ich nehme ihn auf den Arm, aber ich hatte tatsächlich keine Ahnung. Ich wusste nichts von irgendeinem Film. Ich absolvierte meine normalen Autogrammstunden und Meet & Greet-Treffen, um meine Drogen bezahlen zu können. Aber, hey, wenn es einen Film gab, cool, drehten wir eben einen Film. Ich hatte keine Ahnung, auf was ich mich da einließ.

„Komm setz dich zu uns und trink etwas mit uns“, sagte Zack. Er war ein richtig cooler Typ.

Ein paar Wochen später war ich am Set. Ich war fett, außer Form und launisch. Aber der Regisseur Todd Phillips und die Schauspieler waren einfach großartig. Ich weiß nicht, ob sie sowieso einen Psycho erwartet hatten, aber Todd und die Produzenten behandelten mich die ganze Zeit wie ein rohes Ei.

„Ist alles in Ordnung? Brauchst du eine Pause?“, fragte Todd ständig. „Schaffst du noch eine weitere Einstellung? Du musst es nicht sofort machen, wenn du nicht willst.“

Ich war froh, wieder zu arbeiten. Ich hatte zu Gott gebetet, mir noch eine Chance zu geben, und versprochen, nie wieder high zu werden, auch wenn ich nicht mit dem Koksen aufhören konnte. Während der Dreharbeiten zu *Hangover* war ich permanent vollgekokst. Eine meine Nutten-Freundinnen war die ganze Zeit mit mir am Set. Plötzlich kam Seano vorbei, um kurz bei den Dreharbeiten zuzuschauen. Als er den Arsch meines Mädchens sah, schüttelte er den Kopf.

„Ich sehe, dass ich und die Brüder von den Sexsüchtigen-Treffen dir im Moment ziemlich egal sind, stimmt’s, Mike?“

Ich genoss die gesamte Zeit am Set. Es gab das beste Essen und die besten Kuchen. Am meisten mochte ich die Kekse. Ich brach manchmal einfach eine Drehsequenz ab, um mir ein paar von diesen Keksen zu besorgen.

Eigentlich erwartete ich mir von diesem Film nicht allzu viel. Aber Todd erzählte mir immer wieder, das Ganze werde ein Riesenerfolg und ich würde danach wieder obenauf sein. Das war zwar cool, aber am aufregendsten war für mich, dass ich wieder einmal Leute unterhalten konnte. Ich erkannte, dass es mir selbst als Boxer wichtiger gewesen war, die Leute zu unterhalten, als tatsächlich den Kampf zu gewinnen. Cus hatte mich immer mit charismatischen Showbusiness- und Medien-Leuten und magnetischen Persönlichkeiten zusammengebracht. Mir wurde im Nachhinein klar, dass Cus die Kunst in jeder Form über alles gegangen war. Wenn Cus davon sprach, seine Gedanken in die Köpfe anderer Leute zu

pflanzen, war das ebenfalls eine Kunst, wenn auch eine dunkle. Die Kunst des Kriegs, die Kunst des Überlebens, wir betrachteten immer alles als Kunst. Ich bin kein guter Künstler, aber ich kenne mich in den Künsten aus. Wie ich bereits erwähnte, war ich kein guter Kämpfer, aber ich wusste, wie man wirklich gut kämpft.

Am 24. Dezember 2008 brachte Kiki unsere Tochter Milan auf die Welt. Sie war gerade erst aus dem Gefängnis entlassen worden und ging sofort in ein Krankenhaus in Philadelphia. Dort wurde Milan per Kaiserschnitt geboren, da sie bereits ein paar Wochen überfällig war. Als Kiki mich anrief und mir das erzählte, war ich völlig von den Socken. Es war der Geburtstag meiner Mutter. Ich hatte für Kiki und das Baby in der Nähe meines Hauses in Vegas ein kleines Apartment eingerichtet. Sie sollte gerade kommen, als das Schicksal wieder einmal zuschlug. In einem meiner Urintests stellte man Rauschgiftspuren fest, und in Phoenix wollte man mich erneut hinter Gitter bringen. Mein Anwalt überzeugte die Leute dort jedoch davon, dass eine weitere Drogenrehabilitation weit besser für mich wäre, sodass ich im Januar 2008 in eine Luxus-Reha-Klinik in Malibu namens Promises eingewiesen wurde.

Promises war wirklich großartig. Ich lebte in einem richtigen Palais. Es war, als ob ich die Reha bei mir daheim absolvieren würde. Wir gingen ständig zu irgendwelchen Treffen und führten lange Gespräche mit unseren Therapeuten. Sie analysierten und therapierten mich von allen Seiten, damit sie mir einen guten Perspektivbericht ausstellen konnten, der mich vor dem Gefängnis bewahrte. Vier Wochen lang lief alles gut, aber dann war meine Zeit dort vorüber. Ich wollte nicht gehen, aber man hatte mein Zimmer bereits an einen anderen vergeben. Dabei war ich noch lange nicht über dem Berg. Ich rief deshalb meinen Freund Jeff Greene an und bat ihn, mich von dort abzuholen.

Jeff brachte mich in das Haus eines Freundes, dem eine Firma gehörte, die Energy Drinks herstellte. Jeff hatte jedoch nicht gewusst, dass dort an diesem Abend eine Riesenparty stattfand, an der viele hübsche junge Mädchen teilnahmen.

„Bleib schön hier sitzen, Mike, und rühr dich nicht vom Fleck“, sagte Jack. Aber natürlich kamen die Partygäste zu uns herüber, und ich war bald von wunderschönen Frauen in Badeanzügen umgeben.

Jeff wollte mich am nächsten Tag in eine andere Reha-Klinik bringen, deshalb durfte ich in dieser Nacht keinesfalls über die Stränge schlagen. Er blieb deshalb eisern neben mir sitzen. Ich durfte nicht aufstehen, ich durfte nicht mit den Mädchen flirten, ich war sein Gefangener. Schließlich fuhren wir zu ihm nach Hause. Am nächsten Tag brachte er mich zu einer anderen Promises-Klinik in West L.A.

„Hey Jeff. Ich bin total pleite. Du wirst für diese Scheiße zahlen müssen, Mann. Ich möchte wieder auf die Beine kommen, okay?“, sagte ich ihm auf dem Weg dorthin.

Wir sprachen dann mit der Verwaltungsdame, die meine Aufnahme abwickelte. Ich sah, dass sie einen Davidstern trug. Als sie kurz hinausging, um ein paar Formulare auszufüllen, machte ich Jeff darauf aufmerksam.

„Schau, Jeff, sie gehört zu deinen Leuten. Das ist doch günstig für uns, wir bekommen bestimmt Rabatt. Rede mit ihr, Jeff!“

Sie kam zurück, setzte sich, blieb jedoch bei den Kosten stahlhart. Jedes Mal, wenn sie eine neue Behandlungsmethode vorschlug, kostete das noch etwas mehr Geld. 3.000 hierfür, 4.000 dafür, 25.000 für noch etwas anderes. Eine weitere Pille kostete weitere 5.000 Dollar.

Jeff bekam große Augen, als er hörte, wie viel Geld er für mich auslegen musste.

„Was soll’s, Mike. Mein Gott, du musst einfach wieder clean werden“, sagte er am Ende.

Am 21. Januar durfte ich einen Tag die Reha-Klinik verlassen, um an der US-Premiere meines Dokumentarfilms auf dem Sundance Film Festival teilnehmen zu können. Seano musste mich als nüchterner Anstands-Wauwau begleiten. Das war auch das erste Mal, dass ich Milan sehen würde. Wir holten Kiki auf dem Flughafen ab. Als sie aus dem Flugzeug stieg, sah sie irgendwie pennerhaft aus. Sie wirkte auf mich wie eine Obdachlose. Ich schaute mir Milan an, sagte „Hallo“, und versuchte zu

erkennen, ob sie mir irgendwie ähnlich sah. Kiki weinte, aber ich war von den Drogen immer noch so von der Rolle, dass ich überhaupt kein Mitgefühl für sie empfand. Selbst Milan ließ mich eigentlich ziemlich kalt. Ich hätte fast gesagt: „Na ja, noch ein uneheliches Kind. Ich könnte vielleicht noch eins zeugen.“ Mit einer solchen Reaktion hatten wir beide nicht gerechnet. Ich glaube nicht einmal, dass ich Kiki bei diesem ersten Wiedersehen geküsst habe. Das Ganze war einfach nur peinlich und unangenehm.

Wir schauten uns den Film an und kehrten danach ins Hotel zurück. Ich konnte nicht mit Kiki schlafen, weil sie immer noch eine Wunde vom Kaiserschnitt hatte. Außerdem hätte Seano sowieso jeden Sex mit ihr verhindert. Ich liebte Milan, aber ihr ständiges Schreien ging mir ziemlich auf den Geist. Lärm konnte ich damals überhaupt nicht vertragen. Es war auf jeden Fall nicht der beste Neubeginn für Kiki und mich.

Am nächsten Morgen kehrte ich in die Reha-Klinik in L.A. zurück, und Kiki und Milan bezogen das Apartment, das ich in Vegas für sie eingerichtet hatte. Kiki war ganz allein, weil ihre Mutter im offenen Strafvollzug war und Philadelphia nicht verlassen durfte. Ich rief Kiki von Promises aus an, und wir waren beide zutiefst deprimiert. Auch sie hatte damals kein allzu großes Mitleid mit mir. In ihren Augen war ich nur ein großer verzogener Balg, der über alles Mögliche jammerte, während er tatsächlich in einem Country Club für Junkies residierte. Allerdings hatte die Promises-Klinik, in der ich jetzt lebte, kaum etwas mit der in Malibu zu tun. Sie lag mitten in der Stadt an einer Straßenkreuzung, wo man eigentlich ständig erwarten musste, dass jemand in die Klinik eindrang und einen kidnappte.

Kiki war total im Stress, weil ich ihr keine Kohle für das Baby geben konnte. Sie hatte noch nicht mal Geld für Windeln und drohte sogar, mit dem Kind zum Sozialamt zu gehen und dort Hilfsleistungen zu beantragen. Aber ich war wirklich pleite. Auf meinem Bankkonto waren gerade noch 7.000 Dollar, und ich stand mit mehr als 8.000 Dollar an Unterhaltszahlungen in der Kreide. Jeff zahlte für meine Reha-Klinik. Wenn

mir ein Werbeauftritt für 10.000 Dollar angeboten wurde, schlug ich sofort zu, um wieder ein paar Kröten in der Tasche zu haben. Deshalb konnte mich ihre Drohung, Sozialhilfe zu beantragen, auch nicht weiter schocken. Ich hatte ihr ja prophezeit, dass sie an meiner Seite kein Luxusleben führen würde. Sollte sie sich also in die Sozialamtsschlange stellen. Ich glaube sogar, dass sie gerade in dieser Schlange stand, als Darryl vorbeikam und ihr für Windeln und Essen 250 Dollar in die Hand drückte, die er gerade am Geldautomaten von meinem Konto abgehoben hatte.

Im Februar verließ ich die Reha-Klinik und kehrte nach Vegas zurück. Eigentlich wollte ich in meinem Haus leben und Kiki und das Baby von Zeit zu Zeit in ihrer Wohnung besuchen. Aber die Reha hatte mich dermaßen ausgelaugt, dass ich die ersten zwei Wochen bei Kiki einzog. Ich hatte buchstäblich Angst, das Haus zu verlassen, weil ich mir selbst nicht vertraute, dort draußen clean zu bleiben. Kiki und ich machten da weiter, wo wir vor ihrer Haftzeit aufgehört hatten. Wir lachten eine Menge, unterhielten uns stundenlang, schauten fern und spielten mit Milan. Nach zwei Wochen kam Crocodile regelmäßig vorbei, und wir gingen zusammen in Macks Friseursalon und hingen dort nachmittags ein paar Stunden rum. Ich blieb jedoch die ganze Zeit brav und anständig.

Nach meinem ungünstigen Drogentest war jetzt wieder die Bewährungshilfe von Phoenix und nicht mehr die von Las Vegas für mich zuständig. Der Bewährungshelfer in Phoenix war jedoch ein großartiger Typ. Kiki, Milan und ich fuhren dorthin, und er sah, dass ich gerade schwer zu kämpfen hatte und mich um das neue Baby kümmern musste, deshalb erlaubte er mir, weiterhin in Vegas zu leben und mich nur einmal im Monat persönlich bei ihm in Phoenix zu melden. Nach ein oder zwei Tagen fuhren wir nach Vegas zurück, und ich beschloss, kurz in meinem eigenen Haus nach dem Rechten zu sehen, bevor ich Kiki und Milan in ihrem Apartment absetzte. Aber dann mischte sich mal wieder das Schicksal ein. In meinem Geschirrspüler war ein Schlauch geplatzt und hatte das ganze Haus unter Wasser gesetzt. Ich weiß, dass der liebe Gott auf diese Weise dafür sorgen

wollte, dass Kiki und ich uns noch näher kamen, trotzdem nervte mich die ganze Sache gewaltig.

Ich zog also zu ihnen in das kleine Apartment. Wir waren dermaßen pleite, dass ich im Supermarkt sogar manchmal Sachen wieder aus dem Einkaufswagen herausnehmen musste, weil wir sie uns nicht leisten konnten und ich an der Kasse nicht in Verlegenheit kommen wollte, obwohl Kiki beteuerte, sie habe mitgerechnet. Zum letzten Mal war mir das passiert, als meine Mutter von Sozialhilfe lebte. Ich machte mir wieder Sorgen, dass die Kassiererin einige unserer Einkäufe beiseite packen würde, weil wir nicht genug Geld hatten. In meinem ganzen Erwachsenenleben war ich es gewohnt gewesen, alles kaufen zu können, was ich sah und haben wollte. Jetzt jagte mir sogar der pure Anblick ganz gewöhnlicher Lebensmittel Angst ein. Können Sie sich das vorstellen? Ich war der gefürchtetste und gnadenloseste Boxer meiner Zeit und jetzt machte mir der Preis einer verdammten Cornflakes-Packung Angst.

Kiki und ich wurden uns immer vertrauter. Wir spielten tagelang ein Ratespiel nach dem anderen. Ich war immer noch zu krank, um rauszugehen und mich der Welt zu stellen. Insgeheim war Kiki wahrscheinlich glücklich, dass sie mich ganz für sich allein hatte. Ich glaube, mein altes Image lastete immer noch sehr auf ihr.

Einige Wochen, nachdem Kiki und ich zusammengezogen waren, verließ ich mit Crocodile nachmittags unser Apartment. Wir gingen zur Trainingshalle, um ein paar Boxern beim Training zuzusehen. Danach teilte ich Crocodile mit, dass ich ein wenig Koks schnupfen wolle. Wir kehrten etwa um zehn Uhr abends in meine Wohnung zurück, was für mich zu dieser Zeit wirklich spät war. Kiki war bereits schlafen gegangen. Ich kam dann ins Schlafzimmer, weckte sie und plapperte in Hochstimmung wie ein verdammter Wasserfall.

Sie stürzte aus dem Bett wie Linda Blair in *Der Exorzist.*

„Du hast gekokst!“, schrie sie mich an.

„Nein, habe ich nicht, Baby.“

„Warum redest du dann so schnell? Dieser Scheiß-Crocodile! Statt dass er dir hilft, geht er mit dir weg und zieht mit dir einen durch“, sagte sie.

„Nein, erzähl Crocodile nichts davon. Er weiß nicht, dass ich das gemacht habe“, log ich.

„Hältst du mich wirklich für so blöd zu glauben, dass er nichts davon weiß?“

Sie warf mich aus der Wohnung, weil ich wieder gekokst hatte. Eigentlich tat sie mir damit einen Gefallen. Ich war froh, endlich gehen zu können. Zu dieser Zeit nahm ich lieber Kokain, als immer in diesem kleinen Apartment eingesperrt zu sein.

Ich war zwei volle Tage auf Koks und kam dann wieder zurück. Kiki machte sich schreckliche Sorgen, als sie mich in dieser Verfassung sah. Ich versprach ihr jedoch, künftig sauber zu bleiben, und die Dinge normalisierten sich wieder.

Das ging so bis zum März, als Kikis Mutter Rita ihren offenen Vollzug verlassen durfte und bei uns einzog. Vier Leute zusammengepfercht in einer solch engen Wohnung war des Guten einfach zu viel, vor allem wenn eine von ihnen die Mutter deiner Freundin ist. Ich konnte noch nicht mal mit Kiki schlafen, weil die Wände so dünn waren, dass ihre Mutter es gehört hätte.

Damals erlitt ich eine Reihe von Rückfällen. Ich blieb ein paar Wochen sauber, und dann verschwand ich aus der Wohnung und dröhnte mich voll. Nach ein paar Tagen kam ich zerknirscht und voller Reue zurück.

„Ich bin ein Haufen Scheiße. Ich wünschte mir, ich wäre tot. Es tut mir so leid, dass ich dir das antue“, erklärte ich Kiki.

Nach diesen Drogentouren sah ich wie ein Monster aus. Mein ganzer Körper war voller Flecken wie bei einem Leprakranken. Auf meinem Gesicht bildeten sich Entzündungen, und ich war völlig dehydriert. Ich konnte dann noch nicht mal mehr küssen, weil die Feuchtigkeit der Lippen meiner Partnerin mich verbrannt hätten. Und ich konnte auch nicht mehr sprechen, weil meine ganze Kehle verstopft war.

Kiki wurde dann dermaßen wütend, dass sie mich anschrie und mich als Arschloch und Stück Scheiße beschimpfte.

„Was ist los? Warum regst du dich so auf?“, fragte ich sie.

Sie stürmte aus der Wohnung, aber ich war so von der Rolle, dass ich gar nicht merkte, dass sie nicht mehr da war. So war das damals eben. Wenn ich high war, fühlte ich mich großartig, aber die Leute, die mich liebten, fühlten sich beschissen. Und wenn die sich gut fühlten, fühlte ich mich beschissen, weil ich nüchtern war.

Nach solchen Rückfällen blieb ich ein oder zwei Wochen zu Hause, bevor ich wieder kribbelig wurde.

„Du ziehst bald wieder los, oder?“, sagte Kiki dann zu mir. „Es ist mal wieder so weit.“

Sie wurde wirklich traurig, weil sie merkte, dass ich in diesem Moment selbst absolut hilflos war. Sie bat mich, das Koks wenigstens daheim zu schnupfen, wenn es denn nicht anders ginge, damit ich nicht irgendwo in Schwierigkeiten geriet. Aber es gibt eben keine Rehabilitation ohne Rückfälle, und ich versuchte alles, um nüchtern zu bleiben.

Etwa zu dieser Zeit verließ Crocodile Las Vegas. Er meinte, er würde mich viel zu sehr lieben, als weiterhin zu meiner Selbstvergiftung beizutragen. Er zog nach Arizona und sagte sich von seinem bisherigen Leben los. Vorher war er ein frommer Moslem gewesen, jetzt wurde er zu einem Wiedergeborenen Christen. Ich erklärte ihm, dass Jesus zwar cool sei, er deswegen aber nicht seine ganze Persönlichkeit aufgeben solle. Auch Jesus habe wilde Typen unter seinen Jüngern gehabt. Wenn er denn schon predigen wolle, solle er es wie der Typ aus dem Film *Der Weg der Verdammten* machen und in der einen Hand das Gewehr und in der anderen die Bibel halten. Croc brachte tatsächlich sein ganzes Leben in Ordnung und nimmt seit 2010 keine Drogen mehr.

Mit einem Drogenproblem umzugehen, war für Kiki etwas ganz Neues. Einmal schaute sie im Internet nach, ob es irgendwo in der Nähe unserer Wohnung ein regelmäßiges Treffen der Anonymen Drogenabhängigen gab. Sie fand eine Adresse, und wir gingen zusammen dorthin. Wir kamen ein

paar Minuten zu spät, deshalb setzten wir uns hin und hörten den anderen Teilnehmern zu. Sie erzählten der Reihe nach, wie sie ihr ganzes Geld beim Glücksspiel verloren hätten. Nach ein paar Minuten flüsterte ich Kiki ins Ohr: „Wir sind auf der falschen Veranstaltung.“ Tatsächlich war es ein Treffen der Anonymen Spielsüchtigen.

Ich wollte niemanden beleidigen, indem ich mitten in deren Erzählungen den Raum verließ, aber dort bleiben wollte ich auch nicht. Nach einer halben Stunde stand ich deshalb auf und wandte mich an die ganze Runde.

„Entschuldigung, Jungs, es tut mir leid, aber meine Freundin dachte, dies sei ein Treffen der Anonymen Drogenabhängigen. Ich habe kein Glücksspiel-Problem, aber Gott segne euch alle.“

Während dieser ganzen Zeit verlor Kiki nie den Mut. Sie blieb immer optimistisch. Alle paar Wochen nahm ich eine Überdosis, und sie redete darüber, dass wir unsere eigene Produktionsfirma gründen und mein Image vermarkten sollten, indem wir Lizenzen für die Benutzung meines Namens bei irgendwelchen Produkten erteilen würden. Sie hatte immer positive Träume für uns. Und auch ich hatte jetzt Träume.

Als ich Milan und sie jeden Tag sah und die Hoffnungen mitbekam, die sie für uns alle hegte, drang das sogar durch den Drogennebel hindurch, in dem ich mich damals befand. Eines Tages wachte ich auf und sagte zu mir: „Ich werde mit dieser Scheiße aufhören.“ Ich wollte endlich wieder wach sein, ich wollte zu irgendwas nütze sein, ich wollte am Spiel des Lebens teilnehmen, ich wollte wieder einen klaren Kopf haben und etwas leisten. Das war das Leben, das ich künftig führen wollte.

Aber dann bekam ich aus Phoenix einen Anruf, den kein Vater jemals bekommen sollte. Es war Shelley, die Mutter meiner Kinder Miguel und Exodus.

„Mein Baby ist tot! Mein Baby ist tot!“

Ich legte wie betäubt auf. Kiki und Rita brachen in Tränen aus, als sie die Nachricht hörten, als ob es um ihr eigenes Kind ginge. Darryl eilte herbei und fuhr mich zum Flughafen, während Kiki, Rita und Milan von Zip im Auto nach Phoenix gebracht wurden. Nach der Ankunft fuhr ich vom Flughafen direkt zum Krankenhaus.

Bis zum heutigen Tag habe ich nicht wirklich begriffen, was genau passiert ist oder wie es passiert ist. Ich weiß nur, dass sich meine vierjährige Tochter mit dem Kopf irgendwie in einem Kabel des Laufbands verheddert haben musste. Mein Sohn fand sie und holte Shelley, die sofort den Notarzt rief. Als ich ins Krankenhaus kam, wurde Exodus künstlich beatmet, aber ohne Chance auf Wiederbelebung.

Ich war wütend. Irgendjemand würde mir dafür zahlen müssen! Aber im Krankenhaus war ich nur einer von vielen anderen Vätern und Müttern, deren Kinder todkrank waren. Ein paar von ihnen versuchten mich sogar zu trösten. Jetzt war ich Mitglied in einem Club, dem bestimmt niemand jemals beitreten möchte – dem Club der trauernden Eltern.

Ich hatte noch so viele Fragen. Es hatte keine gründliche Untersuchung ihres Todes gegeben. Exodus zu verlieren, war das bitterste und hilfloseste

Gefühl, das ich je empfunden hatte. Mein Sohn Miguel würde nie wieder derselbe sein. Er würde immer das Bild im Kopf haben, wie er seine Schwester erhängt auffand. Wie kann man so eine Tragödie verarbeiten? Wie kann man mit so einem Verlust umgehen? Das steht nicht im AA.-Buch. Wenn es ein Buch gibt, in dem so was steht, möchte ich es lesen. Exodus zu verlieren ist das Einzige in meinem Leben, was nicht wieder gutgemacht werden kann. Jemand muss dafür bezahlen und die Schmerzen auf sich nehmen, und wenn ich das bin. Seitdem sind vier Jahre vergangen, und ich weiß immer noch nicht, wie ich das überleben soll. Manchmal frage ich mich, ob ich es hätte verhindern können, wenn ich da gewesen wäre.

Kiki und die anderen hatten im W-Hotel eingecheckt. Am Abend zog ich mich ebenfalls dorthin zurück; ich war wie am Boden zerstört und völlig ausgelaugt. Alle versuchten, mich zu trösten, aber wie zum Teufel tröstet man jemanden, der gerade sein eigenes Kind verloren hat? Ich bemühte mich, nicht die Fassung zu verlieren, aber im Grunde wollte ich mich einfach meinen Tränen hingeben, vielleicht würde ich danach tiefer durchatmen können. Auf gar keinen Fall durfte ich jetzt zu irgendeinem Stoff greifen, nur um high zu werden und besser vergessen zu können. Kiki gab mir deshalb chinesische Kräutermedikamente, die eine beruhigende Wirkung hatten.

Am nächsten Tag schaltete man die Geräte ab, die Exodus am Leben gehalten hatten. Bei ihrer Beerdigung war ich hilflos. Der Brauch verlangte, dass ich vor die Trauergemeinde trat, um allen zu danken, dass sie gekommen waren und uns beigestanden hatten. Ich überwand mich, stand auf und wandte mich an die Trauergemeinde.

„Ich danke Ihnen, dass Sie gekommen sind.“ Das war alles, was ich hervorbrachte. Ich hatte keine Ahnung, was ich noch tun sollte, deshalb setzte ich mich wieder. Aber dann ging plötzlich mein Sohn Amir nach vorn und fing an zu reden. Obwohl ich von Trauer schier überwältigt war, verstand ich, was er sagte. Er erzählte Geschichten über seine kleine Schwester, und er trug alles ganz ruhig und sehr professionell vor. Was zum Teufel geht hier ab, dachte ich. Da stand der große Bruder und hielt seiner

kleinen Schwester die Trauerrede. Und er machte es wirklich großartig. Als er zum Ende kam, fühlte ich mich viel besser.

Alle halfen uns. Marilyn blieb die ganze Zeit an meiner Seite. Sie, eine Kriegsveteranin, war mit dem Tod bestens vertraut. Monica war wunderbar. Amir und Rayna waren immer eng mit Miguel und Exodus verbunden gewesen, und wenn ich wieder mal pleite war, hatte Monica sogar ihre Miete und ihre Rechnungen bezahlt. Meine älteste Tochter Mikey war ebenso da wie meine Stieftochter Gena. Ich war sehr stolz, dass alle meine Kinder gekommen waren, um ihrer Schwester die letzte Ehre zu erweisen. Kiki und ich vereinbarten, dass es das Beste wäre, wenn sie und Milan im Hotel blieben, um Shelley nicht unabsichtlich aufzuregen, die gerade ihr eigenes kleines Mädchen verloren hatte. Im Schatten dieser Tragödie waren wir eine einzige große Familie.

Exodus erhielt eine Beerdigung wie für eine kleine Berühmtheit. Sie hatten zu Hause dauernd spanische Musik gehört, und ihr Lieblingssänger war Nigga, ein Reggaeton-Star aus Panama gewesen. Ich rief Luis de Cuba an, der mich mit Roberto Duran verband; sein Sohn kannte ihn, und so kam Nigga und sang und spielte. Er war wirklich wunderbar. Mir war das nie klar gewesen, aber plötzlich wusste ich, warum ich Duran immer schon geliebt hatte. Ich werde nie vergessen, dass er den Auftritt von Nigga zu Ehren meiner Tochter vermittelte. Ich werde immer in seiner und Niggas Schuld stehen. Ich würde alles für ihn tun. Und ich war zutiefst dankbar für die Unterstützung, die wir erfuhren. Von der Arztrechnung bis zur Beerdigung summierten sich die Kosten auf 200.000 Dollar, die durch Spenden beglichen wurden.

Wir blieben noch ein paar Tage in Phoenix, dann fuhren wir zurück nach Vegas. Ich nahm meinen Sohn Miguel mit, weil Shelley nicht gut mit dem Tod von Exodus zurechtkam. Auch meine älteste Tochter Mikey fuhr mit uns. Deshalb wohnten Kiki, Rita, ich und all die Kinder in dem winzigen Stadthaus.

Die Empathie all der vielen fremden Menschen erstaunte mich. Und sie rüttelte mich auf und machte mir bewusst, dass ich dieser Gesellschaft

dienen sollte und nicht immer nur als nimmersatter Schmarotzer an mich selbst denken durfte. Ich musste mich endlich von meiner „Vielweiberei“ befreien und in Zukunft einer einzigen Person treu bleiben. Ich wollte lernen, ein verantwortungsbewusster Erwachsener und Vater zu sein. Zwar wusste ich nicht, ob ich das durchhalten würde, aber jedenfalls war ich dazu bereit. Trotz all des Geldes, des Ruhms und der Meistertitel hatte ich nicht mehr auf die Reihe gekriegt, als mich scheiden zu lassen und eine Bande von vaterlosen Kindern zu zeugen. Aber nach dem tragischen Tod von Exodus veränderte sich meine Perspektive, der Blick auf mein eigenes Leben. Mir wurde bewusst, dass das, was ich immer für die Wahrheit gehalten hatte, nichts als eine einzige große Lüge gewesen war. Ich musste mit meinem Leben nochmal von vorne anfangen.

Ich wollte eine Art Erbe für Exodus dort oben im Himmel schaffen. Sie sollte wissen, dass sich ihr Vater würdevoll verhielt, dass er seine Wut in den Griff bekam und sie nutzte, um ein ganz anderes Lebensniveau zu erreichen. Ich hatte Exodus verloren, aber ich hatte Milan. Ich wollte, dass Milan eine Schwester bekam, sodass sie zusammen aufwachsen könnten. Tief in meinem Herzen weiß ich, dass Milan ein Geschenk des Himmels war, um mir über diese Tragödie hinwegzuhelfen, auch wenn sie nie Exodus’ Platz einnehmen kann. Sie war meine Chance, zu einem seiner Verantwortung bewussten Vater zu werden. Und wenn ich erst einmal diese Person für Exodus geworden wäre, könnte ich auch anfangen, meine Beziehung zu meinen anderen Kindern neu aufzubauen. Jahr um Jahr hatte ich stets das Gleiche gemacht – an Treffen der Anonymen Alkoholiker teilgenommen, das Blaue Buch gelesen, mein Programm durchgearbeitet. Dann starb urplötzlich meine Tochter, und bevor ich auch nur richtig darüber nachdenken konnte, wurde mir dieser ganze Mist klar. Eben war ich noch auf Autopilot geschaltet, dann machte es plötzlich bumm. Natürlich passierte das nicht über Nacht, und ich hatte auch ein paar Rückfälle, aber im Grunde hatte es endlich tief in mir Wurzeln geschlagen. Mike, arbeite an deiner Geilheit. Mike, arbeite an deinem Verhalten gegenüber Frauen. Mike, diesen Tiefschlag musst du wegstecken. Mike, reduziere endlich dein

Gewicht und lebe gesünder. Mike, glotz keine Frau länger als drei Sekunden an. Ich will hier nicht wie ein Fanatiker oder wie ein Besessener klingen, aber nun rastete endlich alles, womit man mich in den Rehabilitationszentren dauernd vollgelabert hatte, in meinem Verstand ein, und ich kapierte, was man mir hatte sagen wollen.

Ich wusste, dass ich zu sehr starker Selbstdisziplin fähig war, was ich meiner Zeit mit Cus zu verdanken hatte. Aber damals, mit ihm, war ich von einer bestimmten Überzeugung oder vielmehr der elitären, arroganten Einbildung ausgegangen, jedem anderen überlegen zu sein. Jetzt benutzte ich zwar dieselben Werkzeuge der Selbstdisziplin, aber mit einer ganz anderen, einer neuen inneren Einstellung – Demut statt Überlegenheit. Ich pflegte immer noch einen wichtigen Rest meines Größenwahns: die Überzeugung, dass ich es schaffen würde. Obwohl es tückisch und hart werden würde, flüsterte mir mein eigener Größenwahn ständig zu: „Es wird so kommen, aber du wirst dabei leiden müssen.“ Aber daran war ich schon mein ganzes Leben lang gewohnt. Nichts anderes war wichtig, als die Tat zu vollbringen.

Aber das war alles rein theoretisch. Eine Woche nach dem Tod von Exodus brach der Schmerz in voller Wucht über mich herein. Als Kiki und Rita gerade irgendwo unterwegs waren, befahl ich meiner Tochter Mikey, sie solle die Tür hinter mir abschließen, und ging aus dem Haus. Ich besorgte mir ein wenig Koks. Wenn ich Drogen nehme, werde ich zu einer Höllenplage. Ein paar Tage lang rutschte ich wieder in den Drogenmissbrauch und lief zugedröhnt herum, bis Kiki so frustriert war, dass sie befürchtete, mir nicht mehr helfen zu können. Niemand konnte mich mehr davor bewahren, dass ich mich zudröhnte. Sie flehte mich an, zu Hause zu bleiben und mir das Koks dort reinzuziehen, damit sie wenigstens Bescheid wüsste, wenn mir irgendwas Schlimmes passieren sollte.

Einmal hing ich die ganze Nacht zugedröhnt mit Kokain zu Hause herum, während Kiki versuchte, sich mit mir zu unterhalten. Obwohl ich high war, führten wir in dieser Nacht recht ernste Gespräche und beschlossen, bald zu heiraten. Als sie dann gleich am nächsten Morgen zu ihrer

Bewährungshelferin fuhr, war ich emotional noch ganz aufgewühlt und umarmte sie immer wieder. Dann trat ich auf den Balkon hinaus und winkte ihr nach.

„Ich liebe dich“, sagte ich und blies ihr einen Kuss zu, als sie ins Auto stieg.

Kiki fuhr zu ihrer Bewährungshelferin, die ihr eine letzte Stichproben-Urinuntersuchung abnahm.

Nach ein paar Minuten kam die Bewährungshelferin wieder in den Raum zurück.

„Sie haben Kokain in Ihrem System“, teilte sie Kiki mit.

„Das ist unmöglich, ich nehme keine Drogen“, protestierte Kiki.

„Das ist eine sehr ernste Angelegenheit, Kiki. Sie stillen immer noch Ihre Tochter. Ein positiver Kokaintest kann dazu führen, dass Ihnen das Kind weggenommen und eine Schutzunterbringung bei Pflegeeltern veranlasst wird.“

„Was? Ich nehme keine Drogen!“, sagte Kiki. „Aber warten Sie mal. Kann man positiv getestet werden, wenn man jemanden geküsst hat?“

„Davon habe ich noch nie gehört. Aber wenn Sie meinen, dass das der Grund sein könnte, warum Koks in Ihr System gelangt ist, dann warten Sie hier eine Stunde oder so, dann testen wir Ihren Urin noch einmal. Wenn es nur Küsse waren, sind die Spuren so minimal, dass sie dann wahrscheinlich wieder verschwunden sind“, meinte die Bewährungshelferin.

Kurz darauf klingelte mein Handy.

„Du verdammter Wichser!“, schrie Kiki. „Sie wollen mir mein Baby wegnehmen, bloß wegen deiner beschissenen Drogensucht! Sie haben mich gerade positiv auf Koks getestet. Nun zerstört deine Sucht auch noch meine Familie. Ich kann meine Tochter verlieren! Wie konntest du nur koksen, bevor du mich heute Morgen zum Abschied geküsst hast?“

Damit hatte sie mich kalt erwischt. Wenn ich Koks nahm, leckte ich es. Und ich rede hier nicht davon, dass ich nur die winzigen Reste von der Silberfolie leckte, in der das Kokain war. Ich rede hier von einer ganzen

Dosis Koks. Ich steckte meine Zunge in die Dose, bis ich auf reines Kokain traf. So viel Koks, dass ich die Zunge nicht mehr spürte.

Ich drückte Kikis Anruf weg, befahl Mikey, die Tür wieder hinter mir abzuschließen, und fing an zu laufen. Ich lief 20 Meilen, von meiner Wohnung in Henderson bis zum Ghetto in West Las Vegas. Ich lief, bis ich high war und wie ein Schwein schwitzte und die Leute ihre Autos anhielten und fragten, ob sie mich mitnehmen könnten.

„Mike, steig ein, Mann“, riefen sie mir zu.

„Nein, lass mich in Ruhe, Mann. Das hilft mir, mit dem ganzen Scheiß fertig zu werden.“

„Soll ich die Bullen rufen?“

„Nein, nein, alles okay bei mir“, sagte ich.

Napoleon hat mal gesagt: „Vom Erhabenen zum Lächerlichen ist es nur ein Schritt.“ Ich machte den Schritt hunderttausendmal. Kiki hatte inzwischen eine Stunde gewartet und wurde dann negativ getestet, aber das wusste ich noch nicht. Ich lief immer weiter, und als ich dort ankam, wo ich hinwollte, besorgte ich mir neuen Stoff und kiffte mich zwei volle Tage lang total zu.

Dann kam mein Urintest dran, und natürlich war er positiv. Ich machte mir darüber aber nicht allzu viele Sorgen, denn der Partner meines Anwalts war mit meinem Bewährungshelfer befreundet. Aber dieses Mal ließ er mir die Sache nicht mehr durchgehen. Mein positives Testergebnis und der Bericht von Kikis Bewährungshelferin über die Sache mit dem Kuss führten dazu, dass ich möglicherweise wieder mal in den Knast zurückgeschickt werden würde oder dass ich zumindest mit schärferen Bewährungsauflagen nach Arizona zurückkehren müsste. Das hätte die Trennung von Kiki bedeutet, weil sie in Vegas unter Bewährung stand.

„Mike, wenn du ins Gefängnis kommst, habe ich als deine Freundin keinerlei Rechte, weil ich selber auch unter Bewährung stehe“, erklärte mir Kiki eines Tages. „Vielleicht bekomme ich nicht mal die Erlaubnis, dich zu besuchen, obwohl wir ein Kind zusammen haben. Deshalb will ich jetzt heiraten. Wir wollten es ja ohnehin tun.“

„In Ordnung. Wann?“, fragte ich.

„Im Ernst? Morgen“, sagte sie.

„Warum nicht heute Abend?“

Es war ungefähr 18 Uhr am 6. Juni, gerade mal zehn Tage nach dem Tod von Exodus. Kiki googelte Hochzeitskapellen und führte ein paar Telefonate. Die zuständige Person in der Kapelle im Las Vegas Hilton sagte, dass sie uns sofort verheiraten könnten. Bei Kiki klang es ganz alltäglich, als würde sie nur ein Hotelzimmer reservieren lassen; ich liebte diese verrückte Frau. Ich wollte sie nicht deshalb heiraten, damit sie mich mit dem Baby im Gefängnis besuchen konnte, sondern weil ich nicht mehr ohne sie leben wollte. Wir hatten schon eine ganze Weile darüber geredet. Sie hatte mir klargemacht, dass sie mir kein Ultimatum stellen werde, aber wenn ich sie nicht fest an mich kette, hätte sie auch keine Lust, noch jahrelang auf die Heirat zu warten. Sie werde auch eine andere Gelegenheit ergreifen, wenn sie sich biete, denn sie wolle verheiratet sein.

Kurz nachdem ich vorgeschlagen hatte, noch am selben Abend zu heiraten, spürte ich plötzlich einen herkulischen Nackenschmerz, vermutlich von einem eingeklemmten Nerv. Wir fuhren zum Hilton, aber unterwegs krümmte ich mich vor Schmerzen.

„Du musst mich nicht heiraten. Ich will dich nicht dazu zwingen“, sagte Kiki und fing an zu weinen.

„Aber ich will dich doch heiraten, Baby, ich habe nur solche irren Schmerzen. Warum glaubst du denn immer, dass alles etwas mit dir zu tun hat? Warum muss ich denn immer so glücklich sein und ständig kichern wie du? Ich habe einfach ganz wahnsinnige Schmerzen!“

Ich war fix und fertig. Von der Kokserei war mein Mund entzündet. Ich hatte ein absurdes Übergewicht und jetzt auch noch einen eingeklemmten Nerv. Inzwischen hatte Kiki den ganzen Hochzeitsmist allein erledigt. Sie war abergläubisch und hielt sich deshalb an den Brauch, „etwas Neues, etwas Gebrauchtes, etwas Geborgtes, etwas Blaues“ zu tragen. Für etwas Blaues zog sie einen blauen String-Tanga an. Für etwas Geborgtes trug sie ein Armband ihrer Mutter. Und sie hatte auch jede Menge gebrauchtes Zeug

im Schrank, das war also kein Problem. Wir kamen in der Kapelle an – und der Typ, der uns verheiraten wollte, sah Slick, dem schwarzen Profi-Manager des Wrestlers Big Bossman, zum Verwechseln ähnlich, ich konnte es kaum fassen. Kiki und ich sahen so beschissen aus, dass wir eigentlich keine Fotos aufnehmen lassen wollten, aber dann gaben wir doch nach und ließen ein paar machen. Als wir uns die Bilder anschauten, sagte der Typ, der uns getraut hatte: „Das kostet eine Spende von 75 Dollar, ohne Grenze nach oben.“ Wie kam nur einer auf die Idee, den Preis für die Fotos als Spende zu bezeichnen? Ich hatte sowieso das Gefühl, dass er nahe dran war, das Auge des Gesetzes wegen uns anzurufen, als ob wir vorhätten, uns mit den Fotos davonzumachen.

Als wir nach Hause kamen, hörten wir Milan weinen. Kiki rannte nach oben, um sie zu stillen. Rita saß vor der Glotze.

„Mom, wir haben gerade geheiratet“, ließ ich sie wissen.

„Ach, geh! Wer hat euch getraut?“, fragte sie.

„Slick von der World Wrestling Federation“, witzelte ich. Aber dann erzählte ich ihr die Wahrheit, und sie wurde ganz aufgeregt.

Wir tauschten keine Ringe und fuhren auch nicht in die Flitterwochen. Es dauerte ein Jahr, bis wir endlich Ringe kauften, und die so genannten Flitterwochen dauerten bei uns nur ein paar Tage. Kiki und ich hatten uns nie richtig gestritten. Zwischen uns war alles cool, bis zu dem Augenblick, in dem ich gesagt hatte: „Ich will“ – danach begannen wir miteinander zu streiten wie Fischhändler. Als ich endlich kapierte, was Sache war, fragte ich mich: „Was, verdammt, geht hier ab?“ Ich war immer noch süchtig und setzte mich oft genug über die Grenzen hinweg. Es gab jedes Mal Streit, wenn ich aus dem Haus ging. Obwohl ich das inzwischen ganz gut hinbekam, denn statt täglich zu koksen, machte ich es jetzt nur noch einmal in der Woche. Dann ging ich von einmal wöchentlich zu einmal in zwei Wochen über, dann alle drei Wochen, schließlich einmal im Monat.

Und bald schämte ich mich jedes Mal, wenn ich einen Rückfall hatte, weil ich danach nach Hause kam, wo Kiki und ihre Mom und unser kleines Baby auf mich warteten. Ich kam verschwitzt wie ein Rennpferd zurück und

brannte förmlich. Rita legte mir kalte Kompressen auf, während mir Kiki die Leviten las.

„Du siehst doch, dass deine Mutter kein Wort sagt“, gab ich zurück. „Nimm dir ein Beispiel an ihr.“

„Meine Mutter ist nicht mit dir verheiratet!“, fauchte sie.

Am Tag nach meinem Geburtstag ging ich mit einem Freund aus; wir koksten die ganze Nacht. Kiki konnte nicht schlafen, weil ich nicht nach Hause gekommen war, deshalb gab sie meinen Namen bei Google ein, um zu schauen, ob ich verhaftet worden war. Plötzlich schrie sie auf und rannte in Ritas Zimmer.

„Mike ist tot! Ich hab’s gerade im Internet gelesen!“ Dort wurde berichtet, dass ich mit Freunden meinen Geburtstag gefeiert hätte und einem Herzinfarkt erlegen sei.

Rita rief sofort im Leichenschauhaus an.

„Ist bei Ihnen ein Mike Tyson eingeliefert worden?“, fragte sie.

„Warum wollen Sie das wissen?“, kam die Rückfrage.

„Weil er tot ist!“

„Woher wissen Sie, dass er tot ist?“

„Darum geht es doch! Wir wissen eben nicht, ob er tot ist, deshalb rufe ich doch an!“, sagte Rita. „Ich bin seine Schwiegermutter, neben mir steht seine Frau. Wir versuchen herauszufinden, ob seine Leiche bei Ihnen liegt.“

Man bat Rita, am Telefon zu bleiben. Wenig später gab ihr ein anderer Mann die Auskunft.

„Nein, wir haben niemanden mit diesem Namen.“

Am nächsten Tag kam ich lässig durch die Haustür geschlendert.

„Hey, Leute“, sagte ich, so high wie der Vollmond.

„Du bist der King aller Arschlöcher“, schrie mich Kiki an. „Ich habe nach dir gesucht, und im Internet hieß es, dass du einen Herzanfall gehabt hättest und gestorben seist.“

„Berichte über meinen Tod sind stark übertrieben“, zitierte ich Mark Twain.

Kiki fand das überhaupt nicht lustig. Sie riss Milan an sich.

„Das war’s! Ich gehe!“, schrie sie und stürmte die Treppe hinunter.

„Wohin willst du denn?“, fragte Rita.

„Weg, einfach weg. Willst du etwa bei ihm bleiben?“

„Na, jemand muss ja wohl bei ihm bleiben“, sagte Rita.

„Keine Sorge, Mama, ich kümmere mich um dich“, sagte ich. Als wenn ich dazu in der Lage gewesen wäre, so high, wie ich war. Ich konnte ja noch nicht mal gerade stehen.

Kiki musste Dampf ablassen. Später kam sie wieder nach Hause, aber sie machte sich Sorgen, dass sie mich praktisch zur Hochzeit gedrängt hätte und dass das der Grund sei, warum ich immer wieder abhaute.

„Hast du das Gefühl, dich an mir rächen zu müssen?“, fragte sie.

„Du weißt doch, dass mich niemand zu etwas zwingen kann, was ich nicht will“, versicherte ich ihr.

Allmählich hatte ich selbst genug von den Rückfällen. Ein paar Wochen zuvor war der Film *Hangover* in den Kinos angelaufen und von Anfang an ein Kassenschlager. Obwohl ich immer noch ab und zu auf einen Trip ging, rief ich Todd Phillips, den Regisseur, an.

„Wann drehen Sie den nächsten Scheißfilm, Todd? Hören Sie, ich will da wieder mitmischen, Todd. Versuchen Sie bloß nicht, mich zu verscheißern und außen vor zu lassen.“

Im Juli reisten wir alle nach L.A. zur Verleihung der TeenChoice Awards. *Hangover* war nominiert worden. Ich nahm auch Rayna mit, die Tochter, die ich von Monica hatte, und sie war unglaublich aufgeregt, weil sie die Jonas Brothers persönlich kennenlernen durfte. Die Brothers fungierten als Gastgeber der Preisverleihung und wollten mit mir einen Sketch drehen, in dem ich einen sadistischen Frisör spielen sollte, der einem der Brüder die Haare schnitt.

Ein paar Wochen später waren wir wieder in L.A., dieses Mal zur Verleihung der ESPYS Awards (Excellence in Sports Performance Yearly Award). Diese Reise verlief nicht so gut wie die letzte. Wir waren dermaßen pleite, dass wir uns nicht einmal ein paar zusätzliche Übernachtungen in dem Hotel leisten konnten, das die Veranstalter für uns gebucht hatten. Als

die Show zu Ende war, stritt ich mich auf dem Rückweg zum Hotel so sehr mit Kiki, dass sie, Milan, Rita und Darryl sofort auf ihre Zimmer gingen, während ich vom Valet-Service unser Auto vorfahren ließ. Ich hatte ohne ihr Wissen ein wenig Kokain mitgebracht und mich ab und zu davongeschlichen, um mir das Zeug reinzuziehen, deshalb war ich jetzt ziemlich high. Ich startete den Motor, doch dann fiel mir ein, dass ich mein Handy auf der Bank hatte liegen lassen, auf der ich gesessen hatte, während ich auf das Auto wartete. Also stieg ich wieder aus, um es zu holen, war aber so benebelt, dass ich mich selbst aus dem Auto ausschloss.

Immer noch strömte das Publikum der Preisverleihung heraus, und plötzlich entdeckte ich ein junges hellhäutiges Mädchen, mit dem ich vor ein paar Jahren mal einen One-Night-Stand gehabt hatte. Sie war ebenfalls in unserem Hotel abgestiegen.

„Hey, hast du schon was vor?“, fragte ich sie.

Sie warf nur einen Blick auf mein Gesicht und bekam es mit der Angst zu tun. Offensichtlich merkte sie sofort, dass ich ziemlich daneben war.

„Nein, nein, ich will nur auf mein Zimmer zurück“, sagte sie und eilte davon.

Okay, also war es wohl auch für sie nur ein One-Night-Stand gewesen. Dann rief ich den Automobilclub an, und es kam jemand, der meinen Wagen öffnete und nicht mal Geld dafür annehmen wollte. Ich stieg ein und fuhr davon. Ein Freund veranstaltete in seinem Haus in Beverly Hills eine Koksparty, die ich nicht verpassen wollte, aber ich hatte keine Ahnung, wie ich von dem Hotel im Stadtzentrum zum Freeway nach Beverly Hills kommen sollte. Vermutlich fuhr ich ein wenig unsicher durch die Gegend, und dann vollführte ich auch noch ein waghalsiges Wendemanöver. Kurz danach tauchten die nervig flimmernden Lichter eines Streifenwagens in meinem Rückspiegel auf, eine Sirene jaulte und eine Lautsprecherstimme forderte mich auf: „Fahren Sie rechts an den Straßenrand.“

Ich fuhr nicht nur rechts an den Straßenrand, sondern schrammte auch noch über die Bordsteinkante, weil ich so high war. „Ach du Scheiße.“ Ich war überzeugt, dass man mich gleich wieder ins Gefängnis schicken würde.

Ein Bulle stieg aus und kam zu meinem Wagen. Ich ließ das Seitenfenster herunter.

„Mike Tyson! Nicht zu fassen! Oh Mann, Sie waren großartig in *Hangover*. Wir folgen Ihnen schon eine ganze Weile, Mike. Sie haben ziemlich wirr die Straßen gekreuzt.“

Ich musste das wohl von Cus gelernt haben, jedenfalls wurde mir klar, dass ich ihn mit meiner ganzen Liebe überschütten musste, sobald ich auch nur ein bisschen Freundlichkeit bei ihm wahrnahm. Ich musste das tun, denn ich hatte meinen Führerschein noch nicht zurückbekommen und außerdem auch die Fahrzeugpapiere nicht dabei.

„Hi, Mann, tut mir leid, dass ich ein bisschen konfus gefahren bin, aber ich hab mich praktisch verfahren. Ich will zu einem Freund in Beverly Hills, aber ich habe keine Ahnung, wie ich auf den Freeway komme. Können Sie mir sagen, wie ich zu dieser Adresse komme?“

Ich reichte ihm den Zettel mit der Anschrift. Er nahm ihn und ging zu seinem Streifenwagen zurück. Dann dauerte es furchtbar lange, während ich fast durchdrehte, weil ich dachte, er würde meine Daten überprüfen und herausfinden, dass mein Führerschein eingezogen worden war. Ich schwitzte Blut und Wasser, bis er endlich wieder zurückkam.

„Okay, Mike, wir haben es herausgefunden. Fahren Sie uns doch einfach nach, wir eskortieren Sie dorthin.“

Ja! Heute Abend hatte ich die Trumpfkarte „VIPs kommen nicht in den Knast“ ausgespielt. Hätte nie gedacht, dass mir dieser Polizist gut gesonnen wäre, aber er war es. Sie brachten mich zu der Party und begleiteten mich sogar bis zur Tür.

Mein Freund öffnete und bekam den Schock seines Lebens, als er mich mit zwei Polizeibeamten vom Los Angeles Police Department vor seiner Tür stehen sah.

„Wir übergeben Mike Tyson in Ihre Obhut. Bitte sorgen Sie dafür, dass er wieder sicher zu seiner Unterkunft zurückkommt. Sollten wir hören, dass er selbst gefahren ist, haben wir Ihren Namen und Ihre Adresse in den Akten“, sagte einer der Bullen.

Nichts würgt eine Koks-Party effektiver ab als zwei Bullen, die an der Tür auftauchen. Kaum waren die Polizisten wieder weg, als auch schon alle Partyteilnehmer verschwanden. Deshalb stieg auch ich in mein Auto, so high und besoffen, wie ich war, und schaffte es irgendwie zu einem Hotel in Beverly Hills. Hills.

Ich gab beim Valet-Service den Schlüssel ab, ging auf einen Drink in die Hotelbar und telefonierte, um mir Nachschub an Koks zu besorgen. Als ich mein Auto abholen wollte, weigerte man sich, mir den Schlüssel auszuhändigen.

„In diesem Zustand können Sie nicht fahren, Mann, ich behalte den Schlüssel“, sagte man mir. Ich musste Kiki anrufen und sie bitten, mich abzuholen. Bevor sie eintraf, hatte ich meine Meinung aber schon wieder geändert. Ich nahm mir ein Taxi und ließ mich zu Marks Zigarrenbar am Sunset Strip bringen. Er war nicht da, aber sein Partner. Kaum hatte er mich bemerkt, als er auch schon alle anderen Kunden aus dem Laden trieb und Mark anrief. Mark kam, lud mich in sein Auto und fuhr mich zum Haus meines Freundes Jeff Greene.

Mittlerweile war Kiki vor dem Hotel angekommen, wo sie zwar unser Auto, aber nicht mich vorfand. Aber sie erhielt ein paar Anrufe von ihren Freundinnen, die ihr sagten, wo ich gesichtet worden sei. Sie fuhr zur Zigarrenbar, aber von dort war ich längst wieder verschwunden. Schließlich trafen wir uns vor dem Andaz Hotel auf dem Sunset Strip, verbrachten noch eine Nacht in der Stadt und fuhren dann nach Vegas zurück.

Auch in Vegas hatte ich noch ein paar Rückfälle, bis Kiki entschied, dass es höchste Zeit für eine Entziehungskur war. Doch dieses Mal waren wir pleite; sie hatte nicht vor, mich in eines der edlen Summer Camps für Promis wie Wonderland oder Promises zu schicken. Sie dachte, dass ich dieses Mal ein richtig hartes Programm bekommen müsse. Im Internet fand sie eine Einrichtung, die sich außerhalb von L.A., in Palm Springs, befand. Sie las die Online-Informationen genau durch. Da war ständig von Disziplin die Rede, und sie dachte, dass mir genau das guttun würde. Ihrer Meinung nach brauchte ich einen vernünftigen Ansatz ohne allen Schnickschnack

oder sonstiges Verhätscheln, wie es Promis normalerweise in den Privatkliniken genießen durften. Allerdings hatte sie von Rehabilitationseinrichtungen nicht die geringste Ahnung, deshalb wusste sie nicht, dass nur gewöhnliches Pack und gescheiterte Existenzen in diese Drogenentzugsklinik kamen. Sie bearbeitete mich so lange, bis ich endlich zustimmte, in die Klinik zu gehen.

Ich packte zwei Eight-Balls, also eine Achtel-Unze oder 3,5 Gramm Kokain, in meine Reisetasche. Daryll und ich fuhren nach Kalifornien. Bevor wir in der Entzugsanstalt ankamen, zog ich mir noch ein wenig Kokain als letztes Hurra rein. Dann checkte ich ein. Einer der Drogenberater fragte, ob ich irgendwelchen Stoff abzugeben hätte. Brav gab ich ihm den Rest, fast ein ganzes Briefchen.

„Prima“, sagte er und verschwand in einem Hinterzimmer. Als er nach einer Weile wieder zurückkam, benahm er sich ein bisschen seltsam. Dieses Arschloch hatte sich tatsächlich mit meinem Stoff einen Schuss gesetzt! Und dabei war es verdammt gutes Koks gewesen. Die Entzugsanstalt wurde also von Junkies geleitet! Man brachte mich zu meinem Zimmer – einem Wohnwagen. Die ganze Anstalt war nichts als ein verdammter Wohnwagenpark.

Als Entzugs-Camper fühlte ich mich nicht wohl. Es wimmelte nur so von gewalttätigen Crystal-Usern, und es liefen auch ein paar vom Gericht eingewiesene Gangbanger herum, mit denen ich mich wohl früher oder später prügeln musste, wie mir schwante. Ich hielt es genau eine Nacht lang dort aus. Um acht Uhr morgens teilte ich ihnen mit, dass ich wieder abreisen würde. Man rief Kiki an und erklärte ihr, dass ich mich im Camp nicht wohlfühlte und abreisen wolle. Um 11 Uhr rief man nochmal bei ihr an.

„Schauen Sie, er fühlt sich hier wirklich nicht wohl.“

Dann rief ich sie an.

„Ich kann es nicht fassen, dass du mich in dieses Loch geschickt hast. Hier kann ich nicht bleiben, ich gehe.“

„Versuche es doch wenigstens für eine Weile“, bettelte sie.

Eine halbe Stunde später zertrümmerte ich einen der Stühle, die eigentlich eher Gartenstühle waren, woraufhin man mich sofort zur nächsten Bushaltestelle fuhr. Für mich war diese Entzugsklinik viel zu heftig. Andererseits muss ich zugeben, dass ich bei meinen Aufenthalten in Wonderland oder Promises immer 8 bis 14 Monate brauchte, um mein Leben wieder auf die Reihe zu kriegen. Aber ein halber Tag in diesem Wohnwagencamp reichte, denn seither habe ich – von einem kleinen Rückfall abgesehen – keinen Alkohol und kein Koks mehr konsumiert.

Der Erfolg von *Hangover* spielte bei meiner Ausnüchterung eine wesentliche Rolle. Ich weiß noch, wie eines Tages ein Vater mit seinem kleinen Kind auf der Straße an mir vorbeiging.

„Hey, Daddy, schau mal, das ist doch der Schauspieler Mike Tyson!“

„Hey, vor einiger Zeit war ich auch der beste Boxer der Welt!“, sagte ich.

Das passierte dann immer wieder. Eine ganze Generation von Kindern kannte mich nur noch als Schauspieler und nicht als Boxer. Es kam mir so vor, als geschähe das alles in einem einzigen Augenblick. Im einen Moment war ich völlig zugedröhnt mit Koks, fast selbstmörderisch sogar, und führte das Leben eines Losers – und dann: bumm! Die ungeahnte Geschwindigkeit, mit der sich alles änderte, war mir unheimlich. Aber mir war klar, dass ich diese Gelegenheit nicht ungenutzt vorbeigehen lassen durfte; ich musste mich sozusagen neu erfinden. Und dazu war es nötig, mich erst mal gründlich umzupolen.

„Ich werde mich ändern. Ich werde gewinnen. Ich will nicht so enden“, sagte ich mir immer wieder. Ich fing wieder mit dem ganzen Cus-Scheiß an. Dass mich niemand aufhalten könne. Dass dieses Mal meine Überlegenheit unerschütterlich sein würde. Ich war drogenabhängig gewesen und hatte keine Ahnung, in welcher Beziehung ich überlegen sein würde. Mir war nur klar, dass es nicht der Boxsport sein konnte, aber ich hatte meine ideologische Überzeugung, meinen Kampfwillen und eine Menge Gier und Hunger auf etwas Neues. Davon würde ich noch lange zehren können.

Allerdings war es eine andere Art von Gier und Hunger als früher. Schon als Junge, noch vor meinem Aufstieg als Boxer, hatte ich mich niemals

völlig hoffnungslos gefühlt. Damals hatte ich nie den Glauben an mich selbst verloren. Aber inzwischen war ich mit ein paar sehr bösen Geistern ins Bett gestiegen und hatte selbst dafür gesorgt, all meine Träume und Hoffnungen zunichte zu machen.

Berühmte Regisseure und Schauspieler riefen mich an und drängten mich zu mehr Filmarbeit.

„Sie sollten noch mehr komödiantische Rollen übernehmen“, rieten sie mir. „Vergessen Sie mal den Quatsch mit dem harten Brutalo. Sie sind eigentlich ein ganz netter Kerl, Mike. Das sieht man nicht, weil es von dem ganzen düsteren Scheiß verdrängt wird, mit dem Sie in Ihrem Leben zu kämpfen hatten. Aber jetzt müssen Sie auf der hellen Seite bleiben, denn wenn Sie in diesem Licht stehen, fangen Sie an zu strahlen.“

Und sie hatten recht. Der düstere Scheiß war nichts als eine Pose gewesen, eine dunkle Persönlichkeit, die mir Cus übergestülpt hatte. Cus wollte, dass ich andere einschüchterte. Er hatte mich praktisch dafür benutzt, sein eigenes Vermächtnis zu schaffen. Verstehen Sie mich nicht falsch. Ich fand es richtig cool, sein Vermächtnis für die Welt zu sein, und wenn er mich bitten würde, es nochmal zu tun, dann würde ich es tatsächlich nochmal tun, nur vielleicht noch gemeiner und noch bösartiger.

Damit wandelte sich mein Leben wieder einmal. Statt in der Hoffnungslosigkeit zu versinken, setzte ich mir ein neues Ziel. Aber wie sollte ich vorgehen? Meine Eitelkeit meldete sich. Zwar hatten mir alle erklärt, „du kommst im Film so gut rüber, du musst unbedingt mehr daraus machen“, aber dann stellte ich mich vor den Spiegel.

Dieser Körper ist nicht gut genug für den Film, dachte ich. Wer würde mit diesem Burschen hier schon bumsen wollen? Wer würde mich für einen geilen Typen halten? Fuck, ich sah fetter aus als Fat Albert. Ich wog 170 Kilo, aber so, wie mein Arsch auf Breitwand rüberkommt, würde ich wie 350 Kilo aussehen. Und meine Filmklamotten müssten sie beim Zeltmacher bestellen.

Ich musste mich wirklich anstrengen, um wieder in Form zu kommen. Die nächsten fünf Wochen aß ich nichts anderes als Tomatensuppe mit

Basilikum. Meine Frau wollte eine Woche lang vegan essen, und ich schloss mich ihr an. Nur hörte ich nicht nach einer Woche wieder damit auf. Wie das? Mike Tyson und vegan? Genau – inzwischen bin ich ein überzeugter Veganer.

Ich hatte wirklich die Schnauze voll davon, immer wie ein Mastschwein herumzulaufen. Sogar der Sex mit meiner eigenen Frau war mir peinlich, weil ich so fett war. Da war er wieder, der Narzisst mit seinem übersteigerten Selbstwertgefühl! Ich bin einer langen Reihe lebensgefährlich übergewichtiger Menschen entsprossen. Das bin ich, Punkt. Aber ich bin auch so eitel, dass ich mir lieber buchstäblich den Arsch abtrainiere und selbst die verhasstesten Dinge unternehme, um nicht so ein Fettklotz zu bleiben, wie ich in Wirklichkeit einer geworden war. Und jetzt schaltete sich auch meine Selbstdisziplin wieder ein. Die Sache musste genau geplant werden. Ich musste eine kleine Konferenz des Komitees in meinem Kopf einberufen und allen ihre Aufgaben zuweisen. „Das und das werden wir tun. Das und das sind die konkreten Schritte, um unser Ziel zu erreichen."

Es machte mir nichts aus, kein Fleisch mehr zu essen. Einmal mogelte ich ein bisschen und aß ein winziges Stückchen Rindfleisch, aber danach hatte ich Bauchweh und musste sogar kotzen. Das Zeug wirkte jetzt in meinem Körper wie Gift. Die Unmengen Fleisch, die ich verschlungen hatte, waren der Treibstoff meiner Aggressivität gewesen. Nach Milchprodukten fühlte ich mich wie aufgebläht. Jetzt aß ich eine Menge Bohnen, und Kiki bereitete mir köstliche Frucht- und Gemüseshakes zu. Als ich mich vollkommen an die veganische Kost angepasst hatte, verschwanden auch all meine Beschwerden. Der hohe Blutdruck, die Arthritis, der überhöhte Blutzuckerwert, Simsalabim, alles weg. Vorher war ich eine wandelnde Leiche gewesen, hatte jeden Scheiß gefressen und Al Capone-Zigarillos geraucht. Jetzt aß ich nur gesunde Sachen und trieb jeden Tag drei Stunden Sport und Kardio-Training. Ich bin halt ein Extremist – entweder machte ich Yoga oder ich setzte mir einen Schuss. Immer das eine oder das andere Extrem.

Im Oktober lud mich Oprah in ihre Show ein. Die DVD des Dokumentarfilms *Tyson* war im August herausgekommen, und alle meinten, Oprahs Show biete eine großartige Gelegenheit, die DVD zu promoten. Aber ich hatte eben erst ernsthaft mit meiner neuen Vegan-Diät angefangen und war immer noch so groß und breit wie ein Scheunentor. Weil ich jedoch noch nie in Oprahs Show gewesen war, sagte ich zu. Bei diesem Interview kam wirklich alles zur Sprache – der Tod von Exodus, meine stürmische Beziehung zu Robin, und Oprah kam sogar auf Kiki und unser Baby Milan zu sprechen. Sie blieb immer gelassen, aber als sie auf die Sache mit Evander Holyfields abgebissenem Ohr zu sprechen kam, schien sie sich ein wenig aufzuregen.

„Als Sie sich dafür entschuldigten, meinten Sie es wirklich aufrichtig?“, fragte sie.

„Nein, das war nicht aufrichtig gemeint, es war irgendwie total unaufrichtig und so.“

„Danke, dass Sie das hier zugeben, denn schon damals habe ich keinen Augenblick lang geglaubt, dass Sie es aufrichtig meinten. Aber warum haben Sie sich überhaupt entschuldigt? Fühlten Sie sich dazu gezwungen?“

„Wahrscheinlich. Meine gesamte Crew lag mir damit ständig in den Ohren. Irgendwann gab ich nach und sagte: ‚Okay, ich entschuldige mich.‘ Aber eigentlich fühlte ich mich durch die Entschuldigung sogar gekränkt, eben weil ich es überhaupt nicht aufrichtig meinte. Seither habe ich mir oft gewünscht, ich könnte mich einfach mal mit ihm zusammensetzen, mit ihm reden, ihm die Hand schütteln und ihm alles erklären.“

„Und – haben Sie schon darüber mit ihm gesprochen?“, fragte sie.

„Nein. Wenn wir uns begegnen, ist er mir gegenüber immer ein bisschen misstrauisch, Sie wissen ja, warum.“

Nach der Ausstrahlung der Show wurde Oprah von Briefen und Anrufen förmlich überschwemmt. Manche Zuschauer reagierten zornig, weil sie einen verurteilten Vergewaltiger in ihre Talkshow eingeladen hatte, aber die Mehrheit der Emails und Anrufe war positiv, und die Leute begrüßten ihre Entscheidung. Sie empfanden Mitgefühl und hatten begriffen, woher ich

kam. Und Evander rief Oprah an und schlug ihr vor, dass wir uns in ihrer Show begegnen und uns aussöhnen könnten. Oprah war davon total begeistert, und schon eine Woche später kehrte ich nach Chicago zurück.

Es war großartig, ihn wiederzusehen. Wir stammten beide aus der Gosse und hatten es zu anerkannten und bewunderten Boxern gebracht. Ich hatte die Gelegenheit, mich bei ihm in aller Form öffentlich zu entschuldigen. Für junge Menschen war unsere Aussöhnung das beste Beispiel, dass es sinnlos war, gewalttätig zu werden oder einander sogar umzubringen.

Auch von einer anderen Person erhielt Oprah ein Feedback. Robin war nun schon eine ganze Weile aus dem Rampenlicht verschwunden. Jetzt meldete sie sich und protestierte gegen die Art und Weise, in der wir bei der ersten Sendung über sie gesprochen hatten. Oprah hatte dabei einen Ausschnitt der Sendung *20/20* einspielen lassen, in dem Robin mich ausschimpfte, während ich stumm neben ihr saß.

„Warum haben Sie das alles schweigend über sich ergehen lassen?“, fragte mich Oprah.

„Weiß ich nicht. Ich war einfach wie erschlagen“, antwortete ich.

„Kam das nicht überraschend für Sie, dass sie all diese Dinge sagte?“

„Tja, in dem Moment hätte ich sie am liebsten richtig verhauen, aber das hab ich natürlich nicht getan.“

Als ich das sagte, brachen die Zuschauer im Studio in Gelächter aus.

Robin war richtig wütend. Sie brachte Oprah sogar dazu, sie in ihre Show einzuladen, damit sie mir widersprechen und bei der Gelegenheit auch ihre Karriere wieder in Gang bringen konnte. Offensichtlich half ich nebenher einer Menge Leute.

Alle unsere Freunde riefen an und meinten, dass die Auftritte bei Oprah einfach großartig gelaufen seien. Ich selbst brachte es nicht über mich, die Sendungen anzuschauen, aus schierer Verlegenheit über mein Gewicht. Das hätte mich nun wirklich zu sehr deprimiert.

Aber ich blieb bei meiner veganen Ernährung und trainierte auch immer weiter, bis die Pfunde langsam, aber sicher wegzuschmelzen begannen. Dann, Ende 2010, ging ich in eine Bar im Ghetto von Las Vegas, wo ich

einen Freund traf. Eins führte zum anderen, und am Ende kokste ich wieder einmal, der erste Rückfall seit einem halben Jahr. Keine Ahnung, warum ich das Tor öffnete und den Teufel wieder hereinließ, aber so war es eben. Ich nahm nicht viel, aber es war eben trotzdem Kokain. An diesem Abend ging ich ziemlich früh nach Hause. Kiki war noch wach und merkte sofort, dass ich high war. Sie schrie nicht, verfluchte mich nicht, drohte nicht mit Trennung, lief nicht mit dem Baby auf dem Arm aus dem Haus – sie verhielt sich ganz anders als früher, wenn ich rückfällig geworden war. Sie zog sich einfach nur in Milans Zimmer zurück und schlief dort. Ich ging mehrmals zu ihr hinüber, um mit ihr zu reden, weil ich mich so schuldig fühlte. Ich wollte sie nicht enttäuschen, und vor allem wollte ich nicht, dass Milan mich jemals in diesem beschissenen Zustand zu sehen bekam.

„Du hast also heute Abend wieder gekokst, stimmt's", fragte sie.

„Ja", gab ich zu.

„Fuck. Verdammt, Mike, komm schon. Du musst wieder in den Entzug. Das muss endlich aufhören."

„Nein, bitte gib mir noch eine Chance", sagte ich. Auf keinen Fall würde ich in diese höllische Wohnwagenklinik zurückgehen.

„Morgen früh gehst du. Du musst", beharrte sie.

„Ich komme durch. Ganz bestimmt. Gib mir einfach noch eine Chance."

Und sie gab sie mir. Seither habe ich weder gekokst noch getrunken.

Aber wir hatten immer noch Geldprobleme. Im Februar reisten wir nach Europa, wo ich in England eine Rede hielt und in Frankreich an einem Empfang teilnahm. In der Schweiz erhielt ich ein Honorar für einen Auftritt in einem großen Club, und wir blieben dann noch ein paar Tage. Aber zuerst reisten wir noch nach Italien, wo ich in der italienischen Version von *Dancing with the Stars* auftrat. Ich hatte lange gezögert, mitzumachen, aber sie legten bei den Bedingungen noch ein bisschen nach, und wir konnten das Geld gut gebrauchen. Als Kiki meine Partnerin sah, war sie alles andere als begeistert – eine junge, attraktive Italienerin, die ganz offen mit mir flirtete. Als ich meine Zigaretten aus der Hosentasche holen wollte, sagte sie, „nein, lass mich das machen", und ich wurde verdammt zappelig, als

sie mir in der Hosentasche herumfummelte. Kiki durfte unsere Proben durch einen venezianischen Spiegel beobachten, und ich spürte förmlich, dass sie mich genau im Auge behielt. Mir wurde ziemlich heiß, und als das Mädel mir den Schweiß mit der Hand abwischte, brachte ich nur ein „Ach du Scheiße!“ hervor. Ich war an der jungen Dame nicht interessiert, konnte mir aber lebhaft vorstellen, dass es wegen meines früheren Verhaltens in Kikis Kopf bereits zu brodeln begonnen hatte. Aber am Schluss ging doch alles gut – die Italienerin und ich zogen unsere Nummer durch, ohne uns zu blamieren.

Nachdem wir in die Staaten zurückgekehrt waren, wirkte ich als Gaststar in der TV-Serie *Entourage* mit. Jeremy Piven hatte ich mal gesehen, als ich mich mit Jamie Foxx in einem Club in Vegas unterhielt. Das war schon eine Weile her, und ich war damals zu high gewesen, um ihn anzusprechen oder ihm die Hand zu schütteln. Etwas später sollte ich in einer Episode der Serie einen von Ari Golds Klienten spielen, der sich darüber beschwerte, dass Ari ihm nicht genügend Arbeit beschaffte. Der Kurzauftritt machte uns allen großen Spaß, denn auch zwei meiner Kinder wirkten in der Szene mit.

Die gesamte Besetzung und Crew waren wirklich super. Wir freundeten uns mit Doug Ellin an, von dem die Idee für *Entourage* stammte. Kiki und ihr Bruder hatten eine Idee für eine TV-Show entwickelt, die lose auf einem Boxer wie mir beruhte. Jetzt trug sie Ellin die Idee vor, und sie gefiel ihm. *Entourage* sollte bald zu Ende gehen, und Ellin war auf der Suche nach einem neuen Projekt. Er nahm Kontakt zu einem weiteren Drehbuchautor auf, der schon viel Erfahrung vorweisen konnte. Gemeinsam entwickelten sie eine Pilotsendung für HBO, und Spike Lee wurde als Regisseur angeheuert. Der Titel war *Da Brick*, und die Show erregte große Aufmerksamkeit, aber am Ende ließ HBO das Projekt wieder fallen.

Im Juli wurde ich für einen Auftritt bei einem Filmfestival in Kasachstan verpflichtet. Anschließend planten wir eine Pilgerreise nach Mekka. Kurz vor der Abreise entdeckte Kiki, dass sie wieder schwanger war. Wir hatten über ein zweites Kind gesprochen, und ich dachte, wie schön es sein würde,

eine ganze Schwangerschaft mit Kiki zu erleben, da ich während ihrer ersten im Gefängnis gesessen hatte.

Aber beim Festival lief es nicht sehr gut. Wir sollten an der Premiere eines Films der Weinstein Brothers teilnehmen. Sie hatten noch ein paar andere Berühmtheiten eingeladen. Aber Kiki und ich gerieten in einen heftigen Streit, kurz bevor wir auf den roten Teppich mussten, und dann noch einmal beim Cocktailempfang vor der Aufführung. Als die Aufführung vorbei war, kehrte Kiki sofort ins Hotel zurück und zog in das Zimmer ihrer Mutter um.

Ich kam ein paar Minuten später in das Zimmer.

„Hör mal, ich will nicht mehr mit dir verheiratet sein, kapiert?“, erklärte ich ihr.

„Prima. Bin total einverstanden“, gab sie giftig zurück.

Kiki suchte sofort nach einem Flug zurück in die Staaten, und tatsächlich sollte ein Flugzeug nur ein paar Stunden später starten. Kiki, Milan und Kikis Mutter flogen nach Hause; sie waren nicht mal einen ganzen Tag dort gewesen. Ich war inzwischen überzeugt, dass diese Ehe nicht mehr funktionierte.

Aber ich hatte immer noch die Pilgerreise vor mir. Mein alter Zellenmitbewohner Farid arbeitete inzwischen für mich; auch er war Moslem, deshalb reisten wir am nächsten Tag zusammen nach Mekka. Ich freute mich auf den Haddsch, auch wenn ich kein typischer Moslem war. Ich wuchs zuerst als Katholik auf, weil meine Mutter Katholikin war. Mein Vater gehörte den Baptisten an, und obwohl er sich nicht sehr häufig blicken ließ, sorgte er doch dafür, dass mein Bruder, meine Schwester und ich getauft wurden. Als ich zehn war, brachte man mich zur Taufe. Das war die Show, bei der dir jemand die Hände auf den Kopf legt und Gott preist, und alle darauf warten, dass du vor Verzückung ohnmächtig wirst. Aber ich hatte keine Lust, ohnmächtig zu werden.

„Wenn du nicht ohnmächtig wirst, heißt das, dass der Teufel in dir ist“, erklärte meine Tante.

„Fuck“, sagte ich, „ich werd nicht ohnmächtig, basta.“

„Aber wenn du nicht ohnmächtig wirst, heißt das, dass der Teufel in dir ist, und dann verbrennt man dich auf einem Scheiterhaufen“, fügte meine Schwester hinzu.

„WAS?“, brüllte ich.

Kaum hatte mich der Pastor berührt, als ich auch schon wie vom Blitz getroffen umkippte.

Mein Bruder und meine Schwester besuchten eine schäbige kleine katholische Schule. Ich ging da auch selbst eine Zeit lang hin, erinnere mich aber nur noch dunkel daran, mal abgesehen davon, dass mir die Nonnen den Arsch versohlten. Wir waren keine Superkatholiken, und im Grunde machte ich das alles nur mit, weil meine Mutter es so wollte. Machst du was Unrechtes, wirst du bis in alle Ewigkeit in der Hölle schmoren. Iss das Fleisch Jesu Christi, trink die Himbeerbrause. Ich war ein kleiner schwarzer Bastard und wartete nur darauf, dass endlich Brause ausgeschenkt wurde. Eigentlich wusste ich nur, dass die Kirche der Ort war, an dem man zu Gott beten konnte, ohne dass einen die anderen Kids im Viertel in den Arsch traten.

Ich brauchte nicht lange, bis ich herausfand, dass alles ein Riesenschwindel war. Der Priester trug immer die besten Klamotten, obwohl wir im ärmsten Viertel wohnten, fuhr den tollsten Schlitten und fickte die Frauen, Töchter oder Schwestern sämtlicher Männer in der Gemeinde. Er wurde von allen verehrt und war der am meisten geachtete Mann in der ganzen Umgebung. Wir lachten und tratschten über ihn, aber wenn er uns befahl, irgendwohin zu marschieren oder dieses oder jenes zu tun, dann machten alle sofort mit. So viel Macht hatte der Mann. Alle wussten, dass er ein dreckiges Arschloch war, aber wenn er sagte: „Los, geht!“, dann gingen wir. Weil wir tief im Innern wussten, dass wir es genauso machen würden wie er, wenn wir an seiner Stelle wären.

Ich werde oft gefragt, ob ich meinen Glauben deshalb verlor, weil ich so viele meiner Freunde hätte sterben sehen, aber so war es nicht. In den meisten Fällen kamen meine Kumpels ums Leben, weil sie selbst jemandem an die Kehle oder ihm auf andere Weise schaden wollten. Das gehörte zu

den ungeschriebenen Gesetzen der Straße. Immer lief man Gefahr, einen großen, kapitalen Fehler zu machen, der einen das Leben kosten konnte.

Komisch war nur, dass ich irgendwann den Weg zum Islam fand. Als ich noch jünger war, überfielen meine Kumpels und ich Moslems auf offener Straße und prügelten sie grün und blau. Wir hassten die Muselmanen.

„Fick dich, red nicht so'n Scheiß wie ein ausländischer Nigga", schrien wir sie an.

Das macht nun Gott mit uns – er macht uns zu dem, worüber wir spotten. Und eines Tages kam auch ich an die Reihe. Jedenfalls begann ich mich im Gefängnis für den Islam zu interessieren und fing an, die muslimischen Gefangenen zu beobachten. Im Knast wollte ich ein besserer Mensch werden, deshalb genoss ich es, anderen Menschen zuzuhören und dabei etwas zu lernen. Ich lernte gern mehr über das Wesen des Islam und entwickelte eine Bindung an diese Religion, ich begann die Welt und Gottes Geschöpfe zu lieben. Deshalb werde ich auch keinen Habicht und keinen Falken mehr töten. Diese Raubvögel hatte ich früher immer vom Himmel geputzt, und damit sie sich nicht auf meine Tauben stürzten, hatte ich Fallen aufgestellt. Bis mir eines Tages klar wurde, dass auch sie Gottes Geschöpfe sind. Wenn du Allah liebst, musst du auch all seine Geschöpfe lieben. Ich vermute, die meisten Moslems glauben, dass das Schwein ein Geschöpf des Teufels sei, aber ich denke, dass auch ein Schwein ein Geschöpf Allahs ist und dass man es lieben muss. Was aber nicht heißt, dass man es auch auffressen sollte.

Und so bekehrte ich mich allmählich zum Islam. Ich war kein Offenbarungstyp, keiner, der irgendwie schlagartig erleuchtet wurde. Mir wurde nur langsam klar, dass ein Moslem genau das war, was ich sein wollte. Ich behandle jeden so, wie ich selbst behandelt werden will. Was ich für mich will, will ich auch für jede andere Person, die ich mag. Als ich mich erstmals im Gefängnis auf den Islam einließ, war ich noch sehr feindselig und zu gewalttätig eingestellt, und diese Einstellung übertrug ich auf meine neue Religion – ich wurde ein richtig extremer Moslem. Aber im Islam geht es nicht um Krieg, es ist eine Religion der Humanität. Das hätte

ich zuerst nicht gedacht. Wie gesagt, ich war feindselig; wer nicht glaubte, was ich glaubte, war mein Feind. Ich war verbittert über die Welt, aber als ich dann der Sache nachging und mehr darüber lernte, entdeckte ich, dass das nicht der richtige Weg war. Das ist der Grund, warum ich demütiger wurde, so dass ich mich besser unterordnen konnte, weil es genau das ist, worum es im Islam wirklich geht. Im Islam geht es nur um Liebe, Frieden und Unterordnung. Wenn man sich in Frieden unterordnet, bedeutet das nicht, dass man schwach ist, sondern dass man Gott gegenüber demütig ist.

Wenn ich etwas vom Islam gelernt habe, dann dies, dass wir alle unsere eigene, individuelle Beziehung zu Gott haben. Gott schickt mich für meine Fehler nicht in die Hölle. Ich und Gott müssen mit unserer eigenen persönlichen Beziehung klarkommen. Wenn man genauer hinschaut, entdeckt man, dass alle Religionen dasselbe sagen, dass wir unsere Mitmenschen lieben sollen. Meine Jungs lieben Weihnachten. Soll ich ihnen sagen, dass das schlecht ist, bloß weil es eigentlich ein heidnisches Fest ist, und dass wir an Weihnachten gar keinen christlichen Feiertag feiern? Nein, das würde ich ihnen nicht sagen, sondern: „Hey, kommt, wir holen Weihnachtsspielzeug, dann können wir jeden Tag Weihnachten feiern.“ Sie wissen, dass ich der Weihnachtsmann bin. Wenn sie gern Weihnachtslieder hören, dann ist das völlig okay. Mal ganz abgesehen von meiner Familie und meiner Mutter sind auch alle anderen, die ich kenne, entweder Christen oder Juden. Ich könnte hier in der Stadt an zehn Haustüren klopfen, glaube aber nicht, dass auch nur eines der Häuser ein muslimischer Haushalt wäre. Aber wenn es ums Beten geht, werden sie alle irgendwie zu Moslems.

Moslems glauben, dass nur gläubige Moslems in den Himmel kommen. Wenn ich in den Himmel komme und dort nur lauter Moslems vorfinde und nicht meine Freunde, die ich gut kenne und gern um mich habe, dann hab ich absolut null Bock auf den Himmel. Ich fühle mich schließlich dort wohl, wo ich mit meinen Freunden lachen und streiten kann. Ich will nicht im Himmel mit einer Bande von Kerlen zusammengesperrt werden, die zwar alle an Allah glauben, die ich aber nicht kenne. Ich möchte mit

Menschen zusammen sein, denen ich vertrauen kann, selbst wenn wir nicht an denselben Gott glauben. Wie soll ich was Gutes tun, wenn ich im Himmel hocke und die ganze Zeit nur frohlocken muss? Bis ich in den Himmel komme, sind meine Knie total im Arsch und mein Kopf ist völlig leer, und dann muss ich auch noch feststellen, dass da oben kein einziger Freund von mir abhängt, und ich kriege die ganze Zeit nur Lamm und Feigen zu essen! Und überhaupt: Muss es denn im Himmel unbedingt 20 Milliarden Moslems geben, oder eine Billion Moslems? Kurz und gut, ich will gar nicht in den Himmel, wenn ich dort allein bleiben muss. Ich meine es ernst – schickt mich lieber in die Hölle, wo alle meine Freunde sind und wo auch die Menschen sein werden, die ich kannte und achtete, als ich noch lebte.

Manche Leute behaupten, sie hätten eine tiefe Kenntnis von Gott, aber für mich gilt das ganz bestimmt nicht. Für mich ist Gott unvorstellbar. Wurden wir als Gottes Ebenbild geschaffen? Wir dürfen uns doch nicht einbilden, dass wir mit ihm auf einer Ebene stehen! Ist denn Gott ein Schwein, ein Lügner, ein Perverser? Denn das müsste er ja wohl sein, wenn wir so wären wie er. Wir sind Sexsüchtige, Drogensüchtige, Machtsüchtige, Manipulatoren, Narzissten. Wenn Gott so wäre, dann wäre alles Mist.

Manchmal denke ich, das Leben ist nur eine Illusion. Stellen Sie sich mal vor – da hab ich grade ein Kind verloren, und wenn ich jetzt an Exodus denke, ist es, als hätte es sie nie gegeben. Ich sage, was ist mit meinem Baby? Was ist mit Cus? An ihn denke ich ständig. Alle beide sind ein wichtiger Teil meines Lebens, und deshalb denke ich ständig an sie. Und je mehr ich über dieses religiöse Zeug nachdenke, desto klarer wird mir, dass ich nichts weiß.

Die Vorstellung von Gott ist zu kompliziert für mich. Wenn ich an Religiöses denke, nähere ich mich dem aus einer muslimischen Perspektive. Aber ich begreife weder die Religion noch Gott. Ich möchte es, kann es aber nicht. Ich kann auch nichts damit anfangen, wenn mir einer sagt: „Oh ja, lassen Sie Ihren Verstand glauben und hören Sie auf die Worte Ihres Herzens.“ Denn Leute, die blind vertrauen, sind leicht zu verleiten. Auf

diesen Mist falle ich nicht herein, das passiert mir nicht. Klar, man kann es auch anders ausdrücken, aber im Grunde läuft es auf dieselbe Tatsache hinaus, dass man jemandem folgt, von dem man nicht mal weiß, ob es ihn überhaupt gibt. Selbst wenn jemand behauptet, „ich glaube nicht an organisierte Religion, ich beschäftige mich mehr mit Spiritualität“, bleibt immer noch die Frage, welches Konzept der Spiritualität er vor Augen hat. Eine Spiritualität, die Sie sich selbst beigebracht haben? Wenn das der Fall ist, dann sind sowohl der Lehrer als auch der Schüler reine Narren. Denn es ist doch so: Man sagt uns, wer Gott ist, und wir glauben, was man uns sagt.

Ich kann nicht nachvollziehen, was mir andere über Gott sagen. Das dringt nicht bis in meine wunde Seele durch. Aber es muss doch ein Muster, einen Bauplan des Universums geben. Überall herrscht Chaos, also muss es ein Gegengewicht geben, das es uns ermöglicht, uns in dieser irren Umgebung zu orientieren. Aber die meisten Menschen, die einer Kirche angehören, werden für kommerzielle Zwecke ausgenutzt. Davon bin ich überzeugt. Deshalb muss ich mit Gott meine eigene Seelenrettung vereinbaren. Ich liebe die Vorstellung eines liebevollen Allah. Keine Ahnung, ob er nun liebevoll ist oder nicht, aber allein die Vorstellung gefällt mir, und ich halte sie für gut.

Die Pilgerfahrt nach Mekka und Medina war ein wunderbares Erlebnis. Ich kam meinem Glauben näher, fühlte mich aber vom Handeln mancher meiner muslimischen Mitbrüder abgestoßen. Als ich dort ankam, fingen die Medien sofort an, über meinen Besuch zu berichten, um zu zeigen, dass der Islam eine bessere Religion sei als das Christentum oder der ganze Rest heidnischer Religionen. Da ging es nicht darum, dass ich ein besserer Mensch würde, sondern es hieß eher: „Seht nur, hier ist Mighty Mike Tyson auf einem Haddsch.“ Ich persönlich war ihnen furzegal, sie interessierten sich nur für die Werbewirkung, für ihre Publicity-Agenda. Und ich war wieder mal nur der Dumpfarsch-Nigga, der ich mein ganzes Leben lang gewesen bin.

„Wir sorgen dafür, dass ganz Amerika erfährt, was für ein guter Moslem Sie sind“, erklärte man mir tatsächlich.

Aber mir schoss der Gedanke durch den Kopf: „Das ist doch beschissen – ich war schon kein guter Christ, wie soll ich da ein guter Moslem werden?“

Religion muss im Menschen verankert sein, nicht der Mensch in der Religion. Auf mich wirkte es irgendwie kindisch, wie all diese islamischen Religionsführer behaupteten, „mein Prophet ist besser als deiner.“

Trotz dieses politischen Unsinns fühlte ich mich gut. Das würde dort wohl jedem so ergehen. Hunderttausende Menschen, alle gleich gekleidet, alle waren gekommen, um zu beten und ihre Demut zu beweisen. Ich befand mich im Zustand der Harmonie, deshalb war ich harmonisch gestimmt.

Der Aufenthalt half mir, meine Gedanken zu ordnen und mir eine islamische Denkweise anzugewöhnen. Er half mir, mich auf das zu konzentrieren, was ich tun musste, wenn ich nach Hause zurückkehrte. Wie ich mein Leben weiterführen wollte. Nicht unbedingt ein Leben als Moslem, aber doch ein reineres Leben, in dem es keine Drogen und kein Drama mehr geben würde. Im Grunde lud ich auf dieser Pilgerreise meine geistigen Batterien auf. Ich hatte einfach hingehen müssen.

Beim Haddsch wurde mir klar, dass ich nie ein guter Moslem im strengen Sinne sein konnte. Ich schleppte nämlich viel zu viel Gepäck mit mir in die neue Religion. Aber ich konnte auf die Lehren des Propheten hören und versuchen, auf demselben Pfad zu leben und Menschen nach ihrer Herzensgüte zu beurteilen. Allerdings fällt es mir schwer, so zu sein. Wenn man den Islam in seiner reinsten Form praktiziert, wird man praktisch zum Fußabtreter. So möchte ich nicht leben. Das ist mehr als nur fromm zu sein, das ist schon demütig. Und keiner von uns kann wirklich demütig sein. Schon wenn man sich als „demütig“ bezeichnet, bedeutet das, dass man nicht demütig ist. Der Mensch ist eigentlich gar nicht dafür gemacht, von sich aus demütig zu sein, er ist eher dazu bestimmt, gedemütigt zu werden.

In Mekka konnte ich jedenfalls nicht demütig sein, als man mich in der langen Schlange ganz nach vorn schob, um den schwarzen Stein zu küssen. Der Stein bildet den östlichen Eckstein der Kaaba, des alten steinernen Gebäudes in Mekka, in dessen Richtung die Moslems auf der ganzen Welt beten. Auf dem Haddsch soll man den Stein sieben Mal umrunden und ihn

küssen, wenn man kann. Aber es drängen sich so viele Pilger um die Kaaba, dass viele Moslems, die ihr Leben lang jedes Jahr nach Mekka gepilgert sind, den schwarzen Stein noch kein einziges Mal küssen konnten. Ich dagegen küsste ihn viermal in dreißig Minuten. Ich kam dort an und man teilte die Menge wie Moses das Rote Meer und führte mich direkt zum schwarzen Stein, um ihn zu küssen. Man stieß die vielen frommen Männer einfach beiseite, damit ich meine beschissenen, dreckigen, verkifften Lippen auf den heiligen Stein pressen konnte. Ich fühlte mich dabei absolut grauenhaft. Moslems wollen doch immer nur, dass wir uns besser als jeder andere fühlen und unsere Religion lieben! Aber wenn man solchen Mist mit mir macht, sage ich: „Warum schiebt ihr mich vor all diese wunderbaren Gläubigen? Damit will ich nichts zu tun haben.“ Groucho Marx hat es mal ungefähr so ausgedrückt: „Ich würde niemals einem Club beitreten, der jemanden wie mich als Mitglied aufnehmen würde.“

Es tat mir leid, dass Kiki nicht auch auf den Haddsch mitkommen konnte. Nachdem sie aus Europa abgereist war, redeten wir eine ganze Zeit lang nicht mehr miteinander. Wir spürten wohl beide, dass das vielleicht das Ende unserer Ehe sein konnte. Aber dann rief ich sie aus Mekka an und entschuldigte mich, und wir vereinbarten, dass wir es nochmal versuchen sollten.

Tief im Innern ist Kiki eine Christin, so ist sie erzogen worden. Ihre Wesenszüge sind christliche Wesenszüge. Ihre Mutter heiratete einen Imam; daraufhin wechselten die Frauen zum Hidschab. Kiki ist eine liebevolle Person. Sie will das Leben genießen, ist sich aber auch ihrer Rolle als Frau im Islam bewusst. Aber als Afroamerikanerin würde sie niemals hinnehmen, dass ihr Mann vier Frauen hat, wie der Koran es erlauben würde.

Im Dezember reiste ich mit Farid nach Asien. Ich war zum Boxsport-Botschafter von China ernannt worden. In China benahm ich mich mustergültig. Einmal näherte sich mir ein Kerl und erklärte mir, dass er alle Stars, die nach China kämen, mit Hasch versorge.

„Dann sind wir keine Freunde, Mann“, sagte ich. „Wahrscheinlich wollen Sie mich hereinlegen. Sie wissen genau, dass man hier umgebracht wird, wenn man einen Joint raucht.“

Von China reiste ich nach Bangkok zu den Dreharbeiten von *Hangover 2*. Schon vor Beginn der Arbeit gab es Krach. Man hatte Mel Gibson als Gaststar verpflichtet; er sollte einen Tätowierungskünstler in Bangkok spielen. Aber Zack und ein paar andere Mitwirkende überredeten Todd, Gibson abzusagen. Ich selbst wäre nicht so weit gegangen. Ich hatte Mel Gibson mal getroffen, der sich mir gegenüber wie ein Gentleman verhielt. Natürlich war sein betrunkenes antisemitisches Gefasel bedauerlich, aber ich war trotzdem nicht bereit, jemanden so schnell zu verurteilen. Als man mich fragte, wie ich auf Gibsons Entlassung reagiert hätte, konnte ich nur sagen: „Wir haben alle etwas von einem Mel Gibson in uns.“

Kikis Schwangerschaft war schon zu fortgeschritten, um mit mir zu den Dreharbeiten reisen zu können. Das war schade, denn Thailand hätte ihr gefallen. Alles war wunderschön. Wir schossen meine Szene auf einer Insel, und ich wohnte in einem prächtigen Zimmer im Four Seasons Hotel mit spektakulärem Blick auf das Meer. Auf unserem Weg vom Flughafen zum Drehort tauchte plötzlich ein Elefant wie aus dem Nichts vor uns auf der Straße auf. Ich hatte inzwischen 50 Kilo verloren und freute mich darauf, meine Szene zu drehen, in der ich „One Night In Bangkok“ singen sollte. Die Dreharbeiten konnte man überhaupt nicht mehr mit meinen ersten Erfahrungen mit Todd und den anderen Schauspielern vergleichen. Jetzt war ich total nüchtern und genoss jede Minute am Set. Früher, wenn ich high war, kommandierte ich die Leute herum und ließ mich von vorn bis hinten bedienen. Aber jetzt musste ich erst aus dem Zimmer kommen, wenn man mich wirklich benötigte. Todd und die anderen dachten wahrscheinlich, dass ich nur ein Arsch war, der sich einschleimen wollte, aber in Wahrheit war ich ihnen sehr dankbar für alles, was sie für mich getan hatten. Gott, ich schuldete diesen Typen wirklich viel.

Ich flog nach Vegas zurück und verbrachte den Januar zum größten Teil mit Kiki. Wir warteten auf die Geburt unseres Sohnes. Die schweren Zeiten

hatten wir inzwischen hinter uns gebracht und kamen nun ganz gut miteinander zurecht. Die Wehen hatten schon in der 27. Woche eingesetzt, deshalb verordnete man ihr Bettruhe und ein paar Medikamente, und sie musste einmal in der Woche zu einer Herzuntersuchung des Babys. Ich begleitete sie zu jeder Untersuchung und rieb ihr sanft den Bauch. Ich war wirklich gern mit Kiki zusammen. Und ich wollte auch ein guter Vater werden. Keine Ahnung, ob ich das Zeug dazu hatte, aber der Wunsch war vorhanden. Die Geburt musste künstlich eingeleitet werden, daher checkten wir am Abend des 24. Januar in der Geburtsklinik ein. Unser Sohn Morocco kam am folgenden Tag um die Mittagszeit auf die Welt. Ich war ungefähr um vier Uhr morgens noch einmal nach Hause gegangen, um zu trainieren und mich umzuziehen. Ich zog mir coole Klamotten an und kehrte in die Klinik zurück.

„Du siehst gut aus“, kommentierte Rita.

„Es ist schließlich ein wichtiges Ereignis. Heute wird mein Sohn geboren“, erklärte ich ihr.

Ich war dabei, als er herauskam. Ich hatte mich an Kikis Seite gesetzt, denn weder sie noch ich wollten, dass ich ihren Geburtskanal sah. Deshalb saß ich praktisch hinter den Seilen, aber wann immer Kiki zu mir herüber schaute, zeigte ich ihr komische Grimassen. Kaum zu glauben, wie nervös ich war. Aber dann war er endlich da, brachte sofort volle vier Kilo auf die Waage und war von Anfang an ein hübsches Kind.

Im selben Jahr hatte ich noch ein weiteres Glückserlebnis. Im Juni wurde ich in die International Boxing Hall of Fame aufgenommen. Nie hätte ich geglaubt, dass ich eines Tages in die Hall of Fame kommen würde. In der Welt des Boxsports mochte mich niemand leiden, weil ich einen schlechten Ruf hatte. Es gab Typen, die nach mir mit dem Boxen angefangen hatten und schon in die Hall aufgenommen worden waren, deshalb war ich längst davon überzeugt gewesen, niemals aufgenommen zu werden. Deshalb wusste ich auch, wie sich manche der alten Kämpfer fühlen mussten – am Ende, erledigt, pleite -, und trotzdem warteten sie Tag für Tag auf den *einen* Anruf, der dann vielleicht nie kam.

Mein Anruf kam im Februar. Der Typ am anderen Ende meinte: „Sie sind soeben in die Hall of Fame gewählt worden.“ Als ich auflegte, brach ich in Tränen aus. Vom Boxen war ich mein Leben lang besessen gewesen. Früher hatte ich sogar mit den Boxhandschuhen im Arm geschlafen. Ich hatte nie etwas anderes als Boxer werden wollen. Es kommt mir jetzt so einfältig vor, dass ich damals glaubte, einer der ganz großen Boxer zu werden, wie ihn die Welt noch nie zu sehen bekommen hatte, ein neuer Achilles. Meine Arroganz und mein übersteigertes Ego hatten mir schon genug Prügel eingetragen, das musste jetzt aufhören. Sicher, letztlich hatte mich beides zu diesen Leistungen angetrieben, aber jetzt musste ich beides herunterfahren, wenn ich meine Familie behalten wollte.

Aber eins muss ich ganz ehrlich sagen, und ich sage es nicht aus einer egoistischen Perspektive heraus, sondern so, wie ich die Geschichte des Boxsports verstanden habe: Es ist gar nicht so leicht, einen talentierten Boxer aufzubauen, der dann so viel Geld verdient, wie ich es zu meiner Zeit geschafft habe. Die heutigen Boxkämpfer verstehen den Sport nicht mehr, sie verstehen auch nicht, wie sie die Leute unterhalten können. Und sie sind auch nicht clever genug, um sich die Geschichte des Boxsports genauer anzuschauen, nur um herauszufinden, wie das früher mit anderen Kämpfern war und mit wem die sich damals herumtrieben. Gene Tunney und Benny Leonard zum Beispiel trieben sich mit George Bernard Shaw herum. Mickey Walker und Harry Greb waren mit Hemingway befreundet.

Egal, wie alle über mich lästerten – „Mike Tyson ist grauenhaft, er ist ein richtiger Arsch“ –, Tatsache ist doch, dass ich praktisch all die Kämpfer vergangener Zeiten verkörperte. Ich sorgte dafür, dass sie nicht vergessen wurden. Wenn ich einen Typen mit einem Schlag erwischte, den ich bei Benny Leonard oder Harry Greb abgeguckt hatte, dann erwähnte ich immer, wem ich die Technik zu verdanken hatte. Burschen wie Joe Gans und Leonard und John L. Sullivan waren die Ersten und werden immer die Ersten sein, denen man diese Anerkennung zubilligen musste. Sie haben aus dem Boxen eine Kunst gemacht.

Ich war glücklich darüber, in die Hall of Fame gewählt worden zu sein, aber unsicher, ob ich zur Feier gehen sollte. Wahrscheinlich war ich immer noch ein bisschen verbittert darüber, dass ich so lange übergangen worden war. Aber dann besuchte mich mein Freund Dave Malone und las mir die Leviten.

„Hör mal, Mann, das ist deine verdammte Ehrung! Aber du machst das nicht nur für dich selber, sondern für Brownsville, du machst es für alle, die im Bezirk leben. Es ist eine großartige Leistung! Mann, ein Typ wie du, aus Brownsville, hat es tatsächlich in die beschissene Ruhmeshalle geschafft! Du gehst jetzt hin und ziehst das voll durch."

Und er hatte recht. Als ich dann vor der Versammlung stand und in die Hall of Fame aufgenommen wurde, dachte ich an Cus. Als ich 14 war, hatte ich ihn öfters mal gefragt: „Was meinst du, komme ich in die Hall of Fame?" Cus staunte immer über meinen totalen Einsatz für alles, was mit Boxen zu tun hatte. Ständig erklärte er den Leuten: „Ich habe noch nie einen Jungen kennengelernt, der dem Boxsport so viel Enthusiasmus entgegenbringt wie dieser Kerl." Tatsächlich kannte ich die Geschichte des Boxsports in- und auswendig. Ich wusste auch, dass die meisten Kämpfer, die ich kannte oder von denen ich gehört hatte, irgendwann pleite waren oder im Elend endeten oder mit beschissenen Jobs ihr restliches Leben fristeten. Mir war klar, dass das passieren konnte, aber wenn schon, dann wollte ich wenigstens einer von ihnen sein und zur Bruderschaft der großen Boxer gehören. Obwohl die meisten Typen entweder schon tot oder senil sind, wird noch heute in den Frisörläden über diese coolen Typen geredet.

Es gibt keinen leidenschaftlicheren Sport als den Boxkampf, wenn er richtig ausgetragen wird. Du streitest dich sogar mit deinem Bruder oder Vater, weil du dich so sehr mit dem Typen dort oben im Ring identifizierst, den du anfeuerst – du bist er. Er repräsentiert sozusagen das gesamte Auf und Ab deiner Gefühle und das Hin und Her deiner Gedanken. Allerdings sind heutzutage Mixed Martial Arts, gemischte Kampfkünste populärer als das Boxen, weil man im Käfig mehr leidenschaftlichen Ganzkörpereinsatz zu sehen bekommt als beim Boxen im Ring. Außerdem zeigen die heutigen

Boxer nicht mehr die gleiche Leidenschaft wie frühere Boxergenerationen. Kaum noch einer hat den Mut zu sagen: „Die Götter haben mich erlöst und treiben mich an, aber eines Tages werde ich einer von ihnen sein.“ Die heutigen Jungs sagen so was nicht, dazu fehlt ihnen der Mumm, sie haben nicht genug Arsch in der Hose, um so was sagen zu können, sie stammen aus einem viel zu jämmerlichen Milieu, um sich so eine Existenz überhaupt nur vorstellen zu können. Und sie wollen es auch nicht sagen, weil sie Schiss davor haben, zu versagen und dann von den Leuten ausgelacht zu werden. Und das ist auch der Grund, warum man ihnen nicht mehr mit dem nötigen Respekt gegenübertritt; sie schrecken buchstäblich davor zurück, nach wirklicher Größe, nach der Krone des Boxsports zu greifen. Das Boxen ist für sie nur noch ein einfacher Wettkampf, sie sehen darin nichts Edles mehr. Ihnen geht es nur noch um Geld und Ruhm. Ich dagegen habe immer nach Ruhm und Unsterblichkeit gestrebt.

Was einen Kämpfer interessant und aufregend macht, sind seine Fähigkeit und Bereitschaft, den Gegner wirklich hart zu treffen, ihm richtig weh zu tun. Nur dann werden aus Kämpfen große Fights und aus Boxern Superstars. Sobald ich im Ring stand, präsentierte ich mich als Tier, wie ein wütender Hund in der Hundekampfarena. Ich war dazu da, das Publikum zu unterhalten. Je mehr Schmerzen ich jemandem zufügte, und je schneller mir das gelang, desto mehr Bewunderung brachte mir die Menge entgegen, und davon zehrte ich. Heute träumen die Boxer nicht mehr davon, den Gegner hart zu treffen und ihm Schmerzen zuzufügen. Es ist eine gewisse Verweichlichung des Boxsports eingetreten. Sugar Ray Robinson und Rocky Marciano waren noch Kerle, die für den Gürtel gestorben wären. Und wenn sie erst einmal einen Gürtel hatten, musste man sie wirklich k.o. schlagen, wenn man ihnen den Gürtel wieder abnehmen wollte.

Dem Boxen wurde schon oft der baldige Tod vorausgesagt, aber ich denke, das ist ein bisschen verfrüht. Der Boxsport kommt wieder, glauben Sie mir. Legal gibt es ihn schon seit fast 200 Jahren. Ein so alter Sport stirbt nicht so leicht. Warten wir doch einfach nur ab, bis wir den nächsten großen

Schwergewichtler haben. Das wird dann ein Mann sein, den wir immer wieder sehen wollen.

Ende Juni beschlossen Kiki und ich, unser Ehegelöbnis zu erneuern. Das war meine Idee. Wir hatten schließlich nie eine richtige Hochzeit gefeiert. Mein Geburtstag war Ende Juni und Kikis Anfang Juni, deshalb schlug ich ihr eines Tages vor, unsere Freunde zu einer gemeinsamen Geburtstagsparty einzuladen. Bei der Party würden wir sie dann mit der Hochzeit überraschen. Zuerst wollten wir nur ungefähr 25 Personen einladen, aber dann blähte sich die Zahl auf, bis mehr als 250 auf der Liste standen. Wir mieteten einen Saal im M Resort in Las Vegas, nur ein paar Minuten von unserem Haus entfernt. Kiki heuerte eine wunderbare Hochzeitsplanerin an. Wir fingen mit einem Cocktailempfang an, bei dem wir selbst aber nur ungefähr zehn Minuten lang anwesend waren, dann schlichen wir uns davon, um unsere Hochzeitskleider anzuziehen. Mittlerweile trat Rita mit einer Ankündigung vor die Gäste.

„Ich weiß, ihr alle glaubt, ihr seid hier auf einer Geburtstagsparty, aber in Wahrheit wollen Mike und Kiki heute ihr Ehegelöbnis erneuern“, erklärte sie.

Dann teilte sich der Vorhang und man blickte auf den schön dekorierten Hochzeitsgang. Die Menge drehte fast durch. Dumm war nur, dass wir genau in der Minute, bevor wir in den Gang treten sollten, in einen Riesenstreit geraten waren.

Wir standen noch im Ankleideraum, aber vollkommen marschbereit, als Kiki plötzlich explodierte. „Halt doch endlich die Klappe!“ Und ich gab zurück: „Fick dich doch selbst!“

Sie: „Ich will dich überhaupt nicht heiraten!“

Ich: „Ich will dich auch nicht heiraten!“

Wir waren einfach nervös. Man ahnt ja nicht, was es für Nerven kostet, vor allen diesen Leuten das Heiratsgelübde abzugeben. Ich war schon zweimal verheiratet gewesen, dies war jedoch die erste offizielle Heirat für uns beide.

Aber wir zogen die Sache trotzdem durch, und der Hochzeitsempfang war wirklich schön. Aber danach stritten wir weiter. Und so kam es, dass ich in unserer zweiten Hochzeitsnacht auf der Couch in der Hotelsuite pennte, während Kiki allein im Hochzeitsbett schlief. Immer gerieten wir in solche blödsinnigen kleinen Streitereien, wir waren eben beide reichlich hitzköpfig. Aber am nächsten Morgen war wieder alles okay, und wir kehrten nach Hause zurück.

Und es war auch gut, dass wir uns wieder versöhnten, denn Kiki und ich hatten seit einer Weile an einem neuen Projekt für mich gearbeitet. Nachdem HBO das Pilotprojekt für eine Show nicht aufgegriffen hatte, beschlossen wir, etwas anderes zu versuchen. Im Oktober 2009 hatten Kiki und ich im Venetian, dem Hotel und Casino in Las Vegas, Chazz Palminteris Ein-Mann-Show *A Bronx Tale* besucht. Wir waren einfach begeistert, wie es ihm gelang, das Publikum ganz allein eineinhalb Stunden lang in seinen Bann zu ziehen.

Auf dem Heimweg redete ich nur darüber; die Show hatte mich inspiriert.

„Wow, das ist fast genau das, was ich in Europa oder Asien immer mache“, sagte ich zu Kiki. „Die Leute stellen mir Fragen, und dann antworte ich so lang und breit auf die erste Frage, dass die anderen Fragesteller fast durchdrehen, weil sie ihre eigene Frage nicht loswerden können. Eigentlich ist es komisch – ich hasse es, mich selbst anzuschauen, aber ich liebe es, über mich zu reden. Ich denke, so etwas könnte ich auch machen. Aber, Baby, ich glaube, meine Show würde ein wenig qualvoll werden.“

Kiki war ganz aufgeregt. Als wir nach Hause kamen, setzte sie sich sofort hin und skizzierte die Idee auf ein paar Seiten, eine Art Einleitung. Am nächsten Tag las ich es durch und war beeindruckt. Sie hatte genau das aufgeschrieben, was ich selbst auch geschrieben hätte.

Aber wie sich dann herausstellte, wurde schon die Planung zu einem langen und mühsamen Prozess. Kiki wollte alles über mich aufschreiben, während ich ihr aus dem Weg ging, denn es war für mich recht schmerzhaft, über die Höhen und Tiefen zu reden, aus denen mein Leben bestand.

Bei unserem Empfang im M Resort hatten wir eine Menge Glückwunschbotschaften bekommen, und eines Tages gab uns die Masseuse auch eine Karte von einem New Yorker namens Adam Steck, der in Las Vegas arbeitete. Er nutzte die Gelegenheit, um uns mitzuteilen, dass er eine Solo-Show mit mir produzieren wolle. Es war ein glücklicher Zufall, weil wir kurz zuvor damit begonnen hatten, selbst an einer solchen Show zu arbeiten. Wir riefen ihn an und luden ihn zu uns nach Hause ein, wo er uns seine Idee unterbreitete. Adam hatte bereits Shows für die großen Hotels in Vegas produziert, wie zum Beispiel für die Männer-Strip-Show *Thunder from Down Under* und eine Drag Queen-Show namens *Divas Las Vegas*. Adam zog auch einen Regisseur namens Randy Johnson hinzu. Kiki schrieb das gesamte Skript, aber Randy wurde als Co-Autor aufgeführt, weil er sich im Business bereits einen Namen gemacht hatte. Anfang 2012 war die Konzeption für die Show fertig.

Wir begannen mit einer einwöchigen Show im MGM Grand Hotel in Vegas. Sie dauerte vom 13. bis zum 18. April. Ich hatte eine Menge Spaß auf der Bühne. Aber ich musste nicht alles allein machen. Wir hatten einen Jazzsänger und eine Rockband angeheuert. Sie spielten zur Eröffnung, dann wurde ich vorgestellt. Das Publikum rastete aus. Ich fing mit meinem Monolog an, aber der Pianist blieb bei mir auf der Bühne, so dass ich mich mit ihm abwechseln konnte. Die Band spielte „Midnight At The Oasis“, aber wir änderten den Text zu „Midnight At The Hoasis“, und alle tanzten herum. Auf der Bühne gab ich den Party Boy, einen richtig schwarzen Wayne Newton. Ich sprach auch über die traurigen Phasen in meinem Leben, aber ich trug alles in einem lässigen und unbekümmerten Stil vor. Das hier war Vegas, ich hatte meine Band neben mir und konnte so richtig loslegen.

Die Show bekam großartige Kritiken. Schon träumten wir davon, mit der Show durchs ganze Land zu touren, und vielleicht konnten wir sie sogar auf den Broadway bringen. Am Tag nach dem Ende der Show flogen Kiki und ich nach England, wo ich einen Termin für einen Empfang hatte. Von dort reisten wir weiter nach Polen, wo ich einen Termin im Rahmen meines

Werbevertrags für einen Energy Drink wahrnahm. In Polen erhielt ich einen Anruf von Spike Lee. Einer seiner Leute hatte meine Show gesehen, und sie hatte ihm gefallen. Deshalb hatte Spike Jimmy Nederlander angerufen, der die Show auf den Broadway bringen wollte, wobei Spike die Regie übernehmen sollte. Im Juni begannen wir mit den Proben, und im August führten wir die Show zehn Tage lang auf dem Broadway auf.

Spikes Version war viel düsterer als die Show in Vegas. Spike wollte eine gröbere, härtere Show zeigen – nur ich auf der Bühne, hinter mir eine riesige Leinwand, auf der Fotos gezeigt wurden, und Begleitmusik aus der Konserve. Mir persönlich hatte die Vegas-Version besser gefallen, aber das Publikum schien auch Spikes Version zu mögen. Mit dieser Version gingen wir 2013 auf Tour durch das ganze Land.

Sich auf die Bühne zu stellen und die eigene Seele bloßzulegen, ist nicht viel anders, als in den Ring zu steigen, um zu boxen. Ich kann es kaum erwarten, auf die Bühne zu kommen, gleichzeitig habe ich aber auch eine Riesenangst davor und kriege Lampenfieber. Ich komme mir vor wie ein Rennpferd, kurz bevor es aus der Startbox schießt. Ich trete auf die Bühne und fühle mich, als hätte ich die volle Kontrolle über alles, habe aber tatsächlich nicht mal Kontrolle über mich selbst. Ich muss mich immer wieder am Riemen reißen, damit ich nicht zu schnell rede. Solche Auftritte wurden mir nicht in die Wiege gelegt, aber inzwischen habe ich dazugelernt und mache das jetzt wirklich gern. Wie fast alles andere in meinem Leben. Cus' Einfluss war auch bei der Ein-Mann-Show deutlich spürbar, schließlich hat er mir beigebracht, Geschichten lebendig zu erzählen. Ich bin nicht annähernd so gut darin, wie er es war, habe aber trotzdem genügend Talent dazu und weiß genau, wie man es macht, weil mich Cus immer mit seinen klassischen Boxstorys erfreute, und das waren wahrhaft epische, legendäre Erzählungen von Abenteuer und Verrat gewesen.

Wirklich große Leistungen habe ich schon immer zutiefst bewundert. Geld hat mir nie viel bedeutet, aber die Storys von großen Erfolgen inspirierten mich immer aufs Neue und spornten mich an, so dass ich selbst größten Herausforderungen gewachsen war. Aber Menschen zu unterhalten fällt mir

nicht so leicht wie das Boxen. Im Grunde hasse ich sogar, wozu ich durch die Schauspielerei gezwungen werde, aber ich liebe das Gefühl, das sie mir vermittelt. Ich würde fast alles tun, um ein herausragender Unterhalter zu werden.

Meiner Ein-Mann-Show näherte ich mich ungefähr so, wie mir Cus beibrachte, mich einem Boxkampf zu nähern. Ich lasse mich emotional nicht auf die Person auf der Bühne ein. Man muss emotionslos werden, es gleichzeitig aber mit aller Leidenschaft tun, die man besitzt. Sämtliche Schwierigkeiten in meinem Leben ergaben sich immer dann, wenn ich als Mike Tyson herumlief und völlig überzeugt davon war, dass ich den ganzen Bockmist echt verdient hätte – eine schöne Frau, ein cooles Auto, eine Villa, den ganzen Scheiß eben, der mich regelmäßig in die Bredouille brachte. Ich ließ mich immer viel zu sehr von meinen Emotionen leiten. Und manchmal wurden aus meinen Emotionen die reinsten Hirngespinste. Eigentlich habe ich mein ganzes Leben lang versucht, mich selbst zu übertreffen.

Aber es war mir unmöglich, diese Fassade aufrecht zu erhalten, wenn ich in der Show auf Exodus zu sprechen kam. Mit ihr hatte ich mehr Zeit allein verbracht als mit jedem anderen meiner Kinder. Ich hatte sie wirklich gut gekannt. Sie war ein richtiger kleiner Freigeist gewesen. Kein Tag vergeht, ohne dass ich zusammenbreche und über meinen kleinen Engel weine. Während der Show trage ich einen Kopfhörer, und Kiki sitzt hinter der Bühne und liefert mir die Stichwörter, wenn ich sie brauche. Wenn der Zeitpunkt kommt, über Exodus zu sprechen, erscheint hinter mir auf dem riesigen Bildschirm ein wunderschönes Bild von ihr. Kiki sagt dann immer: „Schau das Foto hinter dir an.“ Aber das bringe ich nicht über mich, sonst würde ich die Show nicht durchstehen.

Anfang 2013 trat ich als Gaststar bei zwei hochkarätigen TV-Shows auf. Am 6. Februar wurde mein Auftritt in *Law & Order: Special Victims Unit* ausgestrahlt. Ich spielte Reggie Rhodes, einen in der Todeszelle einsitzenden Mörder, dessen Hinrichtung aufgeschoben wird, als er nach langem Zögern gesteht, als Kind von einem Mann sexuell missbraucht

worden zu sein, den er später umbrachte. Ich war von der Rolle begeistert; endlich einmal musste ich nicht mich selbst spielen. Man brauchte Stunden, um mein Tattoo mit Makeup zu überdecken. Es war eine Ehre, am Set mit so großartigen Schauspielern zusammenzuarbeiten. Aber kurz vor der Ausstrahlung kochte wieder eine neue Kontroverse hoch.

Eine Frau organisierte eine Online-Petition, um den Sender NBC zu zwingen, die ganze Episode aus dem Programm zu nehmen oder wenigstens mich aus der Episode zu werfen, weil ich ein verurteilter Vergewaltiger sei. Sie bekam dafür eine Menge Publicity; mehr als 6.000 Personen unterzeichneten die Petition, darunter auch der *NCIS*-Star Pauley Perrette. Mein PR-Manager legte mir nahe, darauf zu reagieren.

„Ich bedauere, dass sie eine andere Meinung hat, aber das ist nur ihr gutes Recht. Es tut mir leid, dass sie nicht glücklich über meine Mitwirkung ist, aber ich habe niemanden vergewaltigt und nichts dergleichen getan, und diese Dame war nicht dabei und kann deshalb nicht wissen, ob ich es tat oder nicht. Dieses Zeug macht mich nicht high, und ich werde dadurch weder reich noch berühmt, ich versuche nur, meine Familie zu ernähren. Was geht sie das überhaupt an? Seit fünf Jahren bin ich sauber, habe keine Gesetze übertreten und keine Verbrechen begangen. Ich versuche nur, mein Leben zu leben."

Das war meine „Onkel-Tom-Reaktion". Was ich wirklich empfand, war etwas anderes: Ich war seit zehn Jahren praktisch pleite. Ich hatte eine Familie zu ernähren. Von Gaststar-Einsätzen in TV-Serien würde ich ganz bestimmt nicht reich werden. Was also wollten diese Leute von mir? Dass ich einfach abkratzte? Wie konnte ich mir meinen Lebensunterhalt verdienen? Und wenn ich nicht im Fernsehen arbeiten durfte, sollte ich dann ihrer Meinung nach in Pornofilmen posieren?

Glücklicherweise machte der Produzent der Serie, Dick Wolf, keine Anstalten, dem Druck nachzugeben. Stattdessen gab er eine Erklärung heraus.

„Ich lade Sie ein, am 6. Februar um 21.00 Uhr auf NBC die Episode *The Monster's Legacy* in der Serie *Law & Order Special Victim Unit*

anzuschauen, in der Ed Asner und Andre Braugher spielen und Mike Tyson als Gaststar mitwirkt. Meiner Meinung nach ist das eine unserer stärksten Episoden der letzten fünf Jahre, weil sie sich darauf fokussiert, was geschehen kann, wenn ein Gerichtsurteil in einer emotional aufgeladenen Atmosphäre verhängt wird.“

Ich war auch darüber erfreut, dass die Ladies von *The View* mein Recht zu arbeiten in Schutz nahmen.

Mein anderer öffentlicher Auftritt war überhaupt nicht umstritten: Ich spielte mich selbst in einer Episode der TV-Sitcom *How I Met Your Mother*. Das war eine erstaunliche Erfahrung. Die Show wurde von beeindruckenden Frauen gemanagt, denen es gelungen war, eine richtig familiäre Atmosphäre zu schaffen. Die Drehbuchschreiber, Produzenten, sogar die Sicherheitsleute und das Reinigungspersonal hatten seit Jahren zusammengearbeitet. Frauen können solchen Dingen eine ganz persönliche Note geben; kein Mann kriegt so was auf die Reihe. Die Arbeit dort war wie ein Riesenpuzzle; alle hatten ihr Puzzleteil, und alle Teile passten lückenlos ineinander. Ich genoss die Arbeit. Wissen Sie, ich bin nicht mal sicher, ob ich ein guter Schauspieler bin, aber es gefällt mir zu schauspielern, und eins weiß ich genau: Wenn man etwas sehr mag, wird dabei auch etwas Gutes herauskommen.

Die landesweite Tournee von *Mike Tyson – The Undisputed Truth*, meine Ein-Mann-Show, lief am 13. Februar 2013 an. Durch irgendeinen seltsamen Zufall sollte die Premiere in Indianapolis stattfinden. Ich fürchtete mich richtig davor, wieder in die Stadt zurückzukehren, in der ich drei Jahre lang im Gefängnis gesessen hatte. Das war für mich so etwas wie das Haus des Hasses. Auf dem Weg vom Flughafen zum Hotel und beim Einchecken hatte ich immer das Gefühl, dass etwas Schweres direkt über meinem Kopf hing, ein deutliches Gefühl der Unruhe. Am Tag vor meiner Show fuhr ich zum Gefängnis hinaus; das war etwas, das ich unbedingt tun musste. Eine Klausel meines Vertrags mit den Anonymen Alkoholikern sieht vor, dass ich mich für mein früheres schlechtes Verhalten entschuldigen sollte, und

damals im Gefängnis hatte ich mich wirklich wie ein Tier und ein Trottel benommen.

Ich war geschockt, als ich entdeckte, dass Warden Slaven immer noch dort arbeitete. Als ich im Knast einsaß, war er stellvertretender Direktor gewesen, inzwischen hatte er sich an die Spitze hochgearbeitet. Er hatte 44 Jahre lang im Gefängnis gearbeitet. Slaven war ein wunderbarer Typ. Manchmal war er zu mir ins Loch gekommen und hatte sich stundenlang mit mir unterhalten. Als ich ihn jetzt wiedersah, funktionierte die alte Beziehung sofort wieder. Er erklärte, dass er den Kontakt zu mir nicht aufrechterhalten dürfe, solange er noch dort arbeite, aber in Kürze würde er pensioniert, und dann würde er mich besuchen kommen. Aber er hatte sich sehr verändert. Sein Haar war weiß geworden, und er hatte abgenommen. Aber er steckte immer noch voller Energie, ich war richtig beeindruckt. Slaven ist ein überzeugter Christ, und wenn er einen Raum betritt, ist seine Frömmigkeit fast spürbar.

Als ich dann wieder aus dem Gefängnis kam, liefen mir die Tränen übers Gesicht. Nie hätte ich gedacht, dass mir das passieren würde, aber es war, als sei mir eine Riesenlast von den Schultern genommen worden. Mir wurde klar, dass ich kein Problem mit der Stadt hatte, sondern nur mit dem Gefängnis. Es war, als sei ich durch die Begegnung mit Slaven erst richtig reingewaschen worden. Das war schier unglaublich, ich hätte nie geglaubt, dass ich in dieser Phase meines Lebens so etwas erleben würde.

Nach meiner Tournee hatte ich eins gelernt: dass ich nur eine Sache wirklich kann, nämlich Menschen zu unterhalten. Dabei spielt es keine Rolle, ob ich 10.000 oder 5 Leute vor mir habe, ich trete gern vor ihnen auf. Das fällt mir nicht leicht, denn im Grunde bin ich ein schüchterner Mensch. Aber schon als Kind setzte ich mich gern in Szene. Versuchte ich aber, mit einem Erwachsenen zu reden, bekam ich oft nur einen Tritt in den Hintern: „Halt endlich deine verdammte Klappe, Nigga.“ Cus dagegen war immer der Meinung, dass ich dazu bestimmt sei, andere zu unterhalten. „Glaub mir, jedes Mal, wenn du in einen Raum kommst, können die Leute nicht mehr den Blick von dir abwenden. Du saugst die ganze Luft aus dem

Raum“, hatte er mir ein paarmal erklärt. Das machte mich dann immer so eitel wie einen Pfau.

Natürlich war mir klar, dass ich nie mehr den Fernseher anschalten und zu hören bekommen würde: „Mike Tyson hat soeben einen millionenschweren Vertrag unterschrieben.“ Diese Zeiten waren vorbei. Aber immer noch kann ich die Leute unterhalten. Dabei werde ich sicherlich nicht viel Kohle machen, aber wenigstens kann ich das tun, was ich am liebsten tue. Und wenn man das tut, was man am liebsten und aus Liebe tut, passieren manchmal auch andere gute Dinge.

Wenn ich auf mein Leben zurückblicke, kann ich kaum glauben, was für eine wichtige Person ich auf dem Höhepunkt meiner Laufbahn war. Ich unterschied mich von den anderen großen Stars, weil ich auch ein ziemlich abgefahrener Typ war. Aber im Grunde war ich damals nur ein unreifes Kind, ich war in etwas geraten, das mir längst über den Kopf gewachsen war. Während des größten Teils meiner Boxkarriere hatte ich das Gefühl, zu einer Freakshow zu gehören – und später fühlte ich mich sogar selbst als Freak. Ich bin wirklich dankbar, dass ich nicht mehr so leben muss. Ich erfinde mich neu, wie man so schön sagt. Statt Stadien mit 70.000 Zuschauern zu füllen, beschränke ich mich auf kleine, intimere Veranstaltungsorte. Vielleicht gibt mir Gott immer gerade so viel, wie ich bewältigen kann.

Damals wollte ich immer nur glamourös und berühmt sein. Das ist die Ursache dafür, dass ich mein ganzes Geld verprasst habe. Ich wollte nur Ruhm, Ruhm, Ruhm. Mein einziges Ziel war, um Ruhm, Ehre und Unsterblichkeit zu kämpfen, bis ich irgendwann später merkte, dass man Ehre nicht erkämpfen kann – man kann sie nur verlieren. Dann kam die Erleuchtung, dass alles, was ich bis dahin zu wissen glaubte, eine einzige Lüge war, und ich musste noch einmal von vorn beginnen. Ich musste lernen, meine Frau zu achten, und mir abgewöhnen, Frauen als Schlampen zu bezeichnen und Männer als Niggas zu beschimpfen. Ich durfte nicht mehr 45 Freundinnen haben und trotzdem verheiratet sein. Wie zum Teufel hatte ich so was jemals tun können? Vielleicht würde sich irgendein

primitiver Gorilla so benehmen, aber ich war damals doch Weltmeister! Können Sie sich überhaupt vorstellen, wie das war? Ständig musste ich mich mit Schwangerschaften, Abtreibungen oder Krankheiten herumschlagen. Eine hängte mir den Tripper an. Eine andere verpasste mir die Kusskrankheit. Ich lebte praktisch in einem riesigen Sumpf von Viren und Seuchen.

Wenn man nie etwas besessen hat, neigt man dazu, so viel wie möglich anzuhäufen, sobald man eine Gelegenheit dazu bekommt. Aber je älter man wird, desto deutlicher wird einem bewusst, dass es im Leben nicht nur darum geht, Besitztümer anzuhäufen; das Leben hat immer auch etwas mit Verlust zu tun. Und je älter man wird, desto mehr Verluste erleidet man. Man verliert die Haare, die Zähne, geliebte Menschen. Man kann nur hoffen, dass man gestärkt aus diesen Verlusten hervorgeht und die neugewonnene Weisheit an andere Menschen weitergeben kann, die einem nahe stehen.

Ich habe vielen Menschen Schlechtes angetan. Als junger Mensch war ich ungeheuer selbstsüchtig. Immer war ich der Erste, der sagte: „Leg dieses Arschloch um, der Nigga hat den Tod verdient.“ Und wenn ich dann diesen Kerl blutend auf dem Boden liegen sah, lachte ich auch noch darüber. Aber wenn ich später alte Freunde aus Brooklyn wieder traf und sie fragte, ob sie sich noch an den Kerl erinnerten, der uns damals umlegen wollte, winkten sie bloß ab. „Hör auf mit dem alten Scheiß, wir haben jetzt ganz andere Probleme.“ Vielleicht hielten sie mich ja auch für verrückt. Jedenfalls hatten sie keine Lust, über den Scheiß zu reden, den wir früher gemacht hatten. Mein Freund Dave Malone sagte dann immer: „Mike, Gott sei Dank gibt’s uns noch.“

Ich bin ungeheuer froh, dass ich nicht mehr der Typ von damals bin. Heute bin ich total teilnahmsvoll. Und das ist kein beschissenes frommes Gelaber. Ich glaube nämlich nicht, dass man seine Sünden erst mal bereuen muss, um in den Himmel zu kommen. Und an ein Leben nach dem Tod glaube ich erst recht nicht. Diese Welt, dieses eine Leben, das war’s, danach kommt nichts mehr. Aber natürlich ist es sinnvoll, in dieser Welt Gutes zu tun, weil

wir auch eine moralische Verpflichtung haben. Gutes zu tun fühlt sich besser an als Böses zu tun. Kaum einer weiß das besser als ich. Ich habe eine Menge bösen Scheiß gebaut und bin trotzdem davongekommen. Aber das verschafft einem keine Befriedigung; die stellt sich nur ein, wenn man was Gutes tut.

Inzwischen habe ich den inneren Zustand erreicht, der es mir ermöglicht, anderen zu vergeben. Ich bin nicht mehr wütend auf andere, wie ich es früher war. Ich hatte damals nie begriffen, was für eine enorme Zeitverschwendung es war, auf andere wütend zu sein. Heute hasse ich Bill Cayton oder Jimmy Jacobs nicht mehr für das, was sie mir angetan haben. Wir hatten damals eine gute Zeit; sie halfen mir auf den Weg, und dafür sollte ich ihnen dankbar sein. Wenn ich heute Verbitterung empfinde, dann über mich selbst, nicht über andere.

Ja, ich hatte ein ganz außergewöhnliches, vielschichtiges Leben – ein gutes Leben, ein schlechtes, ein hässliches, ein nicht ganz so hässliches und ein sehr hässliches Leben. Nicht einmal Don King trage ich noch etwas nach; wie ich gehört habe, geht es ihm gesundheitlich sowieso nicht sehr gut. Und jetzt schreibe ich auch noch ein Buch, obwohl mich doch eine Menge Leute längst für tot oder zumindest für gaga halten. Bestimmt hätten sich diese Leute nie, nicht mal in einer Million Jahren, vorstellen können, dass ich mich eines Tages hinsetzen und die Wahrheit über sie aufschreiben würde. Ich wette, sie dachten, ihre Lügen würden mit ihnen sterben.

Aber ich habe noch viel vor und viel zu tun. Zunächst einmal muss ich mich dazu bringen, mich selbst zu mögen. Nicht auf einem oberflächlichen Niveau im Stil von: „Ich bin der Größte“, sondern ich muss mich prüfen und herausfinden, wer ich wirklich bin. Das wird ganz schön anstrengend, denn dazu muss ich viel nachdenken und noch eine ganze Menge Therapien machen. Ich kann heute gar nicht hoch genug einschätzen, welche Rolle die Therapie dabei gespielt hat, mein Leben zu ändern. Wenn ich an Marilyn und all meine Ärzte und Berater in den verschiedenen Rehabilitationskliniken denke, wird mir klar, wie viel ich ihnen zu verdanken habe und dass ich ihnen ewig dankbar sein muss. Marilyn führte

mich an einen Ort, den ich aus eigener Kraft niemals erreicht hätte. Vielleicht bin ich dort noch nicht angekommen, aber zumindest zeigte sie mir einen Platz, an dem ich trotz meiner ganzen Verwirrung leben und überleben konnte. Zwar habe ich immer noch gewisse mentale und emotionale Probleme, aber ich lerne, in dieser Welt zu leben und glücklich zu werden, in der ich früher nicht mal mit 100 Millionen Dollar glücklich werden konnte. Ich schaffte es, alles auszugeben, ohne dadurch irgendetwas zu erreichen. Heute besitze ich nicht mal mehr ein Prozent davon und kriege trotzdem alles Mögliche auf die Reihe. Marilyn hatte eine Vision für mein Leben – als geachteter Mann mit Familie, der häuslich geworden war. Früher hätte man mich keine Minute lang im Haus halten können.

Für einen jungen Kerl mit einer Tonne Geld und jeder Menge Mädchen spielt Gott nicht gerade eine große Rolle im Leben. Wenn man dann älter wird, kommt irgendwann der Punkt, an dem man merkt, dass man sein Leben in geistiger Hinsicht vergeudet hat. Zum Beispiel, wenn man noch nie etwas getan hat, um anderen Menschen zu helfen. Ich muss dienen lernen, statt nur in der Gegend herumzureisen und bei Empfängen Geld einzusammeln. Nach meinen Auftritten fühle ich mich manchmal richtig beschissen, vor allem, wenn die Leute zu mir kommen und voller Bewunderung sagen: „Sie waren großartig! Sie sind mein Held!“ Nein, bin ich nicht. Ich bin dreckig, obszön und elend. Aber ich will es wiedergutmachen und in irgendeiner Weise zurückzahlen. Ich will keinen Menschen beleidigen, der mich irgendwie verehrt, aber die Wahrheit ist nun einmal, dass ich ein sehr seichter und primitiver Mensch bin, aber einer, der sich entschlossen hat, nun endlich etwas Gutes zu tun und anderen zu helfen.

Kiki und ich gründeten eine Wohltätigkeitseinrichtung namens Mike Tyson Cares. Wir stellen Mittel für Kinder aus zerrütteten Elternhäusern zur Verfügung, aber ich möchte mich jetzt mehr auf den mentalen Zustand der Kinder konzentrieren. Man kann Kindern keine Chance im Lebenskampf geben, wenn man sie nicht geistig auf den Kampf vorbereitet. Ich weiß, wie es ist, wenn man schon in früher Jugend falsch diagnostiziert und mit

Medikamenten behandelt wird, die einen genauso gut umbringen könnten. Und das betrifft nicht nur Kinder. Wissen Sie, wie viele Menschen genau in diesem Moment hinter Gittern sitzen, obwohl sie eigentlich in eine Pflegeanstalt oder eine psychiatrische Klinik gehören? Da ist eine Reform längst überfällig.

Manchmal werde ich gefragt, was ich wirklich bedauere in meinem Leben. Ich bedauere, mit so vielen Frauen geschlafen zu haben. Früher habe ich damit geprahlt; heute schäme ich mich für meine Eroberungen. Ich bin absolut glücklich mit der einen Frau. Natürlich schaue ich Mädchen immer noch gern an, aber ohne jede Absicht, eine bestimmte Grenze zu überschreiten oder etwas Unpassendes zu sagen. In den Boulevardzeitschriften werden Sie heutzutage kein Foto von mir und einer ganzen Bande von Goldgräbern in einem Nachtclub finden.

Mir wurde endlich klar, dass ich nach einer Frau suchen musste, die ganz anders war als meine Mutter. Sämtliche Beziehungen, die meine Mutter hatte, funktionierten nicht. Je mehr sich meine Mutter gegen diese Männer wehrte, desto mehr liebten sie sie. Und wenn sie ihre Männer mit kochendem Wasser verbrühte oder mit dem Messer angriff, machten sie ihr umso mehr Geschenke. Das war die Struktur der Macht in meinem Elternhaus. Frauen, die gegen Männer kämpften. Aber Kiki ist nicht so eine Frau. Ich bin glücklich, dass es mir gelungen ist, diesen Teufelskreis zu durchbrechen.

Kiki fischte mich aus der Gosse und säuberte mich. Einen großen Teil meiner Entwicklung zu einem funktionierenden menschlichen Wesen verdanke ich ihr. Ich hätte nie gedacht, dass ich nach meiner Boxkarriere noch berühmt sein würde, dass ich mein Leben weiterleben und darauf sogar eine neue Karriere aufbauen könnte. Eigentlich hatte ich erwartet, dass ich in meinem jetzigen Alter entweder schon tot oder bestenfalls Barbesitzer geworden wäre. Und dass ich zwar irgendwann vom Kokain herunterkommen würde, aber niemals vom Alkohol. Außerdem war ich überzeugt gewesen, dass ich mein Leben lang übergewichtig bleiben würde. Aber alles kam anders: Heute bin ich ein verantwortungsbewusster,

arbeitender Mann, der seine Kinder morgens zur Schule fährt. Und all das habe ich Kiki zu verdanken.

Mein Sternzeichen ist der Krebs, deshalb habe ich schon immer einen starken Beschützer-Instinkt gegenüber Frauen verspürt. Aber Kiki sehe ich nicht als bedrängte Jungfrau, die ich beschützen oder retten müsste. Sie ist meine ebenbürtige Partnerin und zu allem fähig, wozu auch ich fähig bin. Wenn mir jemand eine Arbeit zuweist, mache ich sie, und es gibt keine Probleme. Nur wenn ich nichts zu tun habe, gerate ich in Versuchung, wieder irgendeinen Scheiß zu bauen. Seit ich mit Kiki zusammen bin, wurde ich nicht mehr verhaftet, weil ich etwas zu tun habe. Wir sorgen dafür, dass alles gut geht. Auch wenn es manchmal in den Augen anderer Leute nicht so aussieht, läuft es zwischen uns gut.

Ich hätte nie gedacht, dass ich eines Tages so etwas sagen würde, aber ich bin mit meiner Frau wirklich glücklich verheiratet. Sie ist das Beste, was mir jemals passiert ist. Zu Hause bin ich in Sicherheit und fühle mich wohl. Manche Interviewer wollten von mir wissen, wo ich mich am wohlsten gefühlt hätte – damals, als ich in Cannes abhing, oder früher in den Straßen von Brooklyn? Meine Antwort war immer, dass ich mich dort am wohlsten fühle, wo ich meine Familie um mich weiß. Ich wache morgens auf, und alle sind da. Ich kann sie sehen.

Manchmal denke ich, ich hätte meine Drogen- und Alkoholsucht durch die Bindung an meine Familie ersetzt. Mir ist vollkommen klar, welche Probleme und welche Demütigung ich über meine Familie bringen könnte – ein einziger Faustschlag oder ein zu großer Schluck Hennessy würden dafür reichen. Aber ich möchte sie nicht mehr enttäuschen, egal auf welche Weise. Wenn ich früher meine ganze Energie in das Boxen gesteckt habe, will ich sie jetzt in mein Familienleben stecken. Irgendwo in mir ist noch eine Leere, die ich viele Jahre lang mit Drogen und Alkohol und Sex zu füllen versucht habe. Ich denke, das könnte etwas mit unserer Sterblichkeit zu tun haben: Jedem Menschen ist klar, dass alles endlich ist. Ich werde alt und kann morgen oder in zehn Jahren oder, wenn ich Glück habe, in 40

Jahren sterben. Aber wenn man eine Familie um sich hat, bekommt man das Gefühl, dass man ewig lebt.

Wenn Sie erst mal in dieses Alter kommen, danken Sie Gott für jeden Tag, den er Sie erleben lässt. Schließlich schuldet er uns diesen Tag nicht. Deshalb muss man jeden Tag so leben, als sei er der letzte. Man muss persönliche Verantwortung übernehmen, man kann nicht alles auf die Gesellschaft schieben. Wenn Sie ein besserer Mensch werden wollen, müssen Sie in Ihr Innerstes schauen und Ihre Fehler überwinden. Sie selbst sind Ihr größter Feind. Ich jedenfalls weiß, dass ich mein größter Feind bin. Der einzige Bursche, der mich umbringen will, bin ich selbst. Wenn mich jemand so behandeln würde, wie ich mich selbst behandle, würde ich ihm das Scheißhirn aus dem Schädel prügeln.

Dabei möchte ich Ihnen keine Predigt halten. Ich bin sogar der Allerletzte, der andere belehren könnte, wie sie leben sollen. Schließlich hab ich nicht mal mein eigenes Leben voll unter Kontrolle. Ich folge eigentlich nur einer Wegbeschreibung auf der Karte. Spüren Sie, dass ich da bin? Ich folge dem Klang einer beschissenen Flöte. Das Leben diktiert seine eigenen Bedingungen, danach musst du leben. Diesen Spruch hasse ich regelrecht, trotzdem benutze ich ihn oft, um mich selbst unter Kontrolle zu halten. Denn manchmal bilde ich mir ein, dass ich noch die Kontrolle über mein Leben hätte, selbst nach der ganzen Zeit im Entzug und nachdem ich Hunderte Millionen Dollar verbrannt habe. So gewaltig ist meine Selbsttäuschung! Ich halte mich immer noch für einen echt coolen Typ, bin aber doch nur ein Arsch.

Bei meinen Tauben habe ich immer Trost gefunden. Egal, wo ich lebte, die Tauben behielt ich immer bei mir. Ich halte eine bestimmte Taubenart, eine ganz spezielle Züchtung, man nennt sie Roller. Sir Anthony Hopkins spielte bekanntlich den Hannibal Lecter in diesem großartigen Film *Das Schweigen der Lämmer*. In der Romanvorlage beschreibt Lecter diese Taubenart so:

„Wissen Sie, was eine Rollertaube ist, Barney? Sie steigen schnell und hoch in die Lüfte, drehen und überschlagen sich und rasen genauso schnell

dem Erdboden entgegen. Es gibt horizontal drehende und vertikal drehende. Man darf auf keinen Fall zwei vertikal drehende zusammenbringen, da sich deren Nachkommenschaft während des Sturzflugs unaufhaltsam drehen, auf dem Boden aufschlagen und sterben wird.“

Eigentlich ist es nicht verwunderlich, dass ich eine Zuneigung zu Rollertauben habe. Es ist schon ein einmaliges Erlebnis, sie in die Höhe steigen zu sehen, höher als alle anderen Vögel, über die Wolken und hoch in den Himmel, wo sie sich dann plötzlich überschlagen und seitwärts drehen. Und sie drehen sich noch immer weiter, während sie auf den Erdboden zustürzen, und wenn sie Glück haben, kommen sie gerade noch rechtzeitig aus ihren Rollbewegungen heraus, sonst würden sie kopfüber auf dem Boden aufschlagen. Rollertauben, die von zwei Vertikal-Rollern abstammen, schaffen das nicht. Sie rollen so schnell, dass sie eine Luftströmung erzeugen, in der sie dann ihre Flügel nicht mehr ausbreiten können, weshalb sie praktisch auf den Erdboden krachen und buchstäblich explodieren. Es sieht absolut entsetzlich aus, wenn eine Rollertaube im Sturzflug herunterkommt, aber vielleicht kann man sich vorstellen, was in so einem Vogel vor sich geht – vermutlich gibt es für die Tiere nichts Geileres als dieses Gefühl, durch die Luft zur Erde zu purzeln. Das muss ihnen doch wahrhaftig wie ein Cocktail aus Endorphin, Dopamin und Adrenalin vorkommen! Oder wie eine Linie Koks und ein Hennessy, während man gleichzeitig an einer Morphiuminfusion nuckelt.

Mein Vater und meine Mutter waren beide Vertikal-Rollertauben. Und ich wuchs auf als einer, der bis in den höchsten Himmel aufstieg und dann abstürzte. Aber ich bin aufrichtig dankbar dafür, dass es mir gerade noch gelungen ist, die Flügel auszubreiten, weil ich sonst auf dem Boden aufgeschlagen wäre.

Epilog

Manchmal wache ich auf und weiß sofort, dass es ein schlechter Tag wird. Ich bin überzeugt, dass mich niemand liebt, dass mein Leben nicht so verläuft, wie ich es mir anfangs vorgestellt hatte und dass ich deshalb heute jemandem wehtun müsse. Dann wünsche ich mir, irgendwo unter einer großen Steinplatte zu liegen. Wenn ich mich so fühle, weiß ich nicht mal, wie ich den neuen Tag durchstehen soll; es kostet mich richtig große Mühe, jede Regung von Gewalt zu unterdrücken. Ich würde mich sogar von anderen in den Arsch treten lassen, wenn mir das helfen würde, mir anzugewöhnen, nicht automatisch zurückzuschlagen. Ich dachte immer, mit zunehmendem Alter würde man milder, aber ich scheine immer nur gereizter und noch bitterer zu werden.

Obwohl ich eine liebevolle Frau und wunderbare Kinder habe, kommt es mir so vor, als hätte ich mein Leben sinnlos verschwendet. Verstehen Sie mich nicht falsch: Ich liebe meine Familie. Für sie würde ich sterben oder töten. Aber genau das ist ein Teil meines Problems. Ich will, dass meine Kinder ein besseres Leben haben, wenn ich tot bin, aber ich weiß nicht, ob das wirklich der Fall sein wird. Ich weiß wirklich nicht, ob ihr Leben besser verlaufen wird als das Leben, das ich damals in Brownsville führte. Vielleicht gelten sie als Kids der Mittelschicht. Ich fahre derzeit einen Ford Escalade. Schon möglich, dass viele Leute den Escalade für ein prima Auto halten, aber meiner Meinung nach wäre er mir früher nicht mal gut genug gewesen, um ihn einer Hure zu schenken. Dem Finanzamt schulde ich noch eine Menge Geld, so viel, dass ich es bis zu meinem Ende wahrscheinlich nicht mehr abbezahlen kann. Ich verdiene heute nicht mehr sehr viel. Ich sehe gut aus, erreiche aber nichts mehr. Yeah, ich bin ein Arsch. Kaum zu glauben, dass meine Frau überhaupt noch mit mir verheiratet sein will. Ich fühle mich wie ein geprügelter Hund.

Tja, inzwischen haben Sie wohl bemerkt, dass ich keine gute Meinung von mir selbst habe. Manchmal hasse ich mich sogar. Ich fühle, dass ich diesen

ganzen Mist eigentlich nicht verdient hätte. Und manchmal fantasiere ich vor mich hin, stelle mir vor, jemandem das Hirn aus dem Schädel zu prügeln, nur damit man mich für den Rest meines Lebens ins Gefängnis stecken kann. Während ich an diesem Buch arbeite, kommt mir immer wieder der Gedanke, dass mein Leben ein einziger Witz war und ist. Ich bin schwarz, ausgepowert und ein Arschloch. Ich hasse es, jetzt wie irgendein Hinterwäldler leben zu müssen. Ich weiß nicht mal, wie ich den nächsten Tag überleben soll. Gut möglich, dass ich irgendwann einfach „Fuck it!“ sage und dann irgendwo runterspringe.

Manchmal kann ich nicht schlafen. Ich denke, der Grund dafür, dass ich immer so weinerlich werde, liegt in den vielen abgefuckten Drogen, die ich viele Jahre lang in mich hineingepumpt habe. So was kann einem den Gefühlshaushalt völlig versauen. Ich leide ständig, habe aber keine Ahnung, wie ich das loswerden soll. Früher war ich der härteste Typ auf dem Planeten, heute heule ich beim geringsten Widerstand los. Keine Ahnung, was mit mir los ist. Manchmal denke ich, dass ich irgendwie auseinanderfalle.

Ich bin Abschaum. Das Einzige, was ich konnte, war kämpfen, ficken und Kinder zeugen. Boxen, bumsen, Babys. Ich schlage von der Grundlinie aus, und die heißt Selbstzerstörung. Und wenn ich das mal nicht mache, denke ich sofort, dass ich mir eine Belohnung verdient hätte. Ich bin der ultimative Süchtige, nichts als ein Haufen Scheiße, aber gleichzeitig total überzeugt, dass sich die ganze Welt nur um mich dreht. Ich habe das geringste Selbstwertgefühl auf dem Planeten, aber das größte Ego, das Gott jemals geschaffen hat. Ich bin so süchtig nach Ruhm, dass ich meinen Tod unbedingt vor einem riesigen Publikum inszenieren will. In Abgeschiedenheit zu sterben kommt für mich nicht in Frage. Früher sagte ich so Sachen wie: „Wie viele Menschen gibt es auf dem Planeten? Fünf Milliarden? Okay, ich kann jeden einzelnen von ihnen in einem fairen Kampf besiegen.“ Wer kommt schon auf die blöde Idee, solchen Mist zu erzählen? Eine Unmenge Leute haben Geld oder sind berühmt, aber keiner von ihnen hat die Frechheit, solchen Scheiß zu sagen. Die meisten

Berühmtheiten streben danach, dass ihr Ruhm über sie als Person hinausragt, so dass sie praktisch im Schatten ihres Ruhms stehen. Dagegen wollte ich immer größer als mein Ruhm sein.

Im Laufe des Lebens bin ich so oft verraten worden, dass ich heute keinem Menschen mehr vertraue. Wenn dir die Leute ständig das Gefühl geben, dass du kein Mensch bist, den man lieben kann, setzt sich dieses Gefühl irgendwann in dir fest und du wirst es nie mehr los. Und wenn du dich selbst für unfähig hältst, von anderen geliebt zu werden, dann wirst du diesen anderen irgendwann Leid zufügen oder ihnen etwas Böses antun. Welchen Sinn hätte es denn noch, in einer solchen Situation Gutes zu tun?

Ich muss immer wieder daran denken, woher meine Mutter und mein Vater kamen. Wir waren Leute von der Straße. Ich tat Dinge, die sie mir nie im Leben zugetraut hätten. Ich weiß, dass das anderen Leuten nichts bedeutet, aber wenn man aus der Gosse kommt, bedeutet es eine Menge. Selbst meine eigenen Kinder wissen nicht, wer ich bin. Natürlich müssen sie mit ihren eigenen kindlichen Problemen fertigwerden, aber sie haben nie zusammen mit Ratten und räudigen Kötern in der Gosse leben müssen. Sie wissen nicht, wie man sich in einem total zugeschissenen Abwasserkanal versteckt, um nicht umgebracht zu werden. Und ich bin stolz, dass ich aus dieser Welt komme. Das ist zwar nichts, worauf man stolz sein sollte, aber ich bin trotzdem sehr stolz darauf. Meine Kinder können besser lesen und schreiben als ich, aber sie haben nie die harte Schule des Lebens durchlaufen müssen; in dieser Hinsicht werden sie mich nie übertreffen. Aber das würde ich auch gar nicht wollen.

Ich hänge immer noch im Ghetto ab und und bleibe einfach eine Ghettoratte. Manchmal schaue ich Farid verwundert an und frage: „Was haben wir hier denn noch zu suchen, Farid, wo wir doch auf einer Jacht in Saint-Tropez chillen könnten? Warum hängen wir mit diesen abgefuckten Niggas herum?“ Weil diese abgefuckten Niggas unsere eigenen Leute sind. Sie müssen Tag und Nacht kämpfen. Ich liebe diese ramponierten, dreckigen Arschlöcher, obwohl ich ihnen nicht mal so weit traue, wie ich sie werfen kann.

Ich kann alles ertragen. Oft denke ich über Nietzsche nach – ich weiß, was ein Übermensch ist. Und ich weiß auch, dass ich durchhalten kann, ohne jemanden umzubringen, auch wenn ich oft genug kurz davor bin. Manche Leute haben keinen Anstand und kennen keinen Respekt. Wenn wir irgendwo draußen so einem Typen begegnen, denke ich manchmal: „Wenn der doch nur mal meine Frau beleidigen würde, dann könnte ich ihm das Hirn ausblasen.“ Solche Menschen gibt es wahrscheinlich überall, aber ich muss es mir unbedingt abgewöhnen, so zu denken. Ich muss das in den Griff bekommen und endlich ein anderer Mensch werden. Aber muss ich mir unbedingt gleich beide Eier abschneiden, um ein besserer Mensch zu werden?

Warum sollte ich überhaupt ein Problem damit haben zu vögeln, wen ich will, wenn ich sowieso nicht mehr lange auf diesem Planeten verweile? Das war ungefähr, was ich mein Leben lang gedacht habe. Aber jetzt denke ich nicht mehr daran, irgendwelche Tussis zu bumsen. Bin ich etwa erwachsen geworden? Wie kommt es, dass ausgerechnet ich jetzt verheiratet bin und zwei Kinder habe? Hey, ich bin ein Gassenköter, kein Haushund. Aber wenn ich tatsächlich immer noch überzeugt wäre, nichts anderes als ein hackenschwingender Arsch zu sein, der mit seinem großen Schwanz herumfuchtelt, würde ich nicht so leben können, wie ich heute lebe. Also muss ich entweder mein Ego unterdrücken oder meine Tatkraft verlieren. Mir gefällt der Gedanke, dass es zwei einfache Gründe gibt, warum ich bei meiner Frau bleibe und nicht mehr in der Gegend herumvögele: weil ich jetzt ruhiger geworden bin und weil ich sie liebe. Oder bin ich vielleicht nur einfach eingeknickt und habe den Mut verloren?

Ich frage mich, wohin die ganze Wut und die Energie verschwunden sind, die mich ständig dazu trieben, eine Frau nach der anderen auf die Matratze zu nageln? Warum habe ich dieses besondere sexwütige Knurren verloren? Hat es damit zu tun, dass ich älter geworden bin und bestimmte Hormone verliere? Wenn ich heute ein Mädchen sehe, denke ich vielleicht „Wow“, verspüre aber keinen Drang mehr, sie anzumachen. Kommen Sie mir jetzt bloß nicht mit Viagra oder Cialis. Das ist Scheißzeug, kein Vergleich mit

natürlicher Lust. Die Pillen törnen den Verstand nicht an, sie sind wie eine Knarre ohne Patronen. Pillen können deiner Fantasie nicht den Kick versetzen, den du brauchst.

Das Einzige, was ich in meinem Leben auf die Reihe gekriegt habe, war, Geld für andere Leute zu scheffeln. Wer mich liebte, machte diese Liebe immer davon abhängig, ob Mike Tyson für alles sorgte. Wer wäre ich denn, wenn ich nicht *der* Mike Tyson geworden wäre? Ich weiß gar nicht, wie das ist, wenn man ausgeht, von sich aus in Kontakt mit anderen Menschen kommt und ein Gespräch mit einer fremden Person anfangen muss. Das habe ich nie tun müssen. Manchmal schaue ich mich im Spiegel an und sage: „Mike, du bist ein Weichei. Was zum Teufel machst du eigentlich? Du kratzt sowieso bald ab. Willst du wirklich für den ganzen Rest deines Lebens auf all die Mösen verzichten, die du noch vögeln könntest, und nur noch mit dieser einen Frau zusammenbleiben, mit der du schon schläfst, seit sie 20 war?“ Bestimmt gehe ich meiner Frau manchmal auf den Geist, weil ich zu oft mit ihr zusammen bin. Ich bin so, weil ich ihr den Grund dafür klarmachen will, dass ich nicht mehr oft aus dem Haus gehe; ich will ihr zeigen, dass ich bei ihr bin und bleibe. Mit diesem ganzen Vertrauenszeug haben wir uns schon mal auseinandergesetzt. Aber wenn ich allzu oft zu Hause bleibe, falle ich ihr nur zur Last.

Es gelingt mir nicht, das eine mit dem anderen ins Gleichgewicht zu bringen. Ich bin ohnehin kein ausgeglichener Mensch. Schließlich kann ich nicht einfach sagen: „Okay, dann muss ich mir eben eine Frau suchen, die nichts dagegen hat, dass ich ihr treu ergeben bin.“ Tatsache ist, wenn ich dieses monogame Leben mit Kiki nicht durchhalte, bekommen wir Probleme. Dann würde ich unweigerlich wieder anfangen zu kiffen, reihenweise Stripperinnen und Schlampen durchzuficken, mir womöglich den Tripper oder noch schlimmere Sachen einfangen und am Ende auch noch irgendeinen Kerl so eifersüchtig machen, dass er rot sieht und mir mit seiner Knarre das Hirn wegpustet.

Ich bin eigentlich nicht der Typ für eine geregelte Beziehung. In einer Beziehung kann ich mich nicht durchsetzen. Das ist etwas, das mir selbst

nicht an mir gefällt. Wenn ich in einer Beziehung nicht ein Schwächling bin, versuche ich sie zu dominieren. Entweder bin ich ein Pantoffelheld-Nigga, oder ich behandle die Frau brutal. Immer das eine oder das andere, einen Mittelweg gibt es für mich nicht. Aber weil ich eine Frau nicht brutal behandeln will, ende ich eben immer als Schwächling.

Das bedeutet, dass ich mich im Hinblick auf eine Beziehung sehr unsicher fühle. Und warum auch nicht? Als ich heranwuchs, bekam ich immer nur Männer zu sehen, die ihre Frauen schlugen, Frauen, die ihre Liebhaber verbrühten, und Männer, die einander wegen irgendeiner Frau abmurksten. Das war die Beziehungskultur meiner Jugendzeit. Jetzt lebe ich in einer Beziehung, in der ich alles unterdrücke, was mit diesen Kindheitserlebnissen zu tun hat, um eine normale Beziehung führen zu können. Aber der eigensüchtige kleine Fixer in mir flüstert dauernd: „Hey, wann kriege ich meine Belohnung? Ich denke, ich habe mir eine Belohnung verdient, wenn ich mich so verhalten muss.“ Ich will dafür belohnt werden, dass ich mich als Mensch verbessere. Auch in einer Million Jahren wird meine Frau nicht kapieren, wie meine innere Einstellung aussieht. Und wenn, würde sie sich zu Tode ängstigen. Meine innere Einstellung sieht nämlich so aus, dass ich mir am liebsten eine Bande Mädchen beschaffen und sie alle durchficken würde, egal ob auch ihre Mütter oder Schwestern dabei sind. Zutritt nur für unzüchtige Frauen. So roh und vulgär ist die Sache. Und das alles habe ich einfach weggeworfen. Ich habe meiner Frau und meinen Kindern meine kranke Einstellung zu diesen Dingen und den ganzen übrigen Scheiß erspart. Und dafür will ich etwas zurückhaben.

Ich kann kaum glauben, dass ich überhaupt in einer festen Beziehung lebe. Im Grunde glaube ich nämlich nicht, dass ich für eine Frau eine gute Partie bin. Ich bin ungebildet, lispele ein wenig, spreche manche Wörter falsch aus – und trotzdem wollen mich manche Frauen ins Bett holen und mit mir intim sein, bloß weil ich *der* Mike Tyson bin. Trotzdem bin ich die schlechteste Partie, die sie sich aussuchen könnten, und ein selbstsüchtiger verwöhnter Bastard. Ich kann es kaum mit mir selbst aushalten, wieso sollte da eine Frau mit mir zusammenleben wollen? Wann immer ich eine

Beziehung hatte, dachte ich: „Scheiße, das kann nicht wahr sein. Diese Braut liebt mich doch gar nicht. Wieso sollte ausgerechnet ich im Vergleich zu anderen Männern etwas Besonderes sein?“

Manchmal denke ich, einer der Gründe für meine Heirat war, endlich von den Frauen wegzukommen, die mich nur über den Tisch ziehen wollten. Es ist viel besser, mit einer Frau glücklich verheiratet zu sein, als für eine ganze Kompanie blöder Zicken den Trottel zu geben, den sie nach Belieben ausnehmen können.

Für mich ist das Leben ein ständiger Kampf ums Überleben. Wenn ich das meiner Frau sage, widerspricht sie: „Nein. Die Welt ist wunderbar und gut.“ Meine Frau ist die geborene Vermittlerin; sie kümmert sich um andere Menschen, sie will, dass alle ständig im Glücksmodus leben, dass sie zufrieden sind und sich nicht ärgern müssen. Aber im wirklichen Leben läuft das anders. Kiki will mit allen befreundet sein, aber wenn man der Freund aller anderen ist, wird man sich selbst zum Feind.

„Hey, warum versuchst du nicht gleich, die ganze Welt zu umarmen?“, frage ich sie manchmal, und sie nennt mich dann einen elenden, miesepetrigen Veganer. Aber ich denke eben, man kann es nicht allen Menschen recht machen. Wenn du gerade mal nicht aufpasst, wird man dich anschmieren, beleidigen, verletzen, bescheißen. Kiki sieht nicht wie ich das Böse im Menschen. Ich hingegen betrachte die Welt aus dem Blickwinkel der Hölle.

Ich drehe fast durch, weil jetzt mein Name wieder ständig in den Zeitungen und Zeitschriften steht und ich wieder so oft im Fernsehen zu sehen bin. Ich mache mir Sorgen, dass ich genau wie früher mit dem neuen Ruhm nicht umgehen kann und irgendwann wieder gewalttätig werde. Meine Frau sagt immer: „Damit wirst du jetzt fertig“, aber es gefällt mir eben einfach nicht, dass ich wieder im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit stehe. Meine Frau schreibt wieder, vielleicht schafft sie es, ein paar Shows zu lancieren. Dann taucht sie voll in diese Autorenwelt ein, während ich überfürsorglich werde, denn sie ist alles, was ich habe. Und ich habe auch keine 45 Tussis mehr zum Abreagieren zur Verfügung. Meine ganze

Energie ist auf meine Familie fokussiert, und es kann durchaus sein, dass ich sie manchmal mit meiner Fürsorglichkeit fast ersticke. Aber ich habe Angst. Und wenn ich Angst habe, kommt irgendwann dieser Schwachkopf Iron Mike wieder heraus.

Nun bin ich ein Entertainer und erlebe eine ganz andere Welt – die Welt des Showbusiness. Schon fange ich an zu träumen und stelle mir vor, dass wir eines Tages auf eine Goldader stoßen und dass dann alles wieder super wird, dass ich gut für meine Kinder sorgen und irgendwann würdevoll abtreten kann, aber wahrscheinlich wird es nicht so kommen. Denn es ist allgemein bekannt, wie sehr das Business auch Show sein kann. Und wenn ich wieder gelinkt werde, werden unweigerlich die alten Zeiten wieder hochkochen, in denen mich Don ständig ausgenutzt hat. Dann werde ich wieder in den alten Modus zurückfallen, in dem jemand verletzt wird. Manch einer meint, so laufe das eben in der Welt des Showbiz. Gut, dann will ich diesen Typen mal zeigen, wie’s in meiner Welt der Gewalt läuft. Und schon lande ich unweigerlich wieder im Knast, und meine Frau heiratet einen anderen, und der wird dann wahrscheinlich meine Töchter vögeln. So läuft das doch.

Keine Frage, dass ich ein Selbsthassproblem habe. Ich habe ein paar Leuten echt schlimme Dinge zugefügt. Was ich auch in den großen Büchern – in der Tora, im Koran, im Neuen Testament, in der Bhagavad Gita und so weiter – über Moral lese, bringt mich immer nur zu einer Schlussfolgerung: Ich werde zur Hölle fahren. Da wurde ich sowieso geboren. Wann immer ich im Leben eine Stufe höher kam, war es ein Schritt aus der Hölle. Ich habe Unmengen Geld verschenkt – und ich rede hier nicht von den Autos, die ich meinen Huren geschenkt habe, weil ich selbst eben immer noch ein einfältiges Kind war und mir einbildete, ich könnte auf diese Weise meine Seele reinwaschen und mir den Weg in den Himmel freikaufen. Ich war wohltätig und spendete Unmengen Geld, weil meine Seele durch meine früheren Taten kohlrabenschwarz geworden war.

Und was mache ich jetzt mit meinem Leben? Ich unterhalte die Menschen gerne, aber wirklich glücklich bin ich nur in der kurzen Zeit meiner

Auftritte, wenn ich auf der Bühne stehe. Auch beim Boxen war ich immer nur für kurze Augenblicke glücklich, und selbst diese Glücksmomente verschwanden teilweise, als Cus starb. Iron Mike wollte ich nie sein. Ich hasste den Burschen. Aber das war der Typ, der ich sein *musste*, um zu überleben. Ich war echt blöd, als ich mich darauf einließ.

Manchmal weiß ich nicht, ob ich für dieses Leben überhaupt gemacht bin. Ich denke, ich bin so etwas wie eine beschissene Anomalie der Natur. Ich muss mich mit Leuten herumplagen, die ständig auf mich ballern oder mich mit Giftpfeilen beschießen. Und niemand hört es, wenn ich vor Schmerzen aufschreie. Ich hasse mein Leben, und ich hasse mich selbst. Wenn ich nur genug Mut hätte, würde ich mich umbringen. So fühle ich mich …

Aber wenn dann mein kleiner Liebling Milan ins Zimmer kommt, lichten sich die düsteren Wolken. Hier ist sie, die Belohnung dafür, dass ich mich jetzt verantwortungsbewusst verhalte. Solange sie in der Schule ist, bin ich immer mürrisch, aber sobald sie nach Hause kommt, ändert sich meine Stimmung. Hier, genau hier, endet mein Ego. Mir fallen wieder verrückte Sachen ein, die ich früher gemacht habe, wie zum Beispiel mein gewalttätiger Wutausbruch bei dem Auffahrunfall in Maryland. Noch heute könnte ich mich wegen dieser Sache in den Hintern treten. Die Sache war damals hoffnungslos für mich. Selbst wenn die Gewalttätigkeit heute zurückkäme, kann ich mir nicht vorstellen, dass ich wieder dermaßen ausrasten würde. Niemals würde ich heute in einer solchen Situation alle so enttäuschen wollen, wie ich es damals mit meinen anderen Kindern gemacht habe. Niemals würde ich heute an einen Punkt kommen, an dem ich so sehr die Beherrschung verlieren und Milan oder Rocco in Gefahr bringen würde. Lieber würde ich mich erschießen lassen. Für meine Kinder habe ich gelernt, meine Zunge zu hüten. Es gibt viele Situationen, in denen ich am liebsten schlimme Sachen sagen würde, aber ich verkneife mir das. Jetzt bin ich dran, Verantwortung zu übernehmen. Das ist weit weniger stressig als eine Schlägerei. Schon möglich, dass ich es vermassle, aber wenigstens ist es nicht stressig.

Kaum zu glauben, wie sich die Kinder entwickeln, die ich mit Monica habe. Als ich noch jünger war, hätte ich solche Kids zutiefst verachtet. Von klein auf hatten sie alles, ein schönes Haus, ein schickes Auto, Reisen nach Europa, Kindermädchen. Wenn ich mir das überlege, werde ich immer an die Schläge erinnert, die ich von meiner Mutter erhielt. Mein Sohn kennt keine solchen Ängste. Ich dachte immer, Kinder sollten lernen, auch selber Opfer zu bringen, wenn sie etwas haben wollen. So jedenfalls lief es, als Cus mich großzog. Du gewinnst diesen Kampf, dann gebe ich dir dieses oder jenes. Ob mein Sohn etwas Gutes tut oder nicht, er kriegt trotzdem alles.

Ich bekam weder Liebe noch Sicherheit, als ich aufwuchs. Manchmal necke ich meine Kinder und sage, dass sie Weicheier seien, aber so wäre ich auch geworden, wenn ich mit so viel Liebe und Fürsorge aufgewachsen wäre. Dann wäre eben auch ich ein Weichei geworden. Hey, so lerne ich im fortgeschrittenen Alter doch noch, was Liebe ist. Ich habe Dinge getan, für die meine Kinder heute so manchen Spott ertragen müssen, zum Beispiel dafür, dass ich Evander Holyfields Ohr abgebissen habe, aber damit müssen sie fertigwerden. Ganz bestimmt müssen sie nicht mehr Spott oder Schikane erdulden als ich in ihrem Alter. Niemand zerrt sie von der Straße ins Haus und verprügelt sie. Alle gehen auf Privatschulen, und zumindest theoretisch müssten sie eine Menge coole Freunde haben. Meine eigenen Freunde damals waren entweder Zuhälter oder Killer, Einbrecher oder Diebe.

Ich besitze keinerlei erzieherische Fähigkeiten, auch heute noch nicht. Meine Frau muss mich für einen Neandertaler halten, aber ich kann nur sagen, ich tue mein Bestes. Meine älteren Kinder sollten dankbar sein, dass sie nicht meinen Vater zum Vater hatten. Der hätte sich nämlich nicht jeden Monat die Mühe gemacht, seinen Frauen Schecks für den Unterhalt zu schicken, sondern hätte seinen Weibern klipp und klar erklärt: „Von mir könnt ihr nichts erwarten. Benutzt euren eigenen Geldesel, ihr sitzt ja drauf.“ Ich habe nie einem meiner Mädchen gesagt, es müsse seine Möse verkaufen. Sie hätten selbst gemerkt, wie übel so was enden würde, wenn mein Vater ihre Mütter geschwängert hätte.

Aber wenn wir schon von Kindern reden: In mir steckt immer noch der 15jährige Junge, und um den kümmere ich mich. Ich besitze jetzt die Möglichkeiten dazu; jetzt kann ich das machen. Er ist nämlich nicht abgehauen, sondern lebt noch in mir, traumatisiert, wie er ist, führt aber jetzt wenigstens ein geordnetes und produktives Leben. Das ist wirklich verblüffend: Das konnte ich nie tun, so lange ich noch 300 Millionen Dollar besaß. Jetzt bin ich hier, ziehe meine Kinder groß, bin ein geachteter Ehemann und muss mir keine Sorgen mehr machen, das ich mir irgendwo eine Geschlechtskrankheit hole und sie dann meiner Frau anhänge. In so einer Situation habe ich noch nie gelebt, und ich denke, es wird ein wirklich eindrucksvoller Lebensabschnitt werden. Ich hätte nie geglaubt, dass aus mir mal ein häuslicher Typ werden würde, einer von denen, die sich eines Tages irgendwo niederlassen. Ich dachte immer, ich hätte mir die Welt verdient, stattdessen fühle ich mich hier, wo ich lebe, sicher. Hier will ich sein und bleiben. Ich sorge für meine Kinder, die Beziehung zu meiner Frau wird immer tiefer, und all das tut meiner Seele gut. Deshalb bin ich hier.

Ich kann nicht mehr nachts ausgehen. Und das wird wohl auch nie mehr passieren. Ich könnte auch nicht mehr so sein wie früher, weil ich dann viele Menschen unglücklich machen würde. Ich glaube, ich erhalte meinen Frieden dadurch, dass ich so oft wie möglich zu Hause bleibe; heute kommt praktisch niemand mehr auf die Idee, ich könnte irgendwo da draußen herumstreunen und etwas tun, das ich nicht tun sollte. Allerdings glaube ich, meiner Frau wäre es ganz recht, wenn ich wenigstens ab und zu verschwinden würde. Wenn man ständig zu Hause sitzt, neigt man dazu, herrisch und besitzergreifend zu werden. Mir doch egal, wer das glaubt. Mein wirkliches Ich würde wahrscheinlich schon gern mehr Freunde haben, ab und zu die Würfel rollen lassen und Spaß haben. Aber heute besteht mein Spaß darin, dass ich mit meinem kleinen Mädchen spiele und Milan und Rocco jeden Tag besser kennenlerne. Und dass ich hoffentlich auch eine bessere Beziehung zu meinen anderen Kindern entwickle. Meine älteste Tochter Mikey wohnt jetzt bei uns in Vegas. Das ist einfach super. Ich hab nicht mal mehr eine Männerhöhle, in die ich mich mit ein paar

Freunden zurückziehen könnte, um in Ruhe Zigarren zu rauchen und ein Football-Spiel anzuschauen.

Dass ich zu Hause bleibe, hat noch einen weiteren Grund: Ich will vermeiden, mich mit den Leuten draußen abgeben zu müssen. Bevor ich mit *Undisputed Truth* auf Tournee durchs ganze Land ging, blieb ich fast immer zu Hause, damit ich nicht in Kontakt mit fremden Leuten kam, die mich in schlechte Stimmung versetzen könnten. Manchmal gehe für ein oder zwei Minuten nach draußen, komme dann aber sofort wieder zurück. Als ich noch häufiger ausging, fühlte ich mich wirklich gut, aber am Ende des Tages musste ich oft eine Menge Geld hinblättern, um irgendwelche Klagen außergerichtlich zu regeln. Ich musste mich oft im Fernsehen bei einer Menge Leute entschuldigen oder sogar im Knast eine Strafe absitzen. Nein, diesen Weg will ich nicht mehr einschlagen. Lieber sitze ich in meinem Haus herum, als mich draußen in einen beschissenen Streit verwickeln zu lassen. Können Sie diesen Scheiß glauben? Aber für mich ist das notwendig. Cus hatte meinen Verstand so programmiert, dass er wie ein Schalter funktionierte. Ich konnte ein emotionales Wrack sein und dann, mit einem einzigen Wimpernschlag, bumm, veränderte ich mich total. Heute macht es mich manchmal richtig kribbelig, wenn ich aus dem Haus gehen muss, weil ich nie sicher sein kann, ob dann der ganze Scheiß nicht wieder von vorn anfängt. Ich habe wirklich keine Ahnung. Draußen auf der Straße habe ich viel zu große Angst vor mir selbst – dass ich etwa eine bestimmte Situation völlig falsch einschätzen und dann ausrasten könnte. Aber ich habe heute viel mehr Kontrolle darüber als früher. Als ich noch jünger war, war ich praktisch die ganze Zeit auf Angriff und Aggro programmiert. Das ist der Grund, warum ich in so viele Schlägereien verwickelt wurde, auch nachdem ich bereits Champ war. Mein Ego wurde angegriffen. Cus war auch so ein Ego-Typ.

„Wie nannte dich der Kerl? Was hast du dagegen unternommen?“

Da war ich, ein kleiner Scheißer, und er fragte ständig: „Was hast du dagegen unternommen?“ Das ist ein Teil von mir, den ich immer loswerden wollte. Weil ich einfach nie weiß, was diese ganze Scheiße wieder auslösen

könnte, manchmal reichte schon ein harmloses „He, Kumpel“, und, bumm, schon wurde ich wild.

Heutzutage ist mein Tagesablauf ziemlich ungewöhnlich. Ich gehe schon um 18 oder 19 Uhr schlafen, sofern meine Frau mich nicht überredet, eine bestimmte TV-Show mit ihr anzuschauen, dann gehe ich ungefähr um 21 Uhr ins Bett. Zwischen Mitternacht und zwei Uhr wache ich wieder auf, strample mich eine Stunde lang auf dem Heimtrainer ab, steige aufs Laufband, dann folgen Kniebeugen – manchmal geht das zwei Stunden lang, mit Gewichten an den Beinen.

Wenn ich sehe, wie Kiki meine beiden kleinen Kinder nimmt und aus dem Haus geht, schießt mir manchmal der Gedanke durch den Kopf, dass sie vielleicht nicht mehr zurückkommen. Davor habe ich am meisten Angst. Solange sie weg sind, erlebe ich den reinsten Horror. Ich fühle mich traurig, wenn meine Familie nicht hier ist und ich allein zurückbleibe. Früher fühlte ich mich besonders wohl, wenn ich allein war, aber das war, bevor ich mich so eng an meine Familie band. Jetzt verschwende ich keinen Gedanken mehr daran, irgendwelche Dummheiten anzustellen. Niemals mehr will ich ins Gefängnis zurück. Mein Job ist es jetzt, mich um meine Familie zu kümmern und für sie zu sorgen und Menschen zu helfen, die weniger Glück im Leben haben als wir. Kaum zu glauben, dass ich so geworden bin.

Weil ich in meinem Leben grauenhafte Dinge gesehen habe, bin ich übervorsichtig geworden. Ständig ermahne ich meine Frau, die Türen abzuschließen, auch zu Hause immer wachsam zu bleiben und die Handwerker genau zu überwachen. Ich habe ihr auch erzählt, dass ich einmal bei Freunden kurz zu Besuch war. Nachdem ich wieder gegangen war, erfuhr ich, dass alle, die im Haus waren, ein paar Stunden später ermordet worden waren. Solche hässlichen Geschichten gehen mir ständig durch den Kopf. Meine Frau hält mich für total verrückt. Sie sagt, sie würde niemanden kennen, der so ist wie ich. Wenn ein Fremder ins Haus kommt, denke ich ständig: „Wer ist dieser Typ? Was will er hier?“ Und wenn er wieder weg ist, bitte ich sie sogar manchmal, seine negativen Energien mit Weißem Salbei auszuräuchern. Sie dürfen meine Erfahrungen im

kriminellen Bereich nicht vergessen – ein Einbruchshaus auszukundschaften und Schmiere zu stehen, bis die bewaffneten Schlägertypen hineinstürmten und schrien: „Alle auf den Boden!“ Das waren Erfahrungen, die die Grenzen der Normalität überschritten.

Wenn Kiki und die Kids aus dem Haus sind, habe ich jede Menge Zeit, um nachzudenken. Ich erinnere mich, wie verkorkst meine Kindheit und wie sehr ich von meiner Mutter abhängig war. Wie habe ich es geschafft, diese äußerst bescheidene, armselige Umgebung hinter mir zu lassen? Wie konnte ein Typ aus Brownsville zum Weltmeister im Schwergewicht aufsteigen? Wenn man auf diese Lebensgeschichte zurückblickt, sieht man, dass es eine Gemeinsamkeit mit den meisten anderen Champs gibt: Armut. Jack Dempsey war ein abgerissener Penner. Aber wenn ich versuchte, meine eigene Geschichte mit solchen Dingen zu erklären, würde das einfach nicht funktionieren. Wie geriet ich an einen Typen wie Bobby Stewart, der mich mit Cus zusammenbrachte? Wie hat es Cus geschafft, mir diese wilde Entschlossenheit, diese Kampfeslust einzutrichtern? Wieso klickte es plötzlich in meinem Hirn, so dass ich sagen konnte: „Das machen wir.“ Woher kam diese Denke? Wirklich nur daher, dass ich ständig nur das tat, was mir andere sagten, oder mich an anderen Menschen orientierte, als ich noch jung war? Irgendwann jedenfalls verwandelte sich mein Denken in eine ganz besondere Boxmentalität.

Cus erzählte praktisch jedem, der es hören wollte, er sei zweimal von einem Blitz der Erkenntnis getroffen worden, dass er hier einen zukünftigen Weltmeister im Schwergewicht in den Händen habe. Damals war ich erst 13. Und als er mich zum ersten Mal sah, hatte ich noch keinen einzigen Amateurkampf vorzuweisen.

Aber woher wusste er, als er starb, dass ich eines Tages einer von diesen Typen sein würde? Er hat es nie mit eigenen Augen gesehen, wenn ich anderen gegenüber wirklich gemein war. Er konnte nicht mehr beobachten, wie mein Selbstvertrauen und meine Arroganz im Ring immer weiter wuchsen. Ich frage mich oft, was er wohl über die Person gedacht hätte, zu der ich dann später wurde. Aber Cus war ein taffer Typ. Über andere Boxer

sagte er zum Beispiel: „Dieser Kerl ist feige. Lass ihn sterben.“ Cus war überzeugt, dass man im Ring nur aufrecht stehend sterben und nicht abhauen konnte. Inzwischen ist mir klargeworden, dass nichts wichtiger ist als das Leben. Keine Trophäe, kein Gürtel, kein Ruhm ist wichtiger als das Leben und das Leben geliebter Menschen. Ich war früher der Erste, der bereit gewesen wäre, ehrenhaft im Ring zu sterben. Heute gilt das nicht mehr. Das ist ein Spiel für Idioten. Und wahrscheinlich war ich der größte Idiot, der jemals in diesem Spiel mitgemischt hat.

Mir war schon lange bewusst, dass ich Weltmeister war, sogar lange bevor ich den Gürtel wirklich eroberte. So war ich eben. Ich hatte damals immer noch diesen anderen Mike Tyson in mir, mit dem ich nie so richtig klarkam. Ich hatte keine Ahnung, wer dieser Scheißtyp eigentlich war. Da war zwar dieser Typ des absoluten Superchamp, aber ich fand trotzdem nie heraus, wer ich selber eigentlich war. Damals hätte man glauben können, ich sei einer der meistgesuchten Verbrecher Amerikas. Bewährungshelfer verlangten ständig ausführliche Berichte, wo ich mich in jeder Minute aufhielt, sobald ich aus dem Haus ging. Die Leute hatten Angst vor mir. Eigentlich war ich ein richtiges kleines Weichei, aber mein Image war das eines Brutalos. Auf mich wirkte das so berauschend wie eine Droge. Immer wollte ich anderen beweisen, dass ich vor nichts zurückschreckte, was dann wieder dazu führte, dass ich alles übertrieb. Ich dachte ständig, ich müsste immer hart und taff und gemein auftreten, wohl auch deshalb, weil Cus diese Mentalität bei mir immer weiter aufgebläht hatte. Überlegenheit – das war sein Lieblingswort. Und ich wurde zu einem überlegenen Kämpfer.

Wenn Cus heute noch lebte, würde er wohl sagen: „Mike, du solltest jetzt eigentlich kämpfen.“ Er würde unbändig fluchen, der Mann war wirklich hart. Aber ich bereue keine einzige Minute mit ihm. Alle anderen großen Boxer, Ray Robinson, Peter Jackson, Joe Gans, Tony Canzoneri, endeten irgendwann in der Gosse oder mussten am Schluss irgendwelche verdammten Hotellobbys putzen. Alle verspürten eine solche Leidenschaft für das Boxen, dass sie sich nie einen Plan für die Zeit danach überlegt hatten. Aber was auch immer sie danach durchmachen mussten, der Besitz

des Meistertitels war es ihnen wert. Ein Jahr als Mike Tyson zu leben, das Leben des Weltmeisters zu führen, dafür wäre so mancher bereit, als elender Schleimer in der Gosse zu enden. Scheiße, yeah.

Aber ich will hier nicht den Eindruck erwecken, dass ich wie ein Einsiedler lebe. Natürlich gehe ich auch aus dem Haus und erledige meine Geschäfte. Während wir an diesem Buch schrieben, gingen Ratso, mein Co-Autor, und ich zum vierten Kampf zwischen Pacquiao und Márquez. Zuvor hatten wir zwei Tickets für meine Begleitung versteigert, das erste Fundraising für meine Stiftung Mike Tyson Cares. Zwei nette junge mexikanische Gentlemen hatten die Tickets ersteigert und saßen neben Ratso und mir. Der Kampf war auch Mitt Romneys erster Auftritt seit seiner Niederlage bei der Präsidentschaftswahl. Ratso und ich konnten es kaum glauben, als wir ihn mit seiner Frau den Gang zu ihren Plätzen direkt am Ring herunterkommen sahen.

„Hey, Mitt, wir gehören zu den 47 Prozent!“, schrie ich zu ihm hinüber, weil Romney im Präsidentschaftswahlkampf 2012 behauptet hatte, 47 Prozent der Amerikaner seien von staatlicher Unterstützung abhängig und würden deshalb ohnehin Obama wählen. In einem Haushalt mit zwei Frauen zu leben, die rund um die Uhr den Nachrichtensender MSNBC schauen, muss irgendwie auf mich abgefärbt haben.

„Mitt, Sie sind ein bisschen zu spät dran, wenn Sie um Stimmen der Mexikaner werben wollen“, schrie ich weiter. Das Publikum bestand hauptsächlich aus mexikanischen Márquez-Fans. Der Boxkampf selbst war erstaunlich. Es war einer dieser Abende, an denen man daran erinnert wurde, wie großartig der Boxsport sein kann.

Einen Monat zuvor hatten Kiki, Ratso und ich die Show mit Barbra Streisand im MGM Grand besucht. Barbra hatte ich immer gemocht. Als ich jung war, habe ich mal gelesen, dass ihr Ego mindestens so groß sei wie das des Sängers und Schauspielers Al Jolson. Ich war schon immer beeindruckt von Leuten mit großen Egos, weil Cus zu sagen pflegte, dass der Grund, warum jemand der Beste sei, darin bestehe, dass er von seinen

grandiosen Visionen überzeugt sei. Die Sonne würde sich immer in seinen Augen spiegeln.

Ich hatte Barbra sogar mal persönlich kennengelernt, als sie nach meinem Kampf gegen Larry Holmes in meine Garderobe gekommen war. Sie ist noch immer ein Superstar und sehr gefühlvoll, und das sage ich nicht aus einer schwarzen oder überhaupt aus einer ethnischen Perspektive. Es ist nur so, dass sie mir durch ihren Gesang ein tiefsinniges, gutes Gefühl gibt. Natürlich gibt es auch Neid, und Menschen wie sie werden schlechtgemacht, aber das liegt daran, dass nicht viele Leute so viel Energie und Liebe ausstrahlen und die Herzen anderer gewinnen können wie die Streisand. Ich verfolgte die Show wie gebannt. Danach gingen wir zu ihr in die Garderobe und nahmen ein Foto von ihr und Marie Osmond auf. Am nächsten Tag fühlte ich mich immer noch emotional wie ausgelaugt. Es war so aufregend gewesen, in ihrer Nähe zu sein und sie singen zu hören. Meiner Mutter und anderen Menschen in meinem Leben hatte Barbra sehr viel bedeutet. Ich bin einfach froh, dass ich ihren Auftritt noch erleben durfte.

Aber selbst der Besuch bei diesem Konzert wurde zu einer Qual. Als wir auf dem Weg zum Saal durch das Casino gingen, sah ich ein paar von meinen alten Zuhälter- und Dealer-Kumpels. Wenn sie mich mit meiner Frau sehen, wissen sie, dass sie mich nicht anquatschen dürfen. Außerdem wissen sie, dass ich ständig gegen die alten Dämonen kämpfe. Wenn ich in solche Spielsäle komme, gehe ich so schnell wie möglich hindurch. In der Zeit, in der ich an diesem Buch arbeitete, besuchten wir drei auch noch eine andere Show. Der Komiker Mike Epps gab eine Standup-Show im Casino Hotel The Palms. Meine Frau ging ein paar Schritte hinter mir und bekam es nicht mit, dass eine Dame aufstand, als ich an ihrem Tisch vorbeikam, und mich umarmen wollte.

„Nein, jetzt nicht“, raunte ich ihr zu. Glücklicherweise trat ihr zufällig ein fremder Mann in den Weg.

„Na, sehen Sie, ich habe Sie gerettet“, sagte der Mann augenzwinkernd zu mir.

Kiki hätte wahrscheinlich einen Wutanfall erlitten. Das ist einer der Gründe, warum ich nicht gern aus dem Haus gehe. Es macht viel mehr Spaß, zu Hause zu chillen. Natürlich macht es auch Spaß auszugehen, aber nur, wenn ich in einer Umgebung bin, in der ich gezwungen bin, mich immer zu beherrschen. Aber es gibt eben auch andere Örtlichkeiten, an denen die Leute meistens angetrunken sind; dort gerät man leicht in Konfrontationen. Mein Instinkt, meine Frau beschützen zu wollen, ist im Laufe der Zeit immer stärker geworden; eigentlich handelt es sich wohl eher um einen Besitzanspruch – und er ist schlimmer als früher. Ich bilde mir immer ein, sie beschützen zu müssen, obwohl sie durchaus selbst in der Lage ist, mit Männern fertigzuwerden, die sie anbaggern wollen. Ich vergesse immer, wie sie mich behandelt hatte, als ich ihr jahrelang nachstieg, bevor wir endlich zusammenkamen. Kiki ist eine sehr clevere und gebildete Dame. Sie kennt sich aus. Schon möglich, dass ich sie fast noch für ein Kind halte, aber in unserer Beziehung bin eher ich das Kind als sie.

Wenn ich einen großen Entertainer sehe, finde ich es ungeheuer aufregend, zur selben Szene zu gehören. Wenn ich den Rest meines Lebens so verbringen und trotzdem meine Rechnungen bezahlen könnte, würde ich mit meinem Los sehr zufrieden sein. Immer die Rechnungen bezahlen zu können, in nichts verwickelt zu werden, nicht mehr in den Knast geworfen zu werden, kein Drama mehr zu erleben – das ist es. Es ist mir gleichgültig, dass ich meinen Kids nichts zu vererben habe; nur leben zu dürfen, ohne dass jemand anders zu leiden hat, reicht mir völlig. Ich hätte nie gedacht, dass ich jemals in eine so verzweifelte, düstere Lage kommen würde, um zu überleben. Im Grunde bin ich nämlich ein materialistischer Nigga, und manche Angewohnheiten lassen sich nur langsam ausmerzen. Ich will eigentlich nicht mehr so sein, will mir nicht über meine Klamotten mehr Gedanken machen als über meine Gesundheit. Wenn ich sterbe, möchte ich die billigste Beerdigung aller Zeiten haben. Legt mich direkt in die Erde, ohne Sarg und so, werft mich einfach in die Grube. Und kommt bloß nicht später an mein Grab. Allerdings bin ich sicher, dass zukünftige Boxer

wahrscheinlich mein Grab besuchen möchten, genau wie ich die Gräber früherer Boxer besucht habe. Ich wäre froh und glücklich, wenn mich die Leute genau so behandeln würden, wie ich es mit meinen Helden tat. Na, vielleicht sollte ich doch einen Grabstein setzen lassen. Darauf könnte stehen: „Jetzt habe ich meinen Frieden."

Wenn ich an Kiki und mich denke, komme ich immer ins Staunen. Unsere Liebe erblühte in einer Zeit voller Widrigkeiten. Es ist wirklich schwer, mit mir zu leben. Im Sternzeichen Krebs Geborene fressen jeden Scheiß in sich hinein. Es klingt irgendwie cool, mit einer Person zu leben, die so sehr mit ihren Empfindungen im Einklang ist, aber eigentlich ist nichts daran cool. Solche Personen können allzu leicht Selbsttäuschungen unterliegen. Aber Kiki hat meine Anerkennung verdient, weil sie geduldig gewartet hat, bis ich endlich nicht mehr so war wie früher. Und abzuwarten, bis ich meine unausgegorenen Vorstellungen von Frauen im Allgemeinen endlich ablegte, muss ihr manchmal als reine Tortur vorgekommen sein.

Ich empfinde größte Bewunderung für meine Frau. Sie bringt mich dazu, mich selbst zu achten, besonders in den Augenblicken, in denen ich mir am liebsten das Hirn wegpusten würde. Ich bewundere sie für die Mühe, die Sache zwischen uns am Leben zu erhalten. Wenn sie damals gesagt hätte: „Leck mich", und mit dem Baby verschwunden wäre, wäre ich glücklich gewesen. Ich habe wirklich keine Ahnung, was mich dazu bringt, diesem Mädchen so treu zu sein. Ich weiß nicht mal, was mir die Kraft gab, das Auf und Ab der letzten 40 Jahre zu beenden. Früher war mir nicht klar, was man unter einer Bindung versteht. Ich habe mich schon früher wahnsinnig in irgendwelche Mädchen verliebt, sie aber dann doch immer wieder betrogen; ich war ihnen emotional und körperlich untreu. Kiki jedoch gab mir die Stärke, auf diesem Weg umzukehren und ein treuer Ehemann zu werden. Schon darin liegt eine große Leistung, selbst dann, wenn man den Versuch nicht zu Ende bringt und versagt. Das zeigt, wie kompliziert die Situation ist. Stellen Sie sich vor, was Sie erreichen könnten, wenn Sie ein solcher Mensch wären. Dann könnten Sie ein Champion der moralischen Lebensweisen werden.

Ich bewundere Kiki zutiefst. Und selbst, wenn sie eine Hure im fortgeschrittenen Aids-Stadium wäre, würde ich sie trotzdem nicht verdienen. Das meine ich aufrichtig: Ich verdiene meine Frau nicht. Wahrscheinlich bekam ich sie nur, weil ich der bin, der ich bin, und wegen meiner Leistungen und weil ich im Grunde ein anständiger Mensch bin, aber trotzdem: Es ist völlig ausgeschlossen, dass ich es verdient habe, mit dieser Frau zu leben. Im Vergleich zu ihr bin ich ein absolutes Arschloch.

Was wissen wir eigentlich über die Liebe? Die Liebe beherrscht uns, nicht umgekehrt. Und wenn sie uns etwas gebietet, dann müssen wir ihrem Ruf folgen. Niemand kann sich dem Ruf der Liebe verweigern, obwohl die Liebe ihrem Wesen nach rücksichtslos ist. Ich selbst weiß nicht, was Liebe ist, leide aber an ihren Symptomen: Wahnsinn und totale Hörigkeit in einem unvorstellbaren Maß. Aber die Liebe kann dir auch befehlen, dein Potential im höchsten Maße auszuschöpfen. Für manche Leute bedeutet Liebe nichts weiter als einen Orgasmus. Für andere ist sie ein liebevoller Gedanke, eine Fantasie, die sie ergreifen und in vollem Umfang erleben wollen. Ich erkläre meiner Frau jeden Tag und fast in jeder Sekunde, dass ich sie liebe, aber meine Liebe ist … was? Meine Liebe ist ausgepowert, ermattet, abgestumpft, manchmal auch giftig, aber sie kann auch romantisch oder einfach geil sein, sie kann keusch sein und vieles andere mehr. Gewalt und Dominanz werden auf dem Altar der Liebe geopfert. Es ist eine Katastrophe, wenn man sein Gefühl der Macht aufgeben muss, ohne zu wissen, wofür man es aufgibt, und trotzdem ist man bereit, das zu tun, weil sich die Liebe so gut anfühlt. Aber man weiß trotzdem nicht, ob es die Sache wirklich wert ist; man steht also praktisch mit einem Fuß in der Hölle und mit dem anderen im Himmel. Manchmal stellen wir uns Liebe als Lust vor, weil sich Lust so gut anfühlt, dass wir glauben, das müsse Liebe sein. Liebe ist ein Opfer, sie ist es wert, dass man für sie stirbt und tötet, das beweist uns die Menschheitsgeschichte. Aber wir brauchen einen moralischen Kompass auf unserem Lebensweg. Wer nur nach dem Vergnügen sucht, wird darin keine Befriedigung finden.

Eines meiner Lieblingsbücher, in dem ich jeden Tag lesen möchte, ist *Die Welt im Brief. Urkunden menschlicher Größe und menschlicher Leidenschaft vom Altertum bis zur Gegenwart*. Es gefällt mir immer wieder aufs Neue, durch solche Bücher Verbindungen zur Vergangenheit herzustellen. Wenn man die Briefe dieser Persönlichkeiten liest, kann man ungeheuer viel über sie erfahren. Manche sind so egozentrisch, dass sie sich nicht vorstellen können, jemand anderes sei fähig, so zu lieben, wie sie lieben. Und viele sind richtig herrschsüchtig und total frustriert, wenn ihre Liebe nicht sofort erwidert wird. Viele der Briefe sind wunderbar poetisch, und die Sprache, in der sie geschrieben sind, ist atemberaubend schön. Aber manche der Personen, an die diese wunderschönen Botschaften gerichtet sind, kümmern sich leider einen Scheiß darum.

Beim Lesen der Briefe kommen mir oft die Tränen. Stellen Sie sich nur mal den großen Napoleon vor, zu seiner Zeit der mächtigste Mann der Welt, und lesen Sie dann den Brief, in dem er Josephine, seine Liebe, anfleht, zu ihm zu kommen, was sie aber nicht tut. Da, schauen Sie mal:

4. April 1796
Welche Kunst lehrte Dich, all meine Sinne zu bannen, meine geistige Existenz in Dir zu fangen? – es ist Hexerei, meine Geliebte, die nur mit mir ihr Ende finden wird. Für Josephine zu leben, ist die Geschichte meines Lebens. Ich kämpfe, um näher zu Dir zu kommen, ich gebe alles, um an Deiner Seite zu sein.

Einst gab es eine Zeit, da ich stolz auf meine Kraft war, und wenn mein Blick auf das Übel fiel, das andere Männer mir antun mochten, oder was das Schicksal für mich bereithalten mochte, blickte ich unbeirrbar auf die unglaublichsten Unglücksfälle, ohne eine Sorgenfalte auf der Stirn oder ein Zeichen der Überraschung: Doch heute verletzt schon der bloße Gedanke meine Seele, dass meine Josephine erkrankt sein könnte, und noch mehr verletzt sie die grausame, tödliche Vorstellung, dass sie mich weniger lieben könnte, und lässt mein Blut erstarren, lässt mich übel und niedergeschlagen werden, indes ohne mir den Mut zu Wut und Verzweiflung zu geben. Oft

schon sagte ich, dass die Menschen keine Macht über den besitzen, der ohne Bedauern stirbt, doch heute ohne Deine Liebe zu sterben, in Ungewissheit dieser Liebe zu sterben, ist Höllenqual, ist das lebensechte, entsetzliche Abbild völliger Vernichtung – schon spüre ich den Würgegriff der Leidenschaft. Meine einzigartige Gefährtin! Du, die das Schicksal bestimmt hat, den schmerzensreichen Lebensweg mit mir zu gehen! Der Tag, an dem ich Dein Herz nicht mehr besitze, wird der Tag sein, an dem die ausgedorrte Natur für mich ohne Wärme oder Vegetation sein wird.

Sei ganz ruhig, liebe mich wie Deine Augen; doch das genügt nicht, liebe mich wie Dich selbst; mehr als Dich selbst, als Dein Denken, Deinen Geist, Dein Leben, Dein Alles. Verzeih mir, geliebte Freundin, ich phantasiere; die Natur ist schwach, wenn man heftig empfindet, wenn man von Dir erfüllt ist.

15. Juni 1796
Deine Erkrankung! – sie beschäftigt mich Tag und Nacht. Ohne Appetit, ohne Schlaf, ohne Sorge um meine Freunde, für Ruhm, für das Vaterland, Dich, Dich allein – die übrige Welt existiert für mich kaum mehr, als wäre sie vernichtet. Ich preise die Ehre, da Du sie preisest; ich preise den Sieg, da er Dich erfreut; ohne all dies würde ich alles lassen, um mich Dir vor die Füße zu werfen.

In Deinem Briefe, Liebe, versichere mir, dass Du überzeugt bist, dass ich Dich mehr liebe als möglich erscheint, dass du daran glaubst, dass all meine Augenblicke Dir gewidmet sind, dass der Gedanke an eine andere Frau mir niemals in den Kopf drang.

Ich liebe wirklich dieses Zeug, das dieser Typ geschrieben hat. Aber eigentlich war Napoleon doch ein Spinner. Der Typ war total daneben vor Liebe, aber Josephine kümmerte sich einen Dreck um ihn! Genau das war auch Robin Givens' Methode. Manchmal nehme ich das Buch mit ins Schlafzimmer und lese Kiki ein paar Briefe vor. Der folgende Text ist mein Lieblingsbrief. Er wurde von dem großen deutschen Erzähler und

Dramatiker Heinrich von Kleist geschrieben. Im Herbst 1811 verliebte er sich in eine Hausfrau namens Henriette Vogel. Er war damals 34, sie 31. Ihre gemeinsame Leidenschaft galt der Musik. Aber Henriette war unheilbar an Gebärmutterkrebs erkrankt und hatte nicht mehr lange zu leben. Heinrich war sowieso ein depressiver Typ, außerdem war er arm, träumte aber von unsterblichem Ruhm. Henriette Vogel war nicht die erste Frau, der er einen Doppel-Selbstmord vorschlug, aber sie war die erste, die bereit war, die Sache mit ihm durchzuziehen. Sie verbrachten die letzte Nacht in einem kleinen Gasthof und tranken Wein und Kaffee mit Rum. Am nächsten Morgen spazierten sie zum See hinunter; beide schienen geradezu verzückt gewesen zu sein. Heinrich erschoss zuerst Henriette, dann sich selbst. Dies ist einer seiner letzten Briefe an sie:
Mein Jettchen, mein Herzchen, mein Liebes, mein Täubchen, mein Leben, mein liebes süßes Leben, mein Lebenslicht, mein Alles, mein Hab und Gut, meine Schlösser, Äcker, Wiesen und Weinberg, o Sonne meines Lebens, Sonne, Mond und Sterne, Himmel und Erde, meine Vergangenheit und Zukunft, meine Braut, mein Mädchen, meine liebe Freundin, mein Innerstes, mein Herzblut, meine Eingeweide, mein Augenstern, o Liebste, wie nenn' ich Dich? Mein Goldkind, meine Perle, mein Edelstein, meine Krone, meine Königinn und Kaiserinn. Du Liebling meines Herzens, mein Höchstes und Theuerstes, mein Alles und Jedes, mein Weib, meine Hochzeit, die Taufe meiner Kinder, mein Trauerspiel, mein Nachruhm. Ach, Du bist mein zweites besseres Ich, meine Tugenden, meine Verdienste, meine Hoffnung, die Vergebung meiner Sünden, meine Zukunft und Seligkeit, o, Himmels-töchterchen, mein Gotteskind, meine Fürsprecherinn und Fürbitterinn, mein Schutzengel, mein Cherubin und Seraph, wie lieb' ich Dich!

Ich las das Kiki laut vor und uns beiden kamen die Tränen.
Ist das etwa nichts?

Editorischer Hinweis

Napoleon Bonapartes Briefe vom 4. April 1796 und vom 15. Juni 1796 an Joséphine de Beauharnais wurden nach der englischen Manuskriptvorlage übersetzt.

Heinrich von Kleists Brief an Henriette Vogel wird zitiert nach: Goswin Peter Gath – Deutsche Liebesbriefe. Eine kleine Auswahl (Butzon & Bercker, Kevelaer Rhld. 1951). Da die Rechteinhaber der Übersetzung nicht ermittelt werden konnten, werden Sie gebeten, sich an den Hannibal Verlag zu wenden.

Und noch ein Nachwort

So wollte ich eigentlich mein Buch beenden: Kiki und ich lesen im Bett mit Tränen in den Augen die Liebesbriefe großer Menschen, die Dunkelheit ist aus meinem Leben gewichen und mein Geist richtet sich an den inspirierenden Worten dieser historischen Größen auf. Aber das Leben diktiert seine eigenen Bedingungen, wie ich bereits geschrieben habe. Und ich könnte mir im Spiegel nicht mehr selbst in die Augen sehen, wenn ich lügen und verschweigen würde, was in den letzten Monaten passiert ist.

Vielleicht lag es teilweise daran, dass ich meine Seele erforscht habe und in die dunkelsten Ecken meiner Psyche hinabgetaucht bin, um Ratsos Fragen über mein Leben ehrlich beantworten zu können. Vielleicht war es auch der Druck meiner Rückkehr ins Boxgeschäft und in den Ring, wenn auch dieses Mal als Promoter und Förderer junger Boxtalente. Natürlich brauchte es nicht viel, bis sich mein notorisch negatives Selbstbild wieder einmal meldete und jede Freude und jedes Glück in meinem Leben sabotierte.

Wie auch immer, es ist passiert, und ich muss es Ihnen erzählen. Etwa einen Monat nach der Beendigung dieses Buches hatte ich im April 2013 einen Rückfall, meinen ersten seit Januar 2010. Ich ging eines Abends aus und bestellte mir einen Drink. Und dann noch einen. Und noch einen. Ich habe Ihnen ja erzählt, dass ich in betrunkenem Zustand böse und aggressiv werde, deshalb rauchte ich etwas Gras, um mich selbst zu beruhigen. Ich fühlte mich schrecklich, als ich in dieser Nacht zu Kiki und den Kindern zurückkehrte. Aber offensichtlich nicht schrecklich genug, um mich davon abzuhalten, meine Sauftouren im Juni und Juli dieses Jahres noch einige Male zu wiederholen. Und dann füllte ich mich im August, eine Woche vor dem ersten Kampfabend, den meine Iron Mike Promotion veranstaltete und der auf ESPN übertragen wurde, erneut vollkommen ab.

Ich bin eben krankhaft suchtabhängig, und wenn ich mein Zwölf-Schritte-Programm nicht weiterverfolge, werde ich sterben. Deshalb fing ich an,

erneut Treffen der Anonymen Alkoholiker zu besuchen. Einer der wichtigsten Schritte auf dem Weg zur Entwöhnung ist die Wiedergutmachung alter Verfehlungen. Vor meinem ersten Kampf, den ich als Promoter veranstaltete, ging ich zu meinem alten Trainer Teddy Atlas hinüber, der an diesem Abend als Co-Kommentator für ESPN tätig war. Ich streckte ihm die Hand entgegen und entschuldigte mich für meinen Anteil an dem, was in den Achtzigerjahren in Catskill passiert war. Ich hatte seit beinahe 20 Jahren nicht mehr mit Teddy gesprochen. Es tat richtig gut, diese alte Schuld zu begleichen. Ich glaube, diese Geste bedeutete auch anderen Leuten eine Menge, da es das Erste war, worüber sie während der Kämpfe und in den Interviews dazwischen mit mir reden wollten.

Ich hatte wegen meiner Rückfälle bereits eine Menge Schuld- und Schamgefühle. Meine Begegnung mit Teddy war da nur noch das Tüpfelchen auf dem i. Ich erkannte, dass ich nicht länger lügen und so tun konnte, als sei ich immer noch clean. Ich wollte nicht länger verschweigen, dass ich in letzter Zeit ein paar Drinks zu viel konsumiert und Gras geraucht hatte. Als mich also jemand auf der Pressekonferenz nach dem Kampf fragte, wie ich das Wiedersehen mit Teddy erlebt hätte, musste ich einfach Farbe bekennen.

„Ich wusste, dass die Möglichkeit bestand, hier auf Teddy zu treffen. Anfangs hatte ich dabei kein gutes Gefühl, weil ich immer noch negativ eingestellt bin und schwarze Gedanken habe. Ich möchte einfach schlimme Dinge tun. Ich möchte in dieser Gegend (ich deutete auf meinen Kopf) ganz allein herumhängen, aber es ist gefährlich, sich da oben ganz allein aufzuhalten, versteht ihr? Das da oben will alles töten. Es möchte auch mich töten. Ich habe also auf den AA-Treffen meinen Mitalkoholikern und den anderen Junkies erklärt, wie ich mit dieser speziellen Situation hier umgehen würde, und ich habe ihnen die Gefühle erläutert, die das bei mir hervorrief. Das Ganze ähnelte fast der berühmten Familienfehde zwischen den Hatfields und den McCoys in Virginia, die Ende des 19. Jahrhunderts einem Dutzend Menschen das Leben kostete. Tatsächlich war meine Entscheidung richtig, diese Fehde mit Teddy hier und heute zu beenden.

Cus wäre jetzt ganz bestimmt stolz auf mich. Und auch ich bin stolz auf mich.

Ich hasse mich. Ich versuche, mich selbst umzubringen. Ich hasse mich zutiefst, aber heute bin ich stolz auf mich, was ganz selten der Fall ist. Ich bin froh, dass ich das getan habe. Vielleicht war es für Teddy etwas überraschend und überwältigend, und er hat es noch nicht ganz verarbeitet. Er sollte jedoch wissen, dass ich es ernst meine. Ich möchte nicht mehr streiten. Ich war im Unrecht. Es tut mir leid.

Ich wollte mich nur bei ihm entschuldigen. Jedenfalls könnte ich jetzt sterben und in mein Grab sinken und sagen, dass ich mich bei allen entschuldigt habe, die ich verletzt habe, ob er es nun akzeptiert oder nicht. Es geht dabei um Liebe und Vergebung, und damit mir diese Jungs – andere Jungs – vergeben …

Ich bin ein Scheißkerl. Ich habe eine Menge schlimmer Dinge getan, und ich möchte, dass man mir vergibt. Ich möchte mein Leben ändern und ab jetzt ein ganz anderes führen. Ich möchte nüchtern bleiben. Ich möchte nicht sterben. Ich stehe an der Schwelle des Todes, denn ich bin ein krankhafter Alkoholiker. Wow, lieber Gott, das hier ist wirklich schwer.“

Ich versuchte, meine Fassung wiederzugewinnen, und setzte dann meine Beichte fort.

„Ich habe jetzt seit sechs Tagen nichts getrunken und keine Drogen genommen. Das ist eigentlich schon ein Wunder. Ich habe alle anderen angelogen, die dachten, ich sei endgültig trocken. Ich bin es nicht. Aber heute ist mein sechster trockener Tag. Ich will nie wieder etwas anrühren.“

Die Pressevertreter im Publikum standen auf und klatschten Beifall, aber das bedeutete mir überhaupt nichts. Wenn du so etwas bei AA-Treffen sagst, bekommst du keine stehenden Ovationen.

Das war am 23. August 2013. Während ich das hier schreibe, kann ich voller Stolz sagen, dass ich seitdem keinen Rückfall mehr erlitten habe. Ich hoffe, dass ich auch weiterhin Tag für Tag trocken bleiben kann und mir noch viele AA-Abzeichen verdienen werde. Es war wohl arrogant von mir zu glauben, dass ich diesen Entzug ohne die Hilfe meines Unterstützerteams

und meiner AA-Familie schaffen könnte, die zu dem einzigen Club gehören, der Leute wie mich als Mitglied aufnimmt. Ich möchte nicht sterben. Ich möchte meine Boxkarriere als Promoter fortsetzen. Ich möchte meine Solo-Show an weiteren Veranstaltungsorten aufführen. Ich möchte noch ein paar Filme drehen.

Während meines letzten Rückfalls war ich sicherlich keine angenehme Gesellschaft. Kiki und ich machten eine harte Zeit durch. Ein Teil von mir machte sogar den Druck meiner Ehe für meinen Rückfall verantwortlich. Dann trafen die Fahnen dieses Buches ein. Als ich sie zusammen mit Kiki durchging, erlebte ich eine Art spiritueller Wiedergeburt. Besonders hart war der Teil über Exodus. Wir beide weinten uns die Augen aus. In diesem Moment begriff ich, warum ich Kiki geheiratet hatte. Ich kannte plötzlich die Antwort auf die Frage: Warum sollte ein Typ wie ich heiraten? Ich musste Kiki heiraten, um Exodus' Vermächtnis zu erfüllen. Meine Ehe wird mir das erlauben und meine Fähigkeit befördern, ein guter Vater zu sein. Ich bin jetzt ein besserer Mensch, weil Exodus ein Teil meines Lebens war, und ich werde weiterhin ein besserer Mensch sein, obwohl ich sie verloren habe. Ich möchte aus ganzem Herzen meine Beziehung zu Kiki vertiefen und meine Kinder zu gesunden und glücklichen Menschen heranwachsen sehen. Aber ich kann nichts davon erreichen, wenn ich mich nicht selbst unter Kontrolle habe. Ich kann niemandem helfen, wenn ich nicht selbst geistig und körperlich gesund bin. Ich verspüre eine Menge Schmerzen und sehne mich nach Genesung. Ich werde mein Bestes tun, um genau das zu erreichen. Tag für Tag.

Danksagung

Mike möchte diesen Menschen danken:
Cus D'Amato, meinem Mentor, Freund und General. Wegen dir habe ich in meinem Leben Dinge erreicht, die ich mir nie hätte vorstellen können. Ich weiß nicht, wo ich ohne dich heute wäre. Meine Dankbarkeit für dich ist unermesslich. So lange ich atme, wird dein Vermächtnis weiterleben. Unsere Namen sind für immer synonym. Niemand kann meinen Namen nennen, ohne sich auf dein Vermächtnis zu beziehen, und niemand kann deinen Namen erwähnen, ohne an mein Vermächtnis zu denken.

Mein ganz besonderer Dank gilt meinem Mitarbeiter an diesem Buch, Larry „Ratso" Sloman, einem richtig coolen Typen. Der ganze Prozess war für mich natürlich nicht gerade einfach. Manchmal war es wirklich schwierig, einige der dunkelsten Momente in meinem Leben noch einmal hervorzuholen. Larry, manchmal warst du die Fliege an der Wand, die ich am liebsten erschlagen hätte, aber du wusstest immer, wann du davonfliegen musstest, um dann zu einem günstigeren Moment zurückzukehren. Ich bin dir für deine Geduld und Gewissenhaftigkeit dankbar. Ich glaube nicht, dass es irgendwo einen Schriftsteller gibt, der diese Arbeit hätte besser erledigen können. Wenn es ums Schreiben geht, bist du der „beste Mann auf dem Planeten". Für mich bist du mehr als ein Schriftsteller, du gehörst jetzt zur Familie. Ich freue mich darauf, in nächster Zukunft bei vielen anderen Projekten mit dir zusammenzuarbeiten.

Ich danke David Vigliano von Vigliano Associates für seine Koordination dieses Projekts. Du bist mehr als ein Buchagent. Ich betrachte dich als Freund.

Mein Dank gilt auch David Rosenthal, dem Verleger von Blue Rider Press, für seine Geduld und seinen Enthusiasmus für dieses Projekt. Ich bin Ihnen wirklich dankbar, dass Sie an diese Sache geglaubt und sie hundertprozentig unterstützt haben.

Ich möchte auch meinen Rechtsberatern von der Kanzlei Grubman Indursky Shire & Meiselas danken, vor allem Kenny Meiselas, dass er ein solch unglaubliches Beraterteam zusammengestellt hat. Ich danke Jonathan Ehrlich, dass er alle Verträge mit einem solch feinen Kamm durchgekämmt hat.

Ich bin Damon Bingham und Harlan Werner dankbar, dass sie mich mit Vigliano Associates zusammengebracht haben.

Meine tiefe Liebe und Dankbarkeit gilt meinen Freunden, Familienangehörigen und Anhängern, dass sie sich die Zeit genommen haben, Ratso ihre Geschichten zu erzählen.

Ganz besonders dankbar bin ich meinen Kindern Mikey, Gena, Rayna, Amir, Miguel, Milan und Morocco. Alles, was ich tue, tue ich für euch. Ich liebe dich, Exodus Sierra Tyson. Du bist mein ewiger Engel. Es gibt keinen Tag, an dem ich nicht an dich denke. Die vier Jahre, die ich mit dir auf diesem Planeten erleben durfte, waren die besten meines Lebens. Ich werde dich nie vergessen.

Schließlich möchte ich meiner lieben Frau Kiki für ihre bedingungslose Liebe und Unterstützung danken und dafür, dass sie mich bis heute erträgt. Ich weiß, dass es nicht immer einfach ist, aber ich bin dir für alles dankbar, was du tust. Ich liebe dich.

Larry möchte diesen Menschen danken:

Michael Gerard Tyson. Die Aussage, dieses Projekt sei eine Herzensangelegenheit für mich, wäre eine schwere Untertreibung. Ich wollte seit 1994 mit Mike zusammenarbeiten, direkt nachdem *Private Parts*, das Buch, das ich zusammen mit Howard Stern geschrieben habe, erschienen war. Für mich war Mike eine der interessantesten Persönlichkeiten der Kulturszene, und ich spürte, dass seine Geschichte erleuchtend und bewegend sein würde. Während Mike in Indiana im Gefängnis saß, schickte ich ihm ein Exemplar von Nietzsches Autobiografie *Ecce homo* und schlug ihm vor, gemeinsam einen Lebensbericht über ihn selbst zu verfassen.

Im Jahr 2008 wählte mich Mike auf Empfehlung seines damaligen Agenten Harlan Werner und seiner Ex-Frau Dr. Monica Turner als sein Mitarbeiter aus. Wie Sie beim Lesen dieses Buches sicherlich herausgefunden haben, war es für Mike nicht gerade eine ideale Zeit, an einem solchen Buch zu arbeiten, und das ganze Projekt wurde verschoben. Vier Jahre später ging es Mike endlich weitaus besser, und wir begannen mit dieser Autobiografie.

Die Zusammenarbeit mit Mike war die ungewöhnlichste und erfreulichste Erfahrung, die ich in meiner Karriere als Chronist von Prominenten gemacht habe. Wie alle Welt weiß, ist er auf direkt schmerzliche Weise ehrlich und unglaublich empfindsam. Wenn bei unseren Gesprächen bestimmte Themen wie etwa seine Kindheit oder die Rolle seines Mentors Cus D'Amato berührt wurden, brach er in Tränen aus und schluchzte manchmal hemmungslos. Wenn er mir dagegen seine erfreulichen Lieblingsgeschichten erzählte, sprang er manchmal plötzlich auf, tanzte durch den ganzen Raum und kam dann zurück, um mich abzuklatschen. Ich wurde von Mike Tyson wahrscheinlich fünfmal häufiger abgeklatscht als irgendein anderer Mensch auf diesem Planeten und habe diese „Klatschen" sogar gut überlebt. Der Mann weiß gar nicht, wie stark er ist.

Mike ist nicht der Typ, um sich hinzusetzen und ruhig und gemessen Geschichten aus seinem Leben zu erzählen. Viele Gespräche mit ihm habe ich mit dem Tonband an den unterschiedlichsten Orten aufgenommen, in seiner Garage, während im Hintergrund seine Tauben gurrten, im Hinterzimmer des Frisiersalons im Nordteil von Las Vegas, wo er gerne herumhängt, auf dem Beifahrersitz seines Escalade, während er seine Tochter von der Schule abholte, und im Salvatore Ferragamo-Geschäft im Caesars Palace in Vegas, während er Hemden anprobierte. Ich hatte meinen Casio-Recorder rund um die Uhr dabei, weil ich nie wusste, wann er plötzlich eine unglaubliche Einsicht über Cus bekam oder sich an eine atemberaubend spannende Geschichte aus seiner Kindheit erinnerte.

Ich habe ganze Monate in Mikes Haus in Vegas verbracht und dort unsere Gespräche aufgenommen, die immense Fülle seiner Gerichts- und

Prozessakten durchgearbeitet und einige seiner engsten Mitarbeiter interviewt. Es ist nicht leicht und nicht immer lustig, so lange von zu Hause weg zu sein, aber ich wurde in Vegas von zwei Familien adoptiert, die beide mein Leben dort bedeutend angenehmer gemacht haben.

Zuerst möchte ich mich bei Mikes wunderbarer Familie bedanken. Seine Frau Kiki ist für ihn eine ungeheure Hilfe und Unterstützung. Ohne sie würden Sie dieses Buch heute nicht lesen können. Mikes Schwiegermutter Rita, Kikis Bruder Azim und dessen Frau Jahira und Mikes älteste Tochter Mikey waren immer da, um mir etwas zu essen zu geben und mich zu trösten, wenn Mike wieder einmal mehr am Shoppen als an unseren Gesprächen interessiert war. Mikes Assistent David Barnes alias Wayno alias Farid war immer bereit zu helfen, und dies bedeutend mehr, als er es eigentlich hätte tun müssen. Mikes zwei kleine Kinder Milan und Morocco waren in ihrer Fröhlichkeit eine ständige Quelle der Freude.

In Vegas hatte ich jedoch auch noch eine zweite Familie. Während meiner Zusammenarbeit mit Mike wohnte ich im „Slammer“, dem außergewöhnlichen Haus meines lieben Freundes Penn Jillette. Penn, seine Frau Emily Zolten und seine beiden Kinder, seine Tochter Moxie und sein Sohn Zolten, waren die besten Gastgeber, die man sich vorstellen kann. Wenn ich mich abends einmal langweilte, besuchte ich die Aufführungen von Penn mit seinem Komiker- und Zauberer-Kollegen Teller. Wenn ich mir ein paar alte Unterhaltungsfilme anschauen wollte, waren Penns und Emilys Filmabende in ihrem Heimkino immer eine äußerst willkommene und zwerchfellerschütternde Angelegenheit.

Darüber hinaus stehe ich bei Mikes wunderbaren Freunden und Kollegen tief in der Schuld, die sich trotz ihres vollen Terminkalenders die Zeit nahmen, sich von mir interviewen zu lassen. Mein Dank gilt Brian Hamill, Craig Boogie, Calvin Hollins, Eric „EB“ Brown, David Chesnoff, Steve „Crocodile“ Fitch, David Malone, Frankie Mincieli, Jeff Greene, Hope Hundley, Jackie Rowe, Jay Bright, Lance Sherman, Latondia Lawson, Steve Lott, Mack Smith, Marilyn Murray, Mario Costa, Mark D’Attilio, Darryl Francis, Anthony Pitts, Michael Politz, Rick Bowers, Rodney Tyson,

Sean MacFarland, Muhammad Siddeeq, Tom Patti, Tony Anderson, Damon Bingham, Jim Voyles und Jeff Wald. Wir sind auch einem Mann zu Dank verpflichtet, dem wir nie begegnet sind, dem wir jedoch ausführlich zugehört haben. Am Beginn unserer Zusammenarbeit spielte mir Mike stundenlang Tonbänder vor, auf denen Cus und dessen Freunde und Kollegen mit einem jungen Journalisten in Catskill namens Paul Zuckerman sprachen. Diese Interviews waren ein großartiges Mittel, um Cus' Gedanken zu der Zeit zu verstehen, in der Mike gerade in sein Leben getreten war. Wir versuchten, Zuckerman aufzufinden, hatten dabei jedoch keinen Erfolg. Hoffentlich werden seine Erkenntnisse über Cus und seine cleveren Interviews vielleicht doch irgendwann auf irgendeine Weise veröffentlicht.

Ich schulde David Rosenthal, diesem außergewöhnlichen Verleger, großen Dank für seine unendliche Geduld und seine nüchterne Klugheit.

Mein Dank gilt auch Blue Rider Press, vor allem der Lektorin Vanessa Kehren. Weitere Mitarbeiter von Blue Rider, denen ich besonders danken möchte, sind Aileen Boyle, Sarah Hochman, Gregg Kulick, Phoebe Pickering, Brian Ulicky, Joe Benincase, Meredith Dros, Linda Rosenberg, Rob Sternitzky und Eliza Rosenberry.

Wie immer danke ich auch meinem wunderbaren Agenten David Vigliano für seine beharrliche Unterstützung und seinen Rat sowie seinem Assistenten Matthew Carlini für die Vorbereitung der fremdsprachigen Ausgaben dieses Buches.

Es wäre kein Mike-Tyson-Buch, wenn ich nicht einigen Anwälten danken würde. Mein langjähriger Anwalt, der verstorbene Laurie Rockett, arbeitete unsere erste Vereinbarung im Jahr 2008 aus. Eric Rayman kam dann im Jahr 2012 an Bord und leistete bei der Wiederbelebung des Projekts hervorragende Arbeit. Linda Cowen möchte ich für die Durchsicht des Gesamtmanuskripts danken. Wie immer gilt mein Dank auch meinem persönlichen Anwalt Charles DeStefano, der stets für mich da ist.

Dank auch dem größten Transkribierer, den ich kenne, Jill Matheson, dass er alles getan hat, um den Endtermin einzuhalten. Mein Dank gilt auch

Zachary Zimmerman für seine hervorragende Recherchetätigkeit. Alle auftauchenden Fragen konnte er nach kurzem oder längerem Surfen im Internet beantworten.

Schließlich möchte ich meiner eigenen Familie, Christy Smith-Sloman und Lucy, danken. Sie überstanden beide den Hurrikan Sandy und ernährten sich bei Kerzenschein von Erdnussbutter und Marmelade (oder in Lucys Fall von Erdnussbutter-Hundekeksen), während ich Tausende Meilen entfernt arbeitete. Christy hält mir bei meiner Arbeit immer den Rücken frei und erträgt meine Schrullen. Ich bin ihr für ihre Liebe ewig dankbar. Solange ich ihr gute Hundekekse mitbringe, kann ich auch weiterhin auf Lucy rechnen.

Bildnachweise

Erste Bildstrecke

Seite 1: (*oben links*) mit freundlicher Genehmigung von Mike und Kiki Tyson; (*oben rechts*) mit freundlicher Genehmigung von Mike und Kiki Tyson; (*unten*) © Steve Lott/Boxing Hall of Fame Las Vegas

Seite 2: (*oben*) © Ken Regan; (*unten*) © Steve Lott/Boxing Hall of Fame Las Vegas

Seite 3: © Steve Lott/Boxing Hall of Fame Las Vegas

Seite 4: © Steve Lott/Boxing Hall of Fame Las Vegas

Seite 5: (oben) © Ken Regan; (*unten*) © Ken Regan

Seite 6: © Lori Grinker/Contact Press Images

Seite 7: (*oben*) © Steve Lott/Boxing Hall of Fame Las Vegas; (*unten*) © Lori Grinker/Contact Press Images

Seite 8: (*oben*) © Richard Harbus/Bettmann/Corbis; (*unten rechts*) © Ken Regan; (*unten links*) © AFP/Getty Images

Seite 9: (*oben*) © Charlie Blagdon/Bettmann/Corbis; (*unten*) © Bettmann/Corbis

Seite 10: (*oben*) © Bettmann/Corbis; (*unten*) © Bettmann/Corbis

Seite 11: (*oben*) © Lori Grinker/Contact Press Images; (*unten*) © Bettmann/Corbis

Seite 12: (*oben*) © *The Ring* Magazin/Getty Images; (*unten*) © *The Ring* Magazin/Getty Images

Seite 13: (*oben*) © Steve Lott/Boxing Hall of Fame Las Vegas; (*unten*) © Steve Lott/Boxing Hall of Fame Las Vegas

Seite 14: © Steve Lott/Boxing Hall of Fame Las Vegas

Seite 15: (*oben*) mit freundlicher Genehmigung von Mike und Kiki Tyson; (*unten*) © *The Ring* Magazin/Getty Images

Seite 16: (*oben*) © Misha Erwitt/New York *Daily News* Archive via Getty Images; (*unten*) © Anthony Barbosa/Getty Images

Zweite Bildstrecke

Seite 1: mit freundlicher Genehmigung von Mike und Kiki Tyson
Seite 2: (*oben*) © Eugene Garcia/AFP/Getty Images; (*unten*) © John Ruthroff/AFP/Getty Images
Seite 3: © Lennox McLendon/Associated Press
Seite 4: © Jeff Haynes/AFP/Getty Images
Seite 5: © Mike Nelson/AFP/Getty Images
Seite 6: (*oben*) © Mike Nelson/AFP/Getty Images; (*unten*) © Mike Nelson/AFP/Getty Images
Seite 7: © Neil Leifer/*Sports Illustrated*/Getty Images
Seite 8: (*oben links*) mit freundlicher Genehmigung von Mike und Kiki Tyson; (*oben rechts*) mit freundlicher Genehmigung von Mike und Kiki Tyson; (*unten*) mit freundlicher Genehmigung von Mike und Kiki Tyson
Seite 9: © Trae Patton/NBCU Photo Bank
Seite 10: © AFP/Getty Images
Seite 11: (*oben*) mit freundlicher Genehmigung von Marilyn Murray; (*unten*) mit freundlicher Genehmigung von Mike und Kiki Tyson
Seite 12: mit freundlicher Genehmigung von Mike und Kiki Tyson
Seite 13: mit freundlicher Genehmigung von Mike und Kiki Tyson
Seite 14: (*oben*) mit freundlicher Genehmigung von Mike und Kiki Tyson; (*unten*) mit freundlicher Genehmigung von Mike und Kiki Tyson
Seite 15: mit freundlicher Genehmigung von Mike und Kiki Tyson
Seite 16: mit freundlicher Genehmigung von Mike und Kiki Tyson

Über die Autoren

Mike Tyson ist der frühere unangefochtene Weltmeister im Schwergewicht und der erste Boxer, der die drei wichtigsten Meisterschaftsgürtel im Profiboxen – der WBC, der WBA und der IBF – gleichzeitig trug. Tysons anhaltende Anziehungskraft auf das Publikum eröffnete ihm eine Karriere in der Unterhaltungsindustrie: Er spielte eine wichtige Rolle in den Erfolgsfilmen *Hangover* und *Hangover 2* und erhielt erst kürzlich hervorragende Kritiken für seine Solo-Show *Tyson – The Undisputed Truth.* Tyson gründete ein Mode-Unternehmen, die Mike Tyson Collection, und die Filmproduktionsfirma Tyrrhanic Productions, die gegenwärtig mehrere Filmprojekte entwickelt. Im Jahr 2011 wurde er in die Boxing Hall of Fame aufgenommen. Er lebt mit seiner Frau Kiki und den Kindern in Las Vegas.

Larry „Ratso“ Sloman wurde durch seine Zusammenarbeit mit Howard Stern bei dessen Büchern *Private Parts* und *Miss America* bekannt. In letzter Zeit arbeitete Sloman mit mehreren prominenten Unterhaltungsgrößen zusammen. Daraus resultierten die Bücher *The Secret Life of Houdini* des Zauberei-Theoretikers William Kalush, *Mysterious Stranger* des Zauberkünstlers David Blaine, *Ungeschminkt. Die offizielle Autobiografie* des Kiss-Schlagzeugers Peter Criss und *Scar Tissue. Der Sänger der Red Hot Chili Peppers – die Autobiografie* von Anthony Kiedis. Alle sechs Bücher waren *New York Times*-Bestseller.

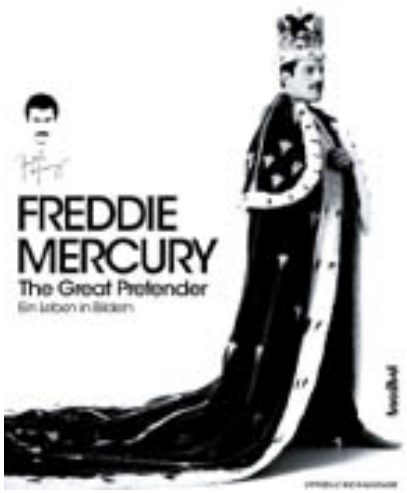
Curtis Jackson aka 50 Cent
50 cent: Dealer, Rapper, Millionär
Die Autobiografie
264 Seiten, Hardcover
ISBN Print: 978-3-85445-266-9

50 Cent ist als Rapper weltweit ein Idol. Als Buchautor zeigt er bemerkenswerte Talente: Denn er sprengt den üblichen Rahmen der Musikerautobiographie, weil er authentische Einblicke in eine amerikanische Realität liefert – in die HipHop-Kultur und ihre Verwurzelung auf den Straßen der Ghettos. In der Regel bekommt das Publikum von dieser Realität per MTV nur ein Zerrbild vermittelt.

In seiner Autobiographie beschönigt 50 Cent nichts – sein Motto (und auch der Titel seines ersten Albums) lautet: „Get Rich Or Die Trying“ – werde reich, oder stirb beim Versuch reich zu werden. Er wurde reich, sehr reich. Jetzt sagt er: „Ich schrieb dieses Buch, um die Welt, aus der ich komme, zu

erklären. Viele mögen mich für zu jung halten, um schon über mein Leben zu reflektieren. Aber ich würde meine Gaben verschwenden, wenn ich die Aufmerksamkeit, die man mir schenkt, nicht dazu nutzen würde, Licht auf die Erlebnisse und Erfahrungen zu lenken, die letztlich zu dem führten, was ich sage, und zu der Musik, die ich mache.“

50 Cent hat eine schonungslose Lebensgeschichte geschrieben. Es ist die Geschichte einer Generation, die keine Chancen hat. Es ist eine ehrliche und gewalttätige Geschichte, wie sie nur in den USA möglich ist. Es geht um eine Kindheit auf der Straße, um Drogen und Geld, um Leidenschaft und natürlich auch um Musik.



Sean O'Hagan

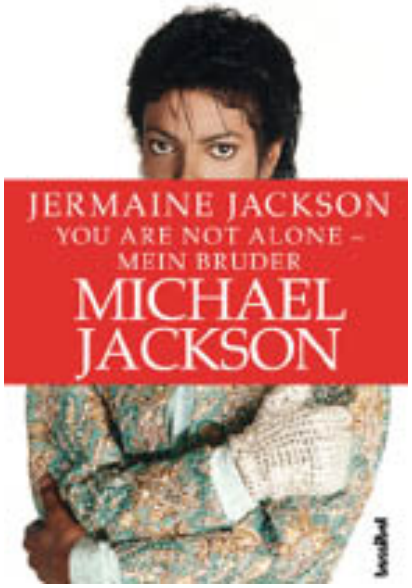
Freddie Mercury – The Great Pretender

Ein Leben in Bildern

Wattiertes Hardcover, 144 Seiten

ISBN Print: 978-3-85445-401-4

Freddie Mercury liebte die Kameras, und die Kameras liebten ihn. Der große Auftritt in schrillen Kostümen, das war sein Ding, und seine Ansage "Ich werde kein Rockstar sein, sondern eine Legende"sein Programm. Dieses farbenprächtige offizielle Buch erzählt mit vielen seltenen, teils exklusiven Fotos das Leben eines der größten Popstars. Das erste Foto von Freddie zeigt ihn im Alter von 6 Monaten mit seiner Mutter Jer Bulsara auf der Insel Sansibar, wo er auch aufwuchs. Er erhielt als Jugendlicher an der St. Peter's School zahlreiche Auszeichnungen und war bereits sehr kreativ. Viele Inspirationen, etwa für das Queen-Emblem oder den Klassiker "Bicycle", sammelte er schon in seiner Schulzeit. Seine Porträts von Jimi Hendrix oder Rock Hudson sowie Skizzen aus seiner späteren Zeit am Londoner Ealing College Of Art finden sich in diesem Buch wieder. Dazu handschriftliche Notizen für Songtexte. Den Kern des Buches bilden viele farbenprächtige Fotos aus allen Schaffensphasen dieser



Jermaine Jackson
You are not alone
Mein Bruder Michael Jackson
560 Seiten, Hardcover
ISBN E-Book: 978-3-85445-381-9
ISBN Print: 978-3-85445-380-2

Jermaine kennt seinen nur vier Jahre jüngeren Bruder von Geburt an so gut, wie es nur einem Familienmitglied möglich ist. Michael Jacksons Ansichten, seine Wünsche, Träume und Hoffnungen. Dabei geht Jermaine schonungslos offen mit den vielen Skandalen um, die seinen Bruder über viele Jahre begleiteten. Mit diesem ehrlichen, gleichzeitig aber auch sehr liebevollen Porträt bringt er uns den privaten Michael näher, nicht den „King of Pop“, den wir aus den Medien kennen.

Es war ein weltweites, sehr bewegendes TV-Ereignis, als Jermaine Jackson bei der Trauerfeier für seinen am 25. Juni 2009 verstorbenen Bruder Michael den Song Smile sang. In diesem Buch hat er seine Erinnerungen an den mit Abstand erfolgreichsten Star in seiner berühmten Familie niedergeschrieben. Viele Anekdoten und intime Einblicke hinter die Kulissen der Jackson-Familie sorgen dabei für spannenden Lesestoff. In

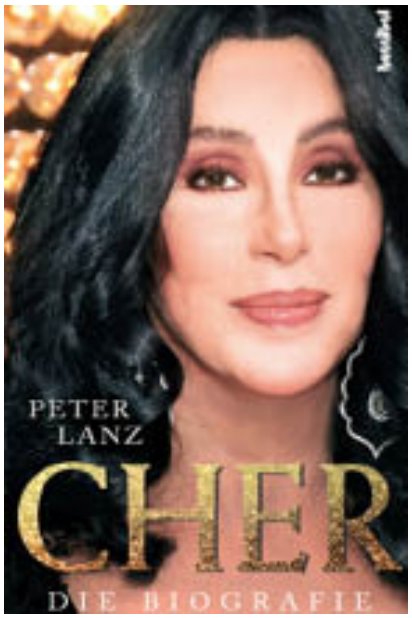
chronologischer Erzählweise beginnt er mit der gemeinsamen Kindheit und den ersten Erfolgen mit den Jackson Five bei Motown, wo der siebenjährige Michael Leadsänger wurde. Dann die Solo-Karriere, die Entwicklung des legendären Moonwalk, die weltweiten Erfolge. In den 1990er Jahren die Geschichten um Neverland, die schlimmen Anschuldigungen wegen Kindesmissbrauchs, erneute Anklage und spektakulärer Freispruch im Jahr 2005. Das angekündigte Comeback, der plötzliche und unerwartete Tod des Bruders. Jermaine kennt seinen nur vier Jahre jüngeren Bruder von Geburt an so gut, wie es nur einem Familienmitglied möglich ist. Michael Jacksons Ansichten, seine Wünsche, Träume und Hoffnungen. Dabei geht Jermaine schonungslos offen mit den vielen Skandalen um, die seinen Bruder über viele Jahre begleiteten. Mit diesem ehrlichen, gleichzeitig aber auch sehr liebevollen Porträt bringt er uns den privaten Michael näher, nicht den „King of Pop“, den wir aus den Medien kennen.

Mark Bego

Tina Turner – Die Biografie

336 Seiten, Hardcover mit Schutzumschlag
ISBN E-Book: 978-3-85445-392-5
ISBN Print: 978-3-85445-310-9

Kaum jemand kann auf eine derartig lange Karriere zurückblicken, und niemand strahlt im Alter von 70 Jahren (!) solch eine Energie aus: Tina Turner ist bis heute ein Sex-Symbol. Sie singt immer noch kraftvoll wie eh und je und zeigt selbstbewusst ihre legendären Beine. Seit mehr als 50 Jahren steht sie auf der Bühne und feiert nun im November 2009 ihren 70. Geburtstag. Geboren wurde Tina Turner mit dem bürgerlichen Namen Anna Mae Bullock am 26. November 1939 in Tennessee. Bis heute hat Tina Turner mehr als 170 Millionen Alben verkauft und als Solo-Künstlerin mehr als 500 Konzerte in 25 Ländern gegeben. Tina Turner ist Mutter von zwei Söhnen und lebt heute mit ihrem deutschen Lebensgefährten Erwin Bach bei Zürich und in Südfrankreich. Autor Mark Bego hat Tina Turner häufig getroffen und interviewt. Das bewegte Leben dieses einzigartigen Rockstars hat er in einem spannenden Buch zusammengefasst, das von der ersten bis zur letzten Zeile zu fesseln weiß.



Peter Lanz

Cher – Die Biografie

240 Seiten, Hardcover
ISBN E-Book: 978-3-85445-421-2
ISBN Print: 978-3-85445-420-5

Sie kennt alle Höhen und Tiefen des Showgeschäfts. Und sie kommt von ganz unten, hat sich über Jahrzehnte ihre Karriere zum Weltstar mühsam selbst aufgebaut: 300 Millionen verkaufte Tonträger, Oscar-, Grammy-, Emmy- und dreifache Golden-Globe-Preisträgerin, das ist ihre bisherige Bilanz. Und sie liebt den schrillen Auftritt: Cher ist heute in den Bereichen Musik, Film, Fernsehen und Mode eine Ikone der Popkultur.

Im Alter von sechzehn Jahren war Cherilyn Sarkisian noch eine mittellose Tänzerin in einer Go-go-Bar. In den 1960er Jahren landete sie dann als „Cher“ im Duett mit ihrem Ehemann Sonny einen Hit nach dem anderen. Nach der spektakulären Trennung von Sonny & Cher machte sie als Fotomodell und mit TV-Shows weiter. Den zweiten großen Durchbruch schaffte sie aber beim Film, als sie 1988 den Oscar als beste Hauptdarstellerin in „Mondsüchtig“ gewann. Und auch in der Musikszene setzte sie sich durch: Als einzige Künstlerin der Welt konnte sie seit 1965 in

jedem Jahrzehnt mindestens einen Nummer-1-Hit in den Billboard Charts verbuchen. Im Jahr 2013 wird sie mit Single, Album und Welttournee erneut für Furore sorgen. Ihr Motto: „This is a Woman`s World“. Autor Peter Lanz hat schon 1989 die erste Biografie von Cher veröffentlicht. Über vier Jahrzehnte hinweg verfolgte er den Lebensweg dieser vielseitigen und willensstarken Künstlerin. Cher selbst sowie viele andere Stars, Freunde und Kollegen kommen in diesem Buch ausführlich zu Wort. Einfühlsam und mit viel Liebe zum Detail schildert er, wie Cher sich immer wieder neu durchsetzen konnte. Die spannende Lebensgeschichte einer aufregenden Frau!

Jim DeRogatis, Greg Kot

Beatles gegen Rolling Stones

Die großen Rock’n’Roll-Rivalen

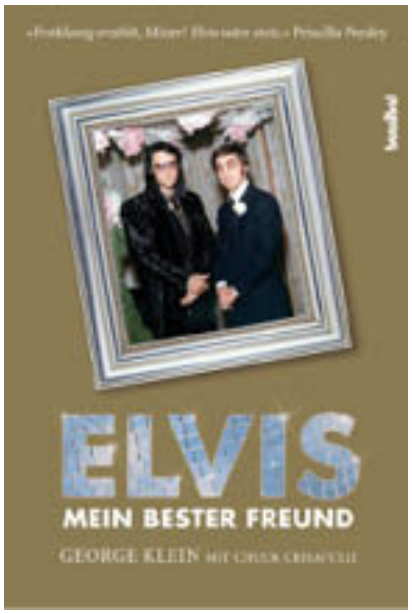
192 Seiten, Hardcover

ISBN Print: 978-3-85445-347-5

Perfekter Schwiegersohn oder Elternschreck? Nett und adrett oder frech und ungepflegt? Pilzköpfe oder lange Haare? Kreischende Teenies oder Rocker? Liverpool oder London? Lennon/McCartney oder Jagger/Richards? All You Need Is Love oder I Can Get No Satisfaction? Rock & Beat oder Rhythm & Blues? Zwei stilprägende Bands, die unterschiedlicher nicht sein können, beherrschen seit den 1960er Jahren die Musikwelt: die Beatles auf der einen Seite, die Rolling Stones auf der anderen. Privat sind sie durchaus befreundet, die Beatles komponierten sogar mit I Wanna Be Your Man den ersten Hit der Rolling Stones. Nach außen aber stehen die beiden epochalen Bands bis heute in offener Rivalität um die Fans. Seit einem halben Jahrhundert gibt es daher die Diskussion: Wer ist besser? Wer ist cooler?

In diesem wunderschön ausgestatteten Buch gehen die Autoren Jim DeRogatis und Greg Kot dieser Frage ein wenig augenzwinkernd, aber

akribisch recherchiert nach. Kapitel für Kapitel werden die Mode, die Kompositionen, der Gesang, die Gitarristen, Bassisten, Schlagzeuger, sogar die bahnbrechenden Doppelalben White Album und Exile On Main St. Analysiert und miteinander verglichen. Mit viel Sachverstand kommentieren die Autoren systematisch alle Aspekte, die den anhaltenden Erfolg der beiden Bands ausmachen. Viele seltene Fotos und Zeitdokumente illustrieren diesen prachtvollen Bildband über ein umstrittenes Thema. Besonderer Clou: Auf dem Titelbild findet sich ein riesiges Hologramm, das je nach Blickwinkel die Rolling Stones oder die Beatles zeigt. Ein schönes Geschenk für alle Sammler und Fans!

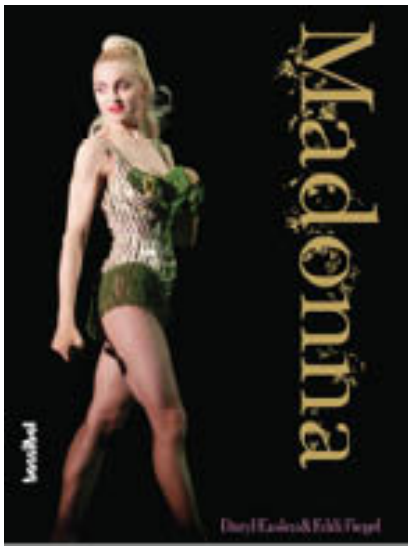


George Klein

Elvis – Mein bester Freund

384 Seiten, Hardcover
ISBN E-Book: 978-3-85445-338-3
ISBN Print 978-3-85445-328-4

Elvis Aaron Presley war gerade einmal 13 Jahre alt, als er 1948 mit seiner Familie von seinem Geburtsort Tupelo nach Memphis, Tennessee, umzog. Er war dort fremd, fand aber an der High School rasch neue Freunde. Mit einem verband ihn eine lebenslange enge Freundschaft: George Klein. Elvis nannte ihn immer nur »GK«. Elvis und GK wurden Freunde, lange bevor Elvis einer der wichtigsten Vertreter der Rock- und Popkultur des 20. Jahrhunderts wurde. Und auch als Elvis mit rund einer Milliarde verkaufter Tonträger zum weltweit erfolgreichsten Solo-Künstler geworden war, blieben sie in ständigem Kontakt. George Klein schreibt mit großer Zuneigung über seinen Freund. Seine Geschichte über einen der einflussreichsten Musiker des 20. Jahrhunderts enthält viele Anekdoten und Insider-Berichte über eine Persönlichkeit, die immer und überall im Mittelpunkt stand. Das Buch zeigt viele neue Facetten des Superstars Elvis - Pflichtlektüre!



Daryl Easlea, Eddi Fiegel

Madonna

208 Seiten, Hardcover mit Samtbeflockung und Speziallackierung

ISBN Print: 978-3-85445-394-9

300 Millionen verkaufte Tonträger weltweit, zahllose Hits wie „Like a Virgin“, „Vogue“, „Frozen“, „Music“ oder „Hung Up“; ausverkaufte Konzerte, ständige Präsenz in den Medien: Die Sängerin, Songschreiberin, Schauspielerin, Autorin, Regisseurin, Produzentin und Designerin Madonna ist eine Ikone der Popmusik. Madonna Louise Veronica Ciccone ist die kommerziell erfolgreichste Sängerin der Welt. Neben zehn Grammys erhielt sie auch zwei Golden Globes für ihre Filme. 2008 wurde Madonna in die Rock and Roll Hall of Fame aufgenommen. Dieser reich illustrierte Bildband stellt chronologisch jedes Album, jede Single, jede Tournee, jeden Film und vieles mehr aus ihrem Leben vor. Das Buch beschreibt auch, mit wem Madonna in den vielen Jahren ihrer Karriere zusammengearbeitet hat, ihre wechseln den Moden, ihre Männer, ihre Skandale. Jede Phase in Madonnas atemberaubender Karriere wird in Text und Bild beleuchtet.

Jon Bon Jovi

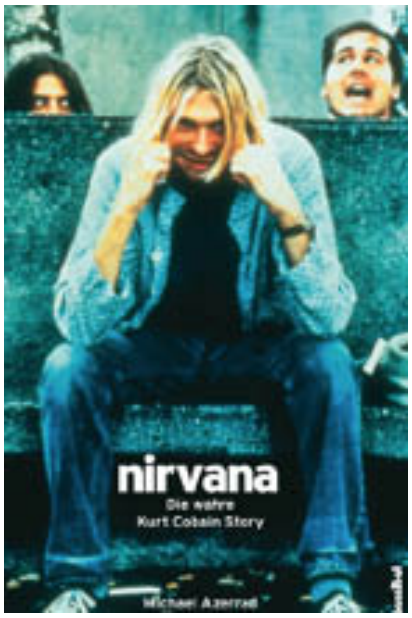
BON JOVI – When we were beautiful

Das offizielle Buch

192 Seiten, Hardcover

ISBN Print: 978-3-85445-323-9

Endlich ist es da, das offiziell erste von der Band vollständig autorisierte Buch über BON JOVI. Es erscheint zur Feier des 25. Geburtstags der Band, mit nie zuvor gezeigten Fotos und Texten von den Musikern. Ein schönes Geschenk an die Fans! Wer meint, er wisse schon alles über BON JOVI, der wird hier eines Besseren belehrt: Dieses offizielle Buch zeigt Jon, Richie, Dave und Tico nicht nur im Rampenlicht ihrer mitreißenden Konzerte, sondern auch viele private, beinahe schon intime Momente ihres Lebens abseits der Bühne. Von ihrer ersten gemeinsamen Zeit in New Jersey, den ersten Erfolgen, Höhepunkten und Niederlagen ihrer atemberaubenden Karriere bis hin zur umjubelten Lost Highway-Tour zeigt dieses Buch alle Facetten aus 25 Jahren der »Band Of Brothers«.



Michael Azerrad

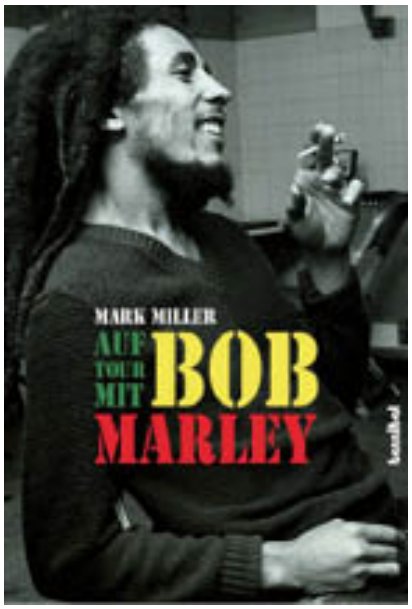
Nirvana

Die wahre Kurt-Cobain-Story

382 Seiten, Broschur

ISBN Print: 9-783-85445-099-3

Kurt Cobain, der »Kronprinz der Generation X« (Newsweek), erschoss sich am 8. April 1994 in seinem Haus in Seattle - wenige Monate zuvor hatte er dort gemeinsam mit Michael Azerrad die Arbeit an dieser einzigen autorisierten Nirvana-Biographie beendet. In schonungsloser Offenheit erzählt Cobain in den 18 Kapiteln aus seinem Leben, von seiner freudlosen Jugend in einer Kleinstadt, seinen emotionalen Verletzungen und physischen Leiden bis hin zu der Betäubung mit Drogen und dem zornigen Weltschmerz in seiner Musik, der ihn innerhalb von wenigen Jahren in die ungewollte Rolle eines Kulthelden katapultierte.



Mark Miller

Auf Tour mit Bob Marley

Ein Insider erzählt ...

208 Seiten, Broschur

ISBN E-Book: 978-3-85445-350-5

ISBN Print: 978-3-85445-349-9

Mehr als drei Jahre lang begleitete Mark Miller als Stage Manager Bob Marley, den Mitbegründer und bedeutendsten Vertreter des Reggae, bis zu dessen Tod 1981. Bis heute verehrt er diesen außergewöhnlichen Menschen, der weltweit wie ein Prophet gefeiert wurde. Bob Marley gilt bis heute als ein Held des Freiheitskampfes, er ist eine Ikone des 20. Jahrhunderts wie Che Guevara. Erstmals erzählt Mark Miller als Insider und Vertrauter, wie Bob Marley privat war, wie er dachte, was seine geradezu hypnotische Ausstrahlung ausmachte. Seine Religiosität, das Wechselspiel aus christlichem und traditionell afrikanischem Glauben als Rasta, Bob Marleys Lieblingsspeisen und -getränke. Er berichtet von teils unglaublichen Abenteuern und Erlebnissen in Afrika, Asien und Australien, wo tausende Fans zur Begrüßung die Straßen säumten. In Rom versammelte Bob Marley mit 200 000 Fans mehr Anhänger als der Papst.

Hollow Skai

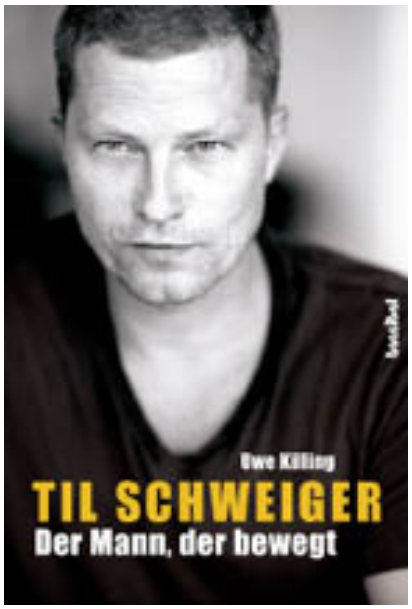
Sex, Love & Rock’n’Roll

320 Seiten, Broschur

ISBN E-Book: 978-3-85445-359-8

ISBN Print: 978-3-85445-358-1

Willkommen in der Welt der Doktorspiele und des Gruppensex, der obszönen Texte und gezielten Tabuverletzungen! Hollow Skai lädt Sie ein zu einer Reise, die aus den miefigen 1950ern, als Elvis noch ein Hüftschwung genügte, um die Welt zu empören, direkt in die Gegenwart führt, in der es zum guten Ton gehört, wenigstens bisexuell zu sein und sich von Madonna küssen oder von Eminem schwängern zu lassen. Mit »Sex, Love & Rock ‚n ‚Roll« präsentiert der »Großmeister der Kleinstform« (Amazon) die größten Affären und Rosenkriege der Pop-Geschichte, die begehrtesten Sexsymbole und die erfolgreichsten Ladykiller, die schärfsten Bad Girls und die geilsten Pin-ups. Und natürlich jede Menge Listen mit Songs über das Thema Nr. 1. Endlich erfahren Sie, warum so viele Musiker androgyn oder schwul sind, warum Popstars so oft mit Pornostars oder Supermodels liiert sind.



Uwe Killing
Til Schweiger
Der Mann, der bewegt
192 Seiten, Hardcover
ISBN E-Book: 978-3-85445-386-4
ISBN Print: 978-3-85445-385-7

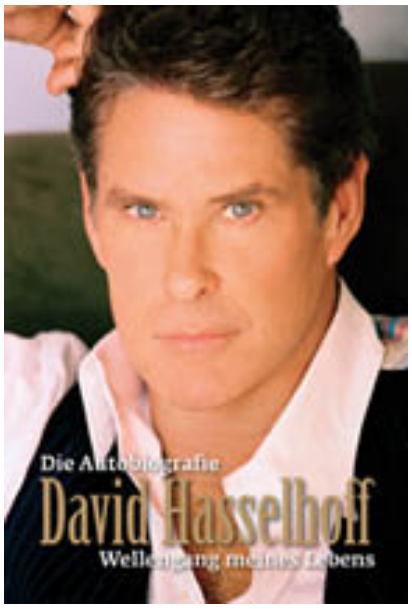
„Til Schweiger: Der Mann, der bewegt“ ist die erste umfassende Biografie über Deutschlands erfolgreichsten Mann vor und hinter der Kamera. Das Phänomen Til Schweiger: Was treibt ihn an? Was macht ihn so erfolgreich? Wie lebt er den Spagat zwischen seiner immer größer werdenden Filmfamilie und dem Familienvater Schweiger? Wie sehen ihn seine Freunde und Kollegen? Dieses Buch ist eine Mischung aus lebendiger Vita, Interviews und aktuellen Momentaufnahmen. Das Buch über einen Mann, der viel bewegt und ständig in Bewegung ist.

Til Schweiger ist ein Star des deutschen Kinos. Von seinem Kaliber gibt es nicht viele. Die Filme, in denen er mitspielte – von der knackigen Sexkomödie „Der bewegte Mann“ bis zum heiter-berührenden Familienfilm „Kokowääh“ – waren fast alle Kassenhits. Und auch international verschaffte er sich Anerkennung – mit seiner Mitwirkung in Filmen wie

„König Arthur“ oder „Inglourious Basterds“. Doch Schweigers Charme vor der Kamera ist nur eine Seite seiner Persönlichkeit: Der Schauspieler, der ursprünglich Lehrer werden wollte, ist inzwischen als Regisseur, Drehbuchautor und Produzent nicht minder erfolgreich. Von seinen vielen Fans wird er heiß geliebt. Und in der deutschen Kinoszene genießt Til Schweiger inzwischen großen Respekt. Denn er besitzt die Gabe, fesselnde Stoffe zu entwickeln, die Dinge hinter den Kulissen voranzutreiben und – vor allem – ein Millionenpublikum zu unterhalten.

www.hannibal-verlag.de

EDITION KOCH **Weitere Bestseller bei der Edition KOCH**



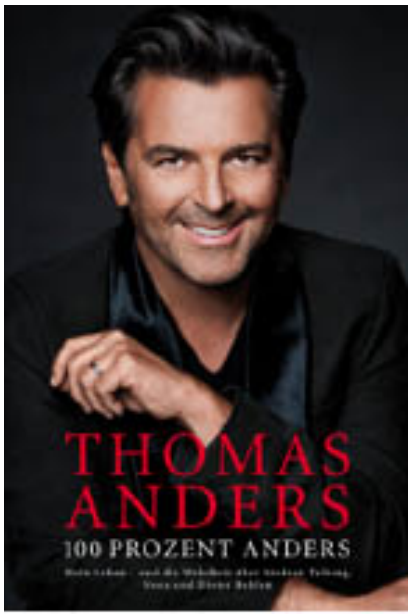
David Hasselhoff
Die Autobiografie
Wellengang meines Lebens
416 Seiten, Hardcover
ISBN Print: 978-3-7081-0511-6

David Hasselhoff ist ein Superstar mit Licht und Schatten. Seine jahrzehntelange Karriere ist geprägt von phantastischen Erfolgen als Schauspieler und Sänger, aber auch von immer wiederkehrenden Alkoholproblemen. In seiner Autobiografie spricht er erstmals ganz offen über seine persönlichen Krisen und gewährt dem Leser tiefe Einblicke in sein innerstes Seelenleben.

International bekannt wurde David Hasselhoff durch seine Hauptrollen in den Fernsehserien Knight Rider und Baywatch, die längst Kult sind. Aber auch als Sänger schaffte er den großen Durchbruch: 1989 nahm er mit dem deutschen Produzenten Jack White „Looking for Freedom“ auf, das zum bestverkauften Album des Jahres avancierte. 1989 sang Hasselhoff

„Looking for Freedom“ an der Berliner Mauer vor über 500.000 Menschen. Insgesamt erhielt er weltweit 45 Gold- und Platinauszeichnungen für seine zahlreichen Musikproduktionen.

Seine erstmals in Großbritannien veröffentlichte Autobiografie „Making Waves“ notierte dort auf Platz 2 der Jahresbestsellerliste und entwickelte sich auch in den USA zu einem riesigen Erfolg. Die deutsche Ausgabe wurde von David Hasselhoff vollständig überarbeitet und aktualisiert.



Thomas Anders, Tanja May

100 Prozent Anders

Mein Leben und die Wahrheit über Modern Talking, Nora und Dieter Bohlen

320 Seiten, Hardcover

ISBN E-Book: 978-3-7081-0518-5

ISBN Print: 978-3-7081-0517-8

»100 PROZENT ANDERS« ist mehr geworden als nur eine spannende, unterhaltsam geschriebene Bilanz eines der erfolgreichsten deutschen Popmusikers. Es ist ein Buch, das allen Modern Talking Fans und den Wegbegleitern dieses Musikgenres jene Zeit noch einmal deutlich vor Augen führt und bisher verschwiegene Wahrheiten fesselnd dokumentiert.

Mit Modern Talking verkaufte Thomas Anders mehr als 120 Millionen CDs. Im Sommer 2003 trennte sich das Duo - doch während seither nur andere über Thomas Anders schrieben und redeten, schwieg der Sänger – und machte Musik: Allein im letzten Jahr erntete er Gold und Platin. Mehr als eine halbe Million Fans kauften allein in Russland das neue Thomas-Anders-Album Strong. Nun hat Thomas Anders seine Erinnerungen (mit Unterstützung von Tanja May) aufgeschrieben: Offen und ohne falsche

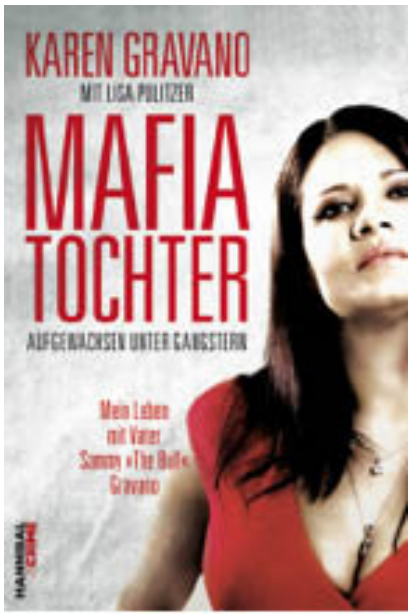
Eitelkeit erzählt Anders in seiner Autobiografie über seine Kindheit, über erste Konflikte mit der Presse und wie es zu frühen Berührungen mit dem anderen Geschlecht kam. Den größten Raum in seinem Buch nimmt die Erinnerung an die Zeit mit Modern Talking ein: »Dieter Bohlen tritt in mein Leben – und der Wahnsinn hat einen Namen«. Ohne aber je den Anschein zu erwecken, auf billige Weise Revanche nehmen zu wollen, schildert Anders amüsant und offen, wie Modern Talking das wurde, was es war und wer hinter dem Menschen Dieter Bohlen steckt. Als Insider vermittelt Thomas Anders dem Leser einen ehrlichen Blick hinter die Kulissen des bunten, glitzernden Musikbusiness und der Tricks und Fußangeln, die das Showgeschäft beherrschen. Natürlich spielt in dem Buch auch seine Ex-Frau Nora eine wichtige Rolle. »100 PROZENT ANDERS« ist mehr geworden als nur eine spannende, unterhaltsam geschriebene Bilanz eines der erfolgreichsten deutschen Popmusikers. Es ist ein Buch, das allen Modern Talking Fans und den Wegbegleitern dieses Musikgenres jene Zeit noch einmal deutlich vor Augen führt und bisher verschwiegene Wahrheiten fesselnd dokumentiert.

www.editionkoch.de

Neal Hall
Blutgeld – Undercover bei den Hells Angels
208 Seiten, Broschur
ISBN E-Book: 978-3-85445-398-7
ISBN Print: 978-3-85445-397-0

Das Chapter in Vancouvers East End galt als eine Art Elite der Hells Angels und entzog sich über viele Jahre erfolgreich den polizeilichen Ermittlungen. Schon lange war die Polizei ihnen auf der Spur, konnte ihnen aber nie etwas nachweisen. Das änderte sich, als Michael Plante wegen Entführung und Körperverletzung angeklagt und inhaftiert wurde. Man bot ihm einen Deal an: Künftig sollte er für die Polizei als Informant arbeiten, dafür würde ihm die Strafe erlassen und obendrein sollte er eine stattliche Geldsumme erhalten: 1 Million Dollar! „Nur eine tote Ratte ist eine gute Ratte“, hatten ihm die Hells Angels eingeschärft, denn eines war klar: Wer die Hells Angels verrät, der riskiert sein Leben. Plante zögerte, aber an einem gewissen Punkt gab es kein Zurück mehr. Rund um die Uhr wurde er nun

beschattet, trug teilweise Funkmikrofone bei sich und wurde so zu den Augen und Ohren der Polizei.



Karen Gravano, Lisa Pulitzer
Mafiatochter – Aufgewachsen unter Gangstern
Mein Leben mit Vater Sammy „The Bull“ Gravano
304 Seiten, Broschur
ISBN E-Book: 978-3-85445-388-8
ISBN Print: 978-3-85445-387-1

Für Karen Gravano hatte das Leben als „Mafia-Prinzessin“ viele Vorzüge: Man behandelte sie voller Respekt, ihr Vater hatte eine Pferdezucht in New Jersey, in Cream Ridge erlebte sie wundervolle Sommerferien. Sie war 12 Jahre alt, als sie erfuhr, was ihr Vater „beruflich“ wirklich machte, was es mit den geheimen Treffen auf sich hatte, den geflüsterten Gesprächen, den merkwürdigen Ritualen, den Leibwächtern und den vielen Waffen in ihrem Heim in Brooklyn. Karen Gravano ist die Tochter von Sammy „The Bull“ Gravano, einem der gefürchtetsten Mafiabosse, der rechten Hand des „Paten“ John Gotti. Als sie 19 Jahre alt war, wendete sich ihr Vater von der Mafia ab und war der bis dahin ranghöchste Gangster, der als Zeuge gegen den Mafia-Clan aussagte. Er wurde ein sogenannter Pentito, der die Omertà brach. Insgesamt 19 Morde wurden ihrem Vater nachgewiesen. Als

Gegenleistung für die Zeugenaussage betrug sein Strafmaß nur 5 Jahre Haft.

www.hannibal-verlag.de

This file was downloaded from Z-Library project

Your gateway to knowledge and culture. Accessible for everyone.

z-library.sk z-lib.gs z-lib.fm go-to-library.sk

Official Telegram channel

Z-Access

https://wikipedia.org/wiki/Z-Library